8° Geo. U. 507 c

Blanc

GESCHENK

Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich
für Hauslehrer auf dem Lande, ſo wie zum
Selbſtunterricht.

Von

D. Ludwig Gottfried Blanc,

Domprediger und Profeſſor zu Halle.

Dritte,
verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Die allgemeine Einleitung, die Pyrenäiſche Halbinſel, Frankreich,
das Britiſche Reich, die Niederlande, die Schweiz und die
Skandinaviſchen Reiche.

Mit erläuternden Abbildungen.

Halle,
bei C. A. Schwetſchke und Sohn.
1837.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FREIB

Vorrede
zur erſten Auflage.

Meine Abſicht bei der Ausarbeitung dieſes Handbuchs war, Lehrern an höheren Bürgerſchulen und Gymnaſien, vorzüglich aber Hauslehrern auf dem Lande, ein Hülfsmittel zu reichen, welches ihnen in gedrängter Kürze alles dasjenige gewährte, was ſie ſonſt mühſam aus einer Menge von Büchern zuſammenſuchen müßten, deren Anſchaffung oder Gebrauch ihnen nicht einmal immer zu Gebote ſteht. Zu gleicher Zeit wollte ich auch Perſonen aus den gebildeten Ständen, Frauen ſowohl als Männern, eine Gelegenheit darbieten, auf eine leichte und angenehme Weiſe dem ſo gewöhnlichen Mangel an Länder= und Völkerkunde abzuhelfen.

Wie der geographiſche Unterricht auf den Schulen unſeres Vaterlandes in der jetzigen Zeit beſchaffen iſt, weiß ich nicht aus eigner Erfahrung zu ſagen. Nach dem Urtheil ſachkundiger Männer aber iſt er im Ganzen genommen höchſt mangelhaft: dürftig und überladen zu gleicher Zeit. Dieſes, weil oft während ſeiner ganzen Schulzeit der Schüler bei einigen wenigen Ländern, welche mit übertriebener Genauigkeit abgehandelt werden, verweilen müſſe, und alſo ohne eigentliche geographiſche, d. h., das Ganze der Erde umfaſſende Kenntniſſe, entlaſſen werde; jenes, weil der Unterricht ſich meiſtens auf eine dürre Aufzählung der Gränzen, Gebirge, Flüſſe, Städte eines Landes beſchränke, ohne irgend ein anſchauliches lebendiges Bild des Landes und ſeiner Bewohner zu gewähren. Die vielen mir bekannt gewordenen Lehrbücher der Geographie, welche die neuere Zeit in ungewöhnlicher Fülle hervorgebracht hat, ſcheinen allerdings dieſes Urtheil zu beſtätigen. Sie ſind alle mehr oder weniger

reich an Namen von unzähligen unbedeutenden Dörfern und Flecken, an Zahlen der Einwohner, der Quadratmeilen, des Viehſtandes und ähnlichem ſtatiſtiſchen Detail; aber das, was jeder Beſchreibung erſt Leben und Anſchaulichkeit geben kann, die eigentliche Natur des Landes, die klimatiſchen und phyſiſchen Eigenthümlichkeiten deſſelben, die Art und Bildung der Bewohner, die Schickſale des Landes in verſchiedenen Zeiten, woraus doch meiſt erſt der gegenwärtige Zuſtand begriffen werden kann: dieſe geſchichtliche, phyſiſche und ächt menſchlich intereſſante Seite der Länderkunde ſcheint mir in allen geographiſchen Lehrbüchern mehr als billig in den Schatten geſtellt, und die Länder erſcheinen daher in ſolchen einander eben ſo ähnlich, als ſie uns etwa die Landcharten darſtellen*).

Für die Geographie als beſondre Wiſſenſchaft mögen ſolche Bücher vortrefflich ſeyn: zum Schulgebrauch, zum Unterricht der Jugend und zur Selbſtbelehrung ſind ſie gewiß höchſt unbequem und ungenügend. Denn unmöglich kann doch dieſe Fülle ſtatiſtiſcher Notizen, die auch im günſtigſten Falle kaum für den Augenblick wahr ſind, wo ſie niedergeſchrieben wurden, einen Gegenſtand des Unterrichts in Schulen ausmachen, und jeder Lehrer muß ſich daher genöthigt ſehen, aus dem, was ſein Handbuch ihm darbietet, dasjenige herauszuwählen, was ihm das Wichtigſte erſcheint, und nächſtdem muß er wünſchen, dieſes Wichtigere auch genauer und anſchaulicher beſchreiben zu können, als es in dem zu einem, wie es ſcheint, ganz andern Zweck gearbeiteten Buche geſchieht: er muß wünſchen, das geographiſch-ſtatiſtiſche Gerippe mit Fleiſch und Blut zu bekleiden. Zwar liefern die beſten unſrer geographiſchen Werke eine reiche Litteratur an der Spitze jeder Landesbeſchreibung: aber ſchwer-

*) Anmerkung. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß ich dies vor 16 Jahren geſchrieben, und daß ſeitdem, wie ſo manche für Schulen erſchienene geographiſche Werke, beſonders die verdienſtlichen Arbeiten Volgers, Hoffmanns u. a. beweiſen, der Unterricht in der Geographie, wenigſtens in vielen Schulen, unendlich verbeſſert worden iſt. Aber auch bei dieſem ganz veränderten Zuſtande der Dinge wird mein Handbuch, wie ich hoffe, immer noch zweckmäßig gefunden werden.

lich möchten viele Lehrer die Mittel oder auch nur die Muße haben, jene oft bändereichen, koſtbaren, zum Theil in fremden Sprachen geſchriebenen und ſeltenen Werke zu benutzen. — Und was ſoll nun vollends der Hauslehrer, vorzüglich auf dem Lande beginnen, dem, wenn auch nicht die Ueberzeugung, daß es ſo am beſten ſey, gewiß doch die Beſchränktheit ſeiner Zeit gebietet, den Unterricht nicht in allzuviele Fächer zu zerſplittern, ſondern unter Einem Titel und in Einer Stunde ſo viel wiſſenswürdige verwandte Gegenſtände als möglich zuſammenzufaſſen? der vielleicht mit ſchätzbaren gelehrten Kenntniſſen die Univerſität verlaſſen, aber, gerade weil er die letzten Jahre den eigentlich gelehrten Studien obgelegen, in der Erdkunde, die er ſelbſt auf Schulen nur dürftig kennen gelernt, zurückgekommen iſt? was ſoll er anfangen auch mit den beſten und bändereichſten geographiſchen Lehrbüchern, welche ihm nur eine Fülle bieten, die er vernünftiger Weiſe ſeinen Zöglingen nicht mittheilen darf, und dagegen ihn in der peinlichſten Verlegenheit laſſen, wo es Beſchreibung eines Landes, eines Volkes gilt? woher ſoll er die ihm fehlenden Kenntniſſe, die ihm unzugänglichen Hülfsmittel ſich verſchaffen? — Endlich iſt gewiß auch vielen Eltern, die Muße und Luſt haben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, denen es aber, wie leider ſo unendlich häufig, an Kenntniſſen der Art fehlt, mit einem Werke gedient, welches, wie ich glaube, alles enthält, was der Jugend und jedem Gebildeten überhaupt in dieſer Hinſicht zu wiſſen nöthig iſt.

Dieſen allen, und jedem, dem es zur Selbſtbelehrung um eine genauere Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner zu thun iſt, glaube ich mit gegenwärtigem Handbuche keine unwillkommene Gabe zu bieten und zugleich eine Lücke in unſrer geographiſchen Litteratur auszufüllen. Denn ob mir gleich während der Arbeit zwei einigermaßen ähnliche Werke zu Geſicht gekommen, Zachariä nemlich und Galletti*),

*) Zachariä Lehrbuch der Erdbeſchreibung in natürlicher Verbindung mit Weltgeſchichte, Naturgeſchichte und Technologie, für Bürgerſchulen und Privat-Unterricht. Altona, bei Hammerich. 1820.
Galletti Beſchreibung von Deutſchland. Gotha, bei Ettinger. 1821

ſo iſt doch das erſtere, welches in Einem Bande alle Länder der Erde umfaßt, zu ungenügend, und letzteres beſchäftigt ſich allein mit Deutſchland. Wer aber mit dieſen Anſichten nicht einverſtanden ſich nach einem rein geographiſchen Leitfaden zum Unterricht umſieht, dem wüßte ich nichts Beſſeres zu empfehlen, als das kürzlich erſchienene, mit ausgezeichneter Beſonnenheit und Strenge gearbeitete „Hodegetiſche Handbuch der Geographie, zum Schulunterricht, von Selten. Halle bei Hemmerde und Schwetſchke. 1820. 2 Bdchen." *). Eben dieſer Verfaſſer iſt es auch, der mit vielleicht nur zu großer Strenge die vorhin erwähnten Mängel des gewöhnlichen geographiſchen Unterrichts in Schulen rügt.

Wie es der Titel des gegenwärtigen Werks beſagt, ſo habe ich mich überall auf das Wiſſenswürdigſte zu beſchränken geſucht, theils weil nur dies mitgetheilt zu werden verdient, theils weil eine größere Ausführlichkeit das Buch ſelbſt vertheuert und weniger brauchbar gemacht haben würde. Der allgemeinen Einleitung, welche die ſogenannte mathematiſche und phyſiſche Geographie enthält, habe ich eine größere Ausdehnung gegeben und mehr Gegenſtände darin aufgenommen als gewöhnlich geſchieht, weil ich aus Erfahrung weiß, daß gerade dies der wißbegierigen Jugend das Intereſſanteſte zu ſeyn pflegt, und weil ohne dieſe allgemeinen phyſiſchen Vorkenntniſſe aller geographiſche Unterricht vergeblich iſt. Der Rath und die Verbeſſerungen ſachkundiger Freunde ſind mir bei dieſen mir etwas fremderen Gegenſtänden von großem Nutzen geweſen. Bei meiner geographiſchen Beſchreibung der Länder ſelbſt tritt allerdings die topiſche Kenntniß derſelben etwas zurück, theils weil ich glaube, daß hier die fleißige Anſchauung der Landcharte, deren ununterbrochenen Gebrauch beim Unterricht ich als ganz unerlaßlich vorausſetze, unendlich mehr wirkt, als das noch ſo genau geſchriebene Wort, theils weil mir dies überhaupt mehr Sache des Lehrers als des Lehrbuchs zu ſeyn ſcheint: nur für einen reichen Stoff hat dieſes zu ſorgen; die Methode bleibt billig dem Lehrer überlaſſen. Dagegen habe ich mich bemüht, die klimatiſchen und phyſiſchen Eigenthüm-

---

*) Anm. Wovon kürzlich die 10te Auflage erſchienen iſt.

lichkeiten der Länder, die jedem allein eignen Producte und ihre Verarbeitung, die Art und den Charakter der Bewohner, ihre Religion, Sitten, Vergnügungen u. ſ. w. mehr und ausführlicher herauszuheben, weil dies, und nicht die Kenntniß von einer Unzahl unbedeutender Oerter, das Bild eines Landes giebt. Eben ſo, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden und um nicht etwas zu lehren, was doch, weil es an ſich unintereſſant iſt, bald wieder vergeſſen würde, habe ich mich auf die genauere Beſchreibung der wichtigſten Städte und beſonders der Hauptſtadt jedes Landes beſchränkt, letzteres vorzüglich deshalb, weil die meiſten europäiſchen Hauptſtädte das zuſammengedrängte Bild der Cultur des ganzen Landes darzuſtellen pflegen. — Die Bewohner eines Landes aber kennt man nur dann, wenn man ſie eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, ihre Schickſale, ihre Entwickelung, ihre Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften beobachtet: darum habe ich jedem Lande eine Geſchichte und Litteratur deſſelben beigefügt. Die Geſchichte ſollte aber nicht ein dürftiges Fürſten-Verzeichniß ſeyn, ſondern vorzüglich eine Schilderung der eigentlichen Lebenspunkte eines Volkes. Eben ſo wenig konnte ſie manche geiſtvolle, aber noch ſtreitige neuere Anſichten aufnehmen, ſondern mußte ſich im Ganzen genommen an das halten, was einmal allgemeine Geltung gewonnen. Das nemliche gilt von manchen wiſſenſchaftlichen Anſichten, vorzüglich in der Einleitung, worüber die Meinungen noch getheilt ſind und wo der Jugendlehrer neutral bleiben muß. Dieſe Neutralität konnte aber nicht auf religiöſe und politiſche Gegenſtände ausgedehnt werden, und hier habe ich natürlich meine Geſinnung nicht verleugnet, doch wie ich hoffe unparteiiſch und ohne Bitterkeit ausgeſprochen, ſo daß überall nur die Thatſachen reden; denn die Jugend ſoll in aller Wahrheit unterwieſen, aber nicht fanatiſirt werden. — Mit einem Worte: ich habe geſucht das zu geben, was jeder Gebildete gern von einem fremden Lande und deſſen Bewohnern zu wiſſen wünſcht.

Aus dieſen Anſichten folgte nun für mich die Nothwendigkeit, manchem kleinern, aber durch Natur und Geſchichte ausgezeichneten Lande einen größern Raum und eine ausführlichere Bearbeitung zu widmen, als manchem unendlich

größern aber unwichtigern: die neueren, oft nach Regierungs-Bedürfniſſen wechſelnden Eintheilungen der Länder nur leicht anzudeuten; dagegen die älteren geſchichtlich begründeten und im Munde des Volks lebenden Namen und Eintheilungen herauszuheben, wie dies namentlich bei Frankreich, bei manchen deutſchen Staaten u. ſ. w. geſchehen iſt: hier oder da einen wenig bekannten Gegenſtand ausführlich zu beſchreiben, bekannteres dagegen nur kurz zu berühren: Maſchinen und Inſtrumente, inſofern ſie allgemein gekannt zu werden verdienen, zu beſchreiben und ſelbſt durch Zeichnungen zu erläutern, doch ſo, daß nur die Idee derſelben, das Weſentliche, nicht die unendlichen Verbeſſerungen, die man ſpäter angebracht, angedeutet würden. Dies letztere zu leiſten, wäre ohnehin in einem Handbuche unmöglich geweſen; wer aber meine Beſchreibung, z. B. einer Dampfmaſchine geleſen, wird gewiß jede auch noch ſo künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine der Art, wie ſie in der Wirklichkeit gefunden wird, mit leichter Mühe begreifen. — Wie Zeichnungen und Umriſſe ſich zu den Meiſterwerken der Malerei und Baukunſt verhalten, die ſie darſtellen, ſo wollte ich, ſollte mein Buch ſich zu dem verhalten, was die eigne Anſchauung einem geiſtvollen Reiſenden gewährt.

Begreiflicherweiſe kann niemand alle Länder der Erde zum Behuf eines ſolchen Handbuchs bereiſen, um ſie nach eigner Anſchauung zu beſchreiben, und eben ſo wenig die Geſchichte jedes Landes in ihren erſten Quellen erforſchen; ich mußte mich auf frühere Werke verlaſſen: mein Werk iſt alſo freilich nur eine Compilation; aber auch eine ſolche kann mit Kritik, geſunder Wahl, Geſchmack und Geiſt gearbeitet ſeyn. Ob mir dieſes auch nur einigermaßen gelungen, müſſen Andere entſcheiden.

Leicht wäre es mir geweſen, mehrere hundert Werke anzuführen, die ich wirklich und wie ich glaube fleißig und ſorgfältig benutzt habe; Kenner aber werden ohnehin die Quellen leicht entdecken, aus denen ich geſchöpft habe, und beurtheilen, ob ich das Beſte gekannt und das Wichtigſte daraus gewählt.

Blanc.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Ueber den Charakter, den Plan und die Beſtimmung dieſes Handbuchs habe ich mich in der Vorrede zur erſten Auflage ausführlich erklärt, welche eben deshalb hier wieder abgedruckt erſcheint. Es bleibt alſo nur übrig von dem zu reden, was ich für dieſe dritte Auflage gethan. Mit Ausnahme der hiſtoriſchen Theile dieſes Werks, worin ich nur einige von mir ſelbſt entdeckte oder von Freunden mir angezeigte einzelne Irrthümer berichtigt und hin und wieder das Reſultat neuer Forſchungen angedeutet habe, möchte ſich wohl nicht leicht eine Seite des Buches finden, welche ohne Verbeſſerungen, Berichtigungen und Zuſätze geblieben wäre. Außer den vielen geographiſchen und topographiſchen Werken, an welchen die letzten Jahre in Deutſchland ſo unglaublich fruchtbar geweſen ſind, und den neueſten Reiſen, welche ich zu Rathe ziehen konnte, bin ich diesmal noch von vielen Seiten freundlich unterſtützt worden. Aus beinahe allen Theilen von Deutſchland ſind mir Berichtigungen von an Ort und Stelle lebenden Männern zugekommen, und mehrere bedeutende Länder, namentlich Frankreich, Schweden und die öſterreichiſche Monarchie ſind von namhaften dortigen Gelehrten genau durchgeſehen und berichtigt worden. Alle dieſe Hülfsmittel habe ich gewiſſenhaft benutzt, die Gebirge und Flüſſe vollſtändiger und genauer angegeben als es früher geſchehen war, auf die Bezeichnung der Ausſprache und der Betonung fremder Namen und Wörter die möglichſte Sorgfalt gewendet und die früher etwas vernachläſſigte Litteratur einiger Völker ſorgfältiger und vollſtändiger behandelt, ſoweit es der allgemeine Plan meines Handbuchs

zuließ. Denn hier, in zu großer Ausführlichkeit, lag für mich die Klippe, welche am ſchwerſten zu vermeiden war. Nichts wäre leichter geweſen als mein Buch mit einer unendlichen Menge von Ortsnamen und ſtatiſtiſchem Detail zu bereichern, aber eben dadurch hätte ich den Charakter des Ganzen und ſeine Eigenthümlichkeit vernichtet. Es ſoll dies Handbuch keine vollſtändige Geographie, noch viel weniger eine genaue Statiſtik der Länder ſeyn; ſondern was ein gebildeter Reiſender von einem Lande, welches er betritt, vorzugsweiſe zu wiſſen und allenfalls zu ſehen wünſcht, was ihm ein möglichſt anſchauliches Bild der Natur des Landes, des Volks, ſeiner Geſchichte, Litteratur und Kunſt geben kann, nur das konnte ich als für mich brauchbar erkennen. Alle jene ſtatiſtiſchen Notizen aber, über die Zahl der Einwohner, des Viehſtandes, der Webeſtühle u. ſ. w., deren Richtigkeit immer nur ſchwach verbürgt iſt, und welche kaum ſo lange wahr ſind als die Dinte, womit man ſie niederſchrieb, Zeit braucht um zu trocknen; alle jene lebloſen und unanſchaulichen Anhäufungen von topographiſchem Detail, jene bloße Aufzählung von Merkwürdigkeiten, die ſich an einem Orte finden ſollen, ohne daß man dadurch ein Bild jenes Ortes gewönne, habe ich auf das ſtrengſte aus meinem Handbuche entfernt zu halten geſucht; dagegen aber mit der größten Mühe mir ſelbſt eine klare Anſchauung derjenigen Oertlichkeiten zu verſchaffen geſtrebt, welche mir der Berückſichtigung und der Darſtellung würdig ſchienen. Wer meine Beſchreibungen von Paris, London, Rom ꝛc. mit dem vergleicht, was über dieſe Städte auch in den allerdings viel vollſtändigeren Werken unſrer berühmteſten Geographen geſagt iſt, wird hoffentlich geſtehen müſſen, daß meine Darſtellung ihm ein viel anſchaulicheres Bild giebt und ihn gewiſſermaßen an Ort und Stelle verſetzt.

Den Vorwurf, welchen man mir wohl gemacht hat, daß mehreres ſchon veraltetes in meinem Buche erwähnt, manches dagegen der unmittelbaren Gegenwart angehörendes darin vermißt werde, muß ich freilich über mich ergehen laſſen; denn theils iſt es faſt unmöglich ſich von allen Theilen der Erde die nagelneuſten Notizen zu verſchaffen, theils lag mir auch, nach der ganzen Anlage des Buchs, viel we-

niger daran den, beſonders in unſeren Tagen, ſo unendlich ſchnell wechſelnden Moment der Gegenwart zu fixiren, als vielmehr gerade den älteren, bisherigen Zuſtand treu, wahr und vollſtändig zu ſchildern, aus welchem eben die gegenwärtigen Sitten und Verfaſſungen, der Geiſt und die Bildung der Völker hervorgegangen ſind. Mein Handbuch, wie es keine eigentliche Geographie und Statiſtik ſeyn ſoll, ſo ſoll es noch viel weniger den Charakter einer Zeitung haben, ſondern vielmehr den einer Reiſebeſchreibung, deren Werth, wenn ſie ſonſt nur einen hat, dadurch wohl nur wenig geſchmälert wird, daß zwiſchen der Reiſe nnd dem Drucke ſchon ein paar Jahre verfloſſen ſind.

Eben ſo wenig wird es mir gelungen ſeyn anderen, aber freilich nicht ganz billigen Anforderungen, zu genügen; der Lokalpatriotismus, beſonders ſolcher Länder, denen der Himmel weder geſchichtliche Bedeutung noch Naturmerkwürdigkeiten verliehen, wird mir zürnen, daß ich nicht alles ihm wichtig ſcheinende erwähnt habe, ohne zu bedenken, daß ich, um ihn zu befriedigen, ein Buch von wenigſtens eben ſo viel Bänden in Folio ſchreiben müßte, als das meinige Octavbände enthält: und wie ernſtlich ich auch bemüht geweſen bin in der Geſchichte und in der Erwähnung religiöſer Verhältniſſe sine ira et studio zu ſchreiben, und alles, was andersdenkende verletzen könnte, namentlich aber auch den leiſeſten Anflug der Frivolität im Urtheil, oder der unbilligen Parteilichkeit zu vermeiden, ſo werde ich ohne Zweifel doch Anſtoß geben da, wo man am liebſten die eigne Geſchichte früherer Zeiten ignoriren möchte, oder bei ſolchen, welche nun einmal die wahre, wenn auch noch ſo ſchonend ausgeſprochene, Darſtellung des Verhältniſſes der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen nicht ertragen können.

Die Charten, welche diesmal mein Buch begleiten, ſollen hoffentlich die Brauchbarkeit deſſelben erhöhen. Es war längſt der Wunſch meiner geehrten Hrrn. Verleger dem Werke eine ſolche Zugabe zu verſchaffen, aber die Schwierigkeiten der Ausführung dieſes Plans konnten erſt jetzt beſeitigt werden. Dieſe Charten ſind ſo eingerichtet, daß, mit äußerſt geringen Ausnahmen, alles im Buche erwähnte ſich auf ihnen findet, was ſelbſt bei den beſten und viel koſt-

ſpieligeren Charten der neueſten Zeit nicht der Fall iſt, weil dieſe ſtets das Intereſſe des Augenblicks mehr im Auge haben als die Geſchichte der Länder, welche ſie darſtellen. Ueberdies iſt jeder freie Raum der Charten möglichſt benutzt, zur genaueren Darſtellung ſolcher Oertlichkeiten, welche im Buche vorzüglich berückſichtigt worden ſind.

Schließlich ſage ich den verbindlichſten Dank allen den Männern, welche in Recenſionen oder in directen Zuſchriften mich auf Irrthümer und Mängel meines Buches aufmerkſam gemacht haben, und will von dieſem aufrichtigen Danke auch den Einzigen nicht ausgeſchloſſen wiſſen, welcher ſich anonym gegen mich, wenn auch nicht auf die freundlichſte Weiſe, über ſein Vaterland ausgelaſſen hat.

Halle, den 1. März 1837.

Blanc.

Allgemeine Einleitung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

So wie man in der Geographie erſt die Lage eines Landes in Verhältniß zu den benachbarten Ländern beſtimmt, ehe man zur nähern Beſchreibung deſſelben übergeht; ſo müſſen auch wir, ehe wir die genauere Beſchreibung der Erde, die wir bewohnen, unternehmen, zuvor ihr Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern im allgemeinen, und zu unſrem Sonnenſyſtem ins beſondere unterſuchen. Wir betrachten daher zuerſt die Erde als einen von den unzähligen Weltkörpern, welche wir unter dem Namen der Geſtirne kennen.

Wenn wir in einer heitern Nacht die Geſtirne am Himmel betrachten, ſo erſcheint auf den erſten Blick ihre Zahl eine unendliche, und das Ganze ſo verworren, ſo regellos durch einander geworfen, daß es uns unmöglich ſcheint, Ordnung und Geſetzmäßigkeit darin zu erkennen. Eine genauere Beobachtung hat jedoch mit Hülfe trefflicher Inſtrumente und der höhern Rechenkunſt den Menſchen gelehrt, dieſes ſcheinbare Chaos zu entwirren und die Stellung der Geſtirne zu einander, ſo wie die Geſetze, nach welchen ſie ſich bewegen, mit der höchſten Genauigkeit zu beſtimmen.

Nach dieſen Beſtimmungen theilt man alle jene leuchtende Weltkörper, welche man am geſtirnten Himmel wahrnimmt, in verſchiedene Klaſſen.

I. Fixſterne.

Man unterſcheidet zuerſt die Fixſterne, d. h. ſolche, die ihren Stand, ihre Lage zu einander nicht verändern. Der uns nächſte und für uns wichtigſte aller Fixſterne iſt die Sonne. Sie wird ſo ☉ bezeichnet. Ihr Durchmeſſer beträgt über 190,000 Meilen; ſie iſt alſo an Oberfläche 12,700 mal, an körperlichem Inhalt an eine Million 435,000 mal größer als die Erde, und etwa 800 mal größer als alle Planeten und ihre Nebenplaneten zuſammengenommen.

Die Sonne iſt, wie der Augenſchein lehrt, ein leuchtender Körper, aber der Urſprung und die Beſchaffenheit dieſes Lichtes

ſind uns völlig unbekannt; ja es iſt noch nicht einmal ausgemacht, ob das Licht von dem eigentlichen Sonnenkörper, oder von einer ihn, gleich wie die Luft unſre Erde, umgebenden Atmoſphäre ausſtrahlt. Die ungeheuern, Geſtalt und Stelle wechſelnden dunkeln Stellen (Sonnenflecke), welche man mit guten Inſtrumenten auf der Sonnenſcheibe wahrnimmt, ſcheinen die Meinung zu begünſtigen, daß die Sonne an und für ſich ſelbſt ein dunkler Körper, wie die Erde, aber von einem leuchtenden Dunſtkreiſe umgeben ſey; wo dann die Sonnenflecke nichts anders wären, als zufällige Oeffnungen und Zerreißungen jener leuchtenden Atmoſphäre, durch welche wir den dunkeln Sonnenkörper erblickten. Vermittelſt dieſer Sonnenflecke, die beſtändig in einer Richtung ſich von Oſten nach Weſten bewegen, hat man entdeckt, daß die Sonne ſich um ſich ſelbſt dreht, und zwar in einer Zeit von ungefähr 25½ Tag. Daß die Sonne, wie alle übrigen Fixſterne, eine fortſchreitende Bewegung habe, wird jetzt allgemein angenommen; aber nur Jahrhunderte lang fortgeſetzte Beobachtungen werden vielleicht einſt über die Richtung und die Schnelligkeit dieſer Bewegung Aufſchluß geben.

Alle übrige Sterne, die wir am Himmel wahrnehmen, mit ſehr geringen Ausnahmen, die wir ſogleich kennen lernen werden, ſind ebenfalls Fixſterne oder Sonnen, d. h. ſelbſtleuchtende Körper. Ihre Entfernung von der Erde iſt aber ſo ungeheuer, daß ſie ſelbſt mit den beſten Fernröhren betrachtet nur als ſtrahlende Punkte nicht als leuchtende Scheiben, erſcheinen, und man daher nicht im Stande iſt, ihren Durchmeſſer oder ihre Größe zu beſtimmen. Nur aus ſehr unſichern Gründen, wie etwa aus ſeinem größeren Glanze, hält man gewöhnlich den Sirius für den uns nächſten Fixſtern; und doch kann ſeine Entfernung nicht geringer als wenigſtens 2 Billionen Meilen ſeyn. Nach ihrer ſcheinbaren Größe aber, ſo wie ſie ſich dem Auge darbieten, theilt man ſie in Sterne erſter, zweiter u. ſ. w. Größe, wovon die Sterne erſter bis ſechster Größe einem unbewaffneten ſcharfen Auge ſichtbar ſind. Die Fixſterne ſind nicht allein verſchieden an ſcheinbarer Größe, ſondern auch an Farbe; ſo erſcheint der Sirius weiß, der Aldebaran roth, andere kleinere zeigen ein blaues, gelbes, röthliches, weißes und ſogar grünliches Licht.

Um ſich in der ſcheinbar verworrenen Menge der Sterne zurecht zu finden und den Stern genau beſtimmen zu können, von welchem man jedesmal redet, hat man ſeit undenklichen Zeiten mehrere nahe an einander liegende Sterne zu Sternbildern (Conſtellationen) vereinigt; zufällige Aehnlichkeiten, deren Grund aber meiſt ſchwer zu entdecken iſt, haben wohl die Menſchen in der Wahl der Bilder geleitet. So werden z. B. die 7 leicht zu erkennenden Sterne in der nördlichen Gegend des Himmels der große Bär genannt, und ein ſolches Thier in

den

den Himmelscharten um dieſe Sterne herum gezeichnet, damit man nun beſtimmen könne, nach der Lage der Glieder jenes Bildes, von welchem der ſieben Sterne man rede. Im gemeinen Leben heißt dieſes Sternbild der Wagen. Es entſtehen hieraus für den Himmel eben ſolche Charten, wie die Landcharten für die Erdoberfläche: ſo wie man in dieſen die Lage einer Stadt nach der Provinz beſtimmt, worin ſie ſich befindet, ſo dort die Lage eines Sternes nach den Theilen des Bildes, worin er ſich zeigt. Von dieſen Sternbildern ſind die wichtigſten diejenigen 12, welche den Zodiakus oder Thierkreis bilden, wovon nachher die Rede ſeyn wird. In neuerer Zeit iſt man beſonders auf die ſogenannten Doppelſterne aufmerkſam geworden, deren man ſchon an 6000 kennt. Man verſteht darunter zwei, auch drei und mehrere dicht neben einander ſich zeigende Sterne verſchieden an Größe und an Farbe, wo denn meiſt der größere ein weißes oder gelbliches, der kleinere ein bläuliches oder grünliches Licht zeigt, und welche nicht allein gemeinſchaftlich fortrücken ſondern wovon der eine um den andern ſich zu bewegen ſcheint.

Wo eine ſehr große Zahl klein ſcheinender Sterne bei einander ſtehen, zeigt ſich dem Auge, oft auch den beſten Inſtrumenten, nur ein heller Schein: das ſind die ſogenannten Lichtnebel oder Nebelflecken, wovon einige durch gute Inſtrumente beobachtet, viele bei einander ſtehende Sterne, Sterngruppen, andere nur eben einen hellen Nebel von unregelmäßiger Geſtalt zeigen.

Der größte dieſer Lichtnebel, der den ganzen Sternenhimmel durchzieht, iſt die Milchſtraße. Mit den beſten Fernröhren erkennt man darin eine unzählige Menge kleiner Sterne, deren verworrenes Licht den unbewaffneten Augen als ein bloßer nebelartiger Schimmer erſcheint.

Alle dieſe Sterne, die man zu den Fixſternen zählen muß, behalten zwar im Ganzen genommen ihre Lage gegen einander, indeß iſt zu bemerken, daß doch einige ihren Stand ein wenig verändert haben; auch haben einige an Glanz zugenommen, andre abgenommen; bei einigen ſcheint dieſe Lichtveränderung periodiſch zu ſeyn, bei andern nicht; ja einige ehemals bekannte ſind ganz verſchwunden, andre gleichſam neu entſtanden, noch andre endlich plötzlich erſchienen und nach einiger Zeit wieder verſchwunden. Der Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinungen iſt uns gänzlich unbekannt.

Obwohl die Zahl der Sterne ſprichwörtlich als unzählbar angenommen wird, ſo gilt dies doch nur von der Unendlichkeit aller im Weltenraum wirklich vorhandenen Himmelskörper, wovon wir auch mit den beſten Fernröhren vielleicht nur einen ſehr geringen Theil zu ſehen im Stande ſind; redet man aber von

den mit unbewaffneten Augen ſichtbaren Sternen, ſo iſt ihre Zahl, ſelbſt wenn man die der 6ten Größe mitrechnet, keinesweges unüberſehbar, und es werden ſolcher etwa 7000 ſeyn, darunter nur etwa 800 erſter bis 4ter Größe, welche wir an unſerm nördlichen Himmelsgewölbe wahrnehmen. Die Zahl der Sterne, welche man mit guten Inſtrumenten erkennen kann, läßt ſich nur nach vielen Millionen ſchätzen; die Milchſtraße allein zeigt deren an zwei Millionen. So viel von den Fixſternen.

II. Planeten.

Die **zweite** Klaſſe der am Himmel ſichtbaren Weltkörper ſind die **Planeten** (**Wandelſterne**). Man nennt ſie ſo, weil ſie ihren Stand am Himmel gegen die Fixſterne jeden Augenblick verändern. Sie unterſcheiden ſich von den Fixſternen dadurch, daß ſie ein ſanftes und ſtilles Licht zeigen, denn ſie ſind von der Sonne erleuchtete, beſchienene, dunkle Körper, während die Fixſterne, als Sonnen, ein flimmerndes und ſtrahlendes Licht zeigen. Sie unterſcheiden ſich aber auch weſentlich dadurch, daß ſie ſich um eine, im Verhältniß zu ihnen unbewegliche Sonne, von der ſie erleuchtet werden, bewegen. Sie ſind alſo nicht wie die Fixſterne ſelbſtſtändige, ſondern von einem Fixſtern abhängige Körper. Deshalb nennt man alle Planeten, die ſich um Eine Sonne bewegen, zuſammengenommen ein **Planetenſyſtem**, oder auch ein **Sonnenſyſtem**. Wir kennen aber nur unſer Planetenſyſtem, d. h. die Sonne und die Weltkörper, die ſich um unſre Sonne bewegen und von ihr erleuchtet werden, und auch dieſes wahrſcheinlich nicht einmal vollſtändig, da ja noch ganz kürzlich einige neue Planeten entdeckt worden ſind. Wahrſcheinlich iſt es allerdings, daß jeder Fixſtern, d. h. jede Sonne, von einem ähnlichen Planetenſyſtem umkreiſt wird; die Entfernung aber, ſelbſt des für den uns nächſten gehaltenen Fixſternes, des **Sirius**, iſt ſo ungeheuer, daß wir mit den bis jetzt bekannten Inſtrumenten nicht daran denken dürfen, ſo unbedeutende Körper, wie die Planeten jener Sonnen im Vergleich mit den Fixſternen ſind, zu erkennen.

Unſer Planetenſyſtem aber, ſo weit wir es bis jetzt kennen, beſteht aus folgenden Weltkörpern.

Zuerſt und der Sonne zunächſt, in einer mittlern Entfernung von 8 Millionen Meilen, bewegt ſich um dieſelbe der **Merkur**, (man bezeichnet ihn ſo: ☿, eine Anſpielung auf den von den Römern verehrten Gott Merkur, den man zur Bezeichnung ſeiner Geſchäfte mit einem ohngefähr ſo geſtalteten Botenſtab, dem **Caducëus**, in der Hand abbildete). Er erſcheint als ein kleiner Stern von weißlichem, lebhaft glänzendem Lichte,

den man aber, weil er der Sonne ſo nahe iſt, nur in der Dämmerung Morgens und Abends mit Mühe wahrnimmt. Seine Größe beträgt nur etwa $^1/_{18}$ der Erde; er iſt alſo der kleinſte von den älteren Planeten. Er läuft um die Sonne in 88 Tagen weniger $^3/_4$ Stunden und dreht ſich um ſeine Axe in 24 Stunden und 1 Minute. Seine Tage ſind alſo den unſrigen ziemlich gleich, ſein Jahr aber beträgt noch nicht $^1/_4$ des unſrigen.

Der zweite Planet iſt die Venus, (ſie wird ſo: ♀ bezeichnet, und dies ſoll einen antiken Spiegel, welchen man der Venus als Göttin der Schönheit und Anmuth beilegte, vorſtellen,) ein ſehr ſchöner, in mildem bläulichen Lichte glänzender Stern, den man, weil er kurz nach Sonnenuntergang und kurz vor Sonnenaufgang erſcheint, im gemeinen Leben Morgen- und Abendſtern nennt. Der Durchmeſſer der Venus beträgt 1633 Meilen. Sie bewegt ſich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von 15 Millionen Meilen, in 224$^1/_2$ Tag und um ſich ſelbſt in 23 Stunden 21 Minuten.

Der dritte Planet von der Sonne an gerechnet iſt die Erde, ihr Zeichen iſt ♁ (wahrſcheinlich eine Anſpielung auf das Chriſtenthum). Ihr Durchmeſſer beträgt 1719 Meilen. Sie bewegt ſich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von 20 Millionen Meilen in 365 Tagen 5 Stunden 48′ (Minuten) 48″ (Secunden) und um ſich ſelbſt in 24 St. Von der Erde werden wir weiter unten ausführlicher reden.

Die folgenden, weiter von der Sonne entfernten Planeten als die Erde, werden die oberen, ſo wie die der Sonne näheren, Merkur und Venus, die unteren Planeten genannt.

Der 4te Planet iſt Mars, (er wird ſo: ♂ bezeichnet, welches wahrſcheinlich einen Pfeil, alſo ein paſſendes Attribut des Kriegsgottes, andeuten ſoll). Man erkennt ihn an ſeinem röthlichen Lichte. Seine Größe beträgt etwa $^1/_5$ der Erde, ſeine Umlaufszeit ohngefähr 687 Tage, ſeine Umwälzungszeit 24 Stunden 39 Minuten, ſein Abſtand von der Sonne an 32 Millionen Meilen.

Von den kleinen neu entdeckten Planeten ſprechen wir beſſer weiter unten.

In einer ungeheuern Entfernung vom Mars bewegt ſich der größte aller bekannten Planeten, der Jupiter, (ſein Durchmeſſer beträgt an 19000 Meilen, er iſt alſo an 1474mal größer als die Erde), ſein Zeichen iſt ♃, und man erkennt ihn an ſeinem ſtarken ſilberfarbenen ins Gelbliche fallenden Lichte. Er bewegt ſich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von mehr als 108 Millionen M. in 4332$^1/_2$ Tag (beinahe 12 von unſern Jahren), um ſich ſelbſt hingegen in 9 St. und 56 Minuten.

Auf den Jupiter folgt in beinahe doppelter Entfernung von der Sonne der Saturn, deſſen Zeichen ♄, wahrſcheinlich eine Anſpielung auf die Sichel des Saturn, iſt. Er hat ein viel ſchwächeres Licht als der Jupiter. Seine Umlaufszeit beträgt 10759 Tage (beinahe 30 unſrer Jahre), ſeine Umwälzungszeit 10 St. 16 Minuten, ſein Durchmeſſer 16769 Meilen, ſeine Entfernung von der Sonne 199 Mill. M.

So weit kannte man die Planeten unſres Sonnenſyſtems bis zum Jahre 1781, wo Herſchel, ein deutſcher Aſtronom in England, den letzten und entfernteſten der bis jetzt bekannten Planeten, am 13ten März, entdeckte und ihm nach Analogie der übrigen den Namen Uranus (Vater des Saturn) gab. Sein Zeichen iſt ♅. Seine Entfernung von der Sonne iſt ſo groß (398 Millionen Meilen), daß er 30689 Tage (an 84 unſrer Jahre) braucht, ſeinen Umlauf zu vollenden. Seine Umwälzungszeit iſt unbekannt.

Die große Entfernung zwiſchen Mars und Jupiter, welche gleichſam eine Lücke zwiſchen den übrigen in regelmäßigen Verhältniſſen zunehmenden Entfernungen der Planeten unter einander bildete, hatte ſchon längſt zu der Vermuthung geführt, daß zwiſchen ihnen ein noch unbekannter Planet ſich bewegen möchte; ſtatt deſſen hat man ihrer 4 gefunden. Am 1ſten Jan. im Jahre 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo einen kleinen Planeten, den er Ceres nannte und ſo ⚳ (die Sichel als Symbol der Ceres und des Ackerbaues) bezeichnete. Im Jahre 1802 fand Olbers zu Bremen die Pallas (⚴) und 1804 Harding zu Lilienthal die Juno (⚵). Endlich im Jahre 1807 entdeckte Olbers die Veſta (⚶). In ihren Entfernungen von der Sonne folgen ſie aber ſo auf einander: Veſta 48 Mill. M., Juno 56 Mill. M., Pallas 58 Mill. M., Ceres 58 Mill. M. Obwohl ſie wahre Planeten ſind, weichen ſie doch von den übrigen in manchen Stücken bedeutend ab; ſie ſind bei weitem die kleinſten von allen: Juno hat nur einen Durchmeſſer von 303 Meilen, Pallas von 440 und Ceres von 344; der Durchmeſſer der Veſta iſt noch unbekannt. Sie ſind alſo ſämmtlich und zum Theil bedeutend kleiner als der Mond, auch erſcheinen ſie nur als Sterne 7ter bis 12ter Größe und ſind daher mit unbewaffneten Augen nie ſichtbar: dazu ſind ſie einander viel näher, beſonders Pallas und Ceres, als die übrigen Planeten unter ſich; endlich unterſcheiden ſie ſich auch dadurch, daß ihre Bahnen ſehr bedeutend von der Ebene der Erdbahn abweichen, während alle übrige Planeten nur ſehr unbedeutend davon abweichen und man beinahe ſagen kann: ſie bewegen ſich in derſelben Ebene. Dieſer Umſtände wegen werden ſie von manchen Aſtronomen nicht Planeten, ſondern Aſteroïden genannt. Da ſie ſich ſo nahe an einander befinden, ſo ſind auch ihre Umlaufszeiten nicht ſehr

verſchieden: das Jahr der Veſta beträgt 3 unſrer Jahre 8 Monat; das der Juno 4 J. 4 M.; das der Pallas 4 J. 7 M. und das der Ceres ebenſo viel. Ihre Umwälzungszeit, oder die Länge ihrer Tage, iſt unbekannt. Sehr merkwürdig, wenn auch vollkommen unerklärbar, iſt der Umſtand, daß alle Planeten ihre Umläufe um die Sonne in gleicher Richtung vollbringen und daß auch ihre Bahnen nur wenig gegen einander und gegen den Sonnenäquator geneigt ſind.

III. Trabanten.

Wie ſich die Planeten zur Sonne, ſo verhalten ſich die Trabanten zu den Planeten; ſie ſind die dritte Klaſſe der Weltkörper, wovon wir bis jetzt geſprochen. Der Name Trabanten bezeichnet eigentlich die Krieger, welche die Perſon des Fürſten beſchützen und überall begleiten ſollen, und deshalb hat man dieſen Namen jenen kleineren Weltkörpern gegeben, welche ſich in geringer Entfernung um die Planeten bewegen. Sie werden wie dieſe von der Sonne erleuchtet und dienen wiederum, die Planeten während der Nächte zum Theil zu erleuchten.

Nicht alle Planeten ſind von Trabanten begleitet. Merkur und Venus haben keinen; die Erde hat den Mond, wovon nachher ausführlicher. Mars und die 4 kleinen Planeten Veſta, Juno, Pallas und Ceres haben wiederum keinen. Jupiter aber hat deren vier. Beim Saturn findet man eine höchſt merkwürdige Erſcheinung: er iſt nemlich von einem leuchtenden Ringe umgeben, oder vielmehr nach den neueren Beobachtungen von zwei concentriſchen Ringen, einem innern und einem äußern. Dieſe Ringe ſind breit, wenig dick und frei ſchwebend, und geben bei einem gewiſſen Stande dem Planeten das Anſehen als ob er 2 Henkel hätte. Die Beſchaffenheit und der Nutzen dieſer Ringe für den Planeten ſind uns völlig räthſelhaft. Außerdem hat er noch ſieben Trabanten, welche man aber nur mit den ſtärkſten Fernröhren zu erkennen vermag. — Uranus endlich hat ſechs Trabanten.

Den Mond, den treuen Begleiter der Erde und den freundlichen Erheller unſrer Nächte, müſſen wir nunmehr näher kennen lernen. Man bezeichnet ihn ſo: ☽. Der Mond gehört, wie alle uns bekannte Trabanten, zu den kleineren Weltkörpern, ſein Durchmeſſer beträgt nur etwa 463 Meilen, ſeine Maſſe mag $1/_{50}$ der Maſſe unſrer Erde ausmachen. Seine Entfernung von der Erde beträgt im Durchſchnitt etwa 51,000 Meilen. Er hat das Eigne, daß er uns immer dieſelbe Seite zukehrt, und dieſe uns zugewendete Seite kennen wir, durch Hülfe guter Fernröhre, genauer als manche Gegend unſrer Erde, wie z. B. als das innere Afrika. Schon mit den bloßen Augen entdecken

wir am Monde hellere und dunklere Stellen: mit guten Fernröhren aber ſind wir im Stande, Berge, Flächen und Vertiefungen deutlich zu unterſcheiden. Am deutlichſten erkennt man die Gebirge, welches die am hellſten erleuchteten Punkte ſind. Unter den Bergen des Mondes ſind viele bedeutend höher als die höchſten auf der Erde; man hat einige zu 30,000 Fuß Höhe berechnet, welches für den Mond um ſo bedeutender iſt, als er ſo viel kleiner iſt, als die Erde. Viele Berge des Mondes bilden ringförmige Erhöhungen, welche ungeheure Vertiefungen und Trichter, gleich den Cratern unſrer Vulkane, einſchließen; von dieſen Einſenkungen haben einige an 4 bis 9 Meilen im Durchmeſſer, bei einer Tiefe von 16 bis 18,000 Fuß. Die weniger hellen und matteren Stellen des Mondes, welche man lange für Meere gehalten, ſind wahrſcheinlich nichts anders als ausgedehnte Ebenen. Der Mond hat keine Atmoſphäre wie die Erde, wenigſtens muß ſie ungleich feiner und nie mit Dünſten und Wolken beladen ſeyn, wie die unſrige; daraus hat man mit ziemlicher Gewißheit geſchloſſen, daß es wenig oder gar kein Waſſer auf dem Monde gebe, und dieſe Anſicht ſtimmt auch vollkommen zu dem ausgebrannten vulkaniſchen Anblick, welchen die Oberfläche des Mondes darbietet. Noch jetzt leidet die Mondsoberfläche gewaltſame Veränderungen: Berge, welche frühere Beobachter angemerkt hatten, ſind verſchwunden, und neue Berge ſind entſtanden, wo früherhin keine waren; ja man will ſogar einmal einen Vulcan in voller Thätigkeit im Monde beobachtet haben.

Von den Veränderungen des Mondes, welche von ſeiner Bewegung abhängen, werden wir weiter unten reden, wenn wir von den Bewegungen der Himmelskörper und der Erde insbeſondre handeln.

IV. Kometen.

Die vierte Klaſſe endlich der Weltkörper, welche man am Himmel, doch dieſe letzteren ſeltner, wahrnimmt, ſind die Kometen oder Haarſterne. Ueber die Beſchaffenheit und die Zahl dieſer Körper iſt man noch in der größten Ungewißheit. Die Kometen gleichen in ſo fern den Planeten, als ſie wie dieſe ſich um die Sonne bewegen und auch wohl wenigſtens zum Theil ihr Licht und ihre Wärme der Sonne verdanken. Sie unterſcheiden ſich aber weſentlich von ihnen, einmal in der äußern Geſtalt. Die meiſten Kometen erſcheinen nur mit einem ſchwachen Lichte als Sterne zweiter Größe, oft zeigen ſie einen dunkeln Kern der aber von einer leuchtenden Atmoſphäre umgeben iſt. Was ſie aber im Aeußern am meiſten auszeichnet, iſt der leuchtende Schweif, den wenigſtens die meiſten zeigen, der vom Körper

des Kometen aus, allemal nach der der Sonne entgegengeſetzten Seite zu, ſich mehr oder weniger ausbreitet, und ihnen ſowohl ihren Namen Schwanzſterne, als auch das wunderbare Anſehen giebt, welches den Aberglauben von jeher veranlaßte, ſie für die Vorboten öffentlicher Unglücksfälle, als Krieg, Peſt, Hungersnoth u. ſ. w. zu halten. — Sie unterſcheiden ſich ferner auch dadurch von den Planeten, daß ihre Bahnen um die Sonne unendlich weiter und in ſehr abweichender Richtung laufen. Alle Planeten nemlich, mit Ausnahme der 3 kleineren neu entdeckten, bewegen ſich beinahe in der nemlichen Ebene um die Sonne, die Kometen hingegen in allen möglichen Richtungen. Die Bahnen einiger Kometen ſtehen beinahe ſenkrecht auf der Ebene der Planetenbahnen, auch bewegen ſie ſich nicht alle, wie die Planeten, von Abend gegen Morgen, ſondern viele von ihnen auch von Morgen gegen Abend. Dabei ſind ihre Bahnen von einer ſo ungeheuern Ausdehnung, daß die meiſten mehrere hundert Jahre, ja einige vielleicht einige tauſend Jahre brauchen, um einen Umlauf (eines ihrer Jahre) zu vollenden. Daher kommt es, daß wir ſie nur ſelten ſehen; wir können ſie nur wahrnehmen, wenn ſie ſich der Sonne nähern, und verlieren ſie für Jahrhunderte und Jahrtauſende vielleicht aus den Augen, während ſie ihren unermeßlichen Lauf vollbringen; auch dieſe Seltenheit ihrer Erſcheinung hat viel dazu beigetragen, ihren Anblick dem Aberglauben und der Unwiſſenheit furchtbar zu machen. — Endlich ſcheint es beinahe, als hätte ihre Atmoſphäre einige Aehnlichkeit mit der der Sonne, ſo daß ſie einer doppelten Natur, der der erleuchteten und der der ſelbſtleuchtenden Körper theilhaftig wären, alſo halb als Planeten, halb als Sonnen zu betrachten wären. Die Zahl der bis jetzt wahrgenommenen Kometen läßt ſich durchaus nicht beſtimmen, (Einige zählen über 4000,) weil man bey den älteren Beobachtungen nicht ſicher ſeyn kann, ob nicht verſchiedene Kometen mit einander ſind verwechſelt, oder derſelbe Komet in verſchiedenen Zeiten für einen verſchiedenen iſt angeſehen worden. Wirklich berechnet hat man die Bahnen von etwa 100 Kometen.

Die Erde.

Nachdem wir ſo die verſchiedenen Himmelskörper kennen gelernt, kehren wir zur nähern Betrachtung der Erde zurück deren Geſtalt, Größe und Bewegungen wir nun zu unterſuchen haben. Um aber das Folgende gehörig zu verſtehen und ſich einen anſchaulichen Begriff davon zu machen, bedient man ſich am beſten eines Globus, d. h. einer Kugel, auf welcher die Geſtalt der Erdoberfläche gezeichnet iſt. Auch der kleinſte Globus, und wenn er nur ein paar Zoll im Durchmeſſer hat, reicht vollkommen hin.

Geſtalt der Erde.

Die Erde iſt ein Sphäroïd, d. h. ein kugelähnlicher Körper. Dies weiß jetzt ein Jeder; allein es hat lange genug gewährt, ehe dieſe Wahrheit allgemein anerkannt wurde. Die älteſten Völker hielten lange Zeit die Erde für eine runde, auch wohl länglich runde Ebene oder Scheibe, die überall vom Ocean umfloſſen wäre und über welche ſich der Himmel als ein feſtes Gewölbe erhöbe. Späterhin hielt man die Erde für einen cylindriſchen, d. h. walzenförmigen Körper, welcher im Waſſer ſchwömme; und erſt etwa ſeit 400 Jahren vor Chriſti Geburt ward die Kugelgeſtalt der Erde allgemein von den Gelehrten wenigſtens angenommen. (Die Pythagoräer, und vorzüglich Parmenides der Eleatiker, ſollen zuerſt die Kugelgeſtalt der Erde gelehrt haben.) Und doch hätte ſelbſt der gemeinſte Augenſchein mit einigem Nachdenken die Menſchen auf die richtige Anſicht führen können. In einer weiten Ebene, beſonders auf dem Meere, erblickt man von entfernten erhabenen Gegenſtänden nur den Gipfel: von einem ſich nähernden Schiffe ſieht man zuerſt nur die Spitzen der Maſten, und das übrige zeigt ſich erſt nach und nach, ſo wie das Schiff ſich immer mehr nähert. Wäre die Erde, und alſo auch das Meer, eine Ebene, ſo müßte man, auch in der größten Entfernung, ſo weit nur das Auge reicht, ſtets das ganze Schiff erſt dunkler und ſchwächer, dann deutlicher erblicken. Eben ſo müßte die Sonne für alle Länder der Erde, die kleinen Unebenheiten von Berg und Thal abgerechnet, zu gleicher Zeit auf- und untergehen, was doch bekanntlich nicht der Fall iſt. Endlich hätte, wie wir weiter unten ſehen werden jede Mondfinſterniß die Kugelgeſtalt der Erde lehren können.

Die Erde iſt aber, wie ſchon geſagt, keine vollkommne Kugel, ſie iſt an zwei entgegengeſetzten Stellen etwas abgeplattet, und dieſer Umſtand, der nur durch ſehr genaue Meſſungen und Berechnungen gefunden werden konnte, iſt daher auch erſt ſeit etwa hundert Jahren völlig ausgemacht worden. Alle übrige Planeten ſind eben ſo und zum Theil noch viel ſtärker abgeplattet als die Erde. Es iſt dies eine nothwendige Folge ihrer Umwälzung um ſich ſelbſt, und findet ſich daher auch am ſtärkſten beim Jupiter, der, bei einer mehr als tauſendmal beträchtlichern Maſſe als die Erde, ſich in weniger als 10 Stunden um ſich ſelbſt, alſo ungleich ſchneller als die Erde, dreht. Bei der Erde iſt dieſe Abplattung nicht ſo bedeutend, denn der Unterſchied des größten und des kleinſten Durchmeſſers beträgt nur 19544 Toiſen, zu 6 Fuß, alſo etwa $^1/_{330}$.

Die Größe der Erde.

Der Umfang der Erde beträgt 5400 Meilen, ihr Durchmeſſer 1719 M., der Flächeninhalt ihrer Oberfläche alſo 9,282,600 □M. (Quadratmeilen, eine □M. iſt eine Fläche, die eine Meile lang und eine breit iſt); ihr körperlicher Inhalt etwas über 2659 Millionen Cubikmeilen. (Eine Cubikmeile iſt ein Würfel, der 1 Meile lang, 1 M. breit und 1 M. hoch iſt.)

Bewegung der Erde.

Wir kommen nun zur Bewegung der Erde, und um dieſe genau zu verſtehen, müſſen wir nothwendig einen Globus zur Hand nehmen. Auf einem ſolchen Globus ſehen wir, außer den Umriſſen der Erdoberfläche, verſchiedene Kreiſe in mannigfaltiger Richtung gezeichnet, deren Bedeutung und Beſtimmung wir nach und nach werden kennen lernen.

Die Erde hat eine doppelte Bewegung: eine tägliche, wodurch ſie ſich um ſich ſelbſt dreht, und eine jährliche, wodurch ſie ſich um die Sonne herum bewegt. Sie iſt alſo völlig mit einer rollenden Kugel zu vergleichen.

Die tägliche Bewegung der Erde, oder die Umwälzung derſelben, geſchieht von Abend gegen Morgen in einer Zeit von 24 Stunden. Sie beſtimmt den Wechſel von Tag und Nacht. Tag nennen wir nemlich die Zeit, während welcher wir von irgend einem beſtimmten Punkte der Erde aus die Sonne ſehen können; und Nacht die Zeit, wo dieſer nemliche Punkt ſich auf der der Sonne nunmehr abgewendeten Seite der Erde befindet, und wir alſo die Sonne, die uns der Erdkörper verbirgt, nicht ſehen können. Eben dieſe Umwälzung bringt auch den Schein hervor, als ob bei Tage die Sonne, bei Nacht alle Geſtirne ſich von Morgen nach Abend über unſre Häupter weg bewegten,

während in der Wahrheit dieſe unbeweglich bleiben, wir aber durch die Umwälzung der Erde unſern Standpunkt zu ihnen in jedem Augenblick verändern. Es iſt alſo ganz die nemliche Täuſchung, als wenn wir uns in einem ſchnell ſegelnden Schiffe auf einem Fluſſe befinden und wir nach dem Ufer blickend die feſten Gegenſtände, als Bäume und Häuſer, an uns vorbeieilen zu ſehen glauben, da doch nicht jene, ſondern wir unſern Platz verändern. Die Bewegung der Erde können wir durch das Gefühl deshalb nicht wahrnehmen, weil alle uns umgebende Gegenſtände dieſe Bewegung theilen: eben ſo wie wir in der Kajüte eines ſegelnden Schiffes eingeſchloſſen das Fortrücken deſſelben nicht an den Gegenſtänden im Schiffe, ſondern nur an den außerhalb deſſelben befindlichen bemerken können. Dieſe äußeren Gegenſtände ſind für die Erde die Geſtirne, nur an ihnen ſehen wir, daß die Erde ſich um ſich ſelbſt bewegt. Man ſollte wohl meinen, daß, da die Erde ſich dreht, ein ſenkrecht in die Höhe geſchleuderter Stein nicht auf den Punkt, von wo er ausgeworfen, ſondern etwas mehr gegen Abend hin wieder zur Erde kommen müßte, weil ja in der Zwiſchenzeit die Erde ſich etwas gedreht habe; dies geſchieht aber nicht, der Stein fällt genau auf den Punkt zurück, von wo er emporſtieg, und zwar deshalb, weil er ſelbſt, ſo wie die Luft, in die er ſich erhebt, eben ſo wie der feſte Boden von Abend gegen Morgen mit fortgeriſſen wird*). Wir ſehen etwas ſehr Aehnliches an den Kunſtſtücken, die einige Menſchen mit Aepfeln, auf Pferden in vollem Galopp machen, ſie ſchleudern ſie in die Höhe und können ſie deshalb leicht wieder auffangen, weil die Hand, die ſie warf, ihnen, auch ſelbſt unwillkührlich, die raſche Bewegung des Pferdes nach vorwärts mitgetheilt hatte. — Indem die Erde gleich einer rollenden Kugel ſich um ſich ſelbſt dreht, kann man ſich eine Linie denken, welche durch den ganzen Erdkörper hindurchgeht, und um welche die Erde ſich dreht, wie das Rad eines Wagens um ſeine Achſe; auch nennt man dieſe eingebildete Linie die Achſe der Erde, und die beiden Punkte, wo ſie die Oberfläche der Erde erreicht, die Pole der Erde. Von dieſen beiden Polen heißt der eine der nördliche oder Nord-Pol (polus arcticus, zu Deutſch der

---

*) Nach den genaueſten Beobachtungen fällt eine Kugel von einer bedeutenden Höhe, etwa 2—300 F., z. B. von einem Thurme, nicht genau auf den Punkt, welchen ein herabgelaſſenes Senkblei angiebt, ſondern etwas öſtlicher, und zwar deswegen, weil der Thurm, der verlängerte Radius der Erde, mit ſeiner Spitze einen größern Kreis beſchreibt, als mit ſeinem Fuße; dieſe Spitze ſich alſo auch ſchneller bewegt und der von da herabfallenden Kugel dieſe größere Geſchwindigkeit mittheilt.

Bärenpol, weil nemlich das Geſtirn des kleinen Bären ſich in ſeiner Nähe befindet), der andre der ſüdliche oder Süd-Pol (polus antarcticus, d. h. der dem Bärenpol entgegengeſetzte). Verlängert man dieſe Linie in Gedanken ins Unendliche, ſo wird ſie zwei einander entgegengeſetzte Punkte am Himmel berühren, welche man die Himmels-Pole nennt. An unſerm nördlichen Himmel befindet ſich ganz in der Nähe des Pols ein Fixſtern, den man deshalb den Polarſtern nennt, und der, weil er vermöge ſeiner Lage nahe am Pol täglich nur einen ſehr kleinen Kreis am Himmel zu beſchreiben ſcheint, auch für die nördliche Hälfte der Erde ſtets ſichtbar bleibt, für alle aſtronomiſche Berechnungen und beſonders auch für die auf der See Schiffenden, von großer Wichtigkeit iſt. — In gleicher Entfernung von beiden Polen hat man einen Kreis um die Erde gezogen, welchen man den Aequator (d. h. den Gleichmacher, daher auch Gleicher genannt) oder die Aequinoctial-Linie nennt, weil er die Erde in zwei gleiche Hälften, eine nördliche und eine ſüdliche, theilt. Im gemeinen Leben nennt man auch wohl den Aequator ſchlechthin die Linie. Dieſer Kreis, ſo wie überhaupt jeder Kreis, wird in 360° (Grad) getheilt; ein halber Kreis enthält alſo 180, ein viertel Kreis oder Quadrant 90 ſolcher Theile oder Grade. Nach den beiden Polen zu iſt die Erde abgeplattet oder eingedrückt, ſo daß der Durchmeſſer der Erde durch den Aequator gezogen länger iſt, als die Achſe der Erde, die von einem Pol zum andern geht.

Etwas mehr Schwierigkeiten bietet die jährliche Bewegung der Erde dar, und um dieſe zu begreifen iſt der Globus beſonders nicht gut zu entbehren. Die Erde bewegt ſich um die Sonne in 365 Tagen, 5 Stunden, 48′ Minuten, 48″ Secunden, und dieſe Zeit nennen wir ein Jahr. Weil wir aber im gemeinen Leben nur nach Tagen rechnen können, ſo fällt das bürgerliche Jahr nicht ganz mit dem aſtronomiſchen zuſammen, das bürgerliche Gemein-Jahr hat nur 365 Tage; aus den übrig bleibenden Stunden, Minuten u. ſ. w. wird alle 4 Jahre ein Tag, den man einſchieben oder einſchalten muß: deshalb heißt ein ſolches Jahr von 366 Tagen ein Schalt-Jahr*). Weil aber auch dies noch nicht genau mit der Wahrheit zuſammentrifft, ſo muß man jedes vierte hundert Jahr zu einem Schaltjahr machen, d. h. angenommen das Jahr 1600 wäre ein Schaltjahr geweſen, ſo würde erſt wieder das Jahr 2000 ein Schaltjahr ſeyn, nicht aber die Jahre 1700, 1800 und 1900. Lange Zeit bediente man

*) Anmerk. Annus bissextilis, weil nemlich Julius Cäſar nach dem 6ten ante Calendas Martias einen Tag, einen zweiten ſechsten, einſchalten ließ; es iſt unſer 24ſter Februar.

ſich in Europa eines Kalenders, welcher auf Befehl des römiſchen Kaiſers Julius Cäſar, kurz vor Chriſti Geburt, war angefertigt worden, und deshalb der Julianiſche genannt wird, in welchem das Jahr zu 365 Tagen 6 St. berechnet, alſo länger war, als das wahre Jahr. Weil nun hieraus mit der Zeit große Verwirrungen entſtanden, ſo ließ der Papſt Gregor der 13te im Jahre 1582 durch Aloiſius Lilius den jetzt gebräuchlichen Kalender, den Gregorianiſchen, einrichten, deſſen ſich alle chriſtliche Völker, mit Ausnahme der Ruſſen, welche den alten Julianiſchen beibehalten haben, bedienen. Dieſer letztere, welchen man auch den alten Styl nennt, weicht jetzt ſchon um 13 Tage von unſrem Kalender, oder vom neuen Styl, ab, ſo daß der 1ſte Januar der Ruſſen auf unſren 13ten Januar fällt. — Indem die Erde in einem Jahre um die Sonne läuft, beſchreibt ſie eine Bahn, welche an 130 Millionen Meilen beträgt, ſie legt alſo im Durchſchnitt in jeder Minute etwa 220 Meilen zurück; dabei befindet ſie ſich in dem kleinſten Abſtande 20,000,000 Meilen und in dem größten 21,000,000 M. von der Sonne entfernt, und zwar bewegt ſie ſich ſchneller, wenn ſie der Sonne näher, langſamer, wenn ſie entfernter von ihr iſt. Schon dieſe Beſtimmungen zeigen, daß die Erde ſich nicht in einer kreisförmigen Bahn um die Sonne bewegt, vielmehr beſchreibt ſie eine Ellipſe um die Sonne. (Die Ellipſe iſt eine mehr oder weniger länglich runde Figur, in welcher man nicht wie beim Kreiſe Einen Mittelpunkt, ſondern 2 ſogenannte Brennpunkte unterſcheidet. Die Sonne befindet ſich in dem einen der Brennpunkte der Ellipſe, welche die Erde um ſie beſchreibt, daher iſt dieſe der Sonne in einem Theile ihrer Bahn näher als in dem andern.) Alle übrige Planeten bewegen ſich ebenfalls in elliptiſchen Bahnen um die Sonne. Beſonders zeichnen ſich die Kometenbahnen durch die ungeheure Länge der Ellipſen aus, die ſie beſchreiben. — Sieht man nun die Ellipſe, welche die Erde um die Sonne beſchreibt, als den Rand einer Scheibe an, ſo verſteht man den Ausdruck: die Ebene der Erdbahn, d. h. die eingebildete Fläche, deren Begränzung die Erdbahn ausmacht; und nun werden wir auch jenen früher gebrauchten Ausdruck beſſer verſtehen, daß ſich alle Planeten beinahe in derſelben Ebene bewegen, die Kometen aber in ſehr abweichenden, ja beinahe ſenkrecht auf die Erdbahn geſtellten Ebenen.

Durch den jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne entſtehen die Verſchiedenheiten der Jahreszeiten und der Tages- und Nacht-Länge. Es iſt natürlich ſehr wichtig, genau einzuſehen, wie dies zugeht, aber eben dies wird auch gewöhnlich dem Anfänger ſehr ſchwer. Man nehme einen gewöhnlichen runden Tiſch, in der Mitte deſſelben denke man ſich die Sonne: ſo wird die Platte die Ebene der Erdbahn und zugleich die Richtung der

Sonnenſtrahlen auf die Erde darſtellen, der Rand deſſelben aber die Erdbahn. Nun ſetze man einen Globus an den Rand des Tiſches ſo, daß er den Tiſch gerade mit dem Aequator berührt und die Achſe des Globus einen rechten Winkel mit der Tiſchplatte macht; der nördliche Pol ſey oben, der ſüdliche unten, wie auf der Kupfertafel Fig. 1., wo dann **SC** ein Theil der Tiſchplatte, **AB** die Erd-Achſe und **CD** der Aequator wären. Führt man nun den Globus, indem man ihn ſich um ſeine Achſe drehen läßt, um die Tiſchplatte herum, ſo werden alle Punkte des Aequators nach einander die Platte berühren. Bewegte ſich die Erde ſo um die Sonne, ſo würden die Sonnenſtrahlen ſtets ſenkrecht auf die Gegend des Aequators fallen, d. h. in den Aequatorial-Gegenden würde Jahr aus Jahr ein die nemliche unerträgliche Hitze ſeyn, und dieſe Hitze würde ſtufenweiſe nach den Polen zu, wo die Strahlen ſchief fielen, zwar abnehmen, aber doch zu allen Zeiten des Jahrs und immerdar gleich ſeyn, d. h. es würde auf der ganzen Erde nur den Unterſchied von Tag und Nacht geben, die Aequatorial-Gegenden beſtändig die gewaltigſte Hitze, die den Polen näheren beſtändige Kälte haben, und es würde kein Unterſchied der Jahreszeiten an einem und demſelben Orte Statt finden: auch würden auf der ganzen Erde die Tage und Nächte ſtets von gleicher Länge ſeyn. So iſt es aber bekanntlich nicht. Nun verändere man die Stellung des Globus zur Tiſchplatte dahin, daß, wie auf der nemlichen Zeichnung, **ab** die Achſe, **cd** der Aequator der Erde ſey, oder, was das nemliche iſt, man gebe dem Globus eine gegen die Tiſchplatte geneigte Stellung, ſo wird nun beim Herumführen des Globus der Rand der Platte nicht mehr beſtändig den Aequator, ſondern abwechſelnd den Punkt **C**, dann wieder den Aequator in **E**, dann den Punkt **D** u. ſ. w. berühren*) Oder die Sonne wird nun nicht mehr ſtets ſenkrecht auf den Aequator **cd** ſcheinen, ſondern während des Umlaufs der Erde, d. h. während eines Jahrs, einmal die nördlichere Gegend **C** und einmal die ſüdlichere Gegend **D** ſenkrecht treffen, und zweimal nur den Aequator in **E** durchſchneiden. Die Linie **CD** aber, welche bei der vorigen Stellung den Aequator vorſtellte, wird nun zu einer den wahren Aequator **cd** unter einem gewiſſen Winkel durchſchneidenden Linie, welche man die E k l i p t i k oder die Sonnenbahn nennt; unſre Zeichnung lehrt uns überdies noch, daß ſie nichts anders iſt, als die auf den Globus gezeichnete Verlängerung der Ebene der Erdbahn **SC**. Und dies iſt die wahre Stellung der Erde zur Son-

---

*) Nur verändere man dabei nicht die Lage der Erd-Achſe, dieſe muß überall parallel mit ſich ſelbſt bleiben. Ich erinnere dies nur, weil Unkundige leicht dagegen fehlen und ſich dadurch alles verwirren.

ne; die Erd-Achſe ab macht nemlich, wie die Zeichnung lehrt; mit der Ebene der Erdbahn nicht einen rechten Winkel von 90°, ſondern einen Winkel von 66° 32′; woraus dann folgt, daß die Ekliptik **CD** mit dem Aequator **cd** einen Winkel von 23° 28, macht. Doch iſt zu bemerken, daß die Schiefe der Ekliptik, wahrſcheinlich periodiſch, ſich verändert, ab- und zunimmt. Vor 2000 Jahren betrug ſie 24°, und es fehlt nicht an Gründen, die es wahrſcheinlich machen, daß ſie in früheren Zeiten noch bedeutend größer geweſen. — Noch anſchaulicher wird dies alles werden, wenn man die Mitte des Tiſches, wo wir uns die Sonne dachten, ein Licht, aber ganz niedrig und ſo nahe an die Platte als möglich, ſtellt, wo dann die Beleuchtung, die davon auf den umhergeführten Globus fällt, die Wirkung des Sonnenlichtes auf die Erde deutlich darſtellt.

Man kann ſich dies alles auch durch Fig. 2. anſchaulich machen. **S** ſey die Sonne, **A** und **B** die Erde in zwei entgegengeſetzten Punkten ihrer Bahn um die Sonne, die Linie **Pp** die Erdachſe, der Kreis **Dd** der Aequator; ſo wird, wenn die Erde ſich in **A** befindet, zwar eine Hälfte derſelben wie immer erleuchtet ſeyn, aber die Gegenden um **Nn**, die nördlichen Polargegenden, werden bei der Achſendrehung der Erde eine Zeitlang die Sonne immerfort, ohne Nacht zu haben, ſehen; die Gegenden in **Ff** hingegen, d. h. die ſüdlichen Polargegenden, werden ſie eine Zeitlang gar nicht ſehen und alſo eben ſo lange Nacht haben. Das iſt die Lage der Erde um die Zeit des längſten Tages bei uns. Iſt hingegen die Erde in **B**, ſo wird das Gegentheil erfolgen, die nördlichen Gegenden haben Nacht, die ſüdlichen Polar-Gegenden Tag, das iſt die Lage der Erde um die Zeit der kürzeſten Tage bei uns. In den in gleicher Entfernung von **A** und **B** dazwiſchen liegenden Punkten **C** und **D** wird die Linie von **S** nach der Erde gerade auf den Aequator fallen, d. h. die Sonne wird ihre Strahlen ſenkrecht auf den Aequator ſenden und auf der ganzen Erde werden die Tage und Nächte von gleicher Länge ſeyn. — Bei der täglichen Umwälzung der Erde kann endlich auch die Wirkung der Sonnenſtrahlen oder der tägliche Stand der Sonne durch einen Faden verſinnlicht werden, den man um den Aequator des Globus legt, ihn dann immer weiter nach dem Nordpol zu ſchraubenförmig um den Globus weiter führt, bis er die Gränze der Ekliptik erreicht, von da wieder eben ſo zurück über den Aequator weg bis zur ſüdlichen Gränze der Ekliptik und wieder zurück zum Aequator; jeder Umgang des Fadens ſtellt uns dann einen Tag vor, oder die Bahn, welche die Sonne an einem Tage am Himmel zu machen ſcheint*).

---

*) Dieſe verſchiedenen Erklärungsweiſen ſind nur deshalb hier zuſammengehäuft worden, weil die Erfahrung mich belehrt hat, daß nicht

Die nothwendige Wirkung dieſer Bewegungen auf den ſcheinbaren Lauf der Sonne am Himmel iſt folgende. In den längſten Tagen, wo die Sonne unſre nördlichen Gegenden mehr beſcheint als die ſüdlichen, ſcheint uns die Sonne mehr gegen Norden auf- und unterzugehen, ſie beſchreibt daher einen größern Bogen am Himmel, geht höher über uns weg, verweilt länger am Himmel, und die Tage ſind länger. Hat ſie ihren höchſten Stand gegen Norden erreicht, iſt der längſte Tag (**solstitium aestivum**, Sommerſtillſtand), der 21ſte Juny, vorüber, ſo geht ſie etwas mehr gegen Süden unter (etwas mehr links, wenn man nach Abend zu ſieht), ſie ſteigt nicht mehr ſo hoch, verweilt nicht ſo lange am Himmel, und die Tage nehmen ab. Endlich erreicht ſie den Punkt, wo ſie am ſüdlichſten untergeht, nur einen ſehr geringen Bogen am Himmel beſchreibt, ſich wenig erhebt, wenig verweilt, und wir haben den kürzeſten Tag (**solstitium hibernum** oder **brumale**, Winterſtillſtand, der 21ſte December). Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Punkten kommt ſie 2mal im Jahre an einen Punkt (wo ſie über dem Aequator ſteht), der gerade zwiſchen dem äußerſten nördlichen und dem äußerſten ſüdlichen liegt, und dann iſt die Länge der Tage und der Nächte gleich (**Aequinoctia**, die Frühlings- und die Herbſtnachtgleichen, am 21. März und am 23. September; daher heißen die Punkte, in welchen die Ekliptik den Aequator durchſchneidet, die Aequinoctialpunkte). Hieraus folgt ferner, daß in den Gegenden um den Aequator der Unterſchied der Tag- und Nachtlänge nur unbedeutend iſt, aber immer zunimmt, je mehr man ſich den Polen nähert. An den Polen ſelbſt, wenn ſie bewohnbar wären, würden die Menſchen die Sonne 6 Monate lang gar nicht und 6 Monate lang beſtändig am Himmel ſehen; ſie würde ihnen alsdann weder auf- noch untergehen, ſondern nur niedriger oder höher am Rande des Geſichtskreiſes herumgehen; ſie hätten 6 Monate Tag und 6 Monate Nacht. Auch ſieht man etwas Aehnliches in den noch bewohnten Ländern in der Nähe des Nordpols. Einige Monate wenigſtens bleibt die Sonne ihnen wirklich am Himmel, darauf folgt eine Abenddämmerung von mehreren Wochen, hierauf mehrere Monate Nacht, und nun wiederum verſchiedene Wochen der Morgendämmerung. Das Leuchten der Geſtirne und des Mondes, der dann liegende Schnee und noch einige andre Umſtände mildern jedoch das Unangenehme dieſer langen Nacht.

Jeder die Sache durch die nemliche Darſtellung begreift, und eine Erklärung, die dem Einen genügt, dem Andern lange unverſtändlich bleibt, während er eine andre leichter faßt.

Kehren wir nunmehr zur Betrachtung des Globus zurück, ſo wird uns nun die Bedeutung verſchiedener darauf gezeichneter Kreiſe leicht verſtändlich werden. Den Aequator kennen wir ſchon, auch zum Theil die Ekliptik oder die Sonnenbahn, jenen den Aequator ſchief durchſchneidenden Kreis. Auf der Ekliptik pflegt man wohl 12 verſchiedene Zeichen anzubringen, welche wir jetzt zu erklären haben. Dieſe 12 Zeichen, welche 12 Sternbilder bedeuten, heißen zuſammen der Thierkreis oder Zodiakus, weil die meiſten von ihnen Thiere darſtellen. Der Thierkreis iſt ein der Ekliptik am Himmel correſpondirender Gürtel und bezeichnet die ſcheinbare Bahn der Sonne im Laufe eines Jahres. Er iſt in 12 Theile getheilt nach der Zahl der Monate; jeder Theil enthält ein Sternbild und umfaßt 30 Grad. Wenn man nun ſagt, die Sonne befindet ſich in einem dieſer Zeichen, ſo heißt das, dieſes Sternbild iſt alsdann nicht ſichtbar, weil die Sonne zwiſchen demſelben und der Erde ſteht. Wie die Ekliptik halb dieſſeits und halb jenſeits des Aequators liegt, ſo auch befindet ſich die eine Hälfte des Thierkreiſes am nördlichen, die andre am ſüdlichen Himmel.

Dieſe Sternbilder ſind nun folgende und werden ſo bezeichnet:

a) am nördlichen Himmel

Widder,	Stier,	Zwillinge,	Krebs,	Löwe,	Jungfrau,
♈	♉	♊	♋	♌	♍

b) am ſüdlichen Himmel

Wage,	Skorpion,	Schütze,	Steinbock,	Waſſermann,	Fiſche.*)
♎	♏	♐	♑	♒	♓

Dieſe Zeichen ſind wohl nichts anders als die verſtümmelten Abbildungen der genannten Thiere und Gegenſtände. Die 3 erſten Zeichen heißen die Frühlingszeichen, die 3 folgenden die Sommerzeichen, dann die 3 Herbſtzeichen und zuletzt die 3 Winterzeichen. Doch iſt zu bemerken, daß nur etwa vor 2000 Jahren die Sonne wirklich im Anfang des Frühlings, d. h. am 21. März, in dem Bilde des Widders ſtand, jetzt aber ſich um dieſe Zeit in dem Bilde der Fiſche befindet. Die Sternbilder ſind alſo ſeitdem gerückt, die Zeichen aber hat man auf der alten Stelle gelaſſen. Es zeigt uns dies, wie alt dieſe Beobachtungen ſind, und zugleich, daß der Stand der Fixſterne, im Verhältniß zur Erde, Veränderungen erleidet, die zwar regelmäßig und vollkom-

*) Anmerk. Um die Ordnung dieſer Sternbilder leichter behalten zu können, hat man ihre lateiniſchen Benennungen in folgende 2 Verſe gebracht:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo.
Libraque Scorpio, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

kommen zu berechnen ſind, hier aber nicht gut erklärt werden können.

Die Lage der Ekliptik beſtimmt einige andre auf den Globus gezeichnete Kreiſe. Von den beiden äußerſten Punkten der Ekliptik zieht man, dem Aequator parallel, zwei Kreiſe, welche die Wendekreiſe heißen; weil, wenn die Sonne am längſten und am kürzeſten Tage dieſe Kreiſe beſchreibt, ſie wiederum zum Aequator zurück zu kehren, alſo ſich zu wenden ſcheint. Der nördliche dieſer Kreiſe heißt der Wendekreis des Krebſes (tropicus cancri), der ſüdliche der Wendekreis des Steinbocks (tropicus capricorni), und von dieſem griechiſchen Namen der Wendekreiſe heißen die zwiſchen ihnen liegenden Länder und die darin befindlichen Gegenſtände: tropiſche Länder, tropiſche Pflanzen u. ſ. w. — Denkt man ſich eine Linie, welche ſich zur Ekliptik eben ſo verhält wie die Achſe der Erde zum Aequator, alſo eine Achſe der Ekliptik, ſo werden die beiden Enden derſelben uns Pole der Ekliptik geben, und durch dieſe Pole zieht man abermals parallel mit dem Aequator zwei Kreiſe, welche der nördliche und der ſüdliche Polarkreis (circulus polaris borealis oder septentrionalis oder arcticus und circulus polaris australis, oder meridionalis oder antarcticus) heißen. Dieſe, die Wendekreiſe und jeden andern beliebig zu ziehenden Kreis, wenn er parallel iſt mit dem Aequator, nennt man eben deshalb Parallelkreiſe. Den Aequator ſelbſt, die Ekliptik und jeden andern den ganzen Umfang der Erde umfaſſenden Kreis, deſſen Mittelpunkt zugleich der Mittelpunkt der Erde iſt, nennt man größte Kreiſe.

Durch dieſe Wendekreiſe und die Polarkreiſe wird die ganze Oberfläche der Erde in 5 ungleiche Theile oder Erdgürtel (zonae) getheilt. Der zwiſchen den beiden Wendekreiſen liegende Theil heißt der heiße Erdgürtel, oder die heiße Zone (zona torrida), ſie umfaßt beinahe $^2/_5$ der ganzen Erdoberfläche, und erſtreckt ſich von jeder Seite des Aequators bis $23^1/_2$°. Die beiden zwiſchen den Wendekreiſen und den Polarkreiſen liegenden Theile heißen die gemäßigten Gürtel oder Zonen (zonae temperatae), ſie erſtrecken ſich von $23^1/_2$ bis $66^1/_2$°, und zwar die eine zwiſchen dem Wendekreis des Krebſes und dem nördlichen Polarkreis liegende, die nördliche gemäßigte Zone (zona temperata borealis, von Borĕas dem Nordwind der Griechen); die andre zwiſchen dem Wendekreis des Steinbocks und dem ſüdlichen Polarkreis befindliche, die ſüdliche gemäßigte Zone (zona temperata australis, von Auster dem Südwind der Römer). Beide zuſammen umfaſſen mehr als die Hälfte der ganzen Erdoberfläche. Endlich die von den beiden Polarkreiſen eingeſchloſſenen Räume, obgleich ſie keine Gürtel, ſondern Kugel-Abſchnitte ſind, werden die eine die nördliche

kalte Zone (zona frigida borealis), die andre die ſüdliche kalte Zone (zona frigida australis) genannt, ſie erſtrecken ſich von $66^1/_2$° bis zu den Polen oder bis 90°. Theilt man die Erdoberfläche in 1000 gleiche Theile, ſo enthält davon die heiße Zone 398, die beiden gemäßigten 520 und die beiden kalten nur 82 Theile, und ſelbſt von dieſen iſt noch ein Theil der nördlichen kalten Zone bewohnbar und auch wirklich bewohnt.

Von den auf den Globus gezeichneten Kreiſen bleiben uns nur noch diejenigen zu betrachten übrig, welche den Aequator ſenkrecht durchſchneiden und zugleich durch beide Pole gehen, ſie heißen Meridiane oder Mittagskreiſe, weil jedesmal, wenn die Sonne auf einem Meridian ſenkrecht ſteht, der Ort, durch welchen der Meridian gezogen iſt, Mittag hat. Alle Punkte der Erdoberfläche, durch welche der nemliche Meridian geht, haben alſo auf der erleuchteten oder Tag-Seite zugleich Mittag und auf der dunkeln oder Nacht-Seite zugleich Mitternacht; überhaupt: ſie haben nach der Uhr die nemliche Zeit. Hält man den Globus an ein Licht, ſo daß ſeine eine Hälfte von einem Pole zum andern erleuchtet iſt, ſo beſchreibt die Grenze der Beleuchtung einen Meridian, und die Bewohner dieſes Kreiſes haben auf der einen Seite der Erde Sonnen-Aufgang, auf der andern Sonnen-Untergang; läßt man die Kugel ſich langſam von Abend gegen Morgen drehen, ſo ſieht man, wie nach und nach die Erleuchtung vorrückt, d. h. wie auf der Erde die mehr gegen Morgen gelegenen Oerter früher Sonnen-Aufgang, alſo auch früher Mittag u. ſ. w. haben, als die mehr gegen Abend belegenen. Da nun die Sonne, indem die Erde ſich dreht, in 24 St. einmal auf jedem Punkt der Erde am höchſten oder im Mittag ſteht, ſo giebt es ſo viel Meridiane als Punkte auf der Erde, man zeichnet aber natürlich nur diejenigen, deren man bedarf. So wie der Aequator die Erde in eine nördliche und ſüdliche Hälfte, ſo theilt ſie jeder Meridian in eine öſtliche und eine weſtliche.

Die Meridiane in Verbindung mit dem Aequator oder den Parallelkreiſen dienen dazu, die Lage eines jeden Punktes auf der Erde genau zu beſtimmen. Man nehme zum Beiſpiel eine Stadt: Berlin; will man ihre Lage genau kennen, ſo zieht man einen Meridian durch dieſelbe, und einen Parallelkreis, der den Meridian in rechten Winkeln durchſchneidet, ſo daß beide Kreiſe ſich gerade da durchſchneiden, wo die Stadt liegt. Jeder Kreis ohne Ausnahme wird, wie ſchon erinnert worden, in 360 Grade getheilt; vom Aequator bis zu jedem Pole iſt ein Quadrant oder Viertelskreis von 90°; nun zählt man vom Aequator an die Grade auf dem Meridian, bis man an Berlin gekommen, und findet dort, daß dieſe Stadt 52° 31′ 44″ vom Aequator entfernt iſt. Das nemliche ſollte man nun auch auf dem Aequator,

oder, welches gleich viel iſt, auf dem gezeichneten Parallelkreiſe thun. Hier aber entſteht die Frage: von wo ſoll man anfangen zu zählen? So viel ſieht man wohl, daß man irgend einen Meridian willkührlich als den erſten annehmen muß; leider aber hat man ſich darüber nicht allgemein vereinigt, ſondern jedes gebildete Volk hat ſeine eigene Art zu rechnen. In älteren Zeiten hatte man ziemlich allgemein einen Meridian, der durch die Inſel Ferro, die weſtlichſte unter den Canariſchen Inſeln bei Africa, gezogen wurde, als den erſten oder den Anfangspunkt der Zählung für die Grade auf dem Aequator und den Parallelkreiſen angenommen, und hiernach ſind die meiſten älteren Charten eingerichtet. Jetzt aber finden es die Franzoſen bequemer, den Meridian der Pariſer Sternwarte für den erſten anzunehmen, wie die Engländer den Meridian von Greenwich bei London, wo die Sternwarte iſt, die Deutſchen den Meridian der Berliner Sternwarte, oder des Seeberges bei Gotha u. ſ. w., ſo daß man bei jeder Ortsbeſtimmung, die man in Büchern findet, erſt nachſehen muß, von wo an gezählt worden iſt. Nimmt man nun, was doch noch immer das gewöhnlichſte iſt, den Meridian der Inſel Ferro für den erſten, und zählt auf dem Aequator oder auf dem Parallelkreiſe von Berlin die Grade, bis man an die Stadt gekommen, ſo findet man, daß ſie 31° 2′ 15″ öſtlich von dieſem erſten Meridian liegt, und hat ſomit eine vollkommen genaue Beſtimmung ihrer Lage. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß, da jeder Meridian die Erde in 2 Hälften, eine öſtliche und eine weſtliche theilt, man vom erſten Meridian aus auf dem Aequator entweder rund herum bis wieder zum erſten Meridian, alſo bis zu 360, zählen kann, oder nur bis man auf der entgegengeſetzten Seite der Erde wieder auf denſelben Meridian trifft, welches dann vom erſten Meridian nach Oſten 180° und nach Weſten ebenfalls 180° giebt. Dieſe letztere Art iſt die gewöhnlichere, und wenn alſo ein Ort 1° weſtlich von der Inſel Ferro läge, ſo würde man nicht ſagen, er ſey 359° von dem erſten Meridian, ſondern er ſey 1° weſtlich von Ferro. — Man drückt aber alles dieſes kürzer aus, indem man ſich der Ausdrücke Länge und Breite bedient. Die Länge eines Ortes iſt ſeine Entfernung vom erſten Meridian auf dem Parallelkreiſe gemeſſen; ſeine Breite, die Entfernung vom Aequator auf dem Meridian des Ortes gemeſſen; und da durch den Aequator eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte der Erde entſteht, ſo giebt es eine nördliche und eine ſüdliche Breite; und eben ſo, da jeder Meridian eine öſtliche und eine weſtliche Hälfte der Erde trennt, ſo giebt es eine öſtliche und eine weſtliche Länge. Berlin liegt alſo unter dem 52° u. ſ. w. nördlicher Breite und dem 31° u. ſ. w. öſtlicher Länge. Lima, die Hauptſtadt von Peru im ſüdlichen Amerika aber liegt unter dem 12° 1′ 15″ ſüdlicher Breite und, nach

3 *

der erſten Art, unter dem 300° 50′ 30″ der Länge, oder nach der gewöhnlichern, unter dem 59° 9′ 30″ weſtlicher Länge. Die Ausdrücke Länge und Breite ſtammen wahrſcheinlich noch aus der Zeit her, wo man, mit der wahren Geſtalt der Erde unbekannt, zwar viele Länder von Oſten nach Weſten zu kannte, aber wenigere von Norden nach Süden; und da wir die größere Ausdehnung Länge, die kleinere Breite eines Körpers nennen, ſo erhielt die Entfernung von Weſt nach Oſt den Namen Länge, die von Süd nach Nord den der Breite. Oder auch deshalb, weil, da die Pole unzugänglich ſind, man vom Aequator aus immer nur bis zu ihnen die Grade eines Quadranten, auf dem Aequator ſelbſt aber nach Belieben entweder bis 180 oder gar bis 360 zählen konnte.

Da der Umfang der Erde auf dem Aequator gemeſſen 5400 Meilen beträgt, ſo muß jeder Grad der Länge auf dem Aequator 15 Meilen ausmachen. Weil aber die Meridiane vom Aequator aus nach den Polen zu ſich immer mehr einander nähern und endlich in einen Punkt, den Pol ſelbſt, zuſammenlaufen, ſo müſſen auch die Grade der Länge an Ausdehnung verlieren, je mehr man ſich den Polen nähert, wo ſie endlich gar nicht mehr zu meſſen und gleich o werden. In unſren nördlichen Gegenden Deutſchlands bewirkt eine Entfernung von 10 Meilen von Oſt nach Weſt ſchon einen Grad Länge Unterſchied; bei Archangel bedarf es dazu nur 6½ Meile. Die Grade der Breite würden, wenn die Erde eine vollkommene Kugel wäre, überall von gleicher Länge ſeyn, indeß bewirkt die Abplattung der Erde nach den Polen zu einen doch nur unbedeutenden Unterſchied; die Grade der Breite werden etwas größer, wenn man ſich den Polen nähert.

Ferner, da der Umfang des Aequators 5400 Meilen beträgt, die Erde aber ſich in 24 Stunden um ihre Achſe dreht, ſo rückt jeder Punkt des Aequators in einer Stunde 225 Meilen von Weſten nach Oſten, welches gerade 15° beträgt; mit andern Worten: jeder Punkt auf der Erde, der 15° der Länge öſtlicher liegt als ein andrer, ſieht die Sonne eine Stunde früher aufgehen, und hat alſo auch eine Stunde früher Mittag.

Bewegung des Mondes.

Wir haben bisher von den Bewegungen der Erde für ſich allein geredet, jetzt müſſen wir von ihren Bewegungen in Verbindung mit dem Monde reden, und die Erſcheinungen betrachten, die ſie veranlaſſen.

Der Mond bewegt ſich um die Erde in einem mittlern Abſtande von 51000 Meilen, und in einer Zeit von 27 Tagen 7 Stunden. Weil aber die Erde indeß ebenfalls auf ihrer Bahn fortgeſchritten iſt, ſo braucht der Mond noch 2 Tage und 4 St.

mehr, um ſie einzuholen und wieder mit ihr und der Sonne in die vorige Stellung zu gelangen: gerade wie der Minutenzeiger einer Uhr zwar nach 60 Minuten ſich wieder auf ſeiner vorigen Stelle befindet, aber noch 5 Minuten weiter gehen muß, um den indeß fortgerückten Stundenzeiger wieder einzuholen und zu decken. Die wahre kürzere Umlaufszeit des Mondes heißt die periodiſche; die längere, nach welcher die Erſcheinungen ſeines Lichtwechſels wieder angehen, die ſynodiſche (aus dem Griechiſchen συν mit und ὁδος der Weg) und dieſe beträgt 29 T. 12 St. Nimmt man dieſe letztere, wegen der Veränderungen des Mondes leicht zu beobachtende, Periode für einen Monat, und ſetzt das Jahr aus 12 ſolcher Mondsmonate zuſammen, ſo hat man ein Mondsjahr, welches zwar beträchtlich von dem wahren Jahre abweicht, indeſſen doch von vielen alten Völkern lange Zeit gebraucht worden iſt. Während ſeines Umlaufs zeigt uns der Mond immerdar die nemliche Seite: ein Beweis, daß er ſich in eben dieſer Umlaufszeit einmal um ſeine Achſe dreht.

Nachdem wir einen Tag lang den Mond gar nicht geſehen, erſcheint er Abends am weſtlichen Himmel als eine ſchmale Sichel, von Weſten her erleuchtet. Die Breite der Sichel nimmt von Tage zu Tage zu, bis wir endlich die ganze Scheibe des Mondes erleuchtet ſehen, worauf er abermals ſich in eine erſt breitere, dann ſchmalere Sichel verändert, die aber nun an der Oſtſeite erleuchtet iſt und endlich ganz verſchwindet. Die Figur 3. wird uns dieſe Erſcheinungen erklären. Die Sonne befinde ſich in **S**, die Erde in **E**, ſo werden uns **ABCD** die vier Hauptſtellungen des Mondes zur Erde, während ſeines Umlaufs um dieſelbe, darſtellen. Iſt der Mond in **A**, ſo iſt ſeine von der Sonne erleuchtete Seite uns unſichtbar, die dunkle iſt uns zugewendet und wir ſehen ihn gar nicht: das iſt die Zeit des Neumondes oder der Conjunction. So wie er ſich dem Stande in **B** etwas nähert, wird uns ein ſehr ſchmaler Theil ſeiner erleuchteten Seite ſichtbar, von der Erde aus geſehen iſt es die rechte Seite; iſt er in **B** angekommen, ſo ſehen wir ihn halb erleuchtet, und dies nennen wir das erſte Viertel oder die Quadratur. So wie er nach **C** fortrückt, nimmt der erleuchtete Theil, den wir ſehen, zu, und in **C** endlich ſehen wir die ganze Scheibe erleuchtet: das iſt der Vollmond, oder die Oppoſition. Indem er nach **D** weiter rückt, verlieren wir wieder einen Theil ſeiner erleuchteten Seite aus den Augen, aber die Erleuchtung iſt nun, von der Erde aus geſehen, auf der linken Seite. Iſt er in **D** angekommen, ſo ſehen wir nur noch die Hälfte der erleuchteten Seite, und dieſer Stand heißt das letzte Viertel. Von da an, indem er ſich **A** wieder nähert, wird der erleuchtete Theil immer ſchmaler, bis wir ihn endlich wieder ganz aus dem Geſichte verlieren. Dieſe Monds-Ver-

änderungen nennt man auch die verſchiedenen Phaſen des Mondes. Beide Stände des Mondes, die Conjunction und die Oppoſition, werden zuſammen die Syzygien genannt, ſo wie die beiden andern die Quadraturen.

Indem der Mond ſich ſo um die Erde dreht, können zwei Fälle entſtehen: einmal kann er mit der Erde in derſelben Ebene ſo zu ſtehen kommen, daß die Erde zwiſchen ihm und der Sonne ſteht; dann aber kann er auch ſelbſt ſich zwiſchen der Erde und der Sonne auf derſelben Ebene befinden. Im erſtern Falle haben wir eine Mondfinſterniß, im andern eine Sonnenfinſterniß. Die Mondfinſterniß entſteht, wenn die Erde zwiſchen Sonne und Mond tritt und ihr Schatten auf den Mond fällt. Sie iſt entweder total, oder partial, d. h. die Scheibe des Mondes iſt entweder ganz oder nur zum Theil verfinſtert. Geht der Mittelpunkt des Mondes durch den Mittelpunkt des Erdſchattens, ſo heißt die Mondfinſterniß eine centrale. — Die Zeichnung (Fig. 3.) macht es anſchaulich, daß eine Mondfinſterniß nur zur Zeit des Vollmondes möglich iſt. Sonnenfinſterniſſe entſtehen, wenn der Mond zwiſchen die Sonne und die Erde in gerader Linie tretend, uns die Sonnenſcheibe entweder ganz oder zum Theil bedeckt. Sie ſind, wegen der Kleinheit des Mondes, der Größe der Erde und der ungeheuern Entfernung der Sonne, nicht an jedem Orte der Erde ſichtbar, nicht an verſchiedenen Orten zu gleicher Zeit, und auch nicht auf die nemliche Art, ſo daß die nemliche Sonnenfinſterniß an einem Orte eine totale, an einem andern weit davon entfernt liegenden eine partiale ſeyn kann. Anders iſt es mit den Mondfinſterniſſen; dieſe, weil der Schatten der Erde wirklich die Oberfläche des Mondes verfinſtert (beſchattet), ſind, an allen Orten der Erde wo ſie überhaupt eben ſichtbar ſind, von gleicher Art. Iſt nur ein Theil der Sonnenſcheibe vom Monde bedeckt, ſo heißt die Sonnenfinſterniß eine partiale; iſt ſie ganz davon bedeckt, eine totale; endlich wenn der Mond die Sonnenſcheibe ſo bedeckt, daß rund um ihn her noch ein leuchtender Ring von der Sonne ſichtbar bleibt, ſo heißt die Sonnenfinſterniß eine ringförmige. Dieſe beiden letzten Arten ſind die ſeltenſten. Der Grund dieſer beiden verſchiedenen Erſcheinungen beruht darauf, daß der Mond wie alle uns bekannte Himmelskörper, eine elliptiſche Bahn beſchreibt. Steht er nun bei der Sonnenfinſterniß in ſeiner Erdnähe, ſo erſcheint er uns größer, verdeckt die Sonne gänzlich und die Finſterniß iſt eine totale; ſteht er hingegen in der Erdferne, ſo erſcheint er kleiner und bewirkt eine ringförmige Finſterniß. Die Zeichnung (Fig. 3.) lehrt uns ebenfalls, daß Sonnenfinſterniſſe nur zur Zeit des Neumondes möglich ſind. Nun könnte es aber ebenfalls nach jener Zeichnung ſcheinen, als müſſe ſich alle Monate eine Sonnen- und eine Mondfinſterniß ereignen;

das geſchieht aber deshalb nicht, weil die Ebene der Mondbahn auf der Ebene der Erdbahn etwas geneigt iſt und die 3 Himmelskörper daher nicht immer in einer geraden Linie zu einander ſtehen. — Es geſchieht auch häufig, daß der Mond zwiſchen die Erde und irgend einen Fixſtern tritt und uns dieſen verbirgt: dies nennt man eine Sternbedeckung. Endlich können auch die beiden der Sonne näher liegenden Planeten, Merkur und Venus, zwiſchen die Erde und die Sonne zu ſtehen kommen: man ſieht alsdann, aber freilich nur mit guten Fernröhren, einen kleinen dunkeln Körper ſich über die Sonnenſcheibe hin bewegen, und dies nennt man einen Durchgang des Merkurs oder der Venus.

Gegenfüßler, Scheitelpunkt u. ſ. w.

Von jedem Punkt der Erdoberfläche aus kann man ſich eine Linie durch den Mittelpunkt der Erde gezogen denken; der Punkt, wo ſie die entgegengeſetzte Seite der Erdoberfläche berührt, iſt alſo um einen ganzen Durchmeſſer der Erde von dem erſtern entfernt, und die Menſchen, welche auf beiden entgegengeſetzten Punkten wohnen, werden Gegenfüßler, Antipoden genannt. — Verlängert man dieſe eingebildete Linie nach beiden Seiten ins Unendliche, ſo wird der am Himmel ſenkrecht über uns befindliche Punkt der Zenith oder Scheitelpunkt, der an der entgegengeſetzten Seite ſenkrecht unter uns befindliche aber der Nadir oder Fußpunkt genannt.

Horizont.

Wo man ſich auch in einer freien Ebene befinde, wird die Ausſicht durch einen Kreis begränzt, wo der Himmel die Erde zu berühren ſcheint und in deſſen Mittelpunkt man ſelbſt ſteht; dieſer Kreis heißt der ſcheinbare Horizont oder Geſichtskreis. Der wahre Horizont aber iſt ein Kreis, der 90° vom Zenith und vom Nadir entfernt iſt, oder Zenith und Nadir ſind die Pole des wahren Horizonts.

Weltgegenden.

Von jedem Punkt aus kann man eine unendliche Menge von Linien nach dem Horizont zu ziehen, welche die verſchiedenen Weltgegenden bezeichnen: man nennt dieſe Linien, oder vielmehr die Richtung, die ſie andeuten, auch Winde und Striche; dieſe beiden letzten Ausdrücke ſind aus der Schifferſprache entlehnt. Man theile den Horizont eines jeden Orts zuerſt in 4 gleiche Theile, vermittelſt des Meridians und einer die-

ſen ſenkrecht durchſchneidenden Linie, ſo erhält man die 4 Haupt-Weltgegenden: man nennt und bezeichnet ſie Nord oder Mitternacht, N.; Süd oder Mittag, S.; Oſt oder Morgen, O.; und Weſt oder Abend, W. Theilt man nun jeden dieſer Theile wieder in 2 gleiche Theile, ſo erhält man noch 4 Weltgegenden NordOſt, NO. und NordWeſt, NW.; SüdOſt, SO. und SüdWeſt, SW. Theilt man noch weiter, ſo erhält man NordNordOſt, NNO.; NordNordWeſt, NNW.; OſtNordOſt, ONO.; OſtSüdOſt, OSO.; SüdSüdOſt, SSO. u. ſ. w. Setzt man die Theilung noch weiter fort, ſo erhält man 16 neue Benennungen, die man dadurch bildet, daß man die Namen der zunächſt gelegenen Striche durch die Sylbe gen verbindet, z. B. NordOſt gen Nord, NordOſt gen Oſt ꝛc. Eine Scheibe, worauf ein Kreis, der nach dieſer Methode in 32 oder 64 Theile getheilt und bezeichnet iſt, ſich befindet, wird eine Windroſe genannt. Schwebt in der Mitte dieſes Kreiſes auf einem Stifte eine bewegliche Magnetnadel, d. h. eine künſtlich magnetiſirte ſtählerne Nadel, welche die Eigenſchaft hat, mit der einen Spitze ſtets nach Norden zu zeigen, ſo heißt eine ſolche Vorrichtung ein Kompaß, oder auch bloß eine Magnetnadel: ein den Seefahrern unentbehrliches Werkzeug.

Magnetnadel.

Die große Wichtigkeit dieſes Inſtruments erfordert einige Erläuterungen. Schon die Alten kannten einige Eigenſchaften des Magnets, d. h. ſie wußten, daß der Magneteiſenſtein, ein häufig in der Natur vorkommendes Eiſenerz, gewöhnlich von ſchwarzgrauer Farbe, oder auch jedes mit dieſem Steine beſtrichene Eiſen, anderes Eiſen an ſich zöge. Aber die Polarität des Magnets war ihnen unbekannt, d. h. ſie wußten nicht, daß jedes magnetiſche Eiſenſtäbchen an ſeinen beiden Enden oder Polen entgegengeſetzte Wirkungen äußert und dasjenige Eiſen mit dem einen Pole zurückſtößt, das es mit dem andern anzieht; ſie wußten ferner nicht, daß ein ſolches Stäbchen, wenn es ſich frei bewegen kann, es ſey nun daß es ſchwimmt, oder auf einem Stifte oder an einem Faden hängend wagerecht ſchwebt, mit dem einen Pol ſtets nach Norden, mit dem andern nach Süden zeigt, worauf eben die Einrichtung und der Nutzen des Kompaſſes beruht. Dieſe noch jetzt keinesweges genügend erklärten Eigenſchaften des Magnets ſollen, nebſt der Anwendung auf die Schifffahrt, die Chineſen, nach Einigen, ſchon mehrere tauſend Jahre vor den Europäern gekannt haben. Wahrſcheinlich iſt es, daß die handelnden Völker von Europa, namentlich die Italiäner, den Gebrauch des Kompaſſes, etwa im 13ten Jahrhun-

dert, von den Arabern empfangen haben. Anfänglich ließ man das magnetiſirte Stäbchen, oder die ſogenannte Magnetnadel, mit einem Stückchen Kork auf Waſſer ſchwimmen, jetzt läßt man ſie auf einem Stifte, der ſie in der Mitte unterſtützt, oder an einem Faden wagerecht ſchweben, um mit ihrer Hülfe auch bei trübem Wetter und in dunkeln Nächten die Richtung des Schiffes beſtimmen zu können. Eine genauere Beobachtung der Magnetnadel hat aber noch Folgendes gelehrt. Die vollkommen genau gearbeitete Nadel, die völlig wagerecht auf dem Stifte ſchwebte, bleibt nicht in dieſer Stellung, ſobald ſie magnetiſirt worden, ſondern ſenkt den einen und erhebt alſo den andern Pol. Dieſe Inklination oder Neigung der Magnetnadel findet in der Nähe des Aequators nicht Statt, zeigt ſich aber und nimmt immer mehr zu, je mehr man ſich den Polen nähert, ſo daß, je weiter gegen Norden ſich der Nordpol, je weiter gegen Süden, vom Aequator aus gerechnet, ſich der Südpol ſenkt, und die Schiffer endlich genöthigt ſind, der Nadel kleine Gegengewichte anzufügen, um ſie im Gleichgewicht zu erhalten. Dieſe Neigung iſt ſo ſtark, daß ſie in unſern Gegenden ſchon einen Winkel von 67—68° mit dem Horizont bildet. Einen Punkt der Erde, wo dieſer Winkel 90° betrüge, d. h. wo die Nadel ſenkrecht ſtände, würde man einen magnetiſchen Pol nennen müſſen und ſolcher Punkte giebt es wahrſcheinlich 4 auf Erden, zwei nördliche und zwei ſüdliche. Den einen nördlichen will Capitain Roß in Amerika unter 70° 5′ 17″ N. B. und 96° 46′ 45″ W. L. von Greenwich gefunden haben, der andre muß im nördlichen Sibirien liegen. Ferner zeigt die Nadel nicht überall genau nach Norden, ſondern an jedem Orte der Erde verſchieden, hier genau, dort mehr gegen Oſten, dort mehr gegen Weſten: dies nennt man die Abweichung oder Deklination der Magnetnadel. Dieſe iſt alſo erſtlich verſchieden an den verſchiedenen Orten: z. B. in allen Orten, welche unter einer von 50° S. B. und vom erſten Meridian aus nach 60° N. B. und 40° W. L. gezogenen Linie liegen iſt die Abweichung = o; eine ähnliche Linie, unter welcher die Abweichung o iſt, zieht ſich durch Neuholland und das öſtliche Aſien. Solche Linien, welche die Orte von gleicher Abweichung verbinden, nennt man iſogoniſche Linien (Linien gleicher Winkel), ſo wie man ähnliche Linien, welche die gleiche Inklination verſchiedener Orte bezeichnen, iſokliniſche nennt. In Europa iſt die Abweichung weſtlich: in unſren Gegenden (bei Halle) beträgt ſie 17°. Sie iſt aber zweitens auch verſchieden in verſchiedenen Zeiten. Nach den genauen Beobachtungen in Paris war dort die Abweichung im Jahre 1580, 11° gegen Oſten, 1666 war ſie = o. 1712 zeigte ſie 10° weſtliche Abweichung und erreichte 1819 beinahe 23°. In London war die Abweichung mit der

von Paris von 1580 bis 1700 ziemlich übereinſtimmend dann aber wurde ſie größer und betrug 1819 über 24½°. Im öſtlichen Deutſchland hat ſich die weſtliche Abweichung ſchon ſeit 1814 ſtark vermindert. Eben ſo ſcheinen auch die Punkte, wo die Abweichung o iſt, in größeren Perioden beweglich zu ſeyn. Endlich hat man noch eine jährliche Bewegung der Magnetnadel beobachtet: von der Frühlings-Nachtgleiche bis zum Sommerſtillſtand iſt die Nadel etwas rückgängig, vom Sommerſtillſtand über 9 Monate hindurch wächſt die weſtliche Abweichung, ſo daß ſie gewöhnlich im Mai und October den gleichen Stand hat. Eine ähnliche tägliche Bewegung der Magnetnadel, die man längſt vermuthete, iſt durch genaue Beobachtungen außer Zweifel geſetzt worden; unter dem Aequator wäre ſie am leichteſten zu bemerken. — Die Magnetnadel ſelbſt beſteht alſo aus einem ſtählernen Stäbchen, welches mit Magneteiſenſtein oder einem andern Magnet beſtrichen worden iſt. Man kann aber auch, ohne Hülfe eines andern Magneten, durch Hämmern und Beſtreichen jedes Stahl oder auch nur Eiſen magnetiſch machen. Ja jedes Eiſen beinahe iſt magnetiſch und zeigt Polarität, beſonders alle aufgerichtete Eiſenſtangen an Kirchthürmen und ſonſt, alle eiſerne Oefen u. ſ. w.; man darf nur eine Magnetnadel abwechſelnd dem obern und untern Ende ſolcher Gegenſtände nahe bringen, um ſich durch die verſchiedene Drehung der Nadel davon zu überzeugen.

Meilen.

Wenn wir bisher von Meilen ſprachen, ſo wurden darunter immer geographiſche oder deutſche Meilen verſtanden, deren 15 auf einen Grad der Länge auf dem Aequator gehen. So wie aber Maaß und Gewicht in jedem Lande verſchieden ſind, ſo ſind auch die Meilen, wonach die verſchiedenen Völker rechnen, ſehr verſchieden an Länge. Das Verhältniß der bekannteſten und in Reiſebeſchreibungen am häufigſten vorkommenden iſt folgendes:

Auf einen Grad des Aequators gehen deutſche oder geographiſche Meilen	15
Franzöſiſche gemeine, oder **Lieues**	25
Franzöſiſche Seemeilen	20
Engliſche gemeine	69 12/100 od. 70
Engliſche Seemeilen oder **Leagues**	20
Spaniſche Meilen	17½
Italiäniſche	60
Däniſche und Schwediſche	10½
Ruſſiſche Meilen od. Werſte	104½
Türkiſche Meilen oder **Berri**	66⅔

Franzöſiſche Myriamètres	$11^1/_9$
Chineſiſche Meilen oder Li	193
Arabiſche Meilen	$56^2/_3$
Perſiſche oder Paraſangen	$22^1/_2$

oder Eine deutſche Meile enthält beinahe 2 franzöſiſche, 5 engliſche, 7 Werſte u. ſ. w. Die deutſche oder geographiſche Meile ſelbſt enthält 1972 rheinländiſche Ruthen, oder 23,661 rheinländiſche Fuß, oder 22,800 Pariſer Fuß oder $3807^1/_{10}$ Toiſen, die Toiſe zu 6 Fuß, oder 12,000 gemeine Schritte. Die preußiſche Meile hat 24,000 rheinländiſche Fuß, und iſt daher noch etwas größer als die geographiſche.

Planetarien.

Um dasjenige, was wir bisher von der Geſtalt und den Bewegungen der Weltkörper, beſonders aber unſers Planetenſyſtems, geſagt haben, noch mehr zu verſinnlichen, hat man verſucht, dieſe Körper und ihre Bewegungen durch künſtlich zuſammengeſetzte Maſchinen darzuſtellen, in welchen dann eine in der Mitte befindliche Kugel die Sonne, mehrere kleinere in beſtimmten Entfernungen und Zeiten ſich um dieſelbe bewegende Kugeln die Planeten mit ihren Trabanten darſtellen. Eine ſolche Maſchine wird ein **Planetarium** genannt, weil ſie die Bewegungen der Planeten verſinnlicht, oder auch ein **Orrery**, ein Wort, deſſen Ableitung ungewiß iſt. Sollten aber die richtigen Verhältniſſe der Größen und der Entfernungen dabei beobachtet werden, ſo wäre eine ſolche Maſchine wegen ihrer bedeutenden Größe äußerſt koſtbar, man begnügt ſich daher meiſtens die Umlaufszeiten richtig anzubringen, ohne Rückſicht auf die wahre Größe und die wahren Entfernungen der Planeten.

Globus und Landcharten.

Um die Erde für ſich allein darzuſtellen, bedient man ſich größerer oder kleinerer Kugeln, von Holz, Pappe u. ſ. w., auf deren Oberfläche die Umriſſe der Erdoberfläche angegeben ſind, und die ſich um eine Achſe, gewöhnlich innerhalb eines metallenen Kreiſes, bewegen laſſen, der dann, je nachdem die Kugel geſtellt wird, den Meridian der verſchiedenen Oerter angiebt. Eine ſolche Kugel heißt ein **Globus** oder eine **Weltkugel** (**globus terrestris**). Zeichnet man aber auf eine eben ſo eingerichtete Kugel die verſchiedenen am Himmel befindlichen Sternbilder, ſo heißt ſie eine **Himmelskugel** (**globus coelestis**).

Die Erdoberfläche ſelbſt aber wird auf verſchiedene Weiſe, am gewöhnlichſten jedoch durch Zeichnungen dargeſtellt, die man **Landcharten** nennt, und die nach den Gegenſtänden, die ſie

darſtellen, nach der Art der Einrichtung und nach der Abſicht, die man dabei hat, verſchiedene Namen führen. Landcharten, welche die ganze Erdoberfläche, gewöhnlich in zwei Hälften oder Kreiſe getheilt, darſtellen, heißen Planiglobien oder Planiſphärien (ebene Kugeln, weil ſie das in einer Ebene darſtellen, was in der Natur zwei halbe Kugeln ſind), Weltcharten, Mappemonde. Solche, welche zwar nur einzelne Theile der Erdoberfläche, aber doch ganze Reiche und bedeutende Länder darſtellen, nennt man Generalcharten; ſolche, welche nur kleinere Theile eines größern Landes, kleinere Bezirke, und daher vollſtändiger und genauer darſtellen, heißen Specialcharten; umfaßt die Charte nur das Gebiet einer Stadt oder weniger Dörfer, ſo nennt man ſie eine topographiſche Charte. Alle dieſe Arten von Charten berückſichtigen hauptſächlich nur, die Umriſſe, Gränzen eines Landes und die Lage der Städte, Dörfer u. ſ. w. innerhalb deſſelben richtig darzuſtellen. Werden aber andre Dinge zum Hauptgegenſtand der Darſtellung gemacht, ſo erhalten die Charten auch andre Namen. So ſind hydrographiſche oder Fluß-Charten diejenigen, welche vorzüglich den Lauf der Flüſſe, Bäche ꝛc. berückſichtigen; orographiſche oder Berg-Charten, diejenigen, worin vorzüglich auf die Lage, die Geſtalt und die Verbindung der Gebirge geſehen wird; petrographiſche diejenigen, worauf die Beſchaffenheit und die Natur der Subſtanzen, woraus die Berge beſtehen, gewöhnlich durch verſchiedene Farben, angedeutet werden. Seecharten, ſind diejenigen, welche zum Behuf der Seefahrer die Felſen, Sandbänke, Untiefen und die angränzenden Küſten, nebſt der Beſchaffenheit der Häfen, Rheden und der Waſſertiefen an ſolchen Stellen ꝛc. andeuten. Militairiſche Charten ſind ſolche, welche zum Behuf des Krieges vorzüglich genau die Beſchaffenheit des Bodens, der Erhöhungen und Vertiefungen, darſtellen; Poſt- und Reiſecharten endlich ſolche, worauf vorzüglich nur die Landſtraßen und die Entfernung der verſchiedenen Oerter von einander angegeben ſind. Eine Sammlung von Landcharten heißt ein Atlas. — Von der Art der Anfertigung und den verſchiedenen Methoden, wonach Landcharten entworfen werden, kann in einem Elementarwerke, wie das vorliegende, nicht füglich geſprochen werden. Man hat auch wohl verſucht, einzelne Gegenden in Holz, Thon u. ſ. w. erhaben darzuſtellen, gleichſam ein Modell einer Gegend in verjüngtem Maaßſtabe; (ſo ſind die berühmten Pfyfferſchen Darſtellungen einiger Theile der Schweiz); ſie ſind aber theils viel zu koſtſpielig, theils nicht tragbar, ſo daß ihr Gebrauch wohl nie allgemeiner werden dürfte.

Die erſten Verſuche, durch Zeichnungen Länder abzubilden, verlieren ſich in das höchſte Alterthum. Mit Uebergehung des völlig Ungewiſſen, kann man behaupten, daß unter den Griechen Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, 550 Jahr vor Chriſti Geburt, die erſten Erd- und Himmelskugeln und die erſten Landcharten verfertigt habe. Wie wenig aber dieſe Kunſt damals allgemein bekannt und wie gering der Gebrauch derſelben geweſen, beweiſet der ſonderbare Umſtand, daß, obwohl wir ſehr ausführliche Nachrichten von den zahlreichen Kriegen der Griechen und Römer haben, ſich doch in dieſen Erzählungen keine deutliche Spur findet, daß die Feldherren Landcharten gehabt hätten, welche doch jetzt in ſolchen Fällen für ganz unentbehrlich gehalten werden. Ptolemäus, ein berühmter Mathematiker aus Aegypten, im 2ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, lehrte zuerſt die Kunſt Landcharten anzufertigen, wie etwa die unſrigen jetzt ſind; aber erſt im 5ten Jahrhundert unternahm es ein andrer Grieche, Agathodämon, zu Alexandrien in Aegypten, die damals bekannten Länder in 26 Zeichnungen, wovon 10 auf Europa, 4 auf Afrika und 12 auf Aſien kamen, darzuſtellen. Alles dies aber iſt verloren gegangen. Die älteſte Landcharte, die wir beſitzen, wahrſcheinlich aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts, ward im 15ten Jahrhundert in einem deutſchen Kloſter gefunden und kam an den Gelehrten Conrad Peutinger zu Augsburg, von welchem ſie die Peutingerſche Charte heißt; ſie befindet ſich jetzt in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien. Dieſe Zeichnung verdient aber kaum den Namen einer Landcharte: die Umriſſe der Länder ſind nur ganz roh angedeutet, die verſchiedenen Pergamentblätter, aus welchen ſie beſteht, gehen in einer Reihe fort, ſo daß an eine richtige Darſtellung der Lage der Länder gar nicht zu denken iſt. Sie iſt höchſtens als Wegecharte zu betrachten, indem ſie vorzüglich den Zweck zu haben ſcheint, die gerade Entfernung der verſchiedenen Oerter von einander und die von den Armeen zu nehmenden Wege anzugeben. Sie umfaßt einen großen Theil des ſüdlichen Europa, oder das damalige weſtrömiſche Reich. — Die jetzigen Landcharten konnten erſt ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt und des damit verwandten Holz- und Kupferdrucks entſtehen. Die älteſten derſelben erſchienen zu Rom im Jahre 1478 und gehörten zu einem Abdruck des Ptolemäiſchen Werkes; zwei Deutſche, Konrad Schweinheim und Arnold Bücking, hatten ſie in Metall geſchnitten. Kurz darauf erſchienen mehrere Landcharten in Deutſchland. Die erſte bedeutende Sammlung von Landcharten gab Gerhard Mercator, ein Deutſcher, im 16ten Jahrhundert zu Löwen heraus; und die erſten nach der jetzigen Art illuminirten Joh. Baptiſta Homann in Nürnberg 1702. Seitdem iſt die Kunſt richtige Landcharten zu entwerfen und in

Kupfer zu ſtechen, oder auf Stein zu zeichnen, unendlich vervollkommnet worden, und Deutſche, Franzoſen, Italiäner und Engländer wetteiferten darin mit einander. In der neuern Zeit hat man auch wohl Verſuche gemacht, Landcharten, nach Art der Bücher, mit beweglichen Lettern und Zeichen zu ſetzen und abzudrucken, es aber bald wieder aufgegeben, weil man damit weder die Genauigkeit, noch die Schönheit, ja nicht einmal die Wohlfeilheit der in Kupfer geſtochenen zu erreichen im Stande iſt.

Aſtronomie.

Alles, was wir bisher von der Geſtalt und den Bewegungen der Weltkörper überhaupt und der Erde insbeſondere kennen gelernt haben, lehrt uns die Aſtronomie oder Sternkunde, eine Wiſſenſchaft, deren ungeheure Fortſchritte in den letzten Jahrhunderten dem menſchlichen Geiſte die größte Ehre machen. Ihr Urſprung, oder vielmehr die erſten Verſuche der Menſchen in der Aſtronomie, verlieren ſich in das höchſte Alterthum. Es mußte von jeher dem Menſchen, ſobald er nur in einem geſelligen Zuſtande lebte, ein dringendes Bedürfniß ſeyn, die wiederkehrenden Abſchnitte der Zeit einigermaßen genau zu beſtimmen, um ſeine Geſchäfte im öffentlichen und im häuslichen Leben danach einzurichten. Daher finden wir auch bei den älteſten Völkern der Welt, den Aegyptern, den Indiern und Chineſen, daß ſie ſchon in den früheſten Zeiten einige Kenntniß der Aſtronomie gehabt, wenigſtens ſo viel, um die wiederkehrenden Erſcheinungen am Himmel leidlich zu berechnen. Aber auch dieſe, wahrſcheinlich nicht ſehr bedeutenden Kenntniſſe, ſind bei den meiſten dieſer Völker ſo gänzlich wieder verloren gegangen, daß z. B. die Chineſen jetzt nicht im Stande ſind, ohne Hülfe der Europäer, auch nur den gemeinſten Kalender anzufertigen. Die Griechen, das gebildetſte Volk des Alterthums, haben ſich zwar ebenfalls mit der Aſtronomie beſchäftigt, allein der Mangel an Inſtrumenten zu den nöthigen Beobachtungen und die Unbekanntſchaft mit der höhern Rechenkunſt ließen auch ſie keine bedeutende Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft machen. Der berühmteſte griechiſche Aſtronom, Ptolemäus, der etwa 100 Jahre nach Chriſti Geburt lebte, ſchrieb zwar ein großes aſtronomiſches Syſtem, welches bis ins 16te Jahrhundert das herrſchende blieb, allein auch ſeine Kenntniſſe ſind von keiner Bedeutung, wenn man ſie mit dem jetzigen Zuſtande der Aſtronomie vergleicht. Er nahm noch die Erde als Mittelpunkt der Welt an, und glaubte, daß die Sonne und alle Sterne ſich um ſie täglich bewegten; obgleich ſchon lange vor ihm einige griechiſche Philoſophen eine richtigere Anſicht gehabt haben ſollen, deren Meinungen aber, vielleicht wohl, weil ſie dem gemeinen

Augenſchein zu ſehr widerſprachen, unbeachtet blieben und bald in Vergeſſenheit geriethen. — Erſt im 16ten Jahrhundert entdeckte Copernicus, geboren zu Thorn in Preußen 1473, geſtorben zu Frauenburg in Preußen, wo er Canonicus war, 1543, das noch jetzt nach ſeinem Namen benannte, zwar ſeit dem unendlich vervollkommnete, aber doch im Ganzen richtige Syſtem, in dem er der Sonne ihren Platz im Mittelpunkt ihres Planetenſyſtems anwies und die Erde und alle übrige Planeten ſich um ſie bewegen ließ. Der wahre Schöpfer aber der neuern Aſtronomie iſt unſtreitig Kepler, geboren im Würtembergiſchen 1571, geſtorben zu Regensburg 1630. Zwar verſuchte ſein Zeitgenoß, der Däne Tycho de Brahe, geboren 1546, geſtorben 1601, das alte Ptolemäiſche Syſtem einigermaßen beizubehalten, indem er lehrte: alle übrige Planeten bewegten ſich zwar um die Sonne, dieſe ſelbſt aber, mit den Planeten als eben ſo vielen Trabanten, bewege ſich um die Erde; allein dieſes höchſt unnatürliche und verworrene Syſtem fand wie billig wenig Eingang. Seit dieſer Zeit hat die Aſtronomie ununterbrochen raſche Fortſchritte gemacht, welche durch die Erfindung der Teleſkope oder Fernröhre, im Anfang des 17ten Jahrhunderts, und durch die Verbeſſerung der Uhren, ſo wie durch die Erfindung einer höhern Rechenkunſt, unglaublich befördert worden. (Dieſe letztere Erfindung ward gleichzeitig von dem Engländer Newton und dem Deutſchen Leibnitz, geboren zu Leipzig 1646, geſtorben 1716, gemacht.) Die größten Verdienſte um die Aſtronomie haben nächſt den Deutſchen die Franzoſen und Engländer gehabt, bei welchen vorzüglich die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſeit 1666 und die Londoner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſeit 1660 zur Erweiterung der aſtronomiſchen Kenntniſſe viel beigetragen haben.

Aſtrologie.

Nicht zu verwechſeln mit der Aſtronomie iſt die Aſtrologie oder Sterndeutungskunſt, eine Wiſſenſchaft, der man in neueren Zeiten ſelbſt den Namen einer Wiſſenſchaft ſtreitig machen und ſie unter die grundloſen Träumereien des Aberglaubens verweiſen möchte. Sie beruht weſentlich auf der Meinung, daß die Geſtirne einen bedeutenden Einfluß auf die Erde ausüben, und nicht etwa blos auf ihre Bewegungen, ſondern auch auf die Begebenheiten, welche ſich auf Erden zutragen, ſowohl auf die natürlichen als auf die geſchichtlichne, vorzüglich aber auf die Fähigkeiten und Neigungen und eben dadurch auf die Schickſale einzelner Menſchen. In dieſem Glauben erforſchte man ſorgfältig den Stand der Geſtirne, beſonders der Planeten, in der Geburtsſtunde eines Menſchen, (eine ſolche Beobachtung

hieß ein Horoſkop, Stundenbeobachtung), weil man glaubte, ſeine ferneren Schickſale, ſein Charakter ꝛc. würden dadurch beſtimmt und wären darin zu erkennen. Hiermit war freilich einer abergläubiſchen Furcht Thür und Thor geöffnet. Indeſſen iſt dieſer Glaube, und alſo die Beſchäftigung damit, ſehr alt: noch der große Kepler war dieſer Anſicht nicht abgeneigt, und wir dürfen, wenn wir auch den Mißbrauch verwerfen, doch nicht vergeſſen, daß eben dieſer Glaube in finſteren Jahrhunderten, die den Wiſſenſchaften ungünſtig waren, doch zur Erhaltung einiger aſtronomiſchen Kenntniſſe und zur Bearbeitung der Wiſſenſchaft überhaupt günſtig mitgewirkt hat; ohngefähr wie die thörichte Sucht Gold zu machen zu wichtigen Entdeckungen in der Chemie geführt hat.

Fernröhre.

Die Erfindung der Fernröhre iſt vorhin als eine für die Aſtronomie höchſt wichtige erwähnt worden. Dieſe Inſtrumente verdienen daher eine kurze Beſchreibung. Alle bisjetzt bekannten Fernröhre zerfallen in zwei weſentlich verſchiedene Klaſſen. Die der einen Art, bei welchen man die Gegenſtände durch Gläſer betrachtet, heißen dioptriſche Fernröhre oder Refractoren; die andern, bei welchen der Gegenſtand vermittelſt Spiegel betrachtet wird, werden Spiegelteleſkope, katoptriſche Fernröhre oder Reflectoren genannt. Ein Teleſkop oder Fernrohr der erſteren Art, auch Tubus genannt, beſteht weſentlich aus einer Röhre von Holz, Metall, Pappe ꝛc., die meiſtens ſo eingerichtet wird, daß ſie durch Einſchieber verlängert oder verkürzt werden kann. Das eine, dem zu beobachtenden Gegenſtande zugekehrte, Ende derſelben iſt verſchloſſen durch ein linſenförmig geſchliffenes, convexes Glas, das Objectiv-Glas genannt, weil es dem Object oder dem Gegenſtande, den man beobachten will, zugekehrt iſt, und welches, wie alle Gläſer der Art, (einzeln werden ſie Brenngläſer oder Linſen genannt,) die Eigenſchaft hat, die darauf fallenden Sonnenſtrahlen in einen Punkt, den Brennpunkt, zu vereinigen. Am andern Ende der Röhre befindet ſich ein concav d. h. hohl geſchliffenes Glas, ſo daß es in der Mitte dünner iſt, als an den Rändern, welches das Ocular-Glas oder Augen-Glas heißt, weil es dasjenige iſt, woran man bei der Beobachtung das Auge legt. Dieſes hat die Eigenſchaft, die durch das Objectiv geſammelten Strahlen wieder zu zerſtreuen und ſie als parallele Strahlen ins Auge zu ſenden. Durch ein ſolches Teleſkop erſcheint der Gegenſtand aufrecht, wie er wirklich iſt, aber dem Auge mehr oder weniger nach der Beſchaffenheit der Gläſer, ſcheinbar näher gebracht, d. h. vergrößert. Kurzſichtige müſſen das Ocular

lar dem Objectiv näher bringen; Weitſichtige umgekehrt. Solcher Fernröhre bedient man ſich aber nur im gemeinen Leben und nennt ſie gewöhnlich Perſpective. Zur Beobachtung der Geſtirne braucht man ſolche, deren Ocular convex iſt, wodurch der zu beobachtende Gegenſtand umgekehrt erſcheint; auch giebt man ihnen zuweilen mehrere Oculare. Werden die Gläſer von gewöhnlichem Glaſe gemacht, ſo haben ſie den Fehler, daß die Gegenſtände dadurch mit farbigen Rändern erſcheinen; dieſem aber iſt durch die Erfindung des Engländers Dollond, von einer frühern Idee Euler's veranlaßt, ſeit 1757 abgeholfen. Er fand nemlich, daß, wenn man zu den Objectiven zwei verſchieden geſchliffene Gläſer, ein convexes von gewöhnlichem Tafelglaſe, und ein ſchwach concaves von einer ſtark mit Blei gemiſchten Glasart, Flintglas genannt, nähme, die farbigen Ränder der Gegenſtände verſchwänden. Fernröhre, die nach dieſer Methode gebaut ſind, nennt man achromatiſche (farbloſe) oder Dollonds. Wichtige Dienſte leiſten auch die Spiegelteleſkope, welche ſo eingerichtet ſind: Ein Hohlſpiegel von Metall befindet ſich am hintern Ende einer Röhre und fängt das Bild des zu beobachtenden Gegenſtandes auf; dieſes Bild kann man nun entweder unmittelbar von dem Spiegel ſelbſt, oder nachdem es von demſelben auf einen am andern Ende des Rohrs befindlichen kleinern Hohl- oder Planſpiegel geworfen worden, mit Hülfe eines Oculars beobachten. Das größte bis jetzt angefertigte Spiegelteleſkop iſt dasjenige, welches der deutſche Aſtronom Herſchel in England aufgeſtellt und wovon der Spiegel $4\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmeſſer hat, das Rohr aber eine Länge von 40 Fuß, und welches dennoch von Einem Menſchen regiert werden kann. Die Zeit der Erfindung der Fernröhre und der Erfinder derſelben laſſen ſich kaum mit Gewißheit ausmachen. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die erſten Fernröhre in Holland, zuerſt 1590 von dem Brillenmacher Janſſen zu Middelburg, angefertigt und ſchon 1608 oder 1009 verbeſſert wurden. In dieſem letzten Jahre erfand Galilei zu Pavia in Italien ebenfalls ein Fernrohr, nachdem er aber von der holländiſchen Erfindung ſchon einige dunkle Nachrichten erhalten hatte. Das aſtronomiſche Fernrohr, worin Ocular und Objectiv convex ſind und die Gegenſtände verkehrt erſcheinen, iſt eine Erfindung Kepler's. — Die Spiegelteleſkope ſind von Gregory, einem Schottländer, geboren 1639, geſtorben 1675, erfunden; von Newton aber, geboren 1642, geſtorben 1726, verändert worden.

Die Erde für ſich allein betrachtet.

Wir haben bisher von der Erde als einem Weltkörper und von ihrem Verhältniß zu den übrigen Geſtirnen geſprochen, jetzt wollen wir ſie für ſich allein betrachten.

An dem Erdkörper oder dem Erdball, den wir bewohnen, unterſcheidet man dreierlei: 1) die Luft, 2) das Waſſer, 3) die Erde ſelbſt.

I. Die Luft.

Wir leben auf dem Boden eines ungeheuern, aus einer durchſichtigen Flüſſigkeit, welche wir Luft nennen, beſtehenden Meeres. Dieſes Luftmeer, welches die Erdkugel umgiebt, wird auch die Atmoſphäre oder der Dunſtkreis, auch Luftkreis genannt, ihre Tiefe oder vielmehr ihre Höhe läßt ſich nicht genau beſtimmen, denn die Luft iſt eine elaſtiſche Flüſſigkeit, das heißt: die Luft kann in einen eingeſchloſſenen Raum zuſammengedrückt werden, ſo daß ſie unter einem äußern Druck einen geringern Raum einnimmt als vorher; ſobald aber dieſer Druck aufhört, dehnt ſich die Luft wieder aus, bis ſie den vorigen Raum wieder einnimmt. Man nehme z. B. ein leeres Bierglas, und verſuche es, mit der Mündung nach unten, ſenkrecht in ein Gefäß mit Waſſer zu tauchen, ſo wird man einen ſtarken Widerſtand empfinden, welcher daher kommt, daß die im Glaſe eingeſchloſſene Luft von dem Waſſer, welches eindringen will, zuſammengepreßt wird. Läßt man das Glas ſchnell los, ſo wird es in die Höhe geworfen, welches die Wirkung der zuſammengepreßten Luft iſt, die ſich wieder ausdehnt. Die Luft iſt ferner ſchwer: man fülle eine enge Glasröhre mit Waſſer, indem man die eine Oeffnung der Röhre mit dem Finger zuhält, und drehe die Röhre dann ſo um, daß die unverſchloſſene Oeffnung nach unten komme, ſo wird dennoch kein Waſſer herauslaufen, weil der Druck, d. h. die Schwere der Luft, das Waſſer zurückhält. Aus dieſen beiden Eigenſchaften, der Elaſtizität und der Schwere, folgt, daß die Atmoſphäre in ihren unteren Schichten, dem Erdboden nahe, weit zuſammengepreßter, weit dichter, und mithin bei gleichen Räumen weit ſchwerer ſeyn müſſe, als in den höheren Schichten. Man kann alſo die Atmoſphäre einigermaßen vergleichen mit einem Haufen lockerer Pferdehaare, der zu einer beträchtlichen Höhe aufgethürmt wäre; die unteren Schichten würden durch die Laſt der übrigen zuſammengedrückt, die oberen lockerer ſeyn, und ein Cubikfuß dieſer Haare aus den unteren Lagen würde bedeutend mehr wiegen, als ein Cubikfuß aus der oberſten Schicht. Eben ſo iſt es in der Atmoſphäre, nur daß wir hier die Gränze der möglichen Ausdehnung und Verdünnung der Luft. und mithin die Höhe der Atmoſphäre, nicht genau

beſtimmen können. Wir wiſſen nicht, wie die Atmoſphäre ſich endlich in den unendlichen Raum verliert, in welchem die Geſtirne ihre Bahnen durchlaufen; noch weniger kennen wir die Beſchaffenheit dieſes doch gewiß nicht leeren Raumes. Gewöhnlich nimmt man die Höhe der Atmoſphäre zu 8 Meilen an. Endlich kann die Atmoſphäre, wie jeder Körper, verſchiedene Grade der Wärme, oder eine verſchiedene Temperatur, annehmen. Die Elaſtizität, die Schwere und die Wärme der Luft erleiden ſehr häufige Veränderungen, und dieſe Veränderungen beſtimmen vorzüglich die Beſchaffenheit der Witterung. Um die verſchiedenen Eigenſchaften der Luft in jedem Augenblick genau erforſchen, und beſtimmen zu können, ob die Luft jetzt ſchwerer oder leichter, elaſtiſcher oder erſchlaffter, feuchter oder trockner, wärmer oder kälter ſey als vorhin, und zu andern wiſſenſchaftlichen und ſelbſt für das gemeine Leben wichtigen Verſuchen bedient man ſich verſchiedener Inſtrumente, deren Kenntniß zu oft vorausgeſetzt wird, als daß wir ſie nicht hier kürzlich beſchreiben ſollten.

Manometer.

Um die Veränderungen der Schwere oder Dichtigkeit der Luft zu erkennen, dient das Manometer. Dies iſt eine, gewöhnlich luftleere Kugel von Glas oder dünnem Blech, welche an einem Wagebalken befeſtigt und durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht erhalten wird. Die Kugel muß möglichſt groß, das Gewicht möglichſt klein gemacht werden. Wird die Luft ſchwerer, d. h. dichter, ſo wird ſie dieſe Kugel etwas in die Höhe heben, weil dieſe nunmehr im Verhältniß zur Luft leichter geworden; wird die Luft leichter, d. h. dünner, ſo ſinkt die Kugel aus dem umgekehrten Grunde. Dies Inſtrument wird indeß wenig gebraucht.

Barometer.

Unendlich wichtiger iſt ein andres Inſtrument, welches ebenfalls zur Erforſchung der Schwere der Luft, oder vielmehr ihrer Elaſtizität dient, das Barometer, oder der Schweremeſſer. Ein Barometer beſteht weſentlich aus einer gläſernen Röhre von einigen 30 Zoll Länge, an ihrem obern Ende zugeſchmolzen, am andern, wieder nach oben gekrümmten, Ende offen, und mit Queckſilber, einem flüſſigen Metalle, gefüllt, doch ſo, daß oberhalb des Queckſilbers bis zu dem zugeſchmolzenen Ende der Röhre ein luftleerer Raum bleibe. Man füllt zuerſt die Röhre (Fig. 4.) ganz mit Queckſilber, um alle Luft daraus zu vertreiben; ſtellt man ſie dann in die Lage, wie ſie hier gezeichnet iſt, ſo wird das Queckſilber, wie oben das Waſſer, nicht ganz aus der Röhre

ſließen, weil die auf die Oeffnung **E** drückende Luft der einge-ſchloſſenen Queckſilberſäule das Gleichgewicht hält, indem dieſe von **A** aus, wo bis **F** ein luftleerer Raum bleibt, keinen Gegendruck findet. Was iſt alſo hier geſchehen? Der Theil des Queckſilbers in **DBC** hält ſich ſelbſt das Gleichgewicht, die Säule **DF** aber wird gehalten durch eine Luftſäule, welche auf die Oeffnung **E** drückt, oder welche die Oeffnung der Röhre zum Durchmeſſer und die Höhe der Atmoſphäre hat. Das heißt alſo, da beide ſich das Gleichgewicht halten, ſo iſt dieſe Luftſäule gerade ſo ſchwer, als die Queckſilberſäule **DF.** Nun iſt dieſe Säule am Ufer des Meeres, und überhaupt in unſern Gegenden, gewöhnlich 28 Zoll hoch; nähme man ſtatt des Queckſilbers Waſſer, ſo müßte dieſe Säule 32 bis 33 Fuß lang ſeyn, weil das Queckſilber 14mal ſchwerer iſt als das Waſſer. Bei jeder Veränderung der Luft muß auch das Barometer ſeinen Stand verändern; iſt die Luft ſchwerer, dichter, elaſtiſcher geworden, ſo wird ſie mehr auf **C** drücken und die Säule wird bei **F** ſteigen; eben ſo wird ſie bei **F** fallen, wenn die Luft weniger ſchwer, oder elaſtiſch geworden iſt, und um dieſe Veränderungen genau bemerken zu können theilt man die Säule **DF** in Zolle und Linien (12 Linien machen einen Zoll), welche an der Seite der Säule gezeichnet ſind: eine ſolche Bezeichnung heißt eine S c a l a (eigentlich Leiter). Man giebt auch gern der Röhre die möglichſte Weite, um an dem obern Ende des Queckſilbers bei **F** die leiſeſten Veränderungen des Steigens und Fallens, die ſich durch eine convexe oder concave (erhabene oder vertiefte) Oberfläche des Queckſilbers kund geben, bemerken zu können. Weil nun die Erfahrung gelehrt hat, daß bei ſchönem Wetter das Barometer hoch, bei Regen und Sturm niedrig ſteht, ſo bedient man ſich dieſes Inſtrumentes auch häufig als eines, aber ſehr unzuverläſſigen, Wetterpropheten, und das Barometer wird eben deshalb auch häufig W e t t e r g l a s genannt. In den Aequatorialgegenden, wo die größere Gleichförmigkeit der Witterung die Beobachtung erleichtert, hat man gefunden, daß das Barometer täglich ſehr regelmäßigen Veränderungen unterworfen iſt; es ſteigt nemlich von $4^1/_2$ Nachmittags bis 10 Uhr Abends, fällt von 10 bis Morgens um $3^1/_2$, ſteigt wieder bis $9^1/_2$ Vormittags und ſinkt bis $4^1/_2$, wo es ſeinen tiefſten Stand erreicht; der Unterſchied beträgt aber höchſtens nur etwas über eine halbe Linie. In unſern Gegenden, wo der Wechſel der Witterung ſo häufige und bedeutende Störungen veranlaßt, findet zwar das nemliche ſtatt, aber die Beobachtungen ſind ungleich ſchwieriger. — Eben ſo muß der Barometerſtand ganz verſchieden ſeyn, je nachdem man ſich auf einem höhern oder tiefern Punkt der Erde befindet, weil ja dadurch die auf das Barometer drückende Luftſäule verkürzt oder verlängert, alſo leichter oder ſchwerer wird. Auf hohen

Bergen wird alſo das Barometer viel niedriger ſtehen als am Ufer des Meeres; zu Quito z. B., einer auf einer hohen Bergebene gelegenen Stadt in Süd-Amerika, iſt der gewöhnliche Barometerſtand nur 20 Zoll. Dies giebt uns alſo ein Mittel, die Höhe der Berge genau zu beſtimmen. Als Erfinder des Barometers wird Torricelli genannt, welcher 1643 zu Florenz die erſten Verſuche damit anſtellte, daher der Name Torricelliſche Röhre für dies Inſtrument. Der Umſtand, daß das Waſſer durch Saugepumpen nur bis zu 32—33 Fuß gehoben werden könne, gab ihm die Veranlaſſung, über dieſe Erſcheinung weiter nachzudenken. Er goß Queckſilber in eine oben zugeſchmolzene Glasröhre, verſchloß ſie unten mit dem Finger und ſetzte ſie in ein mit Queckſilber gefülltes Gefäß, nahm nun den Finger weg, und ſah, daß das in der Röhre befindliche Queckſilber nur zum Theil auslief. Ein weiteres Nachdenken leitete auf den wahren Grund dieſer Erſcheinung und zur Erfindung des jetzt zu allen Naturbeobachtungen unentbehrlich gewordenen Inſtrumentes.

Thermometer.

Von eben ſo großer Wichtigkeit iſt ein andres Inſtrument, wodurch die Erwärmung und Abkühlung der Luft beobachtet wird, das Thermometer, oder der Wärmemeſſer. Es beſteht aus einer dünnen, ganz luftleeren, aber zum Theil mit Queckſilber gefüllten Glasröhre (Fig. 5.), welche am obern Ende zugeſchmolzen und am untern ſich in eine hohle Kugel endigt. Das Queckſilber, wie beinahe alle Körper und vorzüglich die Metalle, hat die Eigenſchaft, ſich, wenn es erwärmt wird, auszudehnen, und wenn es kälter wird, ſich zuſammen zu ziehen. Es ſey nun der gegenwärtige Stand des Queckſilbers in D, ſo wird es nach E zu ſteigen, wenn die Luft wärmer wird, oder wenn man die Kugel B in heißes Waſſer taucht; es wird nach C fallen, wenn die Luft kälter, oder die Kugel mit einem Körper in Berührung gebracht wird, der kälter iſt als die Luft in dieſem Augenblick. Um dem Thermometer die höchſte mögliche Empfindlichkeit zu geben, macht man die Kugel im Verhältniß zur Röhre ziemlich groß, und das Glas derſelben ſo dünn als möglich, damit die Wärme und Kälte ſich dem darin befindlichen Queckſilber leicht mittheile; und eben ſo macht man die Röhre zwar von ſtarkem Glaſe, die innere Höhlung aber (das Kaliber der Röhre) ſo fein als möglich, damit das Queckſilber in derſelben, bei der geringſten Ausdehnung des Queckſilbers in der Kugel, ſtark ſteige oder falle. An der Seite der Röhre befindet ſich eine in mehr oder weniger Grade abgetheilte Scala. Bei dieſer Einrichtung würde man zwar das Steigen und Fallen des Thermometers genau beobachten können, aber dies ſelbſt wäre bedeutungslos,

und jedes Inſtrument würde für ſich, nach der Größe der Kugel und dem Kaliber der Röhre, verſchiedene Andeutungen geben. Nach mehreren Verſuchen, einen feſten überall gleichen Punkt zu finden, von wo an man zählen könnte, hat man endlich folgende zwei wichtige Beobachtungen gemacht. Reines deſtillirtes Waſſer in dem Augenblick, wo es zu gefrieren anfängt und ſo lange es ſich noch nicht gänzlich in Eis verwandelt hat, oder Schnee, der im Schmelzen begriffen iſt, ſo lange er noch nicht gänzlich ſich in Waſſer aufgelöſt hat, zeigen unveränderlich die nemliche Temperatur: und eben ſo hält kochendes Waſſer das Queckſilber ſtets auf derſelben Höhe ſo lange es kocht und ſich noch nicht gänzlich in Dämpfe auflöſt.*) Dieſe zwei überall leicht zu wiederholenden Verſuche geben alſo 2 feſte Punkte, wovon man den einen den Eis- oder Gefrierpunkt nennt, den andern den Siedepunkt. Den Raum zwiſchen ihnen theilt man nun auf verſchiedene Weiſe ein. Der Erſte, welcher an Feſtſtellung beſtimmter Grade dachte, war Fahrenheit, ein Kaufmann aus Danzig, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Er wählte zuerſt Queckſilber ſtatt des aus vielen Gründen weniger brauchbaren Weingeiſtes; zur Beſtimmung des Gefrier- oder Nullpunktes nahm er eine Miſchung von Salmiak und Schnee; zu der der größten Wärme aber die Temperatur des ſiedenden Queckſilbers, und theilte den dazwiſchen liegenden Raum zuerſt in 150, in der Folge in 600 Grade; ſo daß bei ihm der Gefrierpunkt des Waſſers mit 32°, der des ſiedenden Waſſers mit 212 bezeichnet iſt. So ſind die unter dem Namen der Fahrenheit'ſchen am meiſten in England gebräuchlichen Thermometer beſchaffen. Reaumür, ein etwas ſpäterer Zeitgenoſſe des Vorigen, aus Frankreich, nahm wiederum Weingeiſt ſtatt des Queckſilbers, und theilte den Raum zwiſchen dem Gefrier- und Siedepunkt des Waſſers in 80 Theile. Die in Deutſchland gewöhnlichen ſogenannten Reaumür'ſchen Queckſilber-Thermometer ſind eigentlich De Luc'ſche, weil De Luc, ein Genfer, ſein Queckſilber-Thermometer eben ſo eintheilte. In Frankreich endlich und in Schweden bedient man ſich gewöhnlich der Queckſilber-Thermometer, an welchen der Raum vom Gefrier- zum Siedepunkt des Waſſers in 100° getheilt iſt; das iſt das **thermomètre centigrade** der Franzoſen, oder das Celſius'ſche der Schweden. Figur 5. zeigt auf einem Blick das Verhältniß der drei am gewöhnlichſten vorkommenden Thermometer-Ein-

---

*) Anmerk. Hierbei kommt aber viel auf den Luftdruck an. Auf hohen Bergen, wo das Barometer niedrig ſteht, tritt das Kochen des Waſſers bei einer viel niedrigeren Temperatur ein. Damit nun der Siedepunkt der Thermometer gleichförmig beſtimmt werden könne, wird er bei 28 Zoll Barometerhöhe bezeichnet.

theilungen zu einander an. Die Grade der Wärme, vom Gefrierpunkt bis zum Siedepunkt und darüber hinaus, bezeichnet man mit dem Pluszeichen (+), die Grade der Kälte unter dem Gefrierpunkt mit dem Minuszeichen (—) der Mathematiker. Luft- und Weingeiſt-Thermometer werden übrigens jetzt nur noch zu einzelnen Beobachtungen gebraucht, wozu gerade ſie die geſchickteſten ſind. Der wahrſcheinliche Erfinder des Thermometers iſt Cornelius Drebbel, ein gebildeter Landmann aus Alkmar in Nord-Holland, der es im Anfang des 17ten Jahrhunderts erfand. Das erſte Drebbel'ſche Thermometer war ein Luftthermometer.

Hygrometer.

Um die feuchtere oder trocknere Beſchaffenheit der Luft zu erfahren, bedient man ſich des Hygrometers, oder Feuchtigkeitsmeſſers, eines bis jetzt noch ſehr unvollkommnen Inſtrumentes. Man hat nemlich bemerkt, daß viele Subſtanzen, die man deshalb hygroſkopiſche (Feuchtigkeit anzeigende) nennt, Veränderungen erleiden, und vorzüglich ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, je nachdem ſie ſich in einer feuchtern oder trocknern Luft befinden. Solche Subſtanzen ſind Haare, Fiſchbein, Hanf und Flachs, eine eigends dazu zubereitete Haut eines Froſches ꝛc. Leicht iſt es nun, dieſe Subſtanzen mit einem Zeiger in Verbindung zu bringen, welcher auf einer graduirten Scheibe die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft anzeigt. Auch als Wetterandeuter wird dies Inſtrument wohl benutzt, doch iſt es hierin eben ſo unzuverläſſig als das Barometer.

Eudiometer.

Die atmoſphäriſche Luft, welche wir einathmen, iſt kein einfacher, ſondern ein gemiſchter Körper, in welchem man 2 Hauptbeſtandtheile erkennt. Der eine derſelben, das Oxygen oder das Sauerſtoffgas, (Gas bezeichnet jede luftartige Flüſſigkeit), iſt dem Leben aller Thiere und Pflanzen im höchſten Grade günſtig; jeder brennende Körper verbrennt darin mit ungleich größerer Schnelle und Heftigkeit als in der gemeinen Luft, und ſelbſt Körper, die in der gewöhnlichen Atmoſphäre nur glühen, wie Stahlfedern, verbrennen im Sauerſtoffgas mit der größten Leichtigkeit. Der andre Beſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft iſt das Stickſtoffgas oder der Azot; er iſt dem Leben der Thiere feindſelig, eine Flamme erliſcht darin augenblicklich, als ob ſie in Waſſer getaucht würde; den Pflanzen hingegen ſcheint er weniger nachtheilig zu ſeyn. Die Verbindung dieſer beiden Luftarten, einige ſtets darin enthaltene Waſſerdämpfe nicht gerechnet, bildet die ge-

meine Luft, welche gewöhnlich 27 Theile Sauerſtoff und 73 Theile Stickſtoffgas enthält. Außerdem aber können der Luft noch viele andre Beſtandtheile beigemiſcht ſeyn, welche auch auf die Geſundheit der Menſchen großen Einfluß haben. Die verſchiedenen Miſchungsverhältniſſe genauer zu erforſchen bedient man ſich des Eudiometers (Luftgütemeſſers), welches aber hier nicht beſchrieben werden kann, theils weil es derſelben ſehr viele und ganz verſchiedene giebt, theils weil ſie nicht ſowohl Inſtrumente als chemiſche Apparate ſind, zu deren Erklärung ſchon bedeutende chemiſche Kenntniſſe, wie ſie hier weder vorausgeſetzt noch mitgetheilt werden können, erforderlich ſind. Alle eudiometriſche Verſuche ſind bis jetzt noch ſehr unvollkommen, welches vorzüglich daher kommt, daß die Luft, auch wenn ſie andre Subſtanzen und Luftarten in ſich aufgenommen hat, doch keinesweges als ein Gemenge verſchiedener Subſtanzen anzuſehen iſt; vielmehr verwandelt (aſſimilirt, verdaut) ſie dieſe fremdartigen Subſtanzen beinahe augenblicklich in ihr eignes Weſen; ſo wie der geſunde Leib auch die verſchiedenſten Speiſen in ein und daſſelbe Blut und Fleiſch verwandelt. So zeigte Luft, die man unmittelbar über Sümpfen, welche ſchädliche Luftarten abſondern, oder unmittelbar über den Köpfen einer in einem eingeſchloſſenen Raume gedrängt ſtehenden Menſchenmaſſe, auffing und eudiometriſch unterſuchte, ganz das nemliche Verhältniß der Beſtandtheile, wie die äußere reinere Luft.

Luftpumpe.

Wir müſſen hier noch ein Inſtrument beſchreiben, theils wegen ſeiner großen Wichtigkeit überhaupt, theils weil es die Elaſtizität, Dichtigkeit und Schwere der Luft in tauſend Verſuchen verſinnlicht, und dies iſt die Luftpumpe. Sie ward erfunden 1650 von Otto von Guericke, Bürgermeiſter zu Magdeburg, und dient vorzüglich dazu, die in einem eingeſchloſſenen Raume befindliche Luft zu verdünnen, oder den Raum luftleer zu machen, wie man es nennt, obwohl durch dieſes Inſtrument die Luft nie gänzlich daraus gezogen werden kann; dann aber auch die Luft in einem ſolchen Raume zu verdichten, d. h. mehr Luft in dieſen Raum hineinzupreſſen. Die Luftpumpe (Fig. 6.) beſteht weſentlich aus einem in dem Geſtell **NOPQ** befeſtigten hinlänglich ſtarken metallenen Cylinder **ABCD**, auch der Stiefel genannt, in welchem ſich ein wohl anſchließender Stempel **E**, der Kolben, vermittelſt ſeines Stieles auf und nieder bewegen läßt; der Cylinder ſteht in Verbindung durch die Röhre **M** mit dem in **FGH** eingeſchloſſenen Raume; dieſer beſteht aus einem metallenen, wohl abgeſchliffenen Teller **FG**, worauf man eine gläſerne Glocke **H** ſtellt, deren unterer Rand, matt geſchliffen,

genau auf den Teller paßt; zuweilen wird auch wohl noch ein feuchtes Leder auf den Teller gelegt und die Glocke darauf geſtellt, um ſo jedes Eindringen der äußern Luft zu verhindern. **I** iſt ein doppelt durchbohrter Hahn, den man durch Umdrehung ſo ſtellen kann, daß er, wie in **K**, eine Verbindung der Glocke mit dem Cylinder geſtattet; dann aber auch wie in **L**, wo er die Verbindung der Glocke mit der Röhre hindert, aber der in der Röhre und im Cylinder befindlichen Luft einen Ausgang nach der äußern Luft geſtattet. Es befinde ſich nun der Kolben in der Nähe von **BD** und werde nach **AC** hinabgezogen, der Hahn **I** aber ſo geſtellt wie in **K**, (oder geöffnet), ſo wird die unter der Glocke befindliche Luft ſich bis an den Kolben ausbreiten; nun ſchließt man den Hahn und ſtößt den Kolben wieder nach **BD**, ſo wird die zwiſchen dem Kolben und dem Hahn befindliche Luft hinausgetrieben, und die Luft unter der Glocke iſt nun um ſo viel verdünnt. Je häufiger man dies wiederholt, deſto mehr verdünnt man die Luft unter der Glocke. Durch ein umgekehrtes Verfahren mit dem Hahne könnte man nun auch dieſelbe Maſchine gebrauchen, um die Luft in dem Raume **FGH** zu verdichten. Man hat freilich ſeit der erſten Erfindung unzählige Veränderungen und Verbeſſerungen an der Luftpumpe angebracht; das Weſentliche der Einrichtung aber iſt immer das nemliche. Iſt die Luft unter der Glocke ausgepumpt oder verdünnt, ſo wird die Glocke, durch den Druck der atmoſphäriſchen Luft, ſo feſt auf den Teller gedrückt, daß man ſie nicht anders wieder abnehmen kann, als nachdem man wieder Luft hineingelaſſen. Otto v. Guericke zeigte den ungeheuern Druck der Luft auf einen hohlen luftleeren Körper dadurch, daß er eine hohle kupferne Kugel von 1¹/₅ Fuß Durchmeſſer, die aus zwei genau auf einander paſſenden Halbkugeln beſtand, auspumpte; hierauf 6 Pferde an jede Seite der Kugel ſpannen ließ, welche doch die Halbkugeln nicht aus einander zu reißen vermochten. Man hat berechnet, daß der Druck der Atmoſphäre auf jeden □Fuß Fläche 2167 Pfund, alſo auf den menſchlichen Körper, der im Durchſchnitt etwa 15 □F. Oberfläche hat, 32505 Pf. beträgt, welchem aber durch die in dem Körper eingeſchloſſene Luft das Gleichgewicht gehalten wird. Die auffallendſten Verſuche, welche ſich mit der Luftpumpe anſtellen laſſen, ſind etwa folgende. Unter der luftleeren Glocke ſinkt das Barometer, zum Beweis, daß es von der Schwere der Luft gehalten wurde; es läßt ſich aber nie zu einem völlig wagerechten Stande in beiden Schenkeln des Barometers bringen: ein Beweis, daß die Luftpumpe die Luft unter der Glocke zwar ſehr verdünnen, aber doch nie gänzlich herausbringen kann. Nimmt man ſtatt der Glocke einen oben offenen Cylinder, der mit einer dünnen Glasplatte bedeckt iſt, ſo wird das Glas von der Schwere der Luft zerdrückt.

Queckſilber wird durch ein dickes hölzernes Gefäß getrieben. Waſſer, Bier, Milch ſchäumen im luftleeren Raume, d. h. die in dieſen Flüſſigkeiten eingeſchloſſene Luft tritt nun in Blaſen heraus. Nur mäßig warmes Waſſer wallt wie wenn es an der äußern Luft kochte. Ein brennendes Licht erlöſcht unter der luftleeren Glocke; Thiere, vorzüglich warmblütige, ſterben darunter ſehr ſchnell; Schießpulver entzündet ſich nicht, ſondern ſchmilzt, wenn man es mit einem Brennglaſe anzünden will; eine in Bewegung geſetzte Glocke klingt darin nicht; endlich ein leichter und ein ſchwerer Körper, z. B. ein Goldſtück und eine Feder, fallen darin zu gleicher zu Boden, weil der Widerſtand der Luft fehlt, welcher die Feder im Fallen aufhält.

Aëroſtaten.

Wenn die atmoſphäriſche Luft eine gewiſſe Schwere hat, wie ſo vielfältige Verſuche zeigen, ſo müßte ein noch leichterer Körper in der Luft eben ſo ſchwimmen, wie Kork im Waſſer; und weil die Dichtigkeit, und alſo die Schwere der Luft, in den unteren Schichten größer iſt als in den höheren, ſo müßte ein ſolcher Körper von der Erde aus ſo lange in der Luft ſteigen, bis er eine Luftſchicht erreichte, die mit ihm von gleicher eigenthümlicher Schwere wäre. Auf dieſen richtigen Grundſätzen beruhen die Verſuche, welche man in der neuern Zeit gemacht hat, die Luft zu beſchiffen; denn was die alten Sagen von künſtlichen Flügeln betrifft, womit Dädälus ſich aus Creta nach Sicilien gerettet, oder von der hölzernen Taube, welche Archytas von Tarent gemacht, und welche durch mechaniſche Kraft und einen eingeſchloſſenen Geiſt oder Hauch geflogen: ſo ſind ſie zu unbeſtimmt und fabelhaft, als daß ihre Erklärung auch nur verſucht werden könnte. Dieſen geſuchten Körper, welcher leichter iſt als die atmoſphäriſche Luft, hat man bis jetzt auf zwei verſchiedene Weiſen gefunden, indem man entweder von einer leichten Hülle einen Körper bauete und die darin eingeſchloſſene Luft zu verdünnen ſuchte, oder indem man ihn mit einer Luftart füllte, welche an ſich ſchon leichter iſt als die gewöhnliche. Hiedurch werden alle aëroſtatiſchen Maſchinen in 2 Klaſſen getheilt, wovon die eine nach ihren Erfindern, Montgolfièren, die andern gewöhnlicheren, oft aber auch beide, Luftbälle, Luftballons oder Aëroſtaten genannt werden. Die Gebrüder Montgolfièr machten im Jahre 1783 die erſten Verſuche, einen Luftball von Taffent, welcher durch brennendes Papier und Stroh inwendig erhitzt ward, ſteigen zu laſſen; ſpätere Verſuche der Art haben aber gezeigt, daß dieſe Methode, obgleich die wohlfeilſte, auch die gefährlichſte iſt, indem die Maſchine leicht in Brand geräth. Pilatre de Rozier war der

Erſte, welcher es noch im Jahre 1783 wagte, ſelbſt mit aufzuſteigen, indem er unter dem Ballon mit Stricken eine Gallerie befeſtigt hatte, worauf er ſtand und von wo aus er das Feuer unter der Oeffnung des Ballons unterhielt. Bei einem ſpätern Verſuche im Jahre 1784, wo er eine Montgolfière und einen eigentlichen Luftballon verbunden hatte, womit er über den Kanal zwiſchen Frankreich und England ſchiffen wollte, gerieth das Ganze in Brand, und er und ſein Freund Romain, der ihn begleitete, ſtürzten todt auf die Erde herab. Seitdem bedient man ſich nicht leicht mehr der Montgolfièren, um ſich in die Luft zu erheben. — Der eigentliche Luftball iſt eine Erfindung eines Profeſſors Charles zu Paris, der auf die Nachricht von Montgolfier's Verſuchen, in Paris, mit Hülfe der Mechaniker Gebrüder Robert, die jetzt gewöhnlichen Aëroſtaten, die mit brennbarer Luft gefüllt werden, erfand. Früher ſchon hatte Lichtenberg Seifenblaſen mit dieſer Luftart gefüllt ſteigen laſſen. Die brennbare Luft, auch Hydrogen oder Waſſerſtoffgas genannt, iſt etwa 13mal leichter als die atmoſphäriſche Luft, und wird am leichteſten dadurch gewonnen, daß man mit Waſſer verdünnte Schwefelſäure (Vitriolöl) auf Eiſenfeilſpäne, oder noch beſſer auf zerſtoßenen Zink gießt. Mit dieſer Luft füllt man eine kugelförmige Hülle gewöhnlich von Taffent, welche aber, um luftdicht zu ſeyn, mit einem guten Firniß überzogen iſt. Das Ganze iſt nun um vieles leichter als die atmoſphäriſche Luft, die es verdrängt, und muß alſo ſteigen. Sollen Menſchen mit aufſteigen, ſo wird ein Netz über den Ballon geworfen, an welchem unten ein ſtarker Korb in Geſtalt eines Kahnes, die Gondel genannt, befeſtigt wird. Man füllt den Ballon aber nicht vollkommen, ſondern nur etwa zu $^2/_3$ mit brennbarer Luft, weil, ſobald er die höheren Schichten der Atmoſphäre erreicht, wo die Luft weniger dicht iſt und alſo weniger auf den Ball drückt, die darin eingeſchloſſene Luftart ſich ausdehnt und den Ballon vollkommen erfüllt, ihn aber unfehlbar zerſprengen würde, wäre er gleich anfangs vollkommen gefüllt worden. Weil aber auch ſo noch dieſe Gefahr vorhanden iſt, ſo bringt man oben an dem Ballon ein Ventil oder eine Klappe an, welche durch eine Feder zugehalten, durch eine in die Gondel reichende Schnur aber von dem Luftſchiffer geöffnet werden kann, wenn er ſieht, daß der Ball ſich zu ſtark ausdehnt. Auch iſt die Oeffnung der Klappe das Mittel, wodurch er ſich nach Belieben wieder herablaſſen kann. Um aber auch das Steigen mehr in ſeiner Gewalt zu haben, nimmt der Luftſchiffer Ballaſt mit, welcher in mehreren mit Sand gefüllten Säcken beſteht: ſo wie er einen derſelben ausſchüttet, wird das Ganze leichter und der Ball ſteigt wieder. Bei dieſer Einrichtung des Luftballs iſt das Herabſteigen und Landen beinahe die einzige Schwierigkeit und Ge-

fahr. Daß der Ballon ſich nicht in einen See, auf einen dichten Wald u. ſ. w. ſenke, dies verhindert der Luftſchiffer durch neues Auswerfen von Ballaſt, um dem Ball Zeit zu geben, vom Winde weiter getrieben zu werden. Damit aber die Gondel nicht etwa mit Gewalt auf den Boden ſtoße beim Landen, wirft man vorher einen an einem langen Stricke befindlichen Anker aus; hat dieſer gefaßt, oder iſt von herbeieilenden Menſchen ergriffen worden, ſo wird nun der Ball langſam zur Erde gezogen, feſtgehalten und völlig geleert. Um endlich gegen jeden möglichen Unfall geſichert zu ſeyn, nimmt man gewöhnlich einen Fallſchirm mit, ein Inſtrument, welches einige Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Schirme hat, nur daß es wohl 20 Fuß im Durchmeſſer halten muß, um einen Menſchen langſam zur Erde zu tragen, und daß von den Rändern des Schirms ſich Stricke in einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt vereinigen, in welchem der Menſch ſeinen Platz nimmt. Schon im Jahre 1785 machte Blanchard damit glückliche Verſuche zu London. Die Reſultate der vermittelſt des Luftballons in großen Höhen anzuſtellenden Verſuche haben bis jetzt noch keinesweges den Erwartungen entſprochen. Die nothwendige Aufmerkſamkeit auf den Ballon ſelbſt und die große Kälte, die man in den höheren Regionen der Atmoſphäre empfindet, welche theils Uebelkeit und Erſtarrung, theils einen unüberwindlichen Schlaf hervorgebracht haben ſollen, haben bis jetzt die wenigen wiſſenſchaftlichen Luftſchiffer an bedeutenden Verſuchen und Beobachtungen gehindert. Auch im Kriege, wo man ſich anfänglich viel von dem Gebrauche des Luftballs zur Beobachtung der Feinde verſprach, hat er nichts geleiſtet, weil er ein unſicheres Spiel der Winde iſt, und bis jetzt die Kunſt, ihn nach Gefallen zu lenken, noch nicht gefunden worden iſt.

Die Atmoſphäre iſt der Schauplatz mannigfaltiger Erſcheinungen, wovon wir die vorzüglichſten jetzt betrachten wollen. Man kann ſie eintheilen in 1) Bewegung der Luft oder Winde, 2) leuchtende Phänomene und 3) wäſſerige Phänomene der Atmoſphäre.

Winde.

Wenn die Luft durch irgend eine Urſach in Bewegung geſetzt wird, ſo fühlen wir dies und nennen es Wind. Die Natur des Windes und die Urſachen, die ihn hervorbringen, haben noch immer viel Räthſelhaftes; denn die gewöhnliche Erklärung, daß der Wind durch Temperatur-Veränderung entſtehe, ſo daß die kältere, alſo dichtere Luft mit Gewalt nach einer Gegend hindränge, wo die Luft erwärmter, alſo verdünnter ſey; wie dies beim Oeffnen einer Thür eines geheizten Zimmers wahrge-

nommen wird: dieſe Erklärung reicht offenbar nicht hin, ſo manche räthſelhafte Erſcheinungen und Eigenthümlichkeiten der Winde zu erklären. Nach den verſchiedenen Graden der Heftigkeit giebt man den Winden verſchiedene Namen. Ein ſanfter Wind (wenigſtens in der Schifferſprache) durchläuft in 1 Secunde einen Raum von 5—10 F. Bei einer Geſchwindigkeit von 16 F. heißt er ein mäßiger Wind; von 24 F. ein ſteifer W.; von 35 F. ein harter W.; von 42 F. ein kleiner Sturm; von 50 F. ein mäßiger Sturm; von 54 F. ein ſtarker Sturm und von 60 F. ein europäiſcher Orkan; bei dieſem letztern drückt die Luft auf jeden □ F. Fläche mit einer Kraft von 8 Pfund. Ungleich heftiger jedoch ſind die furchtbaren Orkane, welche einige andre Gegenden, vorzüglich die Antilliſchen Inſeln oft genug heimſuchen und die fürchterlichſten Verwüſtungen an Bäumen, Pflanzungen und Gebäuden anrichten; dort erreicht der Orkan oft eine Geſchwindigkeit von 120 F. in 1 Secunde, wo er dann mit einer Kraft von 32 Pf. auf jeden □ F. Fläche wirkt. Dieſe Orkane kündigen ſich gewöhnlich durch kleine am Horizont erſcheinende, aber ſehr ſchnell zunehmende, bald ſchwarze bald feuerfarbene Wolken an. Den Schiffern am gefährlichſten ſind die, beſonders in den chineſiſchen und japaniſchen Meeren plötzlich entſtehenden Stoßwinde und Stürme, welche Typhons genannt werden, wo der Wind ſich ſchnell durch alle Weltgegenden dreht und oft ſenkrecht von oben herab zu kommen ſcheint.

In unſern Gegenden des nördlichen Europa ſind die Winde höchſt unregelmäßig, ſo daß ſich weder in ihrem Entſtehen noch in ihrer Richtung ein Geſetz erkennen läßt. Räthſelhaft aber iſt der eigenthümliche Ton, der einige Winde, vorzüglich den Weſtwind, begleitet: dieſer, beſonders vor dem Regen, heult, während alle übrige Winde nur rauſchen.

In andern Gegenden zeigen aber die Winde eine große Regelmäßigkeit. So wehen die Paſſatwinde (vents alizés, engl. trade winds) zwiſchen den Wendekreiſen das ganze Jahr hindurch in derſelben Richtung, nemlich nördlich vom Aequator der Nordoſt-Paſſat, und ſüdlich vom Aequator der Südoſt-Paſſat, welche daher von den Schiffern auf ihren Reiſen nach Amerika benutzt werden. In andern Gegenden, namentlich im indiſchen Meere, weht vom October bis zum April der N. O. Wind, und in der andern Hälfte des Jahrs der S. W. Wind. Dieſe regelmäßigen Winde werden Mouſſons (engl. monsoons) auch eteſiſche Winde genannt. Eben ſo regelmäßig ſind die Land- und Seewinde an den Küſten zwiſchen den Wendekreiſen: am Tage weht der Wind von der See her und kühlt die Luft, des Nachts umgekehrt vom Lande her; beide aber erſtrecken ſich nicht weit ins Land und in die See hinein. Die-

ſelbe Erſcheinung findet auch in etwas nördlicheren Gegenden z. B. an den Küſten des mittelländiſchen Meeres Statt.

Außerdem giebt es noch in den heißen Gegenden einige eigenthümliche Winde von mehr oder minder verderblicher Beſchaffenheit. An der Weſtküſte von Afrika weht aus dem Innern des Landes her, beſonders in den 3 erſten Monaten des Jahres, oft mehrere Tage hinter einander, ein kalter, äußerſt trockner Oſtwind, der Harmattan, der indeß der Geſundheit nicht nachtheilig iſt. So lange er weht, iſt die Atmoſphäre in einen dichten Nebel gehüllt, auch führt er einen äußerſt feinen, ſchwärzlichen Staub mit ſich, der alles durchdringt. Unendlich gefährlicher iſt ein heftiger, brennend heißer Wind, der aus dem Innern der großen Sandwüſte Afrika's kommt, und in derſelben, in Aegypten, Arabien und Perſien oft Menſchen und Thieren verderblich wird. Eine brennende Röthe der Atmoſphäre, ein ſchwefelartiger Geruch und ein kniſterndes Geräuſch der Luft kündigen ihn an; wer ihn einathmet, ſtürzt entſeelt nieder, und der Leichnam geht äußerſt ſchnell in Fäulniß über. Das einzige Mittel ſich dagegen zu ſchützen, iſt, ſich ſogleich mit dem Geſicht gegen die Erde niederzuwerfen, wie auch die Thiere alsdann den Kopf gegen die Erde ſenken; aber auch ſo — er hält meiſtens nur eine Viertelſtunde an — fühlen Menſchen und Thiere ſich äußerſt ermattet, zittern an allen Gliedern und triefen von Schweiß. Er führt in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Namen, in Aegypten wird er der Chamſin oder Khramſin genannt; die Araber und Perſer nennen ihn Smum, Samum oder Samiel. Sein ſchädlicher Einfluß erſtreckt ſich weit über die Gränzen von Afrika hinaus, und wahrſcheinlich iſt der in Italien und vorzüglich in Sicilien oft mehrere Tage lang durch ſeine erſtickende und erſchlaffende Hitze ſo läſtige wenn auch nicht gefährliche Sirocco oder Scirocco nur eine durch das Meer gemilderte Nachwirkung jenes verderblichen Windes. Eben ſo verhält es ſich mit dem im ſüdlichen Spanien zuweilen wehenden Solano. Eine völlige Windſtille, wie ſie beſonders ganz in der Nähe des Aequators häufig eintritt, kann den Schiffen oft verderblicher werden als der Sturm, weil ſie theils die Reiſe verzögert und alſo Hungersnoth und Waſſermangel herbeiführt, theils das Schiff der Gewalt der Strömungen (ſ. unten) rettungslos überläßt.

Meteore.

Von den leuchtenden Phänomenen der Atmoſphäre, auch Meteore genannt, ſind die meiſten ſo räthſelhaft, daß die Naturforſcher noch jetzt um eine Erklärung derſelben verlegen ſind; wir werden ſie daher blos beſchreiben und höchſtens die herrſchenden Meinungen über die Natur derſelben anführen.

Eine der prachtvollſten Erſcheinungen in der Natur ſind die Nordlichter. In unſern Gegenden ſieht man ſie nur ſelten, in ſüdlicheren Gegenden, wie Italien, Portugal, äußerſt ſelten; in den Polargegenden hingegen, beſonders in den nördlichen, in der Nähe der magnetiſchen Pole, alſo in N. Amerika und Sibirien, ſind ſie ſehr häufig. Vorzüglich im Winter, meiſtens bei ſtrenger Kälte, zeigt ſich, gewöhnlich bald nach Sonnen-Untergang, am nördlichen Himmel ein heller Bogen, der nach und nach an Licht zunimmt, und von welchem aus leuchtende Strahlen nach dem Scheitelpunkt zu fahren. Dort vereinigen ſie ſich oft zu einer in mannigfaltigen Farben ſpielenden Krone, von wo aus neue Strahlen wie Blitze nach verſchiedenen Richtungen und von verſchiedenen Farben fahren, während das Ganze von kleinen, leuchtenden, bewegten Wolken durchſchnitten wird und oft in eine zitternde Bewegung geräth. Dies herrliche Phänomen entſteht und vergeht nach und nach, und hält oft die ganze Nacht über an. Am ſchönſten erblickt man ſie in den nördlichen Gegenden von Norwegen und Schweden und vorzüglich in Sibirien. Man hat bemerkt, daß die Nordlichter einen bedeutenden Einfluß auf die Magnetnadel ausüben, welche während derſelben in eine unregelmäßige, ſchwankende Bewegung geräth; auch erſcheinen die Nordlichter nie gerade im Norden, ſondern weſtlich wo die Abweichung der Magnetnadel weſtlich, öſtlich wo dieſe öſtlich iſt. Noch unverkennbarer iſt der Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit der Elektrizität. Nach einigen, jedoch nicht ganz zuverläſſigen Beobachtungen ſind die Nordlichter von einem ziſchenden, kniſternden Geräuſch, ja von Funken begleitet, und jagen den Thieren eben die Furcht ein, wie die Gewitter; dem Beobachter ſträuben ſich die Haare empor, wie in der Nähe eines elektriſchen Körpers: man könnte die Nordlichter aus manchen Gründen die nordiſchen Gewitter nennen, dieſe nemlich ſind eben ſo ſelten in den Polargegenden als ſie häufig ſind in den Aequatorialgegenden. — Höchſt räthſelhafte Erſcheinungen ſind ferner die Feuerkugeln, runde, auch längliche feurige Maſſen, welche ſich im Ganzen genommen nicht ſelten in der Atmoſphäre zeigen, zuweilen in ſich ſelbſt und geräuſchlos verſchwinden, zuweilen aber auch mit einem donnerähnlichen Geräuſch zur Erde niederfallen. Nicht ſelten iſt dieſe Erſcheinung mit der eben ſo räthſelhaften der Meteorſteine begleitet. Dies ſind Körper von ſehr verſchiedenem Gewicht, von einigen Lothen und noch kleiner bis zu vielen Pfunden, welche meiſtens mit ſtarkem Geräuſch und in Geſtalt von feurigen zerplatzenden Kugeln, mit ſolcher Heftigkeit zur Erde fallen, daß ſie zuweilen mehrere Ellen tief eindringen. Alle, die man bis jetzt unterſucht hat, zeigen eine große Aehnlichkeit unter einander; ihr Hauptbeſtandtheil iſt gediegenes Eiſen, mit vielem Nickel und einigen Erden,

oder auch mit Olivinen, einer Art Edelſtein, gemiſcht; das Ganze iſt gewöhnlich mit einer ſchwärzlichen dünnen Rinde überzogen. Zuweilen fallen ſie in wenigen größeren Maſſen, zuweilen in tauſend kleineren Stücken herab, die ſich oft auf den Umfang einer Stunde Weges verbreiten. Die größten Maſſen der Art, die man für Meteorſteine, jedoch nur vermuthungsweiſe hält, ſind: die berühmte Pallas'ſche Eiſenmaſſe, eine ungeheure Maſſe, meiſt aus gediegenem Eiſen beſtehend, welche der Naturforſcher Pallas in Sibirien nahe am Gipfel eines Berges entdeckte; und eine ganz ähnliche, welche man in den Ebenen des ſüdlichen Amerika, in der Provinz Chaco, wo auf 100 Meilen umher kein Berg und kein Fels angetroffen wird, gefunden hat. Jede dieſer beiden letzten Maſſen wog mehrere tauſend Pfund.

Man hat viel über den Urſprung der Meteorſteine geſtritten: Einige halten ſie für Producte des Mondes, welche von den dortigen Vulkanen ausgeworfen die Erde erreicht hätten; Andre glauben, daß ſie in der Atmoſphäre ſelbſt entſtehen, und zwar nicht einmal immer in einer ſehr beträchtlichen Höhe, weil ſie ſonſt beim Niederfallen ungleich tiefer in den Erdboden eindringen müßten; noch Andre endlich halten ſie für eine Art gleichſam zerſprengter und zerſtörter Weltkörper, deren Trümmer zuweilen die Erde erreichen. Das Niederfallen von Steinen aus der Atmoſphäre war eine längſt bekannte Sache: in den Schriften der Alten wird oft von Steinregen geſprochen, eben ſo in alten Chroniken; lange Zeit hindurch zweifelte man jedoch an der Wahrheit dieſer Berichte, bis endlich in der neueſten Zeit, beſonders ſeit dem Jahre 1790, dieſe Erſcheinung häufig Statt gefunden; dies leitet auf die wahrſcheinliche Vermuthung, daß die Production der Meteorſteine, eben ſo wie manche andre Naturerſcheinungen, nicht immer gleichförmig, ſondern nur in gewiſſen wiederkehrenden größeren Perioden erfolge. — Die ſogenannten Sternſchnuppen, die ſich viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt, ja vielleicht täglich ereignen, ſind wahrſcheinlich nichts anders als Feuerkugeln, die in den höchſten Regionen der Atmoſphäre entſtehen.

Zu den häufigen, aber nicht leicht zu erklärenden Erſcheinungen der Atmoſphäre gehören die ſogenannten Ringe oder Halonen, helle, meiſt weiße, zuweilen aber auch farbige Ringe, welche ſich um den Mond, die Sonne, die Planeten und die Fixſterne zeigen. Viel ſeltener, aber auch viel unerklärlicher ſind die Neben-Sonnen (Parhelien) und die Neben-Monde (Paraſelenen), d. h. mattere Abbilder der Sonne, des Mondes ꝛc., welche ſich zuweilen an der Seite dieſer Himmelskörper zeigen. Manchmal ſind ſie farbig, wie der Regenbogen, und von weißen hellen Ringen umgeben. Hevel ſah zu Danzig im Jahr 1661 ſieben Nebenſonnen auf einmal. Das ein-

einzige Gewiſſe, was man über dieſe ſonderbaren Phänomene ſagen kann, iſt, daß ſie mit den in der Atmoſphäre befindlichen Nebeln und Dünſten nothwendig zuſammenhängen müſſen, ohne daß man deshalb im Stande wäre, die Erſcheinungen ſelbſt mit vollkommner Sicherheit zu erklären.

Wäſſerige Phänomene.

Unaufhörlich geht durch Verdunſtung Waſſer in die Atmoſphäre über, und wird von ihr mehr oder weniger aſſimilirt, und wiederum abgeſchieden; dieſes ſich=Aneignen und Wiederfahrenlaſſen des Waſſers iſt der Grund aller ſogenannten wäſſerigen Phänomene in der Atmoſphäre. Das verdunſtende Waſſer kann ſich ſo innig mit der Luft verbinden, daß es ganz in ihr Weſen übergeht, und dann zeigt ſelbſt das empfindlichſte Hygrometer keine Spur von Feuchtigkeit in der Luft. Iſt dieſe Verbindung aber weniger innig, ſo entſtehen an der Oberfläche der Erde ſichtbare Dünſte, welche Nebel heißen. Temperatur und Dichtigkeits=Veränderungen in der Luft bewirken das Steigen oder Fallen des Nebels, welches erſtere gewöhnlich einen trüben, das letztere einen heitern Tag zur Folge hat. Die Nebel ſind am häufigſten Abends oder Morgens im Frühling und Herbſt; ferner ſind ſie ſelten in den tropiſchen Ländern, werden aber immer häufiger, je mehr man ſich den Polen nähert. (Es giebt aber auch ſogenannte trockne Nebel, auch Landrauch, Heiderauch, Höhenrauch, Sonnenrauch genannt, die oft auf längere Zeit große Theile der Erde bedecken, und deren Natur noch keinesweges gehörig erkannt worden iſt. Von dieſer Art war der Nebel, welcher im Sommer des Jahrs 1783 ganz Europa bedeckte.) — Die Wolken ſind nichts anders als Nebel in den höheren Regionen der Atmoſphäre. Werden die Waſſertheile durch Verdichtung oder Erkältung der Luft mehr zuſammengedrückt, ſo entſteht der Regen. Ein ungewöhnlich ſtarker Regen, wie er jedoch meiſtens nur in Gebirgsgegenden, wo die Wolken ſich mehr zuſammenhäufen, Statt findet, wird ſehr uneigentlich ein Wolkenbruch genannt. Bei einer ſtärkern Erkältung der höheren Regionen der Luft frieren die Waſſertheilchen zu Schnee, welcher aus mehreren über einander liegenden kleinen Eisnadeln beſteht, die ſich unter Winkeln von 60 oder 120° durchſchneiden und häufig regelmäßige ſternartige Figuren bilden. Der Hagel, obgleich auch er nur aus gefrornem Waſſer beſteht, verdankt ſeinen Urſprung ſchnelleren Abkühlungen der Atmoſphäre als der Schnee; auch gehört er ſchon mehr zu den elektriſchen Erſcheinungen, wie er denn auch beinahe immer von Gewittern begleitet iſt. Der Hagel iſt ſelten im Winter, häufig im Som-

mer, gewöhnlich wenn nach einer drückenden Hitze das Wetter durch ein Gewitter plötzlich abgekühlt wird; ſelten hagelt es bei Nacht, noch viel ſeltner auf dem Meere und in den Küſtengegenden. — Der Thau iſt weſentlich vom Regen verſchieden, er fällt nicht herab, denn er erſcheint am häufigſten auf der untern Seite der Blätter, und benetzt nicht gleichförmig alle Körper, die ſich im Freien befinden. Er iſt eine Waſſer-Abſcheidung aus der Luft in der Nähe des Erdbodens, die ſich aber nur an gewiſſe Körper, wenigſtens vorzugsweiſe, anſetzt. Eine polirte Metallfläche wird wenig oder gar nicht vom Thau benetzt, Glas, Wolle ꝛc. um ſo ſtärker: auch dies ſcheint eine Verwandtſchaft des Thaues mit der Elektrizität anzudeuten. Der Thau entſteht am häufigſten Morgens und Abends im Sommer und iſt ſtets der Verkündiger heiterer Tage. In einigen ſüdlichen Ländern, wo der Regen zu den Seltenheiten gehört, wie z. B. in Aegypten, erſetzt der Thau der Erde und den Pflanzen den Regen reichlich, indem er ungleich ſtärker als in unſern Gegenden iſt, und oft fußtief die Erde befeuchtet. Gefriert der Thau und der fallende Nebel, ſo entſteht der Reif, der ſich zu dieſen beiden wie der Schnee zum Regen verhält. — Dieſe wäſſerigen Phänomene darf man indeß nicht einſeitig als Producte der Atmoſphäre allein anſehen, ſie ſind vielmehr die gemeinſamen Producte der Atmoſphäre und der Vegetation, oder ſie entſtehen durch ein lebendiges Ineinanderwirken der Atmoſphäre und der Vegetation, vorzüglich der Bäume. In waldbedeckten Gegenden ſind Regen und Thau viel häufiger und ſtärker als in waldentblößten Ländern, und auf einigen Inſeln der heißen Zone regnet es gar nicht mehr, ſeitdem die Europäer die Wälder daſelbſt ausgerottet haben.

Ein ſehr räthſelhaftes, wenn gleich im Ganzen elektriſches Phänomen ſind die Waſſerhoſen oder Waſſerſäulen. Sie entſtehen meiſtens nur auf dem Meere, das Waſſer fängt an zu kochen und zu brauſen, erhebt ſich kegelförmig in die Luft; oft, aber nicht immer, ſenkt ſich zu gleicher Zeit eine Wolke ſackähnlich herab, vereinigt ſich mit dem aufſteigenden Waſſer zu einer oben und unten dickern, in der Mitte dünnern, inwendig hohlen Säule, deren Waſſertheile ſich ſchlängelnd empor bewegen, während die ganze Säule der Bewegung der Wolke folgt, ſich fortbewegt, ſich neigt und endlich zerreißt, wobei das Waſſer ins Meer zurückfällt. Oft ſah man mehrere ſolcher Säulen zugleich, oft nach einander entſtehen. Die Schiffer ſuchen ſie durch Kanonenſchüſſe zu zerſtören, weil ſie, wenn ſie das Schiff erreichten, dieſes unfehlbar zertrümmern würden. Die Windſtille und der oft ganz heitere Himmel, welche dieſe Erſcheinung nicht ſelten begleiten, machen ſie um ſo viel räthſelhafter. Auch auf dem Lande, vorzüglich aber in den großen Sandwüſten der hei-

ßen Zone, ſind ähnliche Erſcheinungen geſehen worden, wo der empor gewirbelte Sand die Stelle des Waſſers vertritt.

Endlich giebt es noch einige Phänomene von gemiſchter Natur, indem ſie ſowohl zu den leuchtenden als zu den wäſſerigen gehören: ſolche ſind der Regenbogen und das Gewitter. Der Regenbogen entſteht, wenn der, der ihn wahrnimmt, die Sonne im Rücken hat und auf einen in der Ferne herabfallenden Regen ſieht, hinter welchem eine dunkle Wolke ſich befindet. Die Sonnenſtrahlen werden alsdann von den Regentropfen eben ſo gebrochen und in Farben aufgelöſt, wie ein Sonnenſtrahl, der durch ein Prisma d. h. durch ein dreiſeitig geſchliffenes Glas geht; daher zeigt auch der Regenbogen dieſelbe Ordnung der Farben, wie bei dem Verſuche mit dem Prisma: die violette Farbe iſt unten, an der innern Seite des Bogens, die rothe oben, nach außen. Der zweite Bogen, der ſich über dem erſten in einiger Entfernung davon zeigt, iſt nur eine Abſpiegelung des erſten, daher erſcheinen hier die Farben blaſſer und in umgekehrter Ordnung, das Violet oben, das Roth unten. Da der Regenbogen nur durch die Stellung des Auges zwiſchen der Sonne und der Regenwolke entſteht, ſo ſieht ein Jeder, von jedem Standpunkte aus, einen verſchiedenen Regenbogen. — Das Gewitter iſt ein ganz elektriſches Phänomen, und es iſt leicht, mit dem nöthigen elektriſchen Apparat die vorzüglichſten Erſcheinungen des Gewitters im Kleinen nachzuahmen; aber die Erklärung dieſer Erſcheinungen kann hier nicht gegeben werden, weil ſie nur denen verſtändlich wäre, die ſchon mit der Natur und den Wirkungen der Elektrizität bekannt ſind. Der Blitz, der dadurch bewirkte Donner und das zugleich entſtehende Waſſer, daher der ſich jedesmal nach einem Schlage verſtärkende Regen, ſind die weſentlichen Erſcheinungen des Gewitters. Der Donner hat gewöhnlich einen rollenden Schall, welches größtentheils von dem Zurückgeworfenwerden des Schalles von der Erde und vielleicht von den Wolken ſelbſt entſteht. Nicht alle Blitze fahren auf die Erde herab, viele ſchlagen nach oben oder ſeitwärts von einer Wolke zur andern. Das Zünden des Blitzes hängt ganz von der Beſchaffenheit der Körper ab, die er trifft, ob ſie leicht entzündlich ſind, oder nicht: ſogenannte kalte Schläge ſind daher ein bloßes Volks-Vorurtheil. Der Blitz, wie die Elektrizität überhaupt, wird von einigen Subſtanzen, vorzüglich Metallen, angezogen und fortgeleitet. An dieſen fährt er meiſtens ohne ihnen zu ſchaden herab, oder ſchmilzt ſie auch wohl, wenn ſie dünn ſind. Andre Subſtanzen, als trocknes Holz, Glas, Seide ꝛc., leiten die Elektrizität nicht, und werden vom Blitze, wenn er ſie trifft, zertrümmert oder entzündet. Hierauf beruht die Erfindung der Blitzableiter oder Gewitterableiter, welche Franklin, ein Nord-Amerikaner,

geboren 1706, geſtorben 1790, im Jahre 1749 gemacht hat. Der Blitzableiter iſt eine metallene Stange, welche über das Dach eines Gebäudes hervorragen muß, und welche am Gebäude herunter bis in die Erde geleitet wird. Es iſt wichtig, daß der Blitzableiter nicht irgendwo unterbrochen ſey, weil ſonſt der Blitz leicht davon abſpringen und dem Gebäude nur um ſo gefährlicher werden könnte. Wird ein damit verſehenes Gebäude vom Blitze getroffen, ſo fährt er ohne es zu beſchädigen an der Stange hinab in den Erdboden.

Das **Wetterleuchten** iſt eine ſchwächere elektriſche Entladung, wobei kein Funken, alſo kein Blitz und eben ſo wenig Donner entſteht, es iſt ein ſich zerſtreuender Blitz. In unſern Gegenden macht dieſe Erſcheinung gewöhnlich den Schluß bedeutender Gewitter; in den Aequatorialgegenden iſt ſie überaus häufig und zeigt ſich oft mehrere Wochen hinter einander die ganze Nacht hindurch. Das Wetterleuchten ſcheint für jene Gegenden das zu ſeyn, was die Nordlichter für die Polarländer. Andre ſind der noch wahrſcheinlicheren Meinung, daß das Wetterleuchten gar nicht eine eigenthümliche elektriſche Erſcheinung, ſondern nichts andres ſey, als der Wiederſchein ſo weit von uns entfernter Blitze, daß wir wegen der Krümmung der Erde, oder wegen vorliegender Höhen nicht den Blitz ſelbſt mehr, ſondern nur ſeinen Wiederſchein an den Wolken ſehen und eben deshalb auch den Donner nicht mehr hören können. Was dieſer Meinung faſt Beweiseskraft giebt iſt der Umſtand, daß ſich das Wetterleuchten niemals über unſren Häuptern, ſondern ſtets nur am äußerſten Rande des Horizonts zeigt.

Elektrizität und Galvanismus.

Es iſt in dem Bisherigen zu oft von elektriſchen Phänomenen die Rede geweſen, als daß hier nicht wenigſtens die wichtigſten Erſcheinungen der Elektrizität angedeutet werden müßten. Mehrere Körper wenn ſie gerieben, andre wenn ſie mäßig erwärmt werden, ziehen andre leichtere Körper, als Aſche, kleine Stückchen Papier u. ſ. w. an; ſtoßen ſie aber bald wieder zurück, leuchten im Dunkeln an ihrer Oberfläche, oder geben ſelbſt Funken von ſich, wenn man eine Fingerſpitze ihnen nahe bringt. Schon die Alten wußten, daß der geriebene Bernſtein leichte Körper anziehe und abſtoße, und da ſie den Bernſtein **Elektron** nannten, ſo hat man allen Erſcheinungen dieſer Art den Namen **elektriſcher** gegeben, und von ſolchen geriebenen oder erwärmten Körpern ſagt man, ſie ſeien **elektriſirt**. Es lag aber überhaupt nicht in der Art und Bildung der Alten, ſich viel mit der Erforſchung der Natur abzugeben; ſo blieb denn auch die Kenntniß dieſer gering ſcheinenden Naturwirkungen unbeach-

tet, bis es dem, beſonders im 17ten Jahrhundert wieder erwachten und in unſern Tagen ſo mächtig ausgebildeten Sinne für die Erforſchung der Geſetze der Naturerſcheinungen gelang, aus dieſen unbedeutenden Beobachtungen die ganze jetzt ſo höchſt wichtig gewordene Lehre von der Elektrizität zu entwickeln. Die Männer, welche ſich durch ihre Beobachtungen über dieſen Theil der Naturkunde die größten Verdienſte erworben haben, ſind, unter den Deutſchen zuerſt Otto v. Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, und in neuerer Zeit Lichtenberg in Göttingen; der berühmteſte aber iſt Franklin, der Erfinder der Blitzableiter. Ihren und vieler andrer verdienten Männer vereinten Bemühungen verdanken wir folgende weſentliche Reſultate: Alle Körper theilen ſich in Hinſicht auf die Elektrizität in 2 Hauptklaſſen, a) ſolche, in welchen durch Reibung ein hoher Grad von Elektrizität erzeugt wird, und die man daher idioelektriſche, d. h. ſelbſtelektriſche nennt, und b) ſolche, welche entweder gar keiner oder nur einer ſehr geringen Erregung durch Reiben fähig ſind, dafür aber, wenn ſie mit elektriſirten Körpern in Berührung kommen, die Elektrizität begierig aufnehmen: man nennt ſie daher Leiter oder Elektrizität leitende Körper. Zu den erſten gehören vorzüglich Glas, alle Edelſteine, alle Arten von Harz, Seide, Wolle u. ſ. w.; zu den Leitern gehören ganz vorzüglich die Metalle, ferner Waſſer und alles Feuchte, wie im Gegentheil alles Trockne der Erregbarkeit günſtig iſt, ſo daß trockne Luft idioelektriſch, feuchte Luft hingegen ein Leiter wird. Weil nun die idioelektriſchen Körper nicht leiten, ſo kann man einen leitenden Körper, dem Elektrizität mitgetheilt worden iſt, zwingen, dieſe zu bewahren, wenn man ihn mit idioelektriſchen Körpern umgiebt, und man nennt ihn in dieſem Zuſtande iſolirt, weil er von den übrigen leitenden Subſtanzen abgeſchloſſen iſt unt genöthigt, die empfangene Elektrizität zu bewahren, alſo ein an ſeidenen Fäden aufgehängtes, oder auf Glas oder einem mit gläſernen Füßen verſehenen Stuhl ruhendes elektriſirtes Stück Metall iſt iſolirt; nähert man dieſem einen andern Leiter, ſo entladet ſich der erſte auf einmal durch einen Funken, der zwiſchen beiden Körpern entſteht, ohne daß man wegen der großen Geſchwindigkeit der Erſcheinung ſagen könnte, von welchem der beiden Körper er ausfährt. Dieſer Funke, wenn er ſtark genug iſt, ſchlägt auch wohl ein Loch durch ein zwiſchen beide Leiter gehaltenes Stück Papier, aber dies Loch zeigt auf jeder Seite umgebogene Ränder, ſo daß man auch hieraus nicht die Richtung des Funkens beobachten kann. Es ſcheint alſo, als ob die Thätigkeit von beiden zugleich ausgehe. Dieſer Funke iſt übrigens nichts anders als ein Blitz im Kleinen, er zündet Schießpulver, Naphtha und andre leicht verbrennliche Subſtanzen an, er tödtet kleinere Thiere, und zeigt auch, bei einer ſehr verſtärkten Entla-

dung, alle übrige Erſcheinungen des Blitzes, den Strahl und das Schlängelnde. — Bringt man einem elektriſirten Körper eine kleine, an einem ſeidenen Faden hängende Korkkugel nahe, ſo wird ſie zuerſt angezogen, bald aber wieder abgeſtoßen, und nun nicht wieder angezogen; ſie flieht vielmehr vor dem elektriſirten Körper. Dies erregte Aufmerkſamkeit, und bald bemerkte man, daß beim Reiben eines idioelektriſchen Körpers nicht bloß dieſer, ſondern auch das Reibzeug, d. h. der Körper, womit man den erſtern gerieben, elektriſch würde, und daß das, von dem erſten angezogene, dann wieder abgeſtoßene Kügelchen von dem Reibzeuge angezogen, von dieſem aber nach einiger Zeit wieder abgeſtoßen aufs neue von dem erſten Körper angezogen würde. Hieraus ergab ſich eine doppelte Erſcheinung der Elektrizität, die man, gewiß viel zu willkührlich, für zwei verſchiedene elektriſche Materien anſah, beſſer aber, weil dadurch jeder Streit über die geheimnißvolle Natur der Erſcheinung vermieden wurde, bald poſitive und negative Elektrizität, oder + E (plus E) und — E (minus E) nannte; bald, weil man bemerkte, daß in den meiſten Fällen das geriebene Glas + E, das geriebene Harz hingegen — E gab, die eine auch wohl die Glas-Elektrizität, die andre die Harz-Elektrizität nannte; und es ergab ſich das Geſetz: Gleichnamige Elektrizitäten ſtoßen ſich einander ab, ungleichnamige ziehen ſich an. Ein ganz ähnliches Geſetz zeigte ſich uns vorhin, als (S. 40 f.) vom Magnete die Rede war. In der äußern Erſcheinung unterſcheiden ſich beide theils durch eine etwas verſchiedene Empfindung, welche beider Funken auf den menſchlichen Körper hervorbringt, theils dadurch, daß, wenn man einen zugeſpitzten Leiter einem + E haltenden Körper nähert, ſich an der Spitze ein leuchtendes Kügelchen, bei einem — E haltenden Körper hingegen ein nach der Spitze des Leiters zugekehrter Strahlenbüſchel zeigt. Aus der nemlichen Urſache entſtehen die Flämmchen, welche ſich oft auf der Spitze der Maſten, oder an den Enden der Segelſtangen zeigen, und von den Alten Caſtor und Pollux, von den Neueren St. Elms-Feuer genannt werden; die Spitzen der Gewitterableiter und der Kirchthürme zeigen oft die nemliche Erſcheinung. Ueberhaupt aber erregt jeder elektriſirte Körper in allen in ſeiner Nähe befindlichen Körpern die entgegengeſetzte Elektrizität, und beide finden ihre Vereinigung bei größerer Nähe in dem beiden angehörenden Funken. Bei einer geringern Annäherung des menſchlichen an einen elektriſirten Körper entſteht auf der Haut ein Gefühl, als ob Spinneweben darauf lägen, welches durch die angezogenen und daher ſich ſträubenden kleinen Härchen hervorgebracht wird; auch giebt ein ſtark elektriſirter Körper einen eigenthümlichen Geruch von ſich. — Alle elektriſche Erſcheinungen hervorzurufen und deutlich zu machen, dient die Elektriſir-

maſchine, welche gewöhnlich auf folgende Art eingerichtet wird. Ein gläſerner Cylinder, oder eine oder mehrere runde Glasſcheiben, werden vermittelſt einer Kurbel um ihre Axe gedreht; unter dem Cylinder oder zu beiden Seiten der Scheiben ſind mit Haaren ausgeſtopfte und mit Leder oder Wachstaffet überzogene Kiſſen angebracht, die man auch wohl von Zeit zu Zeit mit einem Amalgam (einer Miſchung) von Queckſilber, Zinn, Zink und etwas Kreide ſchwach beſtreicht, und an welche das Glas bei ſeiner Drehung ſtark gerieben wird. Durch dieſe Reibung wird das Glas elektriſch. Vor der Maſchine und dicht an dem Cylinder oder den Scheiben ſteht auf einem gläſernen Fuße ein langer, an beiden Enden verſchloſſener und abgerundeter Cylinder, gewöhnlich von Blech oder von Pappe mit einem dünnen Metall-Ueberzuge: dies iſt der Leiter oder Conductor; er nimmt die in dem Glaſe erregte Elektrizität auf, und da er iſolirt iſt, ſo erhält man aus ihm die ſtärkſten Funken, wenn man einen leitenden Körper in ſeine Nähe bringt. — Um die Anweſenheit der Elektrizität und die Stärke derſelben zu erfahren, bedient man ſich eines Inſtruments, welches Elektrometer, oder Elektrizitäts-Meſſer genannt wird. Gewöhnlich beſteht es aus zwei leichten Kügelchen, etwa von Holundermark, die an 2 ſich vereinigenden Fäden hängen, oder auch aus zwei ſich berührenden und an einem Ende aufgehängten Streifen ſogenannten Goldſchaums, welche, ſobald man ſie mit einem auch nur ſchwach elektriſirten Körper in Berührung bringt, einander fliehen, wie zwei auseinanderfahrende Pendel, und durch den Winkel ihres Auseinandergehens die Stärke der anweſenden Elektrizität anzeigen. Andre zu elektriſchen Verſuchen dienende Inſtrumente, als die Leidner Flaſche, das Elektrophor und der Condenſator, können in einem Elementarwerke, wie dieſes, nicht füglich erklärt werden. — Bisher war nur von der Elektrizität die Rede, welche durch Reiben gewiſſer Körper erregt wird. Seit etwa 50 Jahren hat man aber andre Erſcheinungen beobachtet, die, obwohl auf einem ganz verſchiedenen Wege entſtanden, doch mit der Elektrizität eine ſo innige Verwandtſchaft zeigen, daß viele Naturkundige ſie für völlig gleicher Art mit der Elektrizität halten. Man hat nemlich gefunden, daß, wenn man mehrere Platten leitender Subſtanzen, beſonders Metalle, in einer gewiſſen Ordnung über einander legt, ſich alle Erſcheinungen zeigten, die man ſonſt nur durch Reibung der idioelektriſchen Subſtanzen erhielt. Man nimmt z. B. Platten von Kupfer und von Zink, dazu Pappſcheiben von gleicher Größe, die man mit Waſſer oder noch beſſer mit einer Salzauflöſung anfeuchtet, und legt ſie in folgender Ordnung über einander: Kupfer, Zink, Pappe, dann wieder Kupfer, Zink, Pappe u. ſ. w. Ueberhaupt iſt die Ordnung gleichgültig, nur müſſen immer 2 Metallplatten und zwar immer

in derſelben Ordnung ſich berühren. Berührt man nun, am beſten mit angefeuchteten Fingern, mit der einen Hand die unterſte, mit der andern die oberſte Platte, ſo empfindet man, nach den Umſtänden, einen ſtärkern oder gelindern elektriſchen Schlag, den man durch Arme und Bruſt fühlt. Die Stärke der Wirkung hängt theils von der Zahl der Platten, mehr aber noch von der Größe derſelben ab. Befeſtigt man an der obern und an der untern Platte einen Draht und nähert die Drähte einander, ſo erfolgt der Funke und noch manche andre Erſcheinungen, die dieſer Art der Elektrizität eigenthümlich ſind. Eine ſolche Anhäufung von Platten heißt eine Galvaniſche oder Voltaiſche Säule, auch Galvaniſche Batterie; die Erſcheinungen aber, welche man auf dieſe Weiſe hervorruft, werden Galvanismus genannt, von den Namen zweier italiäniſchen Gelehrten, Galvani, Profeſſor zu Bologna, welcher dieſe Art der Elektrizität entdeckt, und Volta, welcher die Säule erfunden hat. — Beides, die Elektrizität und den Galvanismus, hat man, bis jetzt aber noch mit unſicherm Erfolge, in verſchiedenen Krankheiten als Heilmittel angewendet. — Elektrizität und Galvanismus ſpielen in allen Phänomenen der Natur eine wichtige Rolle. Von der Atmoſphäre iſt ſchon bemerkt, daß die meiſten Erſcheinungen, welche ſie darbietet, elektriſcher Natur ſind, ſo das Gewitter, die Nordlichter, die Wolkenbildung, der Hagel; von andern, als den Winden, iſt es wenigſtens wahrſcheinlich daß die Elektrizität auch einigen Antheil an ihrem Entſtehen habe. Der Galvanismus ſcheint mehr der Erdmaſſe anzugehören; ſeine Wirkungen ſind aber in dieſer Hinſicht noch zu wenig erforſcht, und man kann nur ſagen, daß es wahrſcheinlich iſt, daß er bedeutenden Antheil habe an den Erdbeben, Erdbränden, vielleicht ſogar an der Bildung mineraliſcher, beſonders heißer Quellen, und überhaupt wohl an dem Gedeihen der Vegetation.

II. Das Waſſer.

Das Meer.

Das Waſſer, welches den größten Theil der Erdoberfläche bedeckt, zerfällt in zwei weſentlich verſchiedene Arten: das Seewaſſer und das ſüße Waſſer; aus letzterm beſtehen die meiſten Quellen, Bäche, Flüſſe ꝛc. des feſten Landes. Die ungeheure Waſſermaſſe, welche alle Theile des feſten Landes umgiebt, heißt der Ocean, das Weltmeer, die offenbare See; ſie nimmt über ²/₃ der ganzen Oberfläche der Erde ein, von mehr als 9 Millionen □M der Erdoberfläche kommen mehr als 6 auf den Ocean Im Kleinen bildet zwar jede ruhigſtehende Waſſermaſſe

eine vollkommen wagerechte (horizontale) Fläche; im Großen iſt es anders; das Weltmeer nimmt, wie alles auf Erden nach dem Mittelpunkt ſtrebend, die Kugelgeſtalt an. Außerdem ſtehen auch die verſchiedenen Theile des Weltmeers nicht in gleicher Höhe: die Oſtſee ſteht höher als die Nordſee, weil ſich viel große Flüſſe in ſie ergießen und die Verdunſtung des Waſſers, bei der nördlichen Lage, nicht bedeutend iſt; der atlantiſche Ocean ſteht an den Oſtküſten Amerika's höher als die Südſee an der Weſtküſte dieſes Welttheils, weil die unter den Wendekreiſen beſtändig herrſchenden Oſtwinde und die ohnehin weſtliche Strömung des Meeres in jenen Gegenden das Waſſer an der Oſtküſte anhäufen, was ebenſo an der Oſtküſte Aſiens der Fall iſt: ebenſo ſteht das ſchwarze Meer höher als das Mittelmeer u. ſ. w. Der Boden des Meers iſt nichts als eine Fortſetzung des feſten Landes und zeigt eben ſolche Abwechſelungen von Höhen und Tiefen wie das feſte Land, die Inſeln ſind die über dem Waſſer emporſtehenden Gipfel unterſeeiſcher Berge, daher iſt die Tiefe des Meers ſehr verſchieden: an einigen Stellen mag ſie beinahe eine Meile betragen; an den Küſten richtet ſich die Tiefe des Meers nach der Beſchaffenheit derſelben, und iſt bedeutend, wo Gebirge ſchroff nach dem Meere abfallen; das Meer iſt ſeicht an Stellen, wo eine flache Küſte ſich nur unmerklich erhebt. Eben ſo iſt der Meeres-Grund bald felſig, bald ſandig, bald weich und ſchlammig. Die Farbe des Meerwaſſers iſt in verſchiedenen Gegenden ſehr verſchieden, doch iſt es überall im Kleinen, z. B. in einem Glaſe, farblos. Die gewöhnlichſte Farbe des Meers iſt blaulichgrün, meergrün, dunkler wo es ſehr tief, lichter wo es ſeichter iſt. Indeß wird dieſe Farbe durch die Beſchaffenheit des Bodens, der Gewächſe, und vielleicht der Thiere, die ſich darin aufhalten, in manchen Gegenden verändert. In dem Meerbuſen von Californien iſt das Meer röthlich, daher nennen es die Spanier **mar vermejo** (—cho); an andern Orten zeigt es eine ſchöne grüne, an andern eine braune, eine gelbliche Farbe. An einigen Stellen des mexikaniſchen Meerbuſens iſt das Meerwaſſer ſo durchſichtig, daß man vom Schiffe aus, noch in einer Tiefe von 40 — 60 F., die auf dem Boden wachſenden Kräuter deutlich wahrnimmt, und über einer Wieſe in der Luft zu ſchweben meint. — Oft leuchtet das Meer bei der Nacht, entweder ſo, daß ſeine ganze Oberfläche von einem phosphorartigen Lichte ſtrahlt, oder ſo, daß nur das Waſſer um das Schiff, vorzüglich aber in der Furche leuchtet, welche das Schiff durch ſeine Bewegung zieht. Dies Leuchten entſteht vorzüglich durch eine unendliche Menge kleiner gallertartiger Thiere, welche den Ocean bevölkern. Dieſe Erſcheinung iſt zwar am häufigſten und ſchönſten in den Aequatorialgegenden, doch kommt ſie auch in den nördlichen Meeren vor.

Das Seewaſſer hat einen ſalzigen und bittern Geſchmack, welcher es ganz ungenießbar, ja der Geſundheit gefährlich macht. Es enthält Kochſalz und etwas Bitterſalz. Deshalb iſt es auch etwas ſchwerer als das ſüße Waſſer, vermag größere Laſten zu tragen und gefriert ſchwerer. Schiffe, welche in einen Fluß einlaufen, ſinken tiefer in das Flußwaſſer und müſſen daher oft noch auf der Rhede zum Theil entladen werden; umgekehrt nehmen Schiffe, welche aus Flüſſen in die See gehen, erſt auf der See ſelbſt den letzten Theil ihrer Ladung ein. Der Salzgehalt und daher der widerliche Geſchmack des Meerwaſſers iſt nicht gleich in allen Theilen des Oceans; er ſoll in den Aequatorialgegenden ſtärker als in den nördlichen, in der Tiefe ſtärker als an der Oberfläche ſeyn. Am ſchwächſten iſt der Salzgehalt in den eingeſchloſſenen kleineren Meeren, vorzüglich in der Oſtſee, in welche viele große Ströme ſüßen Waſſers münden. Wenn ein Pfund Seewaſſer des großen Oceans 2 Loth Salz enthält, ſo findet ſich darin nur $^1/_2$ Loth in der Oſtſee: dieſer Umſtand iſt den Schiffen, die beſtändig in der Oſtſee, beſonders an der Mündung großer Ströme, wie etwa in dem Hafen von Petersburg liegen, ſehr nachtheilig, weil das Holz in ſüßerm Waſſer ſchneller fault, als in ſalzigerm. — An vielen Orten benutzt man das Seewaſſer, um Salz daraus zu bereiten: dies geſchieht entweder durch künſtliche Abdunſtung des Waſſers, oder, in ſüdlichen Ländern, wie in Spanien, ſo daß man das Seewaſſer in flache Kanäle und Behälter leitet, wo die Sonnenhitze das Waſſer verdunſten läßt. Dies Salz, Boyſalz genannt, iſt zwar ſchärfer, aber nie ſo weiß, als das gewöhnliche Kochſalz. — Die Ungenießbarkeit des Seewaſſers nöthigt alle Schiffe, die den Ocean befahren, ſich mit bedeutenden Vorräthen ſüßen Waſſers zu verſehen, welches am beſten in hölzernen, inwendig verkohlten Fäſſern gegen die Fäulniß verwahrt wird. Trotz dem entſteht auf langen Seereiſen oft genug ein ſchrecklicher Waſſermangel, und man hat daher ſchon längſt, aber vergeblich, auf ein leichtes Mittel geſonnen, das Seewaſſer trinkbar zu machen. Durch Deſtilliren und Gefrieren wird zwar das Seewaſſer genießbar, beides aber iſt, aus leicht begreiflichen Gründen, auf Schiffen nicht immer anwendbar oder nicht zureichend.

Wenn das Meer völlig ruhig iſt, ſo bietet es eine vollkommene Spiegelfläche dar; ſobald aber der Wind ſich erhebt, ſo wird das Waſſer in Bewegung geſetzt, und es entſtehen Wellen, d. h. pendelartige, bald ſenkrechte, bald mehr oder weniger fortſchreitende Bewegungen des Waſſers, wie man dies im Kleinen auf jedem Fluß und jedem Teiche bei heftigem Winde wahrnimmt. Die einfachen Wellen des Meers ſind ſelten über 8 Fuß hoch; treffen aber, bei ſich durchkreuzenden Winden, mehrere Wellen gegen einander, ſo thürmen ſie ſich oft zu einer zehnfach

größern Höhe auf. Bis zu welcher Tiefe die Bewegung der Wellen ſich erſtrecke iſt ſchwer zu beſtimmen, daß ſie aber oft eine ſehr bedeutende ſey, ſcheint ſchon aus dem Umſtande hervorzugehen, daß auch an Stellen, wo das Meer eine ſehr große Tiefe hat, das Waſſer nach Stürmen, von dem aufgewühlten Grunde, merklich getrübt erſcheint. Auf dem Ocean ſind die Wellen meiſt ſehr lang; auf eingeſchloſſenen Meeren, wie in der Oſtſee, kürzer, ſich durchkreuzender und daher auch den Schiffen gefährlicher, wenn gleich ſie nicht ſo hoch gehen. Schlagen die Wellen gegen ein ſteiles, felſiges Ufer, ſo brechen ſie ſich mit entſetzlicher Gewalt; eine ſolche Stelle heißt eine Brandung: auf Sandbänken und ſeichten Stellen des Meers ſchieben ſich die Wellen über einander und bilden eine oft 10 bis 12 F. hohe ſogenannte Waſſerwand (franz. barre).

Ebbe und Fluth.

Außer dieſen zufälligen Bewegungen hat das Meer eine ſehr merkwürdige regelmäßige Bewegung: die Ebbe und Fluth. Zweimal des Tages ſteigt nemlich das Waſſer an den Ufern während ohngefähr 6 St., das iſt die Fluthzeit, und fällt eben ſo zweimal, welches die Zeit der Ebbe iſt. Doch iſt dies Steigen und Fallen an verſchiedenen Orten und an demſelben Orte zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden. Es iſt nemlich ausgemacht, daß Ebbe und Fluth von der Einwirkung des Mondes auf die Erde veranlaßt werden. Beide Weltkörper ziehen einander an, und der flüſſige Theil der Erde, das Waſſer, folgt dieſem Zuge etwas, es wird vom Monde angezogen, d. h. es ſtrömt alſo nach den Gegenden hin, über welchen der Mond ſich eben befindet; hört dieſe Anziehung auf, ſo ſinkt das Waſſer wieder zurück. Daher kommt es, daß an jedem Orte dann die erſte Fluth eintritt, wenn der Mond durch den Meridian dieſes Ortes gegangen iſt; die zweite, wenn der Mond die entgegengeſetzte Seite des Meridians erreicht hat. Ferner wird die Erde und folglich das Waſſer nicht allein vom Monde, ſondern auch von der Sonne angezogen, daher ſind die Fluthen am ſtärkſten (Springfluthen), wenn beide Weltkörper zuſammenwirken, welches beim Neumonde und Vollmonde der Fall iſt (ſ. Fig. 3.), am ſchwächſten (Nippfluthen), wenn ihre Wirkungen ſich kreuzen, wie im erſten und letzten Viertel. Jedoch iſt zu merken, daß dieſe Wirkung des Mondes, wie bei vielen andern Naturerſcheinungen, nicht mit dem höchſten Stande des Mondes im Meridian zuſammenfällt, ſondern etwa 2 Stunden ſpäter, und die ſtärkſten Fluthen, oder Springfluthen, nicht am Tage des Neu- oder Vollmondes, ſondern 2 oder 3 Tage nachher eintreten. (Eben ſo tritt die größte Hitze am Tage gewöhnlich erſt

2—3 St. nach Mittag ein, die ſtärkſte Sommerwärme iſt nicht um die Zeit des längſten Tages, ſondern mehrere Wochen ſpäter; eben ſo mit der Kälte.) Oertliche Verhältniſſe und Lage der Küſten haben jedoch einen bedeutenden Einfluß auf dieſe Erſcheinung. Im großen freien Ocean ſind Ebbe und Fluth nicht ſo bedeutend, als an manchen Ufern engerer Meere; am Vorgebirge der guten Hoffnung ſteigt und fällt das Meer nur etwa um 3 Fuß; an den Küſten von Bretagne in Frankreich hingegen erreichen die ſtärkſten Springfluthen oft eine Höhe von 40 bis 50 Fuß. In eingeſchloſſenen Meeren ſind Ebbe und Fluth wenig oder gar nicht zu bemerken; nur in einigen Gegenden ſteigt und fällt das mittelländiſche Meer um einige Zoll; in der Oſtſee iſt gar nichts davon zu ſpüren.

Da die Erde ſich mit großer Geſchwindigkeit von W. nach O. um ihre Axe dreht, das bewegliche Waſſer aber dieſer ſchnellen Bewegung der Erdkugel nicht ganz ſo ſchnell zu folgen vermag, ſo entſtehen, vorzüglich in den Aequatorialgegenden, wo die Bewegung am ſchnellſten, Waſſerſtrömungen in entgegengeſetzter Richtung, nemlich von O. nach W. (Daſſelbe findet in der Atmoſphäre ſtatt, daher die Oſtpaſſatwinde zwiſchen den Wendekreiſen). So zieht ſich eine ſolche Strömung von der N. W. Küſte Afrika's weſtlich nach dem mexikaniſchen Meerbuſen zu. Hier theilt ſich der Strom, ein ſchwächerer Arm zieht ſich ſüdlich an der Küſte von Braſilien hinab und wendet ſich zuletzt wieder nach O. Ein mächtigerer Arm dieſer Strömung umkreiſt in nördlicher Richtung die Küſte des mexikaniſchen Meerbuſens und fließt, unter dem Namen Golf-Strom bekannt, 80 Meilen breit an den N. Amerikaniſchen Küſten entlang bis Neu-Fundland, wo er ſich ſüdöſtlich wieder nach den Azoren und ſeinem Urſprung zu wendet. Sein Waſſer iſt bedeutend wärmer als das des ihn begränzenden Meeres. Man hat berechnet, daß dieſe Strömung zu ihrem Kreislauf 2 Jahr 10 Monate braucht. Von der Weſtküſte Süd-Amerika's geht eine ähnliche Strömung nach Aſien und Neu-Holland hinüber. In Meerengen, z. B. bei Gibraltar, giebt es doppelte Strömungen, eine obere und eine untere, welche in entgegengeſetzter Richtung fließen; bei Gibraltar geht die obere nach O., die untere nach W. Derſelbe Grund, welcher die unter dem Aequator herrſchende weſtliche Strömung des Meers veranlaßt erzeugt eine beſtändige Zuſtrömung des Waſſers von den Polen nach dem Aequator, alſo in der nördlichen Halbkugel von N. nach S. in der ſüdlichen von S. nach N.

Wo zwei Strömungen einander begegnen, oder wo eine Strömung durch Felſen und Inſeln gebrochen wird, entſteht eine drehende Bewegung des Waſſers, welche man einen Wirbel oder Strudel nennt. Der berühmteſte dieſer Art iſt der Mal-

oder Moskôe-Strom an der Küſte von Norwegen unter dem 68° der Breite; durch Ebbe und Fluth wird das Waſſer 6 Stunden in einer und 6 Stunden in einer andern Richtung gedreht. In den älteſten Sagen iſt der Strudel der Charybdis in der Meerenge von Sicilien berühmt; noch jetzt iſt daſelbſt eine Stelle, wo das Waſſer beſtändig wallet und brauſet; indeſſen iſt es kein wahrer Wirbel und keine Gefahr für Schiffe vorhanden.

Einzelne Theile des Meeres führen, nach ihrer Beſchaffenheit, verſchiedene Namen. Da, wo das Meer tief in das Land eindringt, entſtehen Meerbuſen oder Golfe; kleinere Meerräume dieſer Art heißen Baien und Buchten. Noch kleinere von der Natur oder Kunſt hervorgebrachte Buſen, worin Schiffe vor den Winden geſchützt liegen, nennt man Häfen; weniger verſchloſſene und geſicherte, gegen das Meer ganz offene Räume der Art, Rheden. Die Stellen, wo das Meer zwiſchen zwei nahen Küſten fließt, werden Meerengen, Kanäle, Straßen, Sunde genannt.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: ob das Meer abnehme, oder nicht? und als Beweiſe für die Abnahme folgende Thatſachen angeführt. Im mittelländiſchen Meere ſind mehrere Punkte, wo das Meer ſichtbar zurückgetreten iſt. Homer kennt den untern Theil Aegyptens nicht; die Inſel Pharos, jetzt eine der Nilmündungen, liegt ihm eine Tagereiſe vom Lande; folglich iſt dieſer fruchtbarſte Theil Aegyptens erſt durch Anſpülung des Nilſchlammes entſtanden. Der Ort **Aigues mortes**, wo Ludwig **IX.** ſich zum Kreuzzuge 1248 einſchiffte, liegt jetzt eine Stunde weit vom Ufer, eben ſo mehrere Thürme in Italien, die ehemals hart am Meeresufer geſtanden. Das nemliche zeigt ſich in der Oſtſee, wo Kanäle zwiſchen den Inſeln im bottniſchen Meerbuſen noch ſeit Menſchengedenken von größeren Schiffen befahren wurden, jetzt aber nur noch für kleinere Fahrzeuge Tiefe genug haben. Doch würde dies alles nicht entſcheiden, weil es nur in den kleineren, eingeſchloſſenen Meeren Statt zu finden ſcheint. Der entſcheidendſte Beweis aber für die Abnahme des Meers iſt der, daß das Meer nicht zunimmt. Bedenkt man nemlich, welche ungeheure Maſſen Sand, Schlamm ꝛc. in jedem Augenblick dem Meere durch unzählige Ströme zugeführt werden, und daß dennoch keine Zunahme ſich zeigt, ſo kann man ſich dies nicht anders erklären, als daß die Waſſermaſſe auf Erden in einer Abnahme begriffen ſey; womit aber keinesweges geſagt ſeyn ſoll, daß dies eine beſtändige ſey, indem es gar wohl möglich iſt, daß nach Ablauf einer ungeheuern Zeitperiode abermals eine eben ſo lange Zunahme des Waſſers eintreten kann. Aehnliche ſchon bekannte größere Perioden, wie der Wechſel der Abweichung der Magnetnadel, die Ab- und Zunahme der Schiefe

der Ekliptik u. ſ. w., geben uns das Recht zu ſolchen Vermuthungen.

Das Meer iſt ungeheuer bevölkert, es enthält vielleicht mehr organiſche Weſen als das feſte Land. Der Boden deſſelben iſt mit Pflanzen und Thieren bedeckt, wovon uns gewiß noch viele gänzlich unbekannt ſind, weil ſie nur in einer Tiefe leben, die der Menſch noch nicht erreicht. Will man ſich eine Vorſtellung machen von der Menge der Fiſche, die der Ocean enthält, ſo denke man nur an die alljährlich eintretenden Züge der Heringe, die, aus dem nördlichen Eismeer kommend, die See zwiſchen Amerika, England und Norwegen gleichſam bedecken. Beinahe eben ſo unermeßlich iſt die Menge der Lachſe, Kabliaue und andrer ähnlichen Fiſche, die zu gewiſſen Jahrszeiten theils die Mündungen der Flüſſe aufſuchen, theils überhaupt von Norden nach Süden ziehen. Man denke ferner an die unendliche Menge gallertartiger Thiere, Mollusken, Meduſen u. ſ. w., welche oft ganze Buchten anfüllen und die Luft bei ihrer Verweſung verpeſten; an die unendliche Menge kleinerer Thiere, welche oft Meilen weit dem Meere einen leuchtenden Glanz mittheilen. Man denke endlich an die unendliche Menge größerer Fiſche, deren Gefräßigkeit, wie die des Hayfiſches, alle Vorſtellung überſteigt, und die doch dieſe Bevölkerung nicht zu vermindern im Stande iſt. Ja, nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß das ganze Meer als eine Auflöſung thieriſcher Subſtanzen zu betrachten ſey und das Leuchten deſſelben zum Theil daraus erklärt.

Zu den merkwürdigſten Bewohnern des Meers gehören die Corallen. Dieſes gallertartige Thier ſcheidet eine hornartige Subſtanz ab, in Geſtalt feiner Röhren, in welchen das Thier lebt; aber immer nur an den oberen Enden der Röhren, welche immerfort zunehmen und ſich weiter verzweigen; die unteren abgeſtorbenen Theile ſind vollkommen kalkartig verhärtet. Die Corallen ſetzen ſich an den Boden des Meers, an einzelne Felſen, Sandbänke u. ſ. w. an. Dieſe Thiere ſind, beſonders in den ſüdlichen Meeren, ſo unendlich häufig, ihr Bau wächſt ſo ſchnell an, daß ſie in kurzer Zeit große Räume erfüllen. So ſind viele Inſeln aus zertrümmerten Corallenfelſen entſtanden. So bilden die Corallen höchſt gefährliche Bänke oder Riffe, deren zackige, ſcharfe Wände den Schiffen verderblich ſind. Ihr Bau geht ſo ſchnell, daß oft in $^3/_4$ Jahren die Reſte verſunkener Schiffe ganz damit bedeckt werden, und ehemals vortreffliche Häfen, wie der von Bantam in Oſtindien, durch ſie angefüllt und unbrauchbar gemacht worden ſind. Man fiſcht die Corallen, d. h. man ſucht von den oberen, noch nicht zu eng und zu einer felſigen Maſſe verſchlungenen Corallenzacken einige abzubrechen, die man nachher als Zierathe verarbeitet; ſie ſind gewöhnlich von einer rothen

oder bräunlichen Farbe, doch giebt es auch weiße, grünliche und graue.

Die Bewegung des Meers und das dadurch veranlaßte Schwanken des Schiffes verurſacht denen, welche ſich zum erſten Mal auf der See befinden, eine eigenthümliche Krankheit, die **Seekrankheit**, die zwar heftiges Uebelbefinden und Erbrechen erregt, übrigens aber nicht gefährlich iſt. Bei einigen Menſchen hält ſie länger an als bei andern, alle aber geneſen davon, ſobald ſie nur das feſte Land wieder betreten. Einmal überſtanden, kehrt ſie bei denen, welche häufig die See befahren, nicht leicht wieder. Ganz andrer und gefährlicher Art iſt eine Krankheit, der ebenfalls die Seefahrer ausgeſetzt ſind, der **Skorbut** oder **Scharbock**. Die davon Befallenen empfinden große Schmerzen in allen Gliedern, die Glieder ſchwellen an und verlieren die Bewegung, das Zahnfleiſch entzündet ſich, die Zähne fallen aus, und wenn nicht baldige Hülfe geleiſtet wird, ſo endet nur der Tod die Leiden. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Seeluft, vorzüglich aber der Genuß eingeſalzener Speiſen, die Entbehrung des friſchen Fleiſches und friſcher Gemüſe, Unreinlichkeit und verdorbene Luft in den inneren Schiffsräumen, endlich die oft üble Beſchaffenheit des Trinkwaſſers auf langen Reiſen, ſind die Urſachen dieſer Krankheit. Ruhe auf dem feſten Lande, friſches Gemüſe, gutes Waſſer und eine geſundere Luft ſtellen in der Regel die Kranken wieder her. In neueren Zeiten iſt es gelungen, durch mancherlei Vorſichtsmaßregeln, vorzüglich durch den Genuß von Sauerkohl und mehr Sorge für Reinlichkeit, dieſe Krankheit viel ſeltener zu machen. Einer der neueſten Weltumſegler, **Kruſenſtiern**, hat auch nicht Einen Mann durch Krankheit auf der ganzen Reiſe verloren.

Süßes Waſſer.

Das gewöhnliche trinkbare Waſſer, aus welchem die meiſten Quellen und Flüſſe des feſten Landes beſtehen, wird im Gegenſatz zum Seewaſſer auch **ſüßes** Waſſer genannt. Es iſt wie alles Waſſer in einer fortwährenden Verdunſtung begriffen. Das in die Atmoſphäre aufgenommene Waſſer fällt als Regen, Schnee, Thau ꝛc. wieder herab und ſpeiſt die Quellen und Flüſſe. Dieſe Verdunſtung iſt ſo bedeutend, daß das Seewaſſer im Sommer in 12 Stunden $^1/_{10}$ Zoll ſeiner Höhe verliert, und das überall auf die Erde fallende Waſſer würde, wenn es ſich nicht verliefe und wieder verdunſtete, in einem Jahre den ganzen Erdball etwa 28 Zoll hoch bedecken. Dieſe ungeheure Menge des aus der Atmoſphäre abgeſchiedenen Waſſers wird theils von der Erde und den Pflanzen eingeſogen, theils ſammelt es ſich, vorzüglich in

den Gebirgen, woraus die Quellen hauptſächlich entſpringen. Die ganze obere Erdrinde iſt vom Waſſer durchdrungen; überall, wo man in eine gewiſſe Tiefe gräbt, findet man Waſſer, und das Innere aller Gebirge wird von Waſſer durchrieſelt. So bricht es irgendwo zu Tage aus, und eine ſolche Stelle heißt eine Quelle; mehrere Quellen, die ſich vereinigen, bilden einen Bach; mehrere Bäche einen Fluß; mehrere Flüſſe einen Strom. Sammelt ſich das Waſſer irgendwo auf der Oberfläche der Erde in einem kleinern oder größern Becken, ſo entſtehen Teiche, Weiher, Seen, mit, auch ohne weitern Abfluß. Alle größere Flüſſe entſpringen in Gebirgen, beſonders da, wo die Gipfel der mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge unendliche Vorräthe von Waſſer bewahren. Von ſeiner Quelle an läuft der Fluß immer abwärts nach niedrigeren Gegenden zu; die Neigung des Erdbodens, worauf der Fluß läuft, heißt ſein Gefälle und beſtimmt natürlich ſeinen ſchnellern oder langſamern Lauf. Die Vertiefung des Bodens, in welcher der Fluß läuft, heißt ſein Bett, das Fluß- oder Strombett; die Stelle, wo er ſich in einen andern Fluß, einen See oder ins Meer ergießt, ſeine Mündung. Alle Länder, von welchen alles Waſſer ſich in Einen Fluß ergießt, bilden das Gebiet dieſes Fluſſes; die hydrographiſchen Charten ſtellen gewöhnlich durch verſchiedene Illumination die Flußgebiete der verſchiedenen Flüſſe auf. Flüſſe, welche nach einem kurzen Laufe ſich unmittelbar ins Meer ergießen, werden Küſtenflüſſe genannt; ſolche aber, welche ſich im Sande verlieren, ohne das Meer zu erreichen, Steppenflüſſe. — Zuweilen trifft ein Fluß in ſeinem Laufe auf Stellen, wo Felſen einen ſchroffen Abhang bilden, von welchem das Waſſer dann mit großer Gewalt hinabſtürzt; ſolche Stellen werden Waſſerfälle oder Kataракten genannt. Einer der berühmteſten in Europa iſt der Rheinfall beim Dorfe Laufen, unweit Schafhauſen in der Schweiz, wo der Rhein über einige 70 Fuß hohe Felſen hinabſtürzt. In den Pyrenäen iſt eine Stelle, wo am Berge Marboré 10 bis 12 Gießbäche von einem Felſen-Amphitheater von mehr als 1000 Fuß Höhe herabſtürzen. Der bedeutendſte von allen bis jetzt bekannten Waſſerfällen iſt indeß der des Niagara in Nordamerika, zwiſchen den Seen Erie und Ontario. Der ungeheure Fluß ſtürzt hier in 2 Armen, zwiſchen denen er eine Inſel bildet, eine Höhe von 140—160 Fuß herab; die Breite des einen Armes beträgt 1050, die des andern 1800 Fuß. Den Donner des fallenden Stromes hört man bei ſtillem Wetter mehrere Meilen weit.

Die meiſten Quellen fließen beſtändig, nur daß häufiger Regen oder große Dürre einigen Einfluß auf ihre Reichhaltigkeit haben. Es giebt aber auch Quellen, die nur periodiſch fließen, d. h. zu gewiſſen Zeiten ausbleiben und dann wieder erſcheinen; ge-

geſchieht dieſe Abwechſelung häufig, etwa zu gewiſſen Stunden des Tages, ſo heißen die Quellen intermittirende, ausſetzende oder periodiſche. Eben ſo giebt es Seen, deren Waſſer ſich zuweilen verläuft und nach einiger Zeit wieder erſcheint, ſo der Zirknitzer See in Oeſterreich, doch wird das Räthſelhafte dieſer Erſcheinungen gewöhnlich ſehr übertrieben. Manche Quellen treiben ihr Waſſer gleich einem Springbrunnen in die Luft, man nennt ſie im Allgemeinen Sprudel, und die Natur hat an ſolchen Orten alsdann das Nemliche gethan, was man bei der Anlage künſtlicher Springbrunnen beobachtet, d. h. daß man das Waſſer von einer Höhe herabfließen läßt, bis zu dem Punkt, wo es ſpringen ſoll. Das Waſſer, wie alle Flüſſigkeiten, ſucht nemlich in zuſammenhängenden Röhren eine gleiche Höhe anzunehmen. Gießt man (Fig. 7.) die Röhre **ABC** voll Waſſer, ſo wird das Waſſer etwa bis **D** emporſteigen, und würde ſich völlig bis zur Höhe von **A** erheben, wenn die Reibung in den Röhren und der Widerſtand der Luft es nicht hinderten; und eben ſo ſpringt eine Quelle bei **C**, wenn die Natur ſie von **A** herab durch verborgene Felſenritzen und Kanäle leitet. Der größte Sprudel auf der Erde iſt der Geiſer in Island, der, jedoch intermittirend, zuweilen eine Höhe von **90—100** Fuß und drüber erreichen ſoll, bei einem Durchmeſſer von **19—20** Fuß.

Mineral-Quellen.

Nach der Temperatur des Waſſers theilt man die Quellen in kalte und heiße, d. h. ſolche, deren Temperatur die der Atmoſphäre überſteigt; einige, wie der eben angeführte Geiſer, ſind ſo heiß, daß man Eier, Fleiſch u. ſ. w. darin kochen kann; bei andern iſt die Hitze des Waſſers weniger bedeutend. Diejenigen Quellen, welche im Winter heiß, im Sommer kalt ſeyn ſollen, ſind wohl nur ſolche, welche überall eine gleiche Temperatur behalten und daher dem Gefühl im Sommer kalt, im Winter warm erſcheinen. Nach der Beſchaffenheit des Waſſers werden die Quellen in gemeine und mineraliſche getheilt; letztere, weil man ſich ihrer in medizinischer Hinſicht zum Trinken und Baden bedient, nennt man auch Heilquellen, Geſundbrunnen. Das Waſſer der Mineralquellen enthält verſchiedene mineraliſche Subſtanzen in Auflöſung. Man unterſcheidet ſie daher nach dem Gehalte, d. h. nach der Natur der darin aufgelöſeten Subſtanzen, (auch wenn von der größern oder geringern Menge der aufgelöſeten Subſtanzen die Rede iſt, bedient man ſich dieſes Ausdrucks), in

a) Salzquellen, welche gemeines Salz oder Kochſalz enthalten; dieſes Salzwaſſer ſelbſt wird die Soole genannt. Um das Salz daraus zu gewinnen, wird die Soole in große

Pfannen gebracht, worin ſie geſotten wird, bis durch die Verdunſtung das Waſſer abgetrieben und das Salz auf dem Boden der Pfanne zurückbleibt; der Ort, wo dies geſchieht, heißt das Salzwerk oder die Saline. Nicht jede Soole aber iſt ſo reich, daß ſie unmittelbar, wie ſie aus der Quelle kommt, könnte mit Vortheil verſotten werden: man bedient ſich daher des Gradirens, um ohne große Koſten das überflüſſige Waſſer aus der Soole fortzuſchaffen. Zu dieſem Ende errichtet man große, mehrere hundert Fuß lange, 30—40 Fuß hohe und etwa 20 Fuß dicke Wände von dicht auf einander gelegten Dornen und Reiſern durch welche man die Soole durchrieſeln läßt, das ſind die Gradir-Häuſer. Durch dieſe Operation verdunſtet nicht allein ein bedeutender Theil des Waſſers, ſondern es werden auch viele fremde Subſtanzen, vorzüglich Gyps, welche die Soole verunreinigen, abgeſchieden, welche nun die Dornen mit einer kalkartigen Rinde überziehen. Die ſo gereinigte und bedeutend verſtärkte Soole kommt nun erſt in die Siedepfannen. Kein Land in der Welt hat ſo viele und ſo reiche Salzquellen, als Deutſchland.

b) Mineraliſche Quellen im engern Sinne, d. h. ſolche, welche nicht Kochſalz, ſondern andre mineraliſche Subſtanzen aufgelöſt enthalten und vorzugsweiſe zum Trinken und Baden in verſchiedenen Krankheiten heilſam befunden worden ſind. Auch davon giebt es kalte und warme. Die kalten ſind entweder Sauerbrunnen, wenn ſie viel Kohlenſäure, und mit dieſer Eiſen, Alkalien, Bitterſalz u. ſ. w. enthalten: ſolche ſind in Deutſchland die Quellen von Schwalbach, Pyrmont, Selter; oder Bitterwaſſer, welche viel Bitterſalzerde enthalten, wie das Seidlitzer-, Seidſchützer- ꝛc. Waſſer in Böhmen. Die warmen, auch Schwefelbäder genannt, enthalten außer den ſchon genannten Subſtanzen viel Schwefel-Waſſerſtoffgas, welches ihnen einen widrigen Geruch giebt: ſolche ſind in Deutſchland die Quellen zu Wisbaden, Carlsbad u. a. Auch an ſolchen eigentlichen Mineralquellen, gewöhnlich Bäder genannt, iſt Deutſchland vorzüglich reich.

Die Menge des Quellwaſſers und der daraus entſtehenden Bäche und Flüſſe trägt viel zur Fruchtbarkeit eines Landes bei; manche Gegenden, von übrigens fruchtbarem Boden, ſind aus Mangel an Bewäſſerung unbewohnbar und des Anbaues unfähig. Da aber, bei der großen Bevölkerung vieler Gegenden, nicht jede Familie an einer Quelle oder einem Bache wohnen kann, und doch das Waſſer ein unentbehrliches Bedürfniß iſt, ſo hat man Mittel erfinden müſſen ſich möglichſt an jedem Orte das nöthige Waſſer zu verſchaffen, und dieſe Mittel ſind nach der Beſchaffenheit der Länder ſehr verſchieden. In manchen ganz

waſſerloſen Gegenden, oder wo alles vorhandene Waſſer einen ſalzigen und widrigen Geſchmack hat, wie dies in vielen heißen Ländern der Fall iſt, iſt man darauf beſchränkt, das Regenwaſſer in großen, in Felſen gehauenen, oder ausgemauerten Behältern zu ſammeln, welche Ciſternen heißen. In allen übrigen Gegenden darf man nur in eine größere oder geringere Tiefe graben, um Quellen und Waſſer zu finden, und eine ſolche aufgegrabene Stelle heißt ein Brunnen. Es giebt aber Brunnen mancherlei Art. Zuweilen begnügt man ſich ſo tief zu graben, bis man Waſſer findet, bekleidet die Wände des Lochs mit Holz und Brettern, oder mauert es aus, damit die Erde nicht nachſtürze und das Waſſer verunreinige oder gar verſchütte, und bringt nun an einer Seite Stufen an, die bis zum Waſſer hinunterführen, wo man es dann mit der Hand ſchöpfen kann. Oder man läßt auch wohl die Stufen weg und bringt oberhalb der Oeffnung des Brunnens eine Walze an, mit einer Kette oder einem Strick, woran ſich Eimer befinden, um ſo das Waſſer herauf zu winden: ſolche oder ähnlich eingerichtete Brunnen heißen Ziehbrunnen. Weil aber bei dieſen das Waſſer leicht von außen her verunreinigt wird, auch mancherlei Unglücksfälle, bei der Oeffnung des Brunnens, ſich ereignen können, ſo bedient man ſich in den meiſten Städten der äußerlich verſchloſſenen gewöhnlichen Brunnen, deren Einrichtung durch Fig. 8. erläutert wird. Man gräbt zuerſt bis man Waſſer findet, und mauert die Wände des Keſſels **ABCD** aus, in welchem **ab** den Waſſerſpiegel andeutet. In dies Waſſer ſtellt man die hölzerne Röhre, den Stiefel, **EFGH**, in welchem ſich, wo möglich unter dem Waſſerſpiegel, die Klappe, auch Ventil genannt, **c** befindet, welche ſich nur nach oben öffnet. In der Röhre bewegt ſich, mittelſt einer eiſernen Stange **MP** und des Brunnen-Schwengels **LM**, der Kolben **l** auf und nieder. Dieſer Kolben muß die Weite der Röhre vollkommen erfüllen, und doch nicht klemmen; er iſt durchbohrt und hat oben eine Klappe **d**, wie die vorige **c** eingerichtet, und einen eiſernen Bügel, woran die Stange befeſtigt iſt. Wird nun der bis zum Waſſerſpiegel herabgelaſſene Kolben bis **NO** erhoben, ſo würde zwiſchen **NO** und der Klappe **c** ein luftleerer Raum entſtehen, wenn dieſe Klappe ſich nicht öffnete; ſie öffnet ſich aber, weil der Druck der atmoſphäriſchen Luft das Waſſer dem Kolben nachtreibt, es dringt alſo durch **c** und erfüllt die Röhre bis unter den Kolben. Wird dieſer wieder geſenkt, ſo drückt er auf das Waſſer, die Klappe **c** muß ſich ſchließen, und das Waſſer kann nur durch den Kolben und die Klappe **d** entweichen. Es befindet ſich nun alſo ſchon ein Theil des Waſſers über dem Kolben; bei einer zweiten Erhebung und Senkung deſſelben wird noch mehr Waſſer über den Kolben ſteigen, bis es endlich die

Ausgußröhre K erreicht, durch welche es abfließt. — Mit dieſer einfachen Pumpe kann jedoch das Waſſer nur etwa 30 Fuß über ſeinen Spiegel gehoben werden; denn, wie S. 51. bei der Erklärung des Barometers gezeigt worden iſt, ſteht der Druck d. h. die Schwere einer Säule atmoſphäriſcher Luft im Gleichgewicht mit einer Waſſerſäule von gleichem Durchmeſſer und von höchſtens 32 F. Höhe, oder einer ähnlichen Queckſilberſäule von 27—28 Zoll. Soll nun das Waſſer zu einer bedeutendern Höhe gebracht werden, ſo muß man mehrere Pumpen verbinden, ſo daß eine zweite höher angebrachte das von der erſten in ein Behältniß gebrachte Waſſer weiter in die Höhe ſchafft u. ſ. w. Vermittelſt ſolcher, oft aber ſehr künſtlich zuſammengeſetzter Pumpwerke wird dann auch das Flußwaſſer, an Orten wo es an Quellen fehlt, oder wo dieſe nicht die gewünſchten Eigenſchaften haben, erſt in einen hoch angebrachten Behälter geſchafft, von wo aus es ſich durch Röhren in die Häuſer vertheilt und ſo ganze Städte mit Waſſer verſieht. Solche Pumpen werden aber nicht durch Menſchenhände, ſondern durch das fließende Waſſer ſelbſt, vermittelſt der Waſſerräder, wie man ſie an jeder Waſſermühle ſieht, in Bewegung geſetzt. Die ſinnreichſte und künſtlichſte Anwendung der Pumpen findet man in den Bergwerken, wo es darauf ankommt, das aus allen Theilen der durchgrabenen Felſen rieſelnde und die Arbeit hindernde Waſſer fortzuſchaffen. Viel einfacher, aber freilich nicht überall anwendbar, ſind die ſogenannten arteſiſchen Brunnen, von welchen ſeit einigen Jahren viel die Rede iſt. Sie haben ihren Namen von der ehemals niederländiſchen, jetzt zu Frankreich gehörenden Provinz **Artois** (Arteſien), wo ſie ſeit Jahrhunderten ſchon im Gebrauch waren, und beſtehen in einem ganz einfachen Bohrloch, von 3 bis 4 Zoll im Durchmeſſer, welches man ſo tief durch Erde, Thon, Felſen u. ſ. w. treibt, bis man auf Waſſer ſtößt, welches dann zuweilen nicht bloß das Bohrloch bis an die Mündung erfüllt, ſondern auch wohl noch als ein kleiner Springbrunnen ſich einige Fuß über die Erdoberfläche erhebt. In dieſem letztern Fall bedarf es weiter keiner Vorrichtung um ſich des Waſſers zu bedienen. Tritt aber das Waſſer nicht ganz bis zur Mündung des Bohrlochs, ſo bringt man eine gewöhnliche Pumpe, wie die eben beſchriebene, an, um das Waſſer zum Gebrauch emporzuheben. Die oben (S. 81.) gegebene Erklärung der Springbrunnen erklärt zugleich das Steigen des Waſſers in den arteſiſchen Brunnen, zeigt aber auch, daß dieſe nur an ſolchen Stellen mit Erfolg anzulegen ſind, wo man in einer Tiefe von oft mehreren hundert Fußen auf Waſſer trifft, welches zwiſchen verſchiedenen Erd- oder Felſenſchichten von oft weit entfernten höheren Punkten herabfließt. Wo dieſer günſtige Umſtand nicht ſtattfindet, würde man wohl faſt überall in gro-

ßer Tiefe Waſſer erbohren, aber es würde nicht im Bohrloch emporſteigen und folglich nicht zu gebrauchen ſeyn.

So wie das Meer ein Hauptverbindungsmittel aller Theile der Erde iſt, ſo erleichtern ſchiffbare Flüſſe die Verbindung der verſchiedenen Theile des feſten Landes; weil der Transport der Waaren auf Schiffen und Kähnen ungleich wohlfeiler und in vieler Hinſicht bequemer iſt, als das Verfahren derſelben auf Wagen. Die Nutzbarkeit der Flüſſe wird bedeutend erhöht durch die Kanäle, welches künſtliche, von Menſchen gegrabene Flüſſe ſind, welche ihr Waſſer von den benachbarten Bächen und Flüſſen erhalten. Kanäle werden angelegt, um eine Waſſerverbindung zu erhalten, wo die Natur ſie nicht gegeben: ſo verbindet der Friedrich-Wilhelms-Kanal die Oder mit der Spree und Havel, und folglich mit der Elbe; oder um gefährliche Punkte in Flüſſen und auf der See zu vermeiden, oft auch bloß um die Wege abzukürzen: ſo vermeidet man durch den Eider-Kanal, der die Oſtſee mit der Nordſee vermittelſt des Fluſſes Eider verbindet, die gefährliche Schifffahrt im Kattegat, und erſpart ſich die Umſchiffung von Dänemark; ſo kürzt der Plauenſche Kanal, der Havel und Elbe verbindet, den Waſſerweg zwiſchen Berlin und Magdeburg bedeutend ab. Da die Kanäle kein eignes Waſſer haben, ſo würden ſie entweder zu ſeicht ſeyn, um bedeutende Schiffe zu tragen, oder ſie müßten ſehr tief gegraben werden und dann den ſie ſpeiſenden Flüſſen zu viel Waſſer entziehen; dieſe Schwierigkeit wird durch die Anlage von Schleuſen gehoben. (Fig. 9.) Eine Schleuſe beſteht allemal aus zwei den Kanal ſchließenden Thüren, wovon jede zwei Flügel hat, wie hier **AB** und **CD**; ſie werden deshalb in einem gegen den Strom etwas hervorſpringenden Winkel angelegt, damit der Druck des Waſſers ſie nicht ſo leicht überwältige. Soll nun ein Schiff in der Richtung von **A** nach **C** den hier gezeichneten Kanal paſſiren, ſo öffnet man die beiden Flügel **AB** und ſchließt die beiden **CD**, wodurch der Raum **E** ſich mit Waſſer hinlänglich füllt, daß das Schiff hineinfahren kann. Sobald es darin iſt, ſchließt man **AB** und öffnet **CD**, wodurch nun das Schiff mit der in **E** befindlichen Waſſermaſſe durch **CD** ſeinen Weg weiter fortſetzt. Bei längeren Kanälen müſſen oft viele Schleuſen angebracht werden, deren Unterhaltung die Schifffahrt ſehr vertheuert.

III. Der eigentliche Erdboden oder das feſte Land.

So heißt derjenige Theil der Erdoberfläche, der nicht vom Meere bedeckt iſt, und der von den Menſchen bewohnt wird. Er enthält ungefähr 3 Millionen □ M., alſo kaum $^1/_3$ der ganzen Erdoberfläche. Er wird ganz und in allen ſeinen Theilen vom Meere umfloſſen: aus dieſem Verhältniß des Landes zum Meere entſtehen folgende Benennungen einzelner Theile des feſten Landes.

Aeußere Geſtalt und Oberfläche.

Größere, zuſammenhängende Theile der feſten Erdoberfläche werden das feſte Land, im engern Sinne, auch Continent genannt; kleinere, ganz vom Meere umfloſſene Theile deſſelben, alſo Gebirgsgegenden, deren Rücken aus dem Waſſer hervorragt, heißen Inſeln; noch kleinere, oft nur Gipfel einzelner Berge, Eilande; die von Flüſſen gebildeten Inſeln heißen in manchen Gegenden Werder, in andern Werth; eine größere Anzahl Inſeln und Eilande, die bei einander liegen, nennt man einen Archipel, auch eine Inſelgruppe. Ein vom Meere zwar umfloſſenes, aber mit dem feſten Lande an einer Seite noch zuſammenhängendes Land heißt eine Halbinſel; ein langer und ſchmaler, ſich in das Meer hineinſtreckender Streifen Landes heißt eine Erdzunge oder Zunge, in manchen Gegenden Nehrung. Eine Erdzunge, welche zwei größere Continente verbindet, wird eine Erd- oder Landenge, ein Iſthmus genannt. Eine in das Meer hervorſpringende Spitze des feſten Landes, beſonders wenn ſie von Bergen gebildet wird, heißt ein Vorgebirge, ein Cap. Einzelne aus dem Meere mehr oder weniger hervorragende Felſen werden Klippen und Riffe genannt. Noch vom Waſſer nur zuweilen oder auch immer bedeckte Stellen, wo das Meer aber nicht Tiefe genug hat, um große Schiffe zu tragen, heißen Untiefen und Sandbänke. An manchen Orten wirft das Meer beſtändig Sand an die Küſten, ſo daß ſich eine oder mehrere Reihen veränderlicher Sandhügel bilden, welche das Meer vom eigentlichen Ufer trennen und Dünen heißen; werden ſolche Sandſtrecken nur von der Fluth bedeckt, bei der Ebbe aber entblößt, ſo nennt man ſie Watten.

Berge.

Die Erdoberfläche iſt keine Ebene, ſie bietet beinahe überall eine liebliche Abwechſelung von Erhöhungen und Vertiefungen

bar. Mäßige Erhöhungen, die nicht über einige hundert Fuß betragen, werden Hügel, bedeutendere Berge genannt. Die Vertiefungen zwiſchen den Bergen heißen Thäler; wenn ſie eng ſind und ſchroffe Wände haben, Schluchten. Ein enger Weg, der ſich zwiſchen Bergen durchwindet, heißt ein Paß, ein Defilé, im Kleinen aber, zwiſchen geringen Erhöhungen des Erdreichs, ein Hohlweg. Nach dem Verhältniß der Ebenen und der Berge heißt ein Land ein ebenes Land, wenn es höchſtens unbedeutende, wellenförmige Erhöhungen und Vertiefungen hat; ein hügeliges Land, wenn die Ebene durch viele Hügel unterbrochen wird; ein gebirgiges Land, wenn die Ebenen nur weite Thäler zwiſchen bedeutenden Bergen ſind; endlich ein Hochgebirge, wenn das ganze Land eine zuſammenhängende Maſſe von Bergen iſt, die nur von Thälern, ohne wahre Ebenen, durchſchnitten werden. Die höheren Gebirge ſind entweder ſo beſchaffen, daß die Berge alle zu einer Maſſe zuſammengedrängt liegen, ohne Zuſammenhang mit andern Gebirgen, und dann heißen ſie iſolirte oder Maſſen-Gebirge; ein ſolches iſt z. B. der Harz. Oder die Berge liegen in einer mehr oder weniger gekrümmten Linie, mit einer beſtimmten Richtung, an einander, dann bilden ſie Längengebirge, Kettengebirge oder Gebirgsketten wie die Pyrenäen, die Anden ꝛc. Die Hauptlinie, welche wellenförmig ſich erhebend und ſich ſenkend die Verbindung der größten Höhen eines Kettengebirges ausmacht und ſeine Richtung und Länge beſtimmt, heißt das Hauptjoch, der Kamm, der Rücken. Die Neigung des Bodens vom Rücken aus nach beiden Seiten nach der Ebene heißt die Abdachung oder der Abfall; gewöhnlich iſt die Abdachung der einen Seite ſehr verſchieden von der der andern: ſo fällt die große Gebirgskette, welche Amerika in ſeiner ganzen Länge durchſchneidet, nach Oſten zu ſehr ſanft, nach Weſten äußerſt ſchroff ab. Der Rücken eines Gebirges bildet auch gewöhnlich die Waſſerſcheidungslinie, d. h. die Quellen und Bäche fließen von beiden Seiten des Rückens nach entgegengeſetzten Richtungen. Vom Hauptjoch eines Gebirges erſtrecken ſich oft kleinere Gebirgsrücken nach einer Seitenrichtung, und dieſe heißen die Arme oder die Zweige des Hauptgebirges. Iſt das Hauptgebirge, von welchem die Zweige ausgehen, ein Maſſengebirge, ſo nennt man es auch wohl in dieſer Hinſicht ein Kerngebirge oder den Gebirgskern. — Man findet auch einzelne aus der Ebene emporſteigende Hügel und Berge, und ſolche werden Kuppen genannt. — Die Gipfel der Berge werden in verſchiedenen Ländern verſchieden benannt: in Deutſchland meiſt bloß Gipfel, auch wohl Kuppen, wenn ſie ſpitzer ſind, Kegel; in der Schweiz, beſonders wenn die Gipfel nicht ſehr abgeſtumpft, ſondern ſpitz ſind, heißen ſie Gräten, Hör-

ner, Nadeln (franz. **Aiguille**, auch **Dent**); in den ſüdlichen Ländern heißen die Gipfel ſehr ſpitzer Berge Pic's.

Die Höhe der Berge, ſo beträchtlich uns auch einzelne ſcheinen, iſt doch nur unbedeutend gegen die Maſſe des Erdballs; die höchſten, genau gemeſſenen Berge der Erde betragen noch nicht $^1/_{860}$ des halben Erddurchmeſſers, und verhalten ſich alſo, nach einem alten Vergleiche, etwa wie die kleinen Erhabenheiten auf der Schale einer Citrone zu der Maſſe dieſer Frucht. Die Berge des Mondes, und vorzüglich der Venus, ſind dagegen viel bedeutender. Man beſtimmt die Höhe der Berge nach der Erhebung ihres Gipfels über der Meeresfläche, und man mißt dieſe Höhe, wo es die Umſtände erlauben, durch eine trigonometriſche Meſſung, gewöhnlicher aber durch Barometer-Beobachtungen (ſ. S. 52.). Für den höchſten Berg auf Erden wurde bisher immer der Chimboraço in Süd-Amerika gehalten, welcher über 20000 Fuß hoch iſt; neuere Beobachtungen engliſcher Offiziere haben indeß gezeigt, daß im Reiche Nepaul, zwiſchen Indien und Thibet, im Himalaya- oder Imaus-Gebirge ſich mehrere bedeutend höhere Berge befinden, wovon der höchſte der Dawalagiri oder Dolagir über 26000 Fuß, nach einer andern Meſſung gar über 27000 F. hoch ſeyn ſoll. In Europa haben die Berge nur eine mäßige Höhe: der bedeutendſte von allen, der Montblanc in Savoyen, iſt nur etwas über 14600 Fuß hoch. Die Höhen der bekannteſten Berge werden in der Beſchreibung der Länder, in welchen ſie ſich befinden, angegeben werden. Die Gebirge werden auf verſchiedene Weiſe eingetheilt: in Hinſicht auf die muthmaßliche Zeit ihrer Entſtehung unterſcheidet man Urgebirge, welche man als die älteſten betrachtet; Uebergangsgebirge, welche ſpäter entſtanden und daher auf dem Fuß der Urgebirge aufgelagert ſind, und Flötzgebirge, noch jüngere, welche wiederum auf den Abhängen der Uebergangsgebirge liegen. Zuweilen rechnet man auch noch die aufgeſchwemmten oder Seifen-Gebirge hinzu, welche als die jüngſten von allen auf dem Flötzgebirge liegen. Ein Gebirge beſteht ſelten oder nie aus einer einförmigen Maſſe, ſondern aus mehreren, meiſt ſchichten- und bänkeweiſe über einander liegenden Subſtanzen. In den Ur- und Uebergangsgebirgen fallen dieſe Schichten oft ſehr ſteil nach der Ebene ab, zuweilen ſind ſie beinahe ſenkrecht, dann ſagt man: ſie ſtehen auf dem Kopf. Die Schichten der Flötzgebirge, oder die einzelnen Flötze, nähern ſich mehr und oft gänzlich der horizontalen Richtung. Nach der Beſchaffenheit der Subſtanzen, woraus ein Gebirge beſteht, erhält es wiederum verſchiedene Namen, wobei man ſich nach den Subſtanzen richtet, die ſich am meiſten auf der Oberfläche des Gebirges befinden: ſo unterſcheidet man z. B. Granitgebirge, Schiefergebirge, Kalkgebirge u. ſ. w.

Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Kenntniß der Gebirge in Hinſicht auf die Beſchaffenheit und die Verhältniſſe der über einander gelagerten Subſtanzen beſchäftigt, heißt die Geognoſie oder Gebirgskunde. Ueber die Entſtehung der Gebirge iſt man bis jetzt noch nicht einig, und es giebt in dieſer Hinſicht zwei Hauptmeinungen. Nach der einen ſind die Gebirge als Niederſchläge zu betrachten, ſo daß ihre Maſſen einſt in einer Flüſſigkeit aufgelöſt geweſen, aus welcher ſie nach und nach zu Boden gefallen; die Anhänger dieſer bisher gewöhnlichſten Meinung nennt man Neptuniſten, weil ſie den Urſprung der Gebirge aus dem Waſſer ableiten. Nach einer andern jetzt faſt allgemein angenommenen Meinung ſind die Gebirge durch die Gewalt des unterirdiſchen Feuers aus der Tiefe des Erdkörpers emporgehoben, ſo daß die ſogenannten Urgebirge die auf ihnen gelagerten Uebergangs- und Flötzgebirge durchbrochen haben; die Anhänger dieſer Anſicht heißen Vulkaniſten, weil ſie den Gebirgen einen vulkaniſchen Urſprung geben. Uebrigens iſt man darüber wohl einig, daß weder die eine noch die andre Anſicht allgemein auf alle Gebirge ausgedehnt werden dürfe. Die Wiſſenſchaft, welche von der Entſtehung der Gebirge und der Bildung der jetzigen Erdoberfläche überhaupt handelt, heißt die Geologie.

Das Innere der Gebirge, die Beſchaffenheit der Maſſen, aus welchen ſie beſtehen, die Structur oder der Bau dieſer Maſſen in und über einander, bieten eine Menge höchſt wichtiger Gegenſtände dar, womit ſich die Geognoſie und die Mineralogie beſchäftigen; wir können davon hier nur 3 Hauptgegenſtände berühren, und dieſe ſind: die Foſſilien, die Verſteinerungen und die Höhlen.

I. Die Foſſilien. Unter dieſem Namen verſteht man alle diejenigen Subſtanzen, welche entweder die Maſſe ganzer Berge, oder bedeutende Theile derſelben ausmachen, oder welche ſich einzeln von größern Maſſen eingeſchloſſen in den Bergen finden, und daher bergmänniſch, d. h. nach den Regeln des Bergbaues, gewonnen werden. Die Foſſilien, welche den Gegenſtand des Bergbaues ausmachen, finden ſich entweder in ganzen Gebirgsmaſſen, oder in einzelnen Lagern, d. h. in großen Maſſen, die aber von der Hauptgebirgsmaſſe eingeſchloſſen ſind; oder in Neſtern und Nieren, im Kleinen das, was die Lager im Großen ſind; oder in Gängen, d. h. in Riſſen und Klüften der Gebirge; oder endlich ſie ſind eingewachſen oder eingeſprengt, wenn ſie in kleineren Theilen von der Gebirgsmaſſe eingeſchloſſen ſind. Aller Bergbau zerfällt in 2 Hauptarten, Gang- und Flötzbau. Der erſtere beſchäftigt ſich damit, die in den Gängen der Gebirge befindlichen Foſſilien zu fördern, d. h. herauszuhauen und herauszubringen. Die

Gänge ſind Riſſe und Klüfte, welche die Gebirgsmaſſe in allen Richtungen durchſetzen und gewöhnlich mit ganz von der Gebirgsmaſſe verſchiedenen Subſtanzen angefüllt ſind; ſo finden ſich die meiſten Metalle und Edelſteine in den Gängen. Ein Flötz iſt eine mehr horizontale Schicht in dem Flötzgebirge und enthält eben ſo wie die Gänge die mannigfaltigſten Foſſilien, einige Metalle, am häufigſten aber brennbare Foſſilien. — Mit der Kenntniß der einzelnen Foſſilien beſchäftigt ſich die Oryktognoſie oder Mineralogie, oder Minerkunde. — Zum Behuf einer bequemen Ueberſicht theilen wir die Foſſilien in 1) Steine, 2) Metalle, 3) Salze, und 4) brennbare Subſtanzen.

1) Die Steine ſind entweder gemeine oder edle, Edelſteine. Die gemeinen ſind ſolche, welche die Maſſe ganzer Gebirge ausmachen und zum Häuſerbau und andern Gebrauch der Art dienen. Von ſolchen Steinen ſind die vorzüglichſten der Granit, der aber wegen ſeiner großen Härte nur ſelten zu Gebäuden gebraucht wird; der Thonſchiefer, womit man Häuſer deckt und ihn zu Rechentafeln braucht. Der Porphyr, wovon es ſehr mannigfaltige Arten giebt, welcher aber ſtets aus einer Hauptmaſſe beſteht, in welche ein andres Foſſil eingeſprengt iſt; auch er wird wegen ſeiner Härte mehr zu Kunſtwerken, Säulen, Obelisken, Tiſchplatten und anderm Geräthe, als zum Bauen gebraucht. Der Baſalt, der meiſt aus ſchwarzen fünf- und mehreckigen, unregelmäßigen Säulen von ſehr verſchiedener Dicke und Länge beſteht; auch er wird wegen ſeiner Härte nur ſelten zum Bauen, wohl aber zum Pflaſtern u. ſ. w. gebraucht. Der Kalkſtein wird ſowohl zu dem beim Bauen zur Verbindung nöthigen Kalk gebrannt, als auch zu Werkſtücken und Quadern zugehauen; der edlere Kalkſtein oder Marmor dient bekanntlich ſowohl zum Bauen als zu Kunſtwerken. Eine andre Art des Kalkſteins iſt der Gyps, der ebenfalls gebrannt und als Mörtel gebraucht wird; der edlere Gyps aber, oder Alabaſter, dient nur zu Kunſtſachen. Die bekannte Kreide iſt ebenfalls eine Art Kalkſtein. Endlich der Sandſtein, deſſen ſehr mannigfaltige Arten am meiſten zum Bauen, zu architektoniſchen Verzierungen, auch wohl zu Kunſtwerken benutzt werden. — Alle dieſe Steinarten und viele andre weniger allgemein bekannte bilden ganze Gebirge, oder doch mächtige Lager in denſelben. Nicht ſo die Edelſteine: ſo nennt man diejenigen Steine, welche ſich durch außerordentliche Härte, Durchſichtigkeit, Glanz, ſchöne Farben und durch eigenthümliche Geſtalten auszeichnen, in welchen ſie kryſtalliſirt vorkommen. Ein jeder Edelſtein, wie überhaupt die meiſten Foſſilien, haben ein jeder eine vollkommen regelmäßige, für jede Art eigenthümliche äußere Geſtalt, welche man ein Kryſtall nennt. Die Kryſtalle ſind bald ſäulenförmig, bald kubiſch, bald tetraëdriſch wenn

ſie 4 Flächen, octaëdriſch wenn ſie 8 Flächen haben u. ſ. w.; bald werden ſie einzeln und um und um kryſtalliſirt, bald zuſammengewachſen und zuſammengehäuft, bald einzeln aufgewachſen gefunden, wenn ſie an einem Ende kryſtalliſirt, am andern in der Gebirgsmaſſe feſt ſitzen. Man findet ſie am häufigſten in den Gängen, auch in Neſtern und Druſen: dies ſind gleichſam Blaſenräume in der Gebirgsmaſſe, deren Inneres häufig von andern Foſſilien ausgefüllt oder doch überzogen iſt; auch als Geſchiebe, d. h. als einzelne, meiſt abgerundete Steine, in den Flußbetten, im Sande u. ſ. w. Die bekannteſten und geſchätzteſten Edelſteine ſind: der Diamant, der härteſte, glänzendſte und ſeltenſte aller Edelſteine; er iſt gewöhnlich völlig farblos, doch auch zuweilen röthlich, gelblich, grünlich, bläulich ꝛc. Man findet ihn vorzüglich in Oſtindien und in Braſilien. Je nachdem er verſchieden geſchliffen und gefaßt wird, nennen ihn die Juweliere Diamant, Brillant, Solitaire, Roſette. Er wird nach dem Gewichte, und zwar nach Karaten verkauft; ein Karat iſt gleich 5 Grän, oder der 75ſte Theil eines Loths. Außerdem beſtimmen Farbe, Glanz und Waſſer, d. h. die Durchſichtigkeit, ſeinen geringern oder höhern Werth. Die braſilianiſchen ſind die größten, die oſtindiſchen aber die reinſten und ſchönſten. Der größte bekannte Diamant iſt der des Königs von Portugal, er wiegt 1680 Karat, d. h. beinahe 23 Loth; außerdem befinden ſich unter den Juwelen des Kaiſers von Rußland, der Könige von Frankreich und England noch Diamanten von 779 Karat, 279 Karat u. ſ. w.

Andre, wenn gleich bei weitem nicht ſo koſtbare, Edelſteine ſind: der Smaragd, welcher grün, der Sapphir, welcher blau, der Rubin, welcher roth, der Topas, welcher gelb, der Beryll, welcher grünlich, der Granat, welcher roth iſt, und der Opal, welcher verſchiedene Farben, beſonders roth und grün, ſpielt. An die Edelſteine ſchließen ſich der edle Quarz oder Bergkryſtall und manche ihm nahe verwandte Steine, wie der veilchenblaue Amethyſt, der blutrothe Carneol, der grüne Chryſopras, der vielfarbige Chalcedon u. a. — Die ſogenannten falſchen, auch böhmiſche Steine genannt, ſind nichts anders als, wenn ſie farblos, Bergkryſtalle; oder, wenn ſie gefärbt, künſtlich zubereitete Glasflüſſe, welche indeß die ächten Steine oft täuſchend genug nachahmen.

2) Die Metalle. Auch ſie werden in edle und unedle, auch wohl in eigentliche Metalle und Halbmetalle getheilt. Die edlen Metalle, die ſchwerſten, die dehnbarſten, die ſeltenſten und am wenigſten dem Roſten unterworfenen, ſind das Platin, welches 21mal ſchwerer iſt als Waſſer; das Gold welches 19mal ſchwerer iſt als Waſſer; das Silber, 10mal

ſchwerer als Waſſer. Zu den unedlen Metallen gehören das Kupfer, 8mal ſchwerer als Waſſer; das Eiſen, 7mal ſchwerer als Waſſer; das Zinn, 7mal ſchwerer als Waſſer; das Zink, 7mal ſchwerer als Waſſer; das Blei, 11mal ſchwerer als Waſſer; der Kobalt, 7mal ſchwerer als Waſſer; und viele andre weniger bekannte, weil ſie theils nur ſelten vorkommen, theils nur ſchwer oder gar nicht zu irgend einem Gebrauch zu verarbeiten ſind. Unter den ſogenannten Halbmetallen iſt das Queckſilber oder der Merkur das bekannteſte: es iſt 14mal ſchwerer als Waſſer, und bei der gewöhnlichen Temperatur der Luft flüſſig; bei einigen 30° des Reaumürſchen Thermometers gefriert es, d. h. es wird feſt und läßt ſich ſchneiden und hämmern.

Man findet die Metalle entweder gediegen (reguliniſch), ſo Platin und Gold immer, Silber, Queckſilber, Kupfer nur zuweilen, die andern Metalle nie; oder verkalkt, vererzt und geſchwefelt. Die Metallkalke oder Oxyde entſtehen eigentlich durch eine leiſe Verbrennung, ſo wie die graue Haut, welche ſich beim Bleiſchmelzen auf die Oberfläche des geſchmolzenen Metalles anſetzt. So ſind der Rothſtein oder Röthel und der gewöhnliche gelbe Eiſenroſt Eiſenkalke. Vererzte Metalle ſind ſolche, die mit andern Metallen in inniger Verbindung vorkommen, wie das Blei häufig Silber enthält. Durch die Verbindung des Schwefels mit den Metallen entſtehen die ſogenannten Kieſe: ſo iſt Schwefelkies, auch Markaſſit genannt, geſchwefeltes Eiſen, Kupferkies geſchwefeltes Kupfer u. ſ. w. — Alle Metalle, mit Ausnahme derer, welche gediegen vorkommen, erſcheinen in der Natur in höchſt mannigfaltigen, zum Theil durch Kryſtalliſation und Farben höchſt ausgezeichneten Geſtalten, ſo daß der Unkundige ſie eher für Edelſteine, Erden u. ſ. w. als für Metalle halten würde *). Um ſie daher in ihren reinen oder gediegenen Zuſtand zu verſetzen, werden ſie geſchmolzen, welches auf Hohenöfen und Schmelzhütten geſchieht; das Abſcheiden des Goldes und Silbers, welches ſich gewöhnlich dem Kupfer und Blei beigemiſcht findet, geſchieht auf den ſogenannten Saigerhütten. Die mannigfaltigen Arten, wie die Metalle aus ihrem vererzten geſchwefelten ꝛc. Zuſtande in den gediegenen verſetzt und zum gemeinen Gebrauch fähig gemacht werden, lehrt die Hüttenkunde oder Metallurgie.

---

*) Es wäre ſehr zu wünſchen, daß jeder Lehrer Gelegenheit hätte und im Stande wäre, ſeinen Schülern hier wenigſtens die gewöhnlichſten Gebirgsarten, die vorzüglichſten Edelſteine und die bekannteſten Metalle in ihrem natürlichen Zuſtande vorzuzeigen.

Die Metalle finden ſich in den Gebirgen, vorzüglich in Gängen, aber auch in Flötzen, wo ſie nach den Regeln des Bergbaues gegraben, oder bergmänniſch gewonnen werden. Hat man Anzeichen gefunden, daß ein Berg Erzgänge enthalte, ſo wird entweder ein Schacht abgeſenkt, d. h. ein ſenkrechtes, einem Brunnen ähnliches Loch in den Berg gebohrt, gehauen, gegraben, oder auch ein Stollen geführt, d. h. ein horizontaler Gang in den Berg gehauen, bis man auf die geſuchten Foſſilien trifft. Dieſe werden dann entweder losgehauen, oder losgeſchoſſen, wenn das Geſtein für das Eiſen zu hart iſt und man ſich des Pulvers zum Sprengen bedienen muß. Das losgearbeitete Foſſil — einzelne Stücke davon heißen Stufen — wird dann zu Tage gefördert, d. h. herausgeſchafft, um weiter bearbeitet zu werden. Die Stelle eines Berges, wo auf Metalle oder andre Foſſilien gebaut wird, heißt eine Grube. Man fährt an, d. h. man ſteigt in die Grube, vermittelſt der Fahrten, d. h. Leitern, die an den Wänden der Schächte befeſtigt ſind, und bedient ſich der Grubenlichter, d. h. Lampen, um in der Grube ſehen zu können. — Das Gold wird nicht allein in den Gebirgen gefunden und dann bergmänniſch gewonnen, es findet ſich auch in dem Sande mancher Flüſſe, in Geſtalt von feinen Blättchen und Körnern, und wird dann durch Waſchen gewonnen, d. h. man ſpült dieſen Sand mit Waſſer aus, damit das ſchwerere Gold zu Boden falle, der Sand aber weggeführt werde. Vermuthlich haben die Gewäſſer das Gold in den Gebirgen abgeſpült und mit fortgeführt. — Merkwürdig iſt noch die Art, wie die Metalle auf der Erde vertheilt ſind; denn nicht jedes Metall findet ſich überall gleich häufig. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Eiſen und Kupfer nördliche, Gold, Silber, Queckſilber und Zinn ſüdliche Metalle ſind. Allerdings findet ſich auch Eiſen in den ſüdlichen Ländern, und namentlich in Süd-Amerika, aber einzeln und zerſtreut, während es in Schweden und Norwegen und in Sibirien theils in ungeheuern Lagern vorkommt, theils ſelbſt die Maſſe ganzer Gebirge durchdringt. Auch an Kupfer iſt Schweden ſehr reich, doch noch bei weitem mehr das nördliche Amerika. Eben ſo findet ſich zwar etwas Gold nicht allein in Ungarn und Deutſchland, ſondern ſelbſt in Norwegen, in Nord-Amerika und im Ural; höchſt unbedeutend aber erſcheint dies ſpärliche Vorkommen gegen den unermeßlichen, großentheils noch nicht einmal erforſchten Reichthum an Gold und Silber in den Aequatorialgegenden. Der Silber-Reichthum Mexiko's und der Gold-Reichthum Peru's und Braſiliens ſind bekannt, aber bei der bis jetzt ſehr ſchlechten bergmänniſchen Behandlung noch keinesweges gehörig benutzt. Das Innere von Afrika enthält zum Theil in den Flüſſen, ja in der gewöhnlichen Dammerde, noch

ungeheure nur bis jetzt wenig zugängliche Schätze. Queckſilber findet ſich nicht nördlicher als in Spanien, im ſüdlichen Deutſchland und in Ungarn, bedeutender aber gewiß, wenn gleich noch nicht gehörig benutzt, in Süd-Amerika. Zinn endlich, welches nur ſpärlich in Deutſchland und England vorkommt, findet ſich dagegen ungleich häufiger in Oſtindien. — Die Edelſteine ſcheinen vollends gänzlich den ſüdlichen Ländern anzugehören.

3) Von den ſalzigen Foſſilien nennen wir hier nur das Steinſalz, welches an vielen Orten in Polen, in Oeſterreich, in England und Spanien, in der Moldau und Walachei und in Afrika in ungeheuern Lagern gefunden wird. Die berühmteſte Steinſalzgrube iſt die von Wieliczka in Galizien, von der ſchon ſichere Nachrichten aus dem 13ten Jahrhundert vorhanden ſind.

4) Unter den brennbaren Foſſilien ſind die wichtigſten a) der Schwefel, der theils gediegen, theils in Verbindung mit verſchiedenen Metallen vorkommt; b) die Steinkohlen, ſie ſind ſchwarz, mehr oder minder glänzend und geben eine vortreffliche Feuerung. Durch eine unvollkommene Verbrennung derſelben, ohngefähr wie die Holzkohlen zubereitet werden, erhält man die Koks, deren man ſich vorzüglich zum Schmelzen der Metalle bedient. Die Steinkohlen finden ſich in Lagern und Flötzen an unzähligen Orten, vorzüglich aber in England, in den Niederlanden und in einigen Gegenden von Deutſchland. Sehr merkwürdig iſt die Selbſtentzündung, welche zuweilen bei den Steinkohlenflötzen eintritt. Ein ſolcher unterirdiſcher Brand kann, wegen Mangel an Zutritt der freien Luft, oft viele Jahre langſam fort ſchwälen, ohne daß eine bedeutende Maſſe Steinkohlen verzehrt würde, und erliſcht oder erſtickt endlich in ſich ſelbſt. Unter andern Umſtänden, durch Zutritt der Luft, vorzüglich aber des Waſſers, können dadurch Erſchütterungen, Erdbeben, und bei zunehmender Gewalt der Verbrennung endlich feuerſpeiende Berge entſtehen. c) Die Braunkohlen, welche bald als eine braune Erde, bald in feſteren Stücken mit deutlichen Spuren einer Holztextur, ja zuweilen in ganzen Stämmen, vorzüglich in einigen Gegenden von Thüringen und im Magdeburgiſchen vorkommen und ein zwar weniger reinliches, aber doch höchſt nutzbares Brennmaterial liefern. Auch ſie kommen immer nur in Flötzen und Lagern vor, und zeigen noch deutlicher als die Steinkohlen, daß ſie verwandelte Ueberbleibſel einer ältern untergegangenen Vegetation ſind. d) Der Bernſtein, ein wachsgelbes mehr oder weniger durchſichtiges Foſſil, welches vorzüglich an den preußiſchen Küſten der Oſtſee, theils beim Sturme von den Wellen ans Ufer geworfen und dort geſammelt, theils auch in der Nähe der Küſte im Sande gegraben wird. Man findet häufig Stücke, worin Inſekten eingeſchloſſen

ſind. Die ſchlechteren und kleineren Stücke werden zu Räucherpulver, die größeren und ſchöneren zu allerlei künſtlichen Sachen verarbeitet, da der Bernſtein ſich leicht ſchneiden und abdrehen läßt.

II. Die zweite Merkwürdigkeit, welche die Gebirge darbieten, ſind die Verſteinerungen oder Petrefacten. Unter dieſem Namen verſteht man thieriſche und vegetabiliſche Körper, deren urſprüngliche Maſſe verſchwunden und durch verſchiedene Stein- und Metallarten, doch mit Beibehaltung der Form, erſetzt worden oder in dieſe Steinmaſſe umgewandelt iſt. Sie ſind entweder wahre Verſteinerungen, woran die ganze Geſtalt des urſprünglichen Körpers ſichtbar iſt, oder bloße Abdrücke, oder endlich nur wenig verwandelte Knochengerippe größerer Thiere. Man findet ſie in dem Innern der Gebirgsmaſſen, in den Urgebirgen nie, in den Uebergangsgebirgen nicht ſehr häufig; unendlich oft hingegen in den Flötzgebirgen. Alle Verſteinerungen ſind entweder Thier- oder Pflanzen-Verſteinerungen. Unter den Thier-Verſteinerungen ſind bei weitem die häufigſten die ſogenannten Conchylien, d. h. Schalthiere, von welchen man jedoch meiſt nur die Schalen und ſeltener Spuren des Thieres antrifft. Sie finden ſich am häufigſten in den Kalkgebirgen, unter denen es einzelne Berge giebt, die ganz aus ſolchen Verſteinerungen beſtehen. Sehr häufig ſind auch die Fiſch-Verſteinerungen, die ſich zwar auch im Kalk, vorzüglich aber in Schiefergebirgen finden. Viel ſeltener findet man Inſekten- und Vögel-Verſteinerungen. Pflanzen-Verſteinerungen, oder vielmehr Abdrücke, ſind außerordentlich häufig, beſonders im Schiefer. Endlich hat man in vielen Gegenden, in Sibirien, Nord- und Süd-Amerika, in Deutſchland u. ſ. w. mehr oder weniger vollſtändige Knochengerippe von ungeheuern Thieren gefunden, welche ſich meiſtens im Lehm, auch wohl im Gyps, ſonſt auch bloß unter der Dammerde gefunden und nur uneigentlich zu den Verſteinerungen gerechnet werden, da dieſe Knochen und Zähne ſo wenig verſteinert ſind, daß das foſſile Elfenbein aus Sibirien, d. h. die Zähne eines Elephanten-ähnlichen Thieres, ſo gut wie das gewöhnliche Elfenbein im gemeinen Leben gebraucht wird. Dieſen rieſenhaften Thieren hat man, da man ſie von verſchiedener Art gefunden, verſchiedene Namen gegeben: Mammuth, Megalotherion (Rieſenthier), Megalonyx (Rieſenklaue) u. ſ. w.

Von den Verſteinerungen bemerken wir im Allgemeinen: 1) Da ſie ſich ſowohl in bedeutender Tiefe innerhalb der Gebirge, als auch auf bedeutenden Höhen von mehreren tauſend Fuß finden, ſo geben ſie den Beweis, daß die Erde zu verſchiedenen Zeiten ganz oder doch beinahe gänzlich vom Meere bedeckt geweſen iſt, und die Gebirge nach und nach in verſchie-

denen Zeiten entſtanden ſind. 2) Alle bis jetzt gefundene Verſteinerungen, ſowohl von Thieren als von Pflanzen, weichen mehr oder weniger von den ihnen ähnlichen jetzt lebenden Thieren und Pflanzen ab; man hat noch nie ein lebendes Original einer Verſteinerung gefunden. Dies beweiſt, das in vorgeſchichtlicher Zeit, ſo wie der Zuſtand der Erdoberfläche ein andrer war, ſo auch ganz andre Geſchlechter von Thieren und Pflanzen darauf lebten, welche durch die von Zeit zu Zeit überhand nehmenden Gewäſſer in verſchiedenen Perioden wieder ſind vernichtet worden. 3) Alle in den nördlichen Ländern gefundene Pflanzen-Verſteinerungen ſind von ſüdlichen Pflanzen, als Palmen, große Farrenkräuter u. ſ. w.; die Thiere aber waren, wie die Geſtalt der Zähne lehrt, pflanzenfreſſende, und von einer Größe und Art, wie man jetzt ebenfalls nur in den tropiſchen Ländern ähnliche findet. Dies macht es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß die Neigung der Erdachſe zur Ebene ihrer Bahn in jenen vorgeſchichtlichen Zeiten eine ganz andre, und die Schiefe der Ekliptik alſo ebenfalls bedeutend größer geweſen ſey, ſo daß die jetzt nördlichen Länder ein viel heißeres Klima haben konnten, als jetzt. Ob damit, wie jedoch höchſt wahrſcheinlich, eine ganz verſchiedene Umwälzungs- und Umlaufszeit der Erde verbunden geweſen: dies kann man nur als Vermuthung aufſtellen. 4) Unter allen Verſteinerungen findet ſich durchaus keine Spur menſchlicher Ueberbleibſel: ein Beweis, daß jene gewaltſamen Revolutionen, wodurch vielleicht mehrmals die Geſchlechter der Thiere und Pflanzen untergingen, ſich vor der Zeit des Menſchen auf Erden zugetragen, und dies giebt uns zu der gegründeten Vermuthung Anlaß, daß mit der Entſtehung des Menſchen die Entſtehung der jetzigen mildern und harmoniſchen Beſchaffenheit der Natur zuſammengetroffen ſey.

III. Endlich ein dritter merkwürdiger Gegenſtand, welchen die Gebirge darbieten, ſind die Höhlen. So nennt man leere Räume und Zerklüftungen im Innern der Gebirge, welche zuweilen eine natürliche Oeffnung oder Eingang zu Tage hinaus haben, zuweilen auch erſt durch künſtlich gehauene Oeffnungen zugänglich geworden ſind. Bei weitem die meiſten aller Höhlen befinden ſich in den Kalk- und Gypsgebirgen, und heißen auch Kalkſchlotten; es giebt vielleicht kein einziges irgend bedeutendes Kalkgebirge, worin ſich nicht dergleichen Höhlen befänden. In manchen dieſer Höhlen träufelt beſtändig Waſſer von der Decke herab, und da dies Waſſer etwas Kalk aufgelöſt enthält, und verdunſtet, ſobald es niedergefallen, ſo bleibt von jedem Tropfen ein kleiner Kalkanſatz zurück, woraus nach und nach mancherlei oft höchſt wunderliche Kalkmaſſen entſtehen, welche man von ihrem Urſprunge Tropfſteine, auch Stalaktiten nennt,

nennt. Die berühmteſte Höhle dieſer Art iſt die Höhle von Antiparos im griechiſchen Archipel, welche über 900 Fuß tief ſeyn ſoll und voller Stalaktiten iſt. In Deutſchland ſind die bekannteſten dieſer Art die Baumanns- und Bielshöhle unweit Blankenburg im Harze und die von Adelsberg in Illyrien. In andern dieſer Höhlen, mit und ohne Stalaktiten, findet man eine ungeheure Menge von Knochen und Zähnen, welche man gewöhnlich, aber fälſchlich, Bärenknochen nennt, da dieſe Knochen, nach genaueren Unterſuchungen, nicht bloß einer, ſondern mehreren ſehr verſchiedenen Thierarten angehören; ſo daß es wahrſcheinlich wird, daß in manchen dieſer Höhlen, lange Zeiträume hindurch, Raubthiere gehauſet, welche andre Thiere, als ihre Beute, darin zuſammengeſchleppt haben. Solcher Höhlen giebt es in Deutſchland mehrere: die bekannteſten ſind die Gailenreuther ohnweit Bamberg, und die Liebenſteiner einige Stunden von Eiſenach. Dieſe Kalkhöhlen bilden nicht etwa bloß eine große Kluft, ſondern gewöhnlich erſtrecken ſie ſich, in einer Reihe von vielen größeren und kleineren unter einander verbundenen Gemächern, mehrere Stunden weit durch das Gebirge: einige dieſer Höhlungen ſind ſo groß und regelmäßig wie das herrlichſte Kirchengewölbe, andre ſo eng und ſo niedrig, mit oft zackigen Wänden, daß man nur kriechend hindurch kann. Die Entſtehung dieſer Kalkhöhlen iſt noch immer höchſt räthſelhaft. — Auch in andern Gebirgen finden ſich Höhlen und Klüftungen, aber ungleich ſeltener und meiſt von viel geringerm Umfange als die in den Kalkgebirgen. Die berühmteſte ſolcher Höhlen iſt die ſogenannte Fingals-Höhle auf der kleinen Inſel Staffa bei Schottland. Sie befindet ſich im Baſalt, welcher mit ſeinen abgebrochenen, ungleichen Säulen Wände und Decke derſelben ausmacht; ſie iſt an einer Seite offen, wo ſie ein ungeheures Thor bildet, in welches man aber nur in Kähnen hinein kann, weil das Meer den Boden der Höhle bedeckt. — Endlich giebt es Höhlen, in welchen aus dem Fußboden ſchädliche Luftarten aufſteigen; eine ſolche iſt die berühmte Hundsgrotte bei Neapel. Aus dem Boden derſelben entwickelt ſich beſtändig kohlenſaures Gas, welches, wenn es eingeathmet wird, einen Zuſtand der halben Erſtickung oder Aſphyxie, bei längerm Verweilen in dieſer Luftart aber den Tod nach ſich zieht. Weil aber das kohlenſaure Gas ſchwerer iſt als die atmoſphäriſche Luft, ſo bleibt es am Boden und wird nur ſolchen Thieren, wie den Hunden, gefährlich, die mit der Schnauze beinahe den Boden berühren. Uebrigens würde es einen Menſchen eben ſo tödten, wenn er ſich mit dem Geſicht auf den Boden legte.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Feuerſpeiende Berge.

Zu den intereſſanteſten Bergen gehören die feuerſpeienden Berge oder Vulkane. Sie zeichnen ſich durch eine kegelförmige Geſtalt aus, auf ihrem Gipfel befindet ſich eine becher= oder trichterförmige Vertiefung, der Crater, und in dieſer eine oder mehrere kleinere kegelförmige Hügel, aus deren Oeffnung gewöhnlich Dämpfe, auch wohl Rauch und Flammen ſteigen. Man nimmt an, daß im Innern der Vulkane ſich brennende, oder doch im Zuſtande der Schmelzung befindliche Subſtanzen befinden. Oft vergehen Jahre, daß der Berg keine andere Erſcheinungen zeigt, als daß Rauch und zuweilen Flammen aus ſeinem Gipfel aufſteigen, wobei man oft ein unterirdiſches donnerartiges Getöſe hört. Von Zeit zu Zeit nimmt dieſes zu, die glühenden Maſſen ſcheinen heftiger bewegt, Dünſte, Rauch und Getöſe werden immer gewaltiger, der Berg wird erſchüttert, bis endlich ein Ausbruch erfolgt, wobei ein Theil der im Innern kochenden Maſſen, ſey es aus dem Crater, ſey es aus einer ſich plötzlich bildenden Seitenöffnung des Berges, mit furchtbarer Gewalt, einem glühenden Strome ähnlich, ſich ergießt. Heftige Erſchütterungen des Berges, mächtige Rauch= und Feuerſäulen pflegen den Ausbruch zu begleiten, wobei bald ein ſtarker Aſchenregen, bald einzelne Steine oft mehrere Meilen weit, bald Ströme Waſſers, aus dem Crater geworfen werden. Die glühende, fließende Maſſe, Lava genannt, fließt nun, wenn gleich langſam, doch mit unwiderſtehlicher Gewalt den Berg hinab, bis ſie entweder das Meer erreicht, in welches ſie ſich mit furchtbarem Brauſen ergießt, oder in ſich ſelbſt erſtarrt und ſtill ſteht. Ein ſolcher Lavaſtrom fließt oft einige Meilen weit, verbrennt und vernichtet alles, was er berührt, und erſcheint wenigſtens bei Nacht völlig als ein glühender Strom. Allmählig erkaltet die Oberfläche und bildet eine ſchlackige Brücke, unter welcher die noch flüſſige Maſſe ſich fortwälzt. Oft vergehen mehrere Monate, ehe der Lavaſtrom nur einigermaßen ſich abkühlt, und manchmal Jahrhunderte, ehe ſeine Rinde für die Vegetation wieder empfänglich wird. Die erhärtete Lava gleicht einer bald dichtern, bald poröſen, blaſigen Schlacke, und wird zum Bauen, zum Straßenpflaſter, und wenn ſie dicht genug iſt, zu allerlei Geräth verarbeitet. — Die jetzt Feuer ſpeienden Berge ſind nicht immer Vulkane geweſen, von einigen weiß man die Zeit ihres erſten Ausbruches; andre ehemals furchtbare ſind es jetzt weniger und ſcheinen beſänftigt, andre ſind völlig ausgebrannt und ſeit Jahrtauſenden ſchon ruhig. Die meiſten Vulkane befinden ſich auf Inſeln oder doch in der Nähe des Meers, ſo daß es ſcheint, dies ſey eine weſentliche Bedingung ihrer Entſtehung und Thätigkeit: ja es giebt ſelbſt Vulkane unter dem

Meere, die wahrſcheinlich mit der Zeit Inſeln bilden werden, wie denn viele Inſeln auf dieſe Weiſe entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Die bekannteſten Vulkane ſind: der Veſuv in der Nähe von Neapel; von ihm weiß man beſtimmt, daß er im Jahre 79 nach Chriſti Geburt zum erſten Mal ſich eröffnet, und dieſer Ausbruch war ſo gewaltſam, daß der ihn begleitende Aſchenregen drei kleine Städte in der Nähe, Herculanum, Pompeji und Stabiä, gänzlich bedeckte und verſchüttete, ſo daß man jetzt die Reſte derſelben ausgräbt, und Häuſer, Geräthſchaften u. ſ. w. noch ziemlich unverſehrt findet. Er hat ſeitdem unzählige Ausbrüche gehabt, unter welchen der von 1794, wodurch ein Theil der Stadt **Torre del greco** zerſtört wurde, einer der furchtbarſten war, und iſt noch immer in voller Thätigkeit. — Der Aetna an der nordöſtlichen Küſte von Sizilien, im Lande ſelbſt Monte Gibello genannt, war unſtreitig im höhern Alterthum und ehe der Veſuv brannte furchtbarer als jetzt, indeß hat er doch in den neueſten Zeiten mehrere verheerende Ausbrüche gehabt. Der Hekla und der Krabla auf Island. Außerdem giebt es noch ſehr bedeutende Vulkane in Süd-Amerika in der großen Gebirgskette der Andes, auf den oſtindiſchen Inſeln, in Kamtſchatka u. ſ. w.

Erdbeben.

Mit den Vulkanen hängen auf das genaueſte zuſammen die Erdbeben, ſie pflegen die Ausbrüche zu begleiten, oder ihnen voranzugehen. Die Erde wird dann zwar meiſt in der Nähe der Vulkane, oft aber auch in großer Entfernung davon erſchüttert, und zwar unterſcheidet man eine dreifache Bewegung: bald ſteigt und fällt der Boden ſenkrecht, bald iſt die Bewegung mehr wellenförmig von einer Seite zur andern, bald erfolgen beide zugleich, wodurch eine drehende oder wirbelnde Bewegung entſteht. Die beiden letzten Arten ſind die furchtbarſten. Dabei bekommt der Erdboden oft Riſſe, aus welchen Schwefeldünſte, Flammen, oft auch Waſſerſtröme hervorbrechen; zu gleicher Zeit geräth das Meer in eine furchtbare Bewegung, tritt oft ſchnell weit über ſeine Ufer und zieht ſich eben ſo ſchnell wieder zurück. Bedeutende Erdbeben werden oft auf einem großen Theile der Erde zu gleicher Zeit empfunden, doch ſo, daß in großer Entfernung von dem eigentlichen Mittelpunkt des Erdbebens die Erſchütterung nur äußerſt gering iſt. An unterirdiſche Verbindungen der Vulkane durch Kanäle u. ſ. w. iſt dabei nicht zu denken; wohl aber ſcheint es, als ſey die Anweſenheit von Steinkohlenflötzen eine Hauptbedingung zur Entſtehung der Vulkane und der Erdbeben, die meiſt auch nur in ſolchen Gegenden verſpürt werden, wo ſich Steinkohlenflötze und Lager befinden. Die Gleichzeitig-

keit der Ausbrüche ſehr entfernter Vulkane, als des Veſuvs und des Hekla, deutet daher nicht auf eine unterirdiſche Verbindung, ſondern auf einen lebendigen Zuſammenhang, der auf der gleichförmigen Beſchaffenheit der Structur der Erdrinde beruht, wo die gleichartigen Subſtanzen auf eine ähnliche Weiſe, und alſo zu gleicher Zeit, angeregt werden. — Die bekannteſten und furchtbarſten Erdbeben der neuern Zeit ſind: das, welches 1755 Liſſabon verwüſtete, und wobei der Tejo mehrere Male um 30 Fuß ſtieg, dann aber wieder ſo fiel, daß ſein Bett beinahe trocken war; die Quelle von Teplitz blieb an dem nemlichen Tage 7 Minuten lang aus und ergoß ſich dann trübe und roth, bis ſie erſt ſpäter wieder hell wurde; das, welches im Jahre 1783 die Provinz Kalabrien und die Stadt Meſſina in Sizilien verwüſtete; ferner das vom Jahre 1797, welches mehrere Monate hindurch die Gegend von Quito in Süd-Amerika auf mehr als 100 Meilen weit verwüſtete; das vom Jahre 1805, wobei die Terra di lavoro im Königreich Neapel und die Stadt Neapel ſelbſt litt; das Erdbeben von Aleppo in Syrien, 1822, wobei 20000 Menſchen umkamen, und endlich das von Murcia in Spanien 1829. — Es ſcheint, daß die Erdbeben, wie die vulkaniſchen Ausbrüche, eine gewiſſe periodiſche Wiederkehr beobachten, und daher in manchen Jahrhunderten häufiger ſind als in andern; eben wie wir dies ſchon bei den Meteorſteinen bemerkt haben.

Endlich giebt es noch, obgleich viel ſeltener, eine andre Art Vulkane, welche man, weil ſie ſtatt der glühenden Lava einen halbflüſſigen Schlamm enthalten und auswerfen, Schlamm-Vulkane nennt. Ein ſolcher iſt der Berg Maccaluba an der Südküſte von Sizilien; ähnliche finden ſich auf der Halbinſel Taman, am aſowſchen Meere.

Die Bildung der Gebirge fällt offenbar in eine vorgeſchichtliche Zeit, d. h. in eine Zeit, wo der Zuſtand der Erdoberfläche, das Verhältniß der Erde zur Sonne und zu den übrigen Planeten, ganz verſchieden von dem jetzigen Zuſtande und den jetzigen Verhältniſſen war. Seitdem der Menſch auf Erden lebt, haben jene gewaltſamen, bald ungeheure Maſſen hervorbringenden, bald ſie wieder zerſtörenden Revolutionen der Erde aufgehört. An ihre Stelle iſt eine langſame, aber unaufhörliche Zerſtörung der größeren Gebirgsmaſſen getreten. Die Gebirge verwittern, d. h. die nackten Felſen werden vom Regen und der Feuchtigkeit überhaupt, von der Hitze und Kälte angegriffen, ihre Rinde wird mürbe und bröcklig; eine anfangs leiſe, bald aber mächtigere Vegetation überzieht und zernagt die Oberfläche der Gebirge; unaufhörlich werden die locker gewordenen Theile der Gebirge von Wind und Regen abgelöſt und hinuntergeworfen, die Berge verlieren unmerklich an Höhe, die Thäler füllen

ſich unmerklich mit dem von den Bergen herabkommenden Geſrülle, und ſo hat ſich ſeit Jahrtauſenden aus dem aufgelöſten und herabgeſpülten Geſtein, aus der Verweſung der Pflanzen und Thiere jene ſchwarze, fette, fruchtbare Erdſchicht gebildet, welche einen großen Theil der Erdoberfläche bedeckt, zum Anbau vorzüglich geeignet iſt und Dammerde genannt wird. — Eben ſo iſt auch die Gewalt der Fluthen gemäßigt, dem Meere ſind feſte Gränzen angewieſen, die Gewäſſer nehmen nicht mehr periodiſch überhand, und bedecken nicht mehr, wie in der vorgeſchichtlichen Zeit, die Erde und die höchſten Gebirge, und die Ströme und Bäche des feſten Landes ſind nur noch die ſchwachen Ueberbleibſel der ungeheuern Gewäſſer, welche ehemals die großen Thäler gebildet und gefüllt haben. Langſam, milde und im Ganzen unbedeutend iſt die etwa noch vorhandene periodiſche Ab- und Zunahme des Waſſers auf Erden.

Wüſten.

Nicht die ganze Oberfläche des feſten Landes beſteht aus eigentlicher Dammerde; örtliche Verſchiedenheiten der nahgelegenen Gebirge, längere oder kürzere Zeit ſtattgefundene Bedeckung einzelner Gegenden vom Meere, geben der Beſchaffenheit des Bodens eine große Verſchiedenheit. Hier beſteht er aus reinerer Dammerde, dort iſt er mehr thonig, dort mehr lehmig, dort mehr mit Sand und Steinen gemiſcht. Auch ein fleißiger, Jahrhunderte lang fortgeſetzter Anbau, ſo wie eine längere Vernachläſſigung, verändern den Boden zum beſſern oder zum ſchlechtern. Große Strecken der ebenen Erdoberfläche ſind mehr oder minder unfruchtbar, theils wegen der Beſchaffenheit des Bodens, theils weil es an Bewäſſerung fehlt, oder aus beiden Gründen zuſammen. Solche unfruchtbare Gegenden führen nach ihrer Beſchaffenheit verſchiedene Namen. Beſteht der Boden aus gänzlich trocknem, unfruchtbarem Sande, ſo heißt die Gegend eine Wüſte. Wüſten im eigentlichſten Sinne giebt es nur in den heißeren Ländern, wo die glühende Sonnenhitze keine Art von Vegetation auf dem trocknen Sande duldet. Eine ſolche iſt die ungeheure Wüſte Sahara, welche einen großen Theil des nördlichen innern Afrika's einnimmt. Sie bietet nichts als eine todte, einförmige Sandfläche, ohne Vegetation und ohne Waſſer auf viele Tagereiſen weit dar, in welcher die Stürme den Sand bald hier bald dort zu Hügeln aufthürmen. Und doch wird ſie alljährlich von vielen tauſend Menſchen durchwandert. Die Reiſenden vereinigen ſich zu Hunderten, oft Tauſenden, und bilden ſo einen Zug, den man eine Karawane (eigentlich Kirvane) nennt: ſie führen Lebensmittel, Zelte und vorzüglich Waſſer mit ſich, welche von Kameelen getragen werden. Dieſes Thier, von

den Arabern mit Recht das Schiff der Wüſte genannt, iſt dazu vorzüglich durch ſeine große Mäßigkeit, ſeine Ausdauer, ſeine Kraft und die Fähigkeit auf einmal einen großen Waſſervorrath für mehr als eine Woche zu ſich zu nehmen, geeignet. Auch ſind einige Theile der Wüſte in großen Entfernungen von fruchtbaren Flecken, gleichſam Inſeln im Sandmeer, unterbrochen, wo die Reiſenden Waſſer und Erquickung finden; ſolche Stellen heißen Oaſen. Trotz dem allen iſt es nichts ſeltenes, daß die Karawanen ganz oder zum Theil verunglücken, wenn ſie ſich verirren, oder wenn der tödtliche Smum (S. 62.) ſich erhebt und die Reiſenden erſtickt oder unter Sandhügel begräbt. — Die Sahara iſt nur ein Theil eines ungeheuern Sandgürtels, welcher ſich, mit verſchiedenen Unterbrechungen von den Andesgebirgen, durch Süd-Amerika, dann durch Afrika, dann durch Arabien, wo er die Wüſte Dſcheſira heißt, durch Perſien, bis tief in das Innere von Aſien zieht, wo er die Wüſte Kobi bildet. —

Auch in den nördlichen Gegenden würde es ähnliche Wüſten geben, wenn nicht das kältere und feuchtere Klima und die reichliche Bewäſſerung den Anbau möglich gemacht und die Wüſte in erträgliches Land umgeſchaffen hätten. So ſind der größte Theil der Mark Brandenburg, von Pommern, ein Theil von Preußen und Polen und große Strecken des europäiſchen Rußlands ein ähnlicher Sandgürtel, den Klima und Fleiß der Einwohner umgeſchaffen haben.

Andre Gegenden Europa's ſind zwar unfruchtbar und ohne Bewäſſerung, aber der Sand iſt wenigſtens mit dem rankenden Haidekraut und anderm Geſtrippe bedeckt, ſo daß Schafe und vorzüglich Bienen daſelbſt eine vortreffliche Nahrung finden. Dies iſt die Beſchaffenheit der Lüneburger Haide, und zum Theil auch, wiewohl dieſe ſandiger und kahler iſt, der großen Haide zwiſchen Bayonne und Bourdeaux in Frankreich, **les landes** genannt.

Noch andre Gegenden haben zwar einen ebenen fruchtbaren Boden, der aber, weil es gänzlich an Bewäſſerung fehlt, vielleicht auch wegen des zu dichten Graswuchſes, keine Bäume und Sträucher hervorbringt, und bloß zu trefflichen Viehweiden benutzt wird. Solche Gegenden heißen Steppen, und ſo iſt ein großer Theil des ſüdlichen europäiſchen Rußlands, der großen Tatarei im Innern Aſiens und des Innern von N. Amerika beſchaffen.

An manchen Küſten des Meers iſt der Flugſand ſehr gefährlich. Dies iſt ein feiner Sand, welchen die Winde unaufhörlich von den Dünen ins Innere des Landes führen, und welcher nach und nach angebaute Gegenden in Wüſten verwandelt. Am merklichſten iſt dies an einigen Punkten der Küſte von Scho-

nen in Schweden, an den Küſten der Bretagne und in den **Landes** in Frankreich, wo ſchon viele Dörfer dem überhandnehmenden Flugſande haben weichen müſſen.

Moore.

In niedrigen Gegenden, wo viel Feuchtigkeit ſich ſammelt, entſtehen durch das allmählige Verweſen und Wiederaufkeimen der Vegetation die ſogenannten Torfmoore. Sie beſtehen ganz aus halbverweſten Pflanzen, bilden ſich noch immerfort und haben an manchen Stellen eine unergründliche Tiefe. Man hat ſchon oft in Torfmooren, in einer Tiefe von 40—50 Fuß ganze niedergeworfene Wälder, ja ſelbſt halbverfaulte Kähne gefunden; ein Beweis, daß ſolche Moore ehemals feſter Boden oder Teiche geweſen. Die bedeutendſten Torfmoore in Europa finden ſich in den öſtlichen Gegenden von Holland und den daran ſtoßenden deutſchen Provinzen, vorzüglich Oſtfriesland. Man benutzt ſie zur Torfgräberei, d. h. man ſticht dieſen dicht verfilzten Raſen in viereckigen Stücken aus, welche, nachdem ſie getrocknet, ein gutes Brennmaterial liefern. — Die Torfmoore finden ſich nicht allein in den Niederungen, ſondern auch in der Nähe der Gipfel hoher Gebirge, wo ſie Thäler zwiſchen nahe gelegenen Höhen ausfüllen und oft die Gipfel beinahe unzugänglich machen. Beſonders häufig ſind ſie in der Nähe der Baſaltkuppen.

Temperatur, Klima.

Die Temperatur der Luft, die Wärme oder Kälte derſelben, oder das Klima, kann unmöglich in allen Theilen der Erde gleich ſeyn. Die unter dem Aequator gelegenen Länder, welche von den beinahe immer ſenkrecht auf ſie fallenden Sonnenſtrahlen erwärmt werden, müſſen heißer als die mehr nördlich oder ſüdlich vom Aequator gelegenen Länder ſeyn, und die größte Kälte muß in den Gegenden der beiden Pole angetroffen werden. Eben ſo wie die Wärme abnimmt je mehr man ſich den Polen nähert, nimmt ſie auch ab je mehr man ſich von der Meeresfläche entfernt und höher ſteigt. Die höchſten Gebirge zeigen auf ihrem Gipfel die nemlichen Erſcheinungen, die wir an den Polen wahrnehmen; auch hier herrſcht ewiges Eis und die Vegetation verſchwindet. Verfolgen wir dieſe Linie von da an, wo unter dem Aequator auf den höchſten Bergen das ewige Eis anfängt, bis da, wo die nemliche Erſcheinung in der Nähe der Pole Statt findet, ſo erhalten wir eine Bogenlinie, die unter dem Aequator am höchſten über der Meeresfläche ſteht, in der Nachbarſchaft der Pole aber die Oberfläche des Meers und des Landes berührt und in den Erdboden eindringt. Dieſe Linie nennt

man die Schneelinie. Unter dem Aequator treffen wir ſie erſt in einer Höhe von 14760 Fuß, in den Pyrenäen ſchon in einer Höhe von 9000 F., und ſo nähert ſie ſich dem Erdboden immer mehr, bis ſie ihn berührt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß dieſe Linie ſich im Winter noch tiefer ſenkt und die hier angegebenen Gränzen nur die äußerſten ſind, wo der Unterſchied von Sommer und Winter aufhört und letzterer ununterbrochen herrſcht. Eben ſo bewirken Nähe oder Entfernung des Meeres, der Umſtand ob Berge iſolirt oder auf Hochebnen liegen, die Richtungen des Windes und andres dergleichen eine große Verſchiedenheit der Höhe der Schneelinie unter der nemlichen Breite.

Die Abnahme der Wärme, ſo wie man ſich vom Aequator entfernt, iſt indeß keineswegs eine gleichförmige, ſondern es finden hier noch bedeutende Abweichungen Statt. Zuerſt iſt im Allgemeinen zu merken, daß die nördliche Hälfte der Erde ungleich wärmer iſt als die ſüdliche, was wahrſcheinlich daher kommt, daß in dieſer das Waſſer, in jener das feſte Land vorwaltet. Die nördliche Hälfte iſt bis zum 70° vollkommen bewohnbar und noch weiter hinaus bewohnt. In der ſüdlichen giebt es kein, wenigſtens zugängliches, Land unter einer ſolchen Breite, und ſchon jenſeits des 60° wird das Meer wegen des Eiſes unfahrbar. Das Vorgebirge der guten Hoffnung unter 35° ſollte das Klima des ſüdlichen Spaniens haben und hat kaum das des mittlern Frankreichs; die äußerſte ſüdliche Spitze von Amerika unter 50° bis 55° hat ein wahrhaft ſibiriſches Klima, während es doch unter gleicher Breite mit dem nördlichen Deutſchland und dem ſüdlichen England liegt. — Ferner findet ein großer Unterſchied Statt zwiſchen den Ländern, die von Deutſchland aus mehr gegen Oſten oder mehr gegen Weſten liegen; die letzteren, vermuthlich weil ſie mehr vom Meere durchſchnitten werden, ſind ungleich milder als die öſtlicheren, wo die große zuſammengedrängte Ländermaſſe die Kälte begünſtigt. Edinburg und Moskau, Berlin und Peter-Pauls-Hafen in Kamtſchatka liegen ohngefähr unter gleicher Breite und der Unterſchied des Klima's iſt ungeheuer. — Derſelbe Unterſchied findet Statt zwiſchen der alten Welt und der neuen; dieſe iſt im Ganzen genommen ungleich kälter als Europa und Afrika und höchſtens mit dem öſtlichen Aſien zu vergleichen. Die nördlichen Theile der nordamerikaniſchen Freiſtaaten correſpondiren mit der ſüdlichen Hälfte von Europa, aber das Klima iſt ohne Vergleich kälter in jenen als in dieſer.

Endlich wird das Klima einzelner Länder durch die örtliche Beſchaffenheit und Lage derſelben bedeutend modificirt. Große zuſammenhängende Ländermaſſen bieten allezeit die Extreme der Temperatur dar, ſo Sibirien der Kälte, Afrika der Hitze; vom Meere durchſchnittene die milderen Temperaturen; deshalb iſt Eu-

ropa im Ganzen weniger kalt als es der Lage nach ſeyn ſollte, und Oſtindien, ſo wie einige Gegenden vom mittlern Amerika, nicht ſo brennend als man erwarten ſollte. Die Beſtätigung dieſes Grundſatzes finden wir vollkommen, wenn wir die ganze Maſſe des feſten Landes nach jener am Schluſſe dieſer Einleitung aufzuſtellenden Theilung in 3 Hauptmaſſen betrachten. Afrika zeigt uns dann das Extrem der Hitze, und Europa das temperirte Land; Nord-Aſien das Extrem der Kälte, und Süd-Aſien mit Auſtralien die temperirten Gegenden, ſo weit es der große Gegenſatz von nördlicher und ſüdlicher Hälfte der Erde zuläßt. Amerika endlich, wo die nördliche und ſüdliche Hälfte beinahe gleich ſind, zeigt daher auch keins der beiden Extreme, es iſt im Ganzen temperirt, jedoch mit überwiegender Kälte. Hoch über der Meeresfläche, wenn gleich in der heißen Zone, belegene Länder ſind kälter als die benachbarten niedrigeren; ſo hat Quito, welches beinahe genau unter dem Aequator, aber über 7000 Fuß über dem Meere liegt, ein viel milderes Klima als man erwarten ſollte; und aus dem nemlichen Grunde der hohen Lage haben die Ebenen des Innern Rußlands und Aſiens ein ſo ſtrenges Klima, beſonders da keine bedeutende Gebirge ſie gegen die kalten Nordwinde ſchützen. — Länder, die noch von bedeutenden Waldungen und großen Moräſten und Seen bedeckt, von vielen und großen Flüſſen durchſtrömt werden, ſind wegen der beſtändigen Verdunſtung des Waſſers nebeliger, feuchter und kälter als andre, deren Boden offner und trockner iſt: dies iſt eine der Haupturſachen des kältern Klima's von Amerika.

Das Klima vieler Länder hat ſich im Laufe der Jahrhunderte bedeutend verändert; und eine ſolche Veränderung ſcheint immerdar und nach gewiſſen Geſetzen vor ſich zu gehen. Die römiſchen Schriftſteller um die Zeit der Geburt Chriſti ſchildern uns Italien viel rauher als es jetzt iſt; ſie ſprechen von anhaltendem Froſte, Schnee und Eis als von gewöhnlichen Erſcheinungen in Rom, wo ſie jetzt zu den ſeltenen Ausnahmen gehören. Dieſelben Schriftſteller können das Klima von Deutſchland nicht rauh und ſtreng genug ſchildern, es muß damals eben ſo geweſen ſeyn, wie jetzt das Klima von Liefland und Eſthland. Als den einzigen Grund dieſer Veränderung giebt man gewöhnlich den vermehrten Anbau, das Ausrotten der Wälder, das Austrocknen der Moräſte u. ſ. w. an. Allein zu geſchweigen, daß Italien damals unſtreitig bei weitem beſſer angebaut war als jetzt, und alſo milder noch hätte ſeyn müſſen, ſo ſehen wir auch, daß, ganz unabhängig vom Anbau, in einigen Ländern die Kälte, in andern die Hitze zugenommen hat. Island, vor Jahrhunderten ein blühendes, beinahe volkreich zu nennendes Land, iſt in der neuern Zeit tief geſunken, Schnee und Eis nehmen im Lande, beſonders an den Küſten überhand, und es

iſt zu fürchten, daß die jetzt geringe Einwohnerzahl noch tiefer ſinken wird. Von Grönland, welches ſeinen Namen (Grünland) ſeinen ſchönen grünen Küſten vor vielen Jahrhunderten verdankte, gilt das nemliche. Ein großer Theil der Küſte, der ehemals bewohnt geweſen ſeyn ſoll, iſt jetzt durch das Eis völlig unzugänglich und die Vegetation verſchwindet immer mehr auch von den noch bewohnten Küſten. Von der andern Seite iſt es gewiß, daß Syrien, Paläſtina, Aegypten jetzt ein ungleich heißeres Klima als ehemals und daher ſehr an Fruchtbarkeit verloren haben; und eben ſo will man bemerkt haben, daß das Klima von Sibirien merklich milder werde. Die Kälte ſcheint alſo von Nordweſt her, die Wärme von Südoſt und vielleicht auch überhaupt in Oſten zuzunehmen, welches, wenn gleich bis jetzt noch nicht vollkommen erklärbar, doch vielleicht mit den bekannten periodiſchen Veränderungen der Abweichung der Magnetnadel, ſo wie mit der Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik zuſammenzuhängen ſcheint.

Zu der Verſchiedenheit des Klima's kommt nun noch die Abwechſelung der Jahreszeiten, wodurch die Mannigfaltigkeit der Temperatur-Verhältniſſe auf Erden ſehr vermehrt wird. Die heiße Zone und die beiden kalten Zonen haben nur zwei Jahrszeiten. In der heißen Zone wechſeln die trockne und die naſſe Jahrszeit, oder Regenzeit, mit einander ab, die letzte vertritt den dort unbekannten Winter. Für die Länder dieſſeits des Aequators fällt die Regenzeit zwiſchen die Frühlings- und Herbſt-Nachtgleichen, alſo in unſern Sommer, und weil der Himmel dann meiſt mit Wolken bedeckt iſt und häufige Regengüſſe fallen, ſo wird dadurch die Gewalt der dann ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen ſehr gemildert und dieſe Länder fruchtbar erhalten. Jenſeits des Aequators fällt die Regenzeit in unſern Winter. In den gemäßigten Zonen, je weiter man ſich von den Wendekreiſen entfernt, je deutlicher treten unſre 4 Jahreszeiten hervor, die jedoch nicht genau mit den aſtronomiſch beſtimmten Zeiten zuſammenfallen. Sie verſchwinden wieder allmählig, je mehr man ſich den Polarkreiſen nähert, jenſeits welcher wieder nur 2 Jahrszeiten, Winter und Sommer, herrſchen. Der Winter außerordentlich lang und ſtrenge, jedoch heiter, trocken und geſund; der Sommer zwar kurz, aber ſehr plötzlich eintretend und oft von einer unerträglichen Hitze begleitet, weil die Sonne, wenn gleich ſie nur ſchräge Strahlen dahin ſendet, doch beinahe beſtändig am Horizont bleibt. Es iſt nichts ſeltnes, daß man in den Polarländern eine ſelbſt in den Aequatorialgegenden ungewöhnliche Hitze empfindet. Dabei haben die Polarländer noch das mit den Aequatorialländern gemein, daß der Himmel meiſt heiter, die Witterung überhaupt ſehr gleichförmig und beſtändig iſt; zwiſchen den Polar- und Wendekreiſen hingegen, beſonders in der nörd-

lichen Hälfte der gemäßigten Zone, worin ein großer Theil von Europa liegt, ſind trübe Tage, Nebel und plötzliche Abwechſelung der Witterung und Unbeſtändigkeit des Wetters an einem und demſelben Tage ungleich häufiger.

Vegetation.

Die ganze Oberfläche der Erde, mit höchſt geringen Ausnahmen, iſt mit Pflanzen bedeckt: die Vegetation reicht bis an die höchſten Gipfel der Berge, wo nur das ewige Eis ihr eine Gränze ſetzt; ſie dringt bis in die tiefſten Höhlen und Schächte; ja ſelbſt der Meeresboden iſt vielleicht großentheils damit bedeckt. Aber ſehr verſchieden iſt ſie unter verſchiedenen klimatiſchen Verhältniſſen. Im Kleinen zeigt uns das jedes bedeutende Gebirge. Am Fuße deſſelben gedeihen, nach dem verſchiedenen Klima, das Getreide, der Wein, der Oelbaum, alle Obſtarten; ſteigen wir höher, ſo beginnen die großen Wälder von Laubholz; noch höher treffen wir die Nadelhölzer an, bis auch dieſe immer mehr verkrüppeln und endlich in niedere Zwergbäume und Geſtrüppe ſich verlieren. Deſto mächtiger treten nun die beerentragenden Gewächſe hervor, welche die Gipfel mäßiger Berge fußdick überziehen; in noch bedeutenderen Höhen verſchwinden auch dieſe, und wir finden nur noch die Mooſe und Flechten, die zuletzt gleich feinen Häuten nur noch in einzelnen Punkten die nackten Felſen bekleiden, bis endlich ewiger Schnee und Eis jede Spur der Vegetation vertilgt. Im Großen zeigt uns die ganze Erde das Nemliche, wo dann die beiden Pole die Gipfel des Berges, der Aequator den Fuß deſſelben darſtellt. Man kann, wenn man ſo die Vertheilung der Vegetation im Ganzen betrachtet, ſie füglich mit einem liegenden Baume vergleichen, deſſen Wurzeln am Pole, deſſen Krone am Aequator ſich befindet. Die Flechten und Mooſe ſind die einzigen Pflanzen des höchſtens Nordens und ſtellen, auch in ihrer innern Structur, die Wurzeln jenes Baumes dar; die Nadelhölzer der weniger nördlichen Gegenden, in welchen das Holz, das Charakteriſtiſche des Stammes, bis in die Blätter gedrungen iſt, ſind der Stamm; die Laubwaldungen der ſüdlichen gemäßigten Zone, die Zweige und Aeſte; endlich die beinahe ganz aus Blättern beſtehende ungeheure Vegetation der Farrenkräuter, Mimoſen, Rohr- und Schilfarten, ja ſelbſt der Palmen unter dem Aequator, ſtellen uns die Blätterkrone jenes Rieſenbaumes dar. — Aber auch hier zeigt ſich uns keine völlige Gleichförmigkeit für alle Theile der Erde. Die Vegetation tritt bei weitem am mächtigſten in der weſtlichen Hälfte der Erde, in Amerika auf, während ſie in der öſtlichen oder alten Welt offenbar nur untergeordnet erſcheint. Umgekehrt iſt dagegen das Verhältniß der animaliſchen Welt. Alle kräftige, große, furchtbare,

edle Thiere, der Löwe, der Elephant, der Tiger, das Pferd ꝛc., ſind in der alten Welt zu Hauſe, während Amerika uns nur die ſchwachen verkrüppelten Abbilder dieſer Thiere zeigt. Das edle Pferd und der Elephant waren dort ganz unbekannt; an der Stelle des Löwen, des Tigers finden wir nur den dagegen unbedeutenden Jaguar; ſtatt des Kameels, das ſchwache Llama; ſtatt des Rhinoceros, die ſchwachen harmloſen Armadille, und nur die Menge der ekelhaften Amphibien und Gewürme, die offenbar niedrigſten Stufen der Animaliſation, ſind in Amerika zu Hauſe.

Thiere und Menſchen.

Die Pflanze, wie ſie an den Platz gebunden iſt, wo ſie entſtanden, ſo iſt ſie es auch an das Klima, worin ſie geboren. Nur in Länder von ſehr ähnlicher klimatiſcher Beſchaffenheit läßt ſie ſich verpflanzen; bei einer irgend bedeutenden Abweichung des Klima's erſtirbt ſie oder verändert doch ſehr die Beſchaffenheit ihres Holzes, ihrer Säfte, ihrer Früchte. Das mit Bewegung begabte Thier verträgt ſchon größere Veränderungen. Doch findet auch hier eine große Verſchiedenheit Statt. Die Thiere des äußerſten Nordens und der Aequatorialgegenden können ihre Geburtsländer nicht mit einander vertauſchen; nur die Thiere der gemäßigten Zonen und unter ihnen vorzüglich einige Hausthiere vermögen, gleich dem Menſchen, in jedem Klima zu gedeihen. Der Hund, das Pferd, das Schaf, der Ochs begleiten den Menſchen überall hin, doch auch ſie würden ohne die ſchützende Vorſorge des Menſchen der Strenge des nördlichſten Klima's nicht widerſtehen. Der Menſch allein erkennt die ganze Erde als ſein Vaterland, obgleich auch er der Macht der klimatiſchen Verhältniſſe unterliegt. Der Bewohner der Polargegenden verträgt kaum das Klima der nördlichen gemäßigten Zone und würde gewiß unter dem Aequator einen ſchnellen Tod finden: der Neger aus den Aequatorialgegenden, obwohl er unſer Klima ertragen lernt, dürfte ſchwerlich ſich dem Klima von Grönland ausſetzen; nur der Bewohner der gemäßigten Zone trotzt mit gleichem Glücke der Glut des Aequators und dem Eiſe der Pole. Auch auf die körperliche und geiſtige Bildung des Menſchen haben die klimatiſchen Verhältniſſe einen entſcheidenden Einfluß, und man unterſcheidet in dieſer Hinſicht 5 verſchiedene Menſchen-Raſſen, welche ſich beinahe genau nach den Weltgegenden beſtimmen laſſen. 1) Die mongoliſche Raſſe. Sie zeichnet ſich durch eine kleine, gedrungene Statur, meiſt übelgeſtaltete Beine, einen beinahe viereckigen Kopf, flache Geſichter mit eingedrückter, oft kaum noch hervorſtehender Naſe, ein etwas hervorragendes Kinn, ein ſchwarzes, ſteifes und dünnes Haar, wenig Bart, eine ſchmutzige gelbliche Geſichtsfarbe, vorzüglich aber dadurch

aus, daß die Augen außerordentlich weit von einander ſtehen und geradlinig geöffnet ſind. Es ſind die dem Europäer am häßlichſten erſcheinenden Menſchen. Zu dieſer Raſſe gehören viele Völker des öſtlichen Aſiens, die Chineſen und Kalmücken, vorzüglich aber alle Einwohner des nördlichen Aſiens, die Lappen und Finnen in Europa, die Grönländer und viele Völkerſchaften des nördlichen Amerika, man kann daher dieſe Raſſe wohl als die nördliche bezeichnen. 2) Die Neger- oder äthiopiſche Raſſe zeigt uns einen hohen, wohlgebildeten Körperwuchs, nur iſt der Kopf etwas an den Seiten eingedrückt, die Naſe aufgeſtülpt, die Lippen dick und aufgeworfen, das Haar ſchwarz, kurz und wollig; die Hautfarbe glänzend ſchwarz oder dunkel ſchwarzbraun. Dieſe Raſſe gehört in Afrika und auf einigen Inſeln der Südſee zu Hauſe und man kann ſie daher füglich die ſüdliche nennen. 3) Die malayiſche Raſſe iſt ebenfalls im Ganzen wohlgebildet und kraftvoll, nur iſt der Schädel ebenfalls etwas ſchmal, die Naſe dick und breit, der Mund groß, die obere Kinnlade etwas vorſtehend, die Stirn hoch, das Haar ſchwarz aber weich, lockig und ſtark, die Hautfarbe gelb, braun, mehr oder weniger dunkel. Aus ihr beſtehen die Einwohner aller Inſeln von Oſtindien und Auſtralien, und wir können ſie daher als die öſtliche Raſſe bezeichnen. 4) Die amerikaniſche Raſſe, etwas kleiner und ſchwächlicher gebaut, die Stirn niedrig, die Backenknochen hervorſtehend, die Augen tiefliegend, das Haar dünn und ſtruppig, der Bart beinahe ganz fehlend, die Hautfarbe kupferfarbig. Alle Ureinwohner von Amerika gehören zu dieſer Raſſe, die man daher die weſtliche nennt. 5) Die kaukaſiſche Raſſe, durch hohen Wuchs, Ebenmaaß aller Theile, einen ſchön gewölbten Schädel, eine weiße und zarte Geſichts- und Hautfarbe vor allen übrigen ausgezeichnet. Zu ihr gehören alle Einwohner Europa's, mit Ausnahme der Lappen und Finnen, die meiſten Völker des vordern oder weſtlichen Aſiens und des nördlichen Afrika's. Auch in geiſtiger Hinſicht behauptet die kaukaſiſche Raſſe bei weitem den Vorrang vor den übrigen, alle wiſſenſchaftliche und geſellige Bildung, alle geſchichtliche Entwickelung findet ſich nur bei ihr; die mongoliſche Raſſe kann ſich ihr, wegen der Chineſen und Japaner, jedoch nur dürftig an die Seite ſtellen. So bildet ſie denn wie geographiſch ſo geiſtig den Mittelpunkt und Gipfel des Menſchengeſchlechts, und wenn man nach einer alten, aber allerdings begründeten, Eintheilung der menſchlichen Temperamente die mongoliſche Raſſe die melancholiſche, die Negerraſſe die ſanguiniſche, die malayiſche Raſſe die choleriſche, die amerikaniſche endlich die phlegmatiſche nennen darf, was in der That die Haupt-Charakterzüge dieſer verſchiedenen Völker richtig bezeichnet; ſo zeigt ſich auch hierin der Vorzug der kaukaſiſchen Raſſe, daß

keine dieſer Richtungen ſie ausſchließlich bezeichnet, ſondern daß ſich eine innige Durchdringung und Verſchmelzung aller dieſer Richtungen, d. h. eben das gemäßigte, aller Bildung fähige, Temperament, in ihr zeigt.

Aus der Miſchung dieſer verſchiedenen Raſſen ſind hin und wieder einzelne Menſchenſtämme entſtanden, deren Urſprung und Zuſammenhang mit einer dieſer fünf Haupt-Raſſen zweifelhaft iſt. Am bedeutendſten und mannigfaltigſten iſt die Miſchung der Raſſen in Amerika, wo zu den Ureinwohnern und den eingewanderten Europäern noch die als Sklaven dahin geführten Neger kommen. Der Hauptunterſchied, den man dort macht, iſt der von weißen und farbigen Menſchen; unter den erſten werden die Europäer und ihre reinen Abkömmlinge, unter den zweiten alle übrige ſowohl reine als gemiſchte Raſſen verſtanden. Zu den farbigen Menſchen gehören alſo, außer den Negern und urſprünglichen Amerikanern, alle durch Miſchung der 3 Raſſen entſtandene Menſchen. Gewöhnlich nennt man Mulatten die aus der Verbindung von Europäern und Negern entſtandenen, und Meſtizen die von Europäern und Amerikanern gebornen. Die von europäiſchen Aeltern in Amerika gebornen Kinder heißen Kreolen und eben ſo die von Negerältern in Amerika erzeugten: Kreolen-Neger. Jedoch werden dieſe Namen nicht in allen Ländern von Amerika in gleichem Sinne gebraucht. So heißen in Braſilien die Abkömmlinge von Weißen und Ureinwohnern nicht Meſtizen, ſondern Mamalucken; unter Meſtizen hingegen verſteht man dort die von Negern und Ureinwohnern gebornen. Außer dieſen Haupt-Raſſen und Abarten des Menſchengeſchlechts entſtehen noch zuweilen, jedoch immer unter beſtimmten klimatiſchen Verhältniſſen, einzelne krankhafte, körperlich und geiſtig von der Art der Aeltern abweichende Individuen. So werden unter den Negern zuweilen von völlig geſunden Aeltern, neben andern geſunden Kindern einzelne erzeugt, deren Hautfarbe nicht ſchwarz, ſondern weiß, aber ein widriges Kreideweiß iſt, eben ſo ſind ihre Haare; das Innere des Auges iſt nicht ſchwarz, ſondern röthlich. Dieſe unglücklichen, ſchwächlichen Menſchen werden weiße Neger, Albinos, Blaffards, auch wohl Kakerlaken genannt; ſie ſind von einer beinahe thieriſchen Stumpfheit, ihr Körper iſt ſchwach und ihr Auge kann das Tageslicht nicht ertragen. Auch in andern Aequatorialgegenden, auf der Landenge von Panama und auf den ſundiſchen Inſeln, ſind ſolche Menſchen nicht ſelten. In den nördlicheren Ländern findet man, doch meiſt nur in ſehr gebirgigen Gegenden, vorzüglich in den Thälern des Salzburgiſchen und im Walliſer Lande, etwas ſehr ähnliches. Auch hier werden von geſunden Aeltern neben andern geſunden Kindern zuweilen ſolche geboren, die an Körper ſchwach, an Geiſt mehr

oder weniger ſtumpfſinnig ſind, ſo daß viele nicht einmal ſprechen lernen und als völlig hülfloſe Weſen müſſen gefüttert werden. Auch ſie haben röthliche Augen und ſind lichtſcheu, gewöhnlich zeichnen ſie ſich noch durch ein ſtarkes Anſchwellen der Halsdrüſen oder ſogenannte Kröpfe aus. Man nennt ſie Fexen und Cretins. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt noch völlig räthſelhaft; gewöhnlich giebt man der beſondern Beſchaffenheit des Waſſers in jenen Gebirgsgegenden die Schuld, wo freilich denn auch die Kröpfe überhaupt häufig ſind.

Die Zahl aller auf Erden lebenden Menſchen iſt natürlich nicht genau auszumitteln: man nimmt etwa 1000 Millionen an; indeſſen könnten, bei einer gleichern Vertheilung des Grundbeſitzes und bei einer beſſern Benutzung des Bodens leicht 3mal ſo viel Menſchen ihren Unterhalt finden. Dies gilt vorzüglich für die übrigen Welttheile, welche in Vergleich mit Europa nur ſchwach bevölkert ſind. Europa ſelbſt iſt im Ganzen genommen gut bevölkert und hin und wieder ſelbſt übervölkert. Von den verſchiedenen Völkern, welche den Erdboden bewohnen, giebt es einige, welche allein vom Fiſchfang, wenn ſie die Küſten des Meers, andre von der Jagd leben, wenn ſie Binnenländer, d. h. vom Meere entfernte, im Innern des feſten Landes gelegene Gegenden bewohnen. Solche Völker pflegen die roheſten, die unwiſſendſten zu ſeyn, und ſind eigentlich diejenigen, welche man Wilde nennt. Andre beſchäftigen ſich allein mit der Viehzucht, und weil ſie unmöglich lange an einem Orte bleiben können, ſondern mit ihren Heerden ohne feſte Wohnſitze von einer Gegend in die andre ziehen, wo ſie friſche Weide finden, ſo nennt man ſie Nomaden oder Hirtenvölker, wandernde oder umherziehende Völker. Auch dieſe ſtehen, wenn gleich auf einer höhern Stufe der Bildung als die erſteren, doch noch tief unter den Ackerbau treibenden Völkern. Von jenen bedient man ſich, um die verſchiedenen Stämme oder Völkerſchaften derſelben zu bezeichnen, des Ausdrucks Horden. Der Ackerbau, der den Menſchen zu einer feſten Anſiedelung, zum Nachdenken und zur Vorſorge für die Zukunft nöthigt, iſt die Grundlage aller menſchlichen Bildung. Nur bei den Ackerbau und Viehzucht zugleich treibenden Völkern finden wir Handwerke, Gewerbe und Handel; mildere Sitte, feſte Einrichtungen und Verfaſſungen, geſellige Bildung und Wiſſenſchaften und Künſte. Solche Völker werden daher die gebildeten oder civiliſirten genannt.

Religion.

In Hinſicht auf die Religion oder Weltanſicht der Menſchen theilen ſie ſich in 1. Heiden oder Polytheiſten, d. h. ſolche, welche den Urſprung, die Erhaltung und Regierung der

Welt von mehreren höheren Weſen oder Göttern abhängig glauben. Sie ſind a) Götzendiener oder Bilderanbeter, wenn ſie die zwar geiſtig gedachten Götter unter irgend einer äußern Geſtalt darſtellen und anbeten; b) Stern- oder Feueranbeter, wenn ſie Sonne, Mond und Sterne, oder das Feuer als göttliche Weſen verehren; c) Fetiſchanbeter, wenn ſie Thiere, Pflanzen, Steine oder irgend ſonſt eine ihnen bedeutend gewordene Naturerſcheinung göttlich verehren. 2. Monotheiſten, d. h. ſolche, welche den alleinigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden anbeten. Sie theilen ſich wieder in a) Juden, b) Chriſten, welche abermals in 3 Hauptparteien zerfallen, 1) römiſch-katholiſche oder Papiſten, 2) griechiſche Chriſten, 3) Proteſtanten, und außerdem noch in viele kleinere Parteien zerfallen, c) Muhamedaner, welche ſich in Sunniten und Schiiten theilen. — Diejenige Religion, zu welcher ſich die große Mehrheit der Einwohner eines Landes bekennt, heißt die Landes- oder Staats-Religion oder die herrſchende; ſie iſt die allein herrſchende, wenn ſie keine Bekenner einer andern im Lande duldet. Beſteht in einem Lande außer der herrſchenden noch eine andre Religionspartei mit gleichen oder geringeren Rechten, ſo heißt dieſe eine geduldete.

Verfaſſungen.

Ein oder mehrere gebildete Völker, welche unter einer gemeinſchaftlichen Regierung, unter gleichen Geſetzen leben und meiſtens gemeinſchaftliche Sitten und die nemliche Sprache haben, bilden einen Staat, welcher nach ſeinem Umfang oder der Beſchaffenheit ſeiner Einrichtungen ein Kaiſerthum, ein Königreich, ein Herzogthum, ein Freiſtaat u. ſ. w. genannt wird.

Iſt die Regierung des Staats in den Händen eines Einzigen, ſo iſt ſie monarchiſch, und zwar entweder erblich, wenn der nächſte natürliche Erbe auch der Thronfolger iſt; oder dieſer Nachfolger wird jedesmal gewählt, dann heißt der Staat ein Wahlreich. Iſt der jedesmalige Wille des Monarchen das höchſte Geſetz und an kein früheres Geſetz gebunden, ſo wird er Despot genannt. Der unumſchränkte Monarch iſt zwar auch der einzige Geſetzgeber in ſeinem Staate, aber ſeine Macht iſt doch durch alte beſtehende, durch die Sitte geheiligte Geſetze und Herkommen gemildert und beſchränkt. Eine beſchränkte oder gemäßigte Monarchie iſt die, wo die Einwilligung einer Verſammlung von Volksvertretern oder Abgeordneten zur Abfaſſung der Geſetze und zu jeder wichtigen Einrichtung nothwendig iſt. Nur gemäßigte Monarchieen können im ſtrengſten Sinne eine Verfaſſung, d. h. feſt beſtehende Grundgeſetze und Einrich-

richtungen haben. Iſt die höchſte Gewalt in einem Staate in den Händen Mehrerer, ſo iſt die Verfaſſung republikaniſch. Haben nur gewiſſe Familien Antheil an der Regierung, ſo iſt der Staat eine Ariſtokratie, wo die Vornehmeren, oder eine Oligarchie, wo wenige herrſchen; nimmt das ganze Volk unmittelbar Theil an der Regierung, ſo entſteht die Demokratie oder Volksherrſchaft, nicht zu verwechſeln mit der Ochlokratie, wo der Pöbel die Gewalt an ſich geriſſen, was immer nur ein gewaltſamer, vorübergehender Zuſtand ſeyn kann. Von einem Staate, der eben in Aufruhr und Unruhen begriffen iſt, ſo daß die alte Verfaſſung nicht mehr herrſcht und noch keine neue entſtanden iſt, ſagt man, er befinde ſich in der Anarchie, d. h. in einem geſetz- und ordnungsloſen Zuſtande. In ihrem Verhältniß zur Regierung heißen die Einwohner eines Staates Unterthanen. Sie ſind frei, wenn ſie nur den allgemeinen Landesgeſetzen gehorchen; Sklaven, wenn ſie einem Menſchen als ſein Eigenthum angehören, der ſelbſt über ihre Freiheit, ihr Eigenthum, ja zuweilen über ihr Leben nach Willkühr verfügen kann. Sie ſind Leibeigene oder hörige (gehörige) Leute, wenn ſie nur in gewiſſer Hinſicht zu gewiſſen Dienſten und Leiſtungen einem Herrn verpflichtet ſind, ohne deſſen Einwilligung nicht den Wohnort verändern, nicht heirathen u. ſ. w. dürfen, übrigens aber doch den Schutz der Landesgeſetze genießen. Die Leibeigenſchaft iſt in verſchiedenen Ländern ſtrenger oder milder, die ſtrengere unterſcheidet ſich nur wenig von der wahren Sklaverei. In manchen Staaten ſind alle Einwohner freie Leute und werden als ſolche auch Bürger genannt. In andern giebt es Freie oder Bürger und Leibeigene; oder Freie und Sklaven u. ſ. w.

Die Lage eines Staates wird nach den Graden der Länge und Breite beſtimmt, zwiſchen welchen er ſich befindet; er wird begränzt durch die anſtoßenden Nachbarländer oder Meere. Der Raum innerhalb ſeiner Gränzen, oder ſeine Größe (Areal, oder Flächeninhalt), wird nach Quadratmeilen beſtimmt. Die Theile eines größern Staates heißen Provinzen, die Unterabtheilungen der Provinzen führen in jedem Lande verſchiedene Namen. Die verſchiedenen Anſiedelungen der Menſchen in einem Staate heißen: einzelne Häuſer und Höfe oder Gehöfte; Vorwerke und Meiereien, wenn ſie nur aus wenigen benachbarten Häuſern beſtehen; Weiler und Dörfer, wenn die Häuſerzahl ſchon bedeutender; Flecken und Marktflecken, wenn in ſolchen größeren Orten ſchon Gewerbe und Handel getrieben wird; Städte endlich nannte man ſonſt nur größere mit Mauern umgebene Orte, jetzt wird auf dieſen letzteten Umſtand wenig Rückſicht genommen und nur die Größe und die Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Gewerbe kommt dabei in Be-

tracht. Iſt der Ort mit Wällen, Gräben u. ſ. w. umgeben, um den Feinden das Eindringen zu erſchweren, ſo heißt er eine Feſtung; kleinere befeſtigte Oerter wurden ſonſt auch Burgen genannt. Die Städte, worin der Sitz der Regierung oder der höchſten Behörde einer Provinz iſt, heißen Hauptſtädte, und diejenigen, wo der Landesfürſt wohnt, Reſidenzſtädte.

Wir ſchließen dieſe Einleitung mit einer allgemeinen Eintheilung der ganzen Erdoberfläche.

A. Das Meer.

Der alle Theile des feſten Landes umfließende allgemeine Ocean zerfällt in 5 Haupttheile.

I. Das nördliche Eismeer, **Oceanus Septentrionalis**, beſpült die nördlichen Küſten von Europa, Aſia und Amerika, und nimmt beinahe die ganze nördliche kalte Zone ein. Seine bedeutendſten Unterabtheilungen ſind:

a) das weiße Meer, **Mare Cronium**, ein großer Meerbuſen im nördlichen europäiſchen Rußland.

b) Mehrere Meerbuſen am Ausfluß der großen ſibiriſchen Flüſſe, als der Obiſche, der Jeniſeiſche, der Lenaiſche.

c) Die Behring-Straße, eine Meerenge, welche Aſien von Amerika trennt.

II. Das ſüdliche Eismeer, **Oceanus Australis**, iſt noch völlig unbekannt, indem wegen des ewigen Eiſes nur wenige Schiffe, auf wenigen Punkten bis zum 71° ja bis zum 74° haben vordringen können. Man kennt kein Land von einiger Bedeutung in dieſer Polargegend.

III. Das atlantiſche Meer, **Oceanus Atlanticus**, zwiſchen Amerika einerſeits und Europa und Afrika andrerſeits. Es wird durch den nördlichen Wendekreis in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt, eine nördliche und eine ſüdliche, dieſe heißt auch das äthiopiſche Meer, **Mare Aethiopicum**. Seine vielen Nebentheile ſind:

1. Auf der öſtlichen Seite

a) die Nordſee oder das deutſche Meer, **Mare Germanicum**, zwiſchen Großbritannien, den Niederlanden, Deutſchland, Dänemark und Norwegen; ſie bildet die Süderſee, einen Meerbuſen im Innern von Holland.

b) Die Oſtſee oder das baltiſche Meer, **Mare Suevicum** oder **Oceanus Sarmaticus**, ein großer Meerbuſen, der ſich nordöſtlich zwiſchen Schweden, Dänemark Deutſchland, Preußen und Rußland hinein erſtreckt. Aus der

Nordſee kommt man in das **Skagerak**, zwiſchen Norwegen und Jütland, von da ins **Kattegat** (Katzenloch) **Sinus Codānus**, zwiſchen Schweden und Jütland. Drei engere Straßen führen dann in die Oſtſee: 1) der **Sund** oder **Oere-Sund** zwiſchen Schweden und der Inſel Seeland, dies iſt die Hauptfahrſtraße zwiſchen der Nordſee und der Oſtſee; 2) der **große Belt**, zwiſchen der Inſel Seeland und der Inſel Fühnen; 3) der **kleine Belt**, zwiſchen Fühnen und dem feſten Lande von Dänemark. Die Oſtſee ſelbſt bildet 3 große Meerbuſen: 1) den **bottniſchen**, zwiſchen Schweden und Finnland; 2) den **finniſchen**, **Sinus Cylipenus** (?), zwiſchen Finnland und den lief- und eſthländiſchen Küſten; 3) den **rigaiſchen**, **Sinus Venedicus** (?), zwiſchen Curland, Liefland und der Inſel Oeſel.

Die ganze Oſtſee iſt beinahe nur als ein großer Binnenſee zu betrachten. Ihr Waſſer iſt ungleich weniger ſalzig als das des Oceans, ſie hat viele ſeichte und gefährliche Stellen, und die Schifffahrt auf ihr iſt, wegen der Nähe der Küſten, der kleinen aber heftigen Wellen, gefährlicher als in irgend einem andern Meere.

c) Die **Meerenge** zwiſchen England und Frankreich, der **Kanal**, **la Manche** und **Pas de Calais**, **Fretum Gallicum**, genannt.

d) Die **iriſche** oder **irländiſche See**, **Mare Hibernicum**, zwiſchen Großbritannien und Irland.

e) Das **biscayiſche Meer**, **Mare Cantabricum**, ein großer Meerbuſen zwiſchen Frankreich und Spanien.

f) Das **mittelländiſche Meer**, **Mare Mediterranĕum**, welches auf der einen Seite mit dem atlantiſchen Meere durch die **Straße von Gibraltar**, **Fretum Herculĕum**, auf der andern mit dem **ſchwarzen Meere**, **Pontus Euxīnus**, zuſammenhängt. Es bildet viele Meerbuſen und Straßen; die wichtigſten ſind: 1) der **Meerbuſen von Lyon**, **Sinus Galaticus** oder **Gallicus**, an der ſüdlichen Küſte von Frankreich; 2) der Meerbuſen von **Genua**, **Mare Ligusticum**; 3) die Straße St. **Bonifaz**, **Fretum Taphros**, zwiſchen Corſika und Sardinien; 4) die Meerenge von **Sicilien**, oder die Straße von **Meſſina**, **Fretum Sicŭlum**, zwiſchen Sicilien und Italien; 5) das **adriatiſche Meer** oder der Meerbuſen von **Venedig**, **Mare Adriaticum** oder **Supĕrum**; (im Gegenſatz davon hieß das Meer an der Weſtküſte von Italien **Mare Infĕrum** oder **Tyrrhēnum**), zwiſchen Italien und der europäiſchen Türkei; 6) der **griechiſche Archipel**, oder das ägäi-

ſche Meer, Mare Aegaeum, zwiſchen Griechenland und Klein-Aſien.

Das ſchwarze Meer, ein innerer Theil des mittelländiſchen, hängt mit dieſem durch eine lange Straße zuſammen, welche in zwei Meerengen und ein kleines inneres Meer zerfällt. Aus dem ägäiſchen Meere kommt man zuerſt in die Straße der Dardanellen oder den Hellespont, Hellespontus, von da in das Meer von Marmara oder die Propontis, Propontis, von dieſem wieder in die Meerenge von Conſtantinopel oder den Bosporus, Bospŏrus Thracicus, aus dieſem in das ſchwarze Meer. Das ſchwarze Meer, oder der Pontus Euxīnus, liegt zwiſchen der europäiſchen Türkei, dem ſüdlichen Rußland und den Küſten von Aſien; der innerſte Meerbuſen deſſelben, das aſowſche Meer, Palus Maeōtis, wird mit dem ſchwarzen Meere durch die Straße von Feodoſia oder Kaffa, Bosporus Cimmerius, verbunden.

In der ſüdlichen Hälfte des atlantiſchen Meeres befindet ſich:

g) der große Meerbuſen von Guinea, an der weſtlichen Küſte von Afrika.

2. Auf der weſtlichen Seite bildet das atlantiſche Meer folgende Buſen:

a) Die Baffins-See erſtreckt ſich nördlich bis zum 78° zwiſchen Grönland und die noch wenig bekannten Küſten des nördlichen Amerika's. Früher hielt man ſie für einen nördlich umſchloſſenen Meerbuſen, den man daher Baffins-Bay nannte, und zu welchem im Süden die Baffins- und die Davis-Straße führen. Die neueſten Unterſuchungen haben aber gezeigt, daß dieſe See, nördlich von unbekannten Inſeln begränzt, ſich weſtlich durch die Barrow-Straße an den N. Küſten von Amerika hin erſtreckt und alſo höchſt wahrſcheinlich bis zur Behringſtraße hinreicht.

b) Die Hudſons-Bay mit noch zum Theil unerforſchten Küſten, z. B. die Repulſe-Bay (die Bucht des Zurückſtoßens oder Abweiſens), ſie erſtreckt ſich von dem 52° bis über den 65° hinaus und hängt wahrſcheinlich im N. mit der Baffins-See zuſammen.

c) Den Meerbuſen von St. Lorenz, zwiſchen der Inſel Neu-Foundland und dem Ausfluß des St. Lorenz-Stromes.

d) Den Meerbuſen von Mexiko, zwiſchen dem Lande gleiches Namens und den antilliſchen Inſeln; der ſüdliche Theil deſſelben heißt die caraibiſche See.

e) Den Kanal von Bahama, zwiſchen den Bahama-Inſeln und der Inſel Cuba.

f) Die Magelhaensſtraße, zwiſchen der ſüdlichſten Spitze von Amerika und den Feuerlands-Inſeln, verbindet das atlantiſche Meer mit dem großen ſüdlichen Ocean.

IV. Der indiſche Ocean, **Mare Indicum**, weſtlich von Afrika, nördlich und öſtlich von Aſien und Auſtralien, ſüdlich vom ſüdlichen Eismeere begränzt, enthält folgende Theile:

a) Den Kanal von Moſambique, zwiſchen der Oſtküſte von Afrika und der Inſel Madagaskar.

b) Den arabiſchen Meerbuſen, oder das rothe Meer, **Sinus Arabicus** *), zwiſchen Afrika und Arabien, durch die Straße von Bab el Mandeb, mit dem indiſchen Meere verbunden.

c) Den perſiſchen Meerbuſen, **Sinus Persicus**, zwiſchen Arabien und Perſien, der Eingang dazu heißt die Straße von Ormus.

d) Das arabiſche oder perſiſche Meer, ein großer Meerbuſen zwiſchen Arabien, Perſien und der Halbinſel dieſſeits des Ganges.

e) Die Straße von Ceylon, zwiſchen dieſer Inſel und der Halbinſel dieſſeits des Ganges.

f) Den bengaliſchen Meerbuſen, **Sinus Gangeticus**, zwiſchen beiden oſtindiſchen Halbinſeln.

g) Die Straße von Malacca, zwiſchen dieſem Lande und der Inſel Sumatra.

h) Die ſundiſche Straße, zwiſchen den Inſeln Sumatra und Java.

i) Den Meerbuſen von Siam, bei dem Lande gleiches Namens.

k) Die chineſiſche See, im Süden von China, wovon der Meerbuſen von Tongkin oder Tunquin einen Theil ausmacht.

V. Der öſtliche Ocean, auch das große Weltmeer, das ſtille Meer, oder am gewöhnlichſten die Südſee genannt. Den Namen ſtilles Meer verdient es nicht mehr als jedes andere große Meer; und nur in der Nähe des Aequators herrſchen hier, wie auch in andern Meeren, den

---

*) Anmerk. Das Mare Erythraeum iſt nicht das rothe, ſondern das die Süd-Küſte von Arabien beſpülende Meer.

Schiffern unangenehme Windſtillen. Es wird weſtlich von Aſien und Auſtralien öſtlich von Amerika begränzt. Seine Theile ſind:

1. An der weſtlichen Seite

a) die Bay von Nankin und das gelbe Meer, welche zuſammen einen großen Meerbuſen zwiſchen China und Korea bilden.

b) Der Meerbuſen von Korea, oder das japaniſche Meer, zwiſchen Korea und den japaniſchen Inſeln.

c) Das ochotskiſche Meer zwiſchen Kamtſchatka, Sibirien und Tunguſien.

d) Das kamtſchatkiſche Meer öſtlich von Kamtſchatka, zwiſchen dieſem Lande, den aleutiſchen Inſeln und der amerikaniſchen Küſte; in dieſem unterſcheidet man noch das anadyrſche Meer an der öſtlichen Spitze von Aſien, am Ausfluß des Anadyr.

2. An der öſtlichen Seite

a) der Meerbuſen von **Kalifornien**, zwiſchen Kalifornien und Mexiko.

b) Die Meerbuſen von Panama und Choco, bei der Erdenge von Panama.

c) Der Meerbuſen von Guayaquil, in der Provinz Quito.

B. Das feſte Land.

Die ganze Maſſe des feſten Landes wird in 5 Haupttheile, Welttheile oder beſſer Erdtheile genannt, getheilt; ſie zerfallen in 2 Hauptmaſſen, wovon die eine die alte Welt genannt wird und Europa, Aſia und Afrika umfaßt, welche zuſammenhängen und Eine ungeheure Inſel bilden, wozu noch der ſogenannte fünfte Welttheil kommt, welcher Auſtralien, weil er ganz in der ſüdlichen Halbkugel liegt, oder Polyneſien, weil er aus vielen Inſeln beſteht, oder auch Neu-Holland, nach dem Namen der größten Inſel, genannt wird. Die andre Hauptmaſſe des feſten Landes, oder die Neue Welt, weil ſie ſpäter entdeckt worden iſt, umfaßt Amerika allein. Die 5 Welttheile ſind alſo: Europa, Aſia, Afrika, Amerika und Auſtralien.

Auf den erſten Blick ſcheint dieſe große Ländermaſſe keine Spur von Regelmäßigkeit in der Geſtalt des Ganzen oder ſeiner Theile darzubieten, ein verworrener Zufall ſcheint alles geſtaltet zu haben; dieſer Schein aber verſchwindet bei einer genauern Betrachtung. Einmal ſehen wir, daß die größte Maſſe des feſten Landes gegen Norden zuſammengedrängt iſt: dieſſeits des

Aequators liegen ganz Europa und Aſien und der größte Theil von Amerika und Afrika, jenſeits nur Auſtralien und die kleinere Hälfte von Afrika und von Amerika. Auch reicht das feſte Land in der nördlichen Halbkugel ungleich weiter gegen Norden hinauf, als in der ſüdlichen; in der erſtern ſind bis zum 75° bewohnte, bis beinahe zum 80° noch bewohnbare Länder; in der ſüdlichen Halbkugel reicht das Land überhaupt nur bis zum 55 höchſtens 60°, an den meiſten Stellen aber nur bis zum 30° und 40°, und dies ſind nicht bedeutende Ländermaſſen, ſondern nur ſpitz auslaufende Vorgebirge und einzelne Inſeln. — Noch deutlicher erkennen wir ein Geſetz in der Bildung der feſten Erdoberfläche, wenn wir die Geſtalt der einzelnen Theile genauer unterſuchen. Amerika, als der am meiſten für ſich beſtehende Theil, zeigt uns die Grundform, den Typus, dieſer Bildung. Wir unterſcheiden an der Geſtalt von Amerika zwei etwas ungleiche Hälften, eine nördliche und eine ſüdliche, welche durch einen Iſthmus, die Erdenge von Panama, verbunden werden; rechts von derſelben erblicken wir einen großen Meerbuſen, den mexikaniſchen, der mit einer großen Menge von Inſeln überſäet iſt, und im nördlichen Theile deſſelben ein ſpitz auslaufendes Land, Florida. Links, im Rücken der Landenge wieder ein nach Süden ſpitz auslaufendes Land, Kalifornien, und der ſüdliche Theil des ganzen Welttheils läuft ebenfalls in einer Spitze aus, Patagonien. Betrachten wir nun die Maſſe der alten Welt, ſo erkennen wir, wiewohl weniger deutlich, die Wiederholung dieſer Grundform, und zwar doppelt, ſo daß Europa und Afrika zuſammen Eine Geſtalt, Aſien und Auſtralien die andre bilden; beide aber mit dem Rücken gegen einander, die eine Hälfte rechts, die andre links gewendet liegen. Unterſuchen wir zuerſt die rechte Hälfte, ſo geben uns Aſien und Auſtralien die nördliche und die ſüdliche Hauptmaſſe; der Iſthmus, der ſie verbindet, iſt, wenn gleich durchbrochen, doch deutlich vorhanden, er wird durch die Halbinſel Malacca, die Inſeln Sumatra und Java gebildet; eben ſo finden wir zur Rechten davon einen großen Meerbuſen mit den Inſeln Borneo, Celebes und den Philippinen; das ſpitz in den Meerbuſen auslaufende Land iſt Camboja; und links hinter dem Iſthmus haben wir das ſpitz auslaufende Land, die Halbinſel dieſſeits des Ganges; auch das Ganze endet in einer Spitze, van Diemens Land. — Am undeutlichſten, jedoch noch erkennbar genug erſcheint dieſe Grundform in der 3ten Ländermaſſe, wo alles, aber in umgekehrter Ordnung, nach links gewendet ſich zeigt. Europa und Afrika bilden hier die beiden Hauptmaſſen, nur das hier die nördliche die kleinere iſt. Die Verbindung beider iſt freilich auf den gewöhnlichen Landcharten nicht zu erkennen. Verfolgt man aber den großen Gebirgszug, der ſich vom Kaukaſus, zwiſchen dem ſchwarzen und

kaſpiſchen Meere durch Armenien, Syrien nach Arabien und Aegypten herabzieht; bedenkt man, daß rechts und links von dieſen Gebirgen ſich viel Sandwüſten, Spuren, daß das Meer ehemals dort geſtanden, finden: ſo bildet dieſer Gebirgszug mit dem Iſthmus von Suez die geſuchte Verbindung, die ſich natürlich nicht an politiſche Eintheilungen und Benennungen kehrt. Das mittelländiſche Meer mit ſeinen Inſeln giebt uns den vorausgeſetzten Meerbuſen, Italien oder vielmehr Griechenland das hinreichende ſpitze Land: Arabien iſt dann die Halbinſel im Rücken des Iſthmus, und das Ganze ſchließt ebenfalls mit der auslaufenden Spitze des Vorgebirges der guten Hoffnung. — Aus dieſem allen ſehen wir deutlich, daß ein wenn auch uns unbekanntes Geſetz bei der Bildung der Erdoberfläche gewaltet hat.

A. Europa.

Der Name dieſes Welttheils kommt wahrſcheinlich von einem griechiſchen Worte, welches *dunkel* bedeutet. Weil nemlich die Alten (ſiehe Einleitung S. 24.) ſich die Erde als eine Scheibe dachten und die Sonne von Oſten gegen Weſten ſich am ſüdlichen Himmel bewegen ſahen, ſo hielten ſie die ſüdliche Hälfte der Scheibe für die vorzugsweiſe erleuchtete, die nördliche hingegen, als welche durch hohe Gebirge von den damals gebildeten Ländern getrennt ſchien, für die durch Entfernung der Sonne und Bergſchatten verfinſterte. Dunkle Nachrichten von den in nördlicheren Gegenden im Winter kurzen Tagen, und den dort häufigeren Nebeln und Wolken, mögen auch wohl zu dieſer Benennung mit Veranlaſſung gegeben haben.

Europa liegt, ſeinem bei weitem größten Theile nach, in der gemäßigten Zone; es erſtreckt ſich von dem 36ſten bis zum 71° nördlicher Breite, und von dem 8ten bis zum 80° öſtlicher Länge. Es iſt im Norden, Weſten und Süden von dem nördlichen Eismeer, von dem atlantiſchen Ocean und von dem mittelländiſchen und ſchwarzen Meer umfloſſen und begränzt. Gegen Oſten gränzt es an Aſien, und weil hier keine von der Natur gegebene Gränze Statt findet, ſo nimmt man gewöhnlich den Fluß Don, den Fluß Ural, die uraliſchen und die werchoturiſchen Gebirge als Gränzen an. Nach dieſer Annahme umfaßt Europa etwa 160—180,000 □ M. Es iſt daher nächſt Auſtralien der kleinſte Welttheil und beträgt etwa nur $^1/_5$ von Aſien, $^1/_4$ von Amerika und $^1/_3$ von Afrika; dafür aber iſt es bei weitem der bevölkerteſte und mag leicht an 235 Millionen Seelen enthalten.

Europa wird oft von Reiſenden, welche andre Welttheile namentlich die tropiſchen Gegenden von Aſien und Amerika beſucht haben, unbillig wie es ſcheint, gegen jene Länder zurückgeſetzt, weil es namentlich ſich nicht mit der Fülle und Pracht der Vegetation und der Größe und Herrlichkeit vieler Naturerſchei-

nungen jener Gegenden meſſen kann. Werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, ſo möchte ſich doch wohl finden, daß Europa in jedem Sinne der gedeihlichſte Aufenthalt für den Menſchen ſey. Urſprünglich mag freilich Europa im Vergleich mit den übrigen Welttheilen, mit Ausnahme Auſtraliens jedoch, am kärglichſten von der Natur ausgeſtattet geweſen ſeyn, und ſein jetziger Reichthum beſonders in der Pflanzenwelt iſt wohl größtentheils mehr ein zuſammengebrachter, als ein urſprünglicher. Unſre Waldbäume, einige nützliche Geſträucher-Arten und einige genießbare Zwiebel- und Wurzelgewächſe abgerechnet, ſind beinahe alle Gewächſe, die jetzt Europa im Ueberfluß hervorbringt, aus andern Gegenden hierher verpflanzt. Selbſt die Getreide-Arten ſollen nach der Meinung Vieler nur im Innern Aſiens einheimiſch, bei uns aber Fremdlinge ſeyn. Von den Obſt-Arten fanden ſich urſprünglich wohl nur die geringeren Sorten von Aepfeln, Birnen u. ſ. w. auch auf europäiſchem Boden wild wachſend; von allen edleren und feineren Obſtarten hingegen weiß man, daß ſie größtentheils von Aſien zu uns gekommen, und kennt zum Theil den Zeitpunkt ihrer erſten Verpflanzung. So ſind z. B. die Kirſchen nur wenig Jahre vor Chriſti Geburt von den Römern aus Aſien, aus der Gegend der Stadt Ceraſus am ſchwarzen Meere, (daher der Name), nach Italien verſetzt worden. Der Pfirſich verräth in dem Namen ſeinen perſiſchen, die Apfelſine ihren, wo nicht chineſiſchen, doch indiſchen Urſprung: eben ſo ſtammen die Citrone, die Feige, die Melone und ſelbſt der Wein aus den milderen Gegenden Aſiens. Noch in neueren Zeiten iſt der europäiſche Pflanzenreichthum durch die ſo wohlthätig gewordenen Kartoffeln, oder Erdäpfel, den Tabak und viele nützliche und ſchöne Baum-Arten, als Akazien, Weimuthskiefern u. ſ. w. von Amerika aus vermehrt worden. Reicher war Europa auch urſprünglich wohl an mannigfaltigen wilden und zahmen Thieren, und wenn man den Pfau, welchen die Römer in Aſien kennen lernten, und den Truthahn oder Puter, der wahrſcheinlich aus Amerika ſtammt, ausnimmt, ſo ſind keine andre fremde Thiere in Europa eingeführt und heimiſch geworden. Aber eben darin beſteht der große Vorzug Europa's vor allen übrigen Welttheilen, daß ſein gemäßigtes Klima die Erzeugniſſe anderer Länder ſich ſo leicht aneignet. Das Gemäßigte in jedem Sinne iſt überhaupt der Charakter Europa's, ſowohl in Hinſicht auf die Natur, als in Hinſicht auf die geiſtige Ausbildung. Europa hat im Vergleich mit andern Theilen der Welt nur unbedeutende Gebirge, Ströme u. ſ. w., ſeine Wälder halten keinen Vergleich aus mit den Urwäldern Amerika's, ſeine mächtigſten Thiere ſind ſchwach und unbedeutend gegen die Rieſen der Thierwelt in Afrika und Aſien: dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menſchen in Europa freundlicher

und milder entgegen. Der ſtrengſte nordiſche Winter in Europa iſt weder ſo lang noch ſo furchtbar als die Winter Sibiriens und N. Amerika's, und unter gleichen Graden der Breite gedeihen noch Getreide und mancherlei Früchte in Europa, wo in jenen beiden Ländern nur Mooſe und niedriges Geſträuch angetroffen werden und die Natur ſich in beinahe ewiges Eis kleidet. Wir kennen nicht die Wuth der Orkane Weſtindiens, nicht die furchtbaren Extreme der Hitze und Kälte, wie Aſien und Amerika ſie darbieten: der Himmel ſtrahlt bei uns nicht in tropiſcher Pracht, aber wir kennen auch nicht jene furchtbaren verheerenden Krankheiten, welche die Einwohner jener glücklich geprieſenen Länder ſo oft heimſuchen: die aſiatiſche und afrikaniſche Peſt und das amerikaniſche gelbe Fieber berühren kaum nur die äußerſten Gränzen Europa's. Wir kennen nicht jene allem Leben feindſelige unendliche Wüſten Afrika's und Aſiens, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigſtens höchſt läſtiger, reißender oder giftiger Thiere und Inſekten. Unbeſorgt überläßt der Europäer ſich dem Schlummer in Feld, Wald und Wieſen, ohne den giftigen Hauch einer verpeſtenden Luft, oder die Gewalt und das Gift mächtiger oder gefährlicher Thiere und Gewürme zu fürchten. Das meiſt überall milde Klima, die faſt durchaus geſunde Luft geben dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er ſich im Allgemeinen vor allen Völkern der Erde auszeichnet, und begründen höchſt wahrſcheinlich ſeine entſchiedene Geiſtes-Ueberlegenheit. Europa iſt der gebildetſte, ja der allein gebildete Welttheil; und wenn auch wie das Menſchengeſchlecht überhaupt, ſo auch Bildung und Wiſſenſchaft zuerſt im innern Aſien erwacht ſind, ſo ſind ſie dort ſeit Jahrtauſenden in todter Gewohnheit, geiſtloſer Nachahmerei und abergläubiſchem Feſthalten an alten Sitten und Gebräuchen erſtarrt oder gänzlich wieder verſchwunden. Seit Jahrtauſenden iſt Europa der Mittelpunkt aller Kenntniſſe, aller Wiſſenſchaften, aller Künſte, aller milden und edlen Sitte; und nur eben ſeit kurzem erſt fängt in Amerika, und doch nur durch europäiſche Abkömmlinge, die edlere Bildung an ſich zu verbreiten.

Einwohner. Religion.

Alle Bewohner Europa's kann man jetzt mit geringen Ausnahmen in drei Hauptklaſſen romaniſche, germaniſche und ſlaviſche Völker theilen. Die romaniſchen Völker, Italiäner, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, ſind ein Gemiſch von a) pelasgiſch-griechiſchen und keltiſchen Stämmen in Italien, keltiſchen oder galliſchen in Frankreich, iberiſchen in Spanien, mit b) Römern und c) Germanen. Sie werden romaniſche Völker

genannt, weil die ſchon ſehr gemiſchte Bevölkerung jener Länder, zur Zeit der germaniſchen Eroberungen im allgemeinen als eine römiſche betrachtet wurde. Die germaniſchen Völker, Deutſche, Schweden, Dänen, Niederländer und zum Theil Schweizer und Engländer, haben die Mitte und den Norden Europa's im Beſitz. Die ſlaviſchen Völker Ruſſen, Polen, Böhmen, Slawaken in Ungarn, Serbier, Bosnier, Slavonier, Bulgaren, Kroaten u. ſ. w. bewohnen den Oſten unſers Welttheils. Zu den Ausnahmen gehören: die Griechen und Türken in der europäiſchen Türkei, die Magyaren oder Ungarn, die Lappen und Finnen, welche den äußerſten Norden bewohnen, und einige Ueberbleibſel der Ureinwohner in der Grafſchaft Wales in England, in der Bretagne in Frankreich, in den nördlichen Gebirgen Spaniens u. ſ. w. Juden endlich leben unter allen europäiſchen Völkern zerſtreut. Die chriſtliche Religion kann als die in ganz Europa herrſchende betrachtet werden, da die Türken als Muhamedaner und einige vielleicht noch heidniſche Bewohner des höchſten Nordens die einzigen Ausnahmen ſind. Im Süden und Weſten herrſcht im Ganzen genommen der Katholicismus, im Norden vorzugsweiſe der Proteſtantismus, und im Oſten größtentheils die griechiſche Kirche, zu welcher ſich die eigentlichen Griechen und die Ruſſen bekennen.

Gebirge.

Von dem Klima, den Gewäſſern, den Producten der einzelnen Länder wird am beſten, wenn wir dieſe einzeln betrachten, gehandelt werden. Nur die Hauptgebirgszüge, als welche mehr oder weniger deutlich zuſammenhängend den ganzen Welttheil durchziehen, verdienen hier noch im Allgemeinen erwähnt zu werden. Als den Hauptgebirgskern in Europa kann man die Alpen (die Schweiz) betrachten. Sie verbreiten ſich in mannigfaltigen Armen nach allen Richtungen. Die ſüdöſtlich durch ganz Italien ſtreichende Gebirgskette heißt die Apenninen. Nach Oſten ſtreichen die Alpen in verſchiedenen Armen, wovon der eine ſich ſüdlich ziehend die illyriſchen und dalmatiſchen Gebirge und endlich die ganze Gebirgskette des eigentlichen Griechenlandes bildet; zwei andre parallel nach Oſten laufende bedeutende Arme ſind ſüdlich der Hämus oder Balkan, und nördlich die Karpathen. In nördlicher Richtung ziehen ſich von den Alpen mehrere anfänglich parallele Gebirgsrücken; mehr weſtlich der Jura, die Vogeſen, woran ſich endlich die Ardennen ſchließen; mehr öſtlich der Schwarzwald, der ſich öſtlich wendend zu dem Odenwalde, dem Speſſart, dem Rhöngebirge, dem Thüringer Walde und endlich zu dem Harze führt. Weiter öſtlich ſchließen ſich

dieſe Gebirge durch den Thüringer Wald, das Fichtelgebirge, das Erzgebirge und das Rieſengebirge wieder an die öſtlichen Arme der Alpen an. Nach Weſten zu iſt der Zuſammenhang der Gebirge weniger deutlich, und wir gelangen durch die Cevennen und die Gebirge von Auvergne in Frankreich zu den Pyrenäen, welche ſelbſt wieder ein mächtiges Hauptgebirge bilden und ihre Arme durch ganz Spanien und Portugal verbreiten. Eben ſo beſtehen die mächtigen Gebirgsrücken, welche ſich zwiſchen Schweden und Norwegen hinaufziehen (der Sewo-Rücken) mehr für ſich allein. Die äußerſten Vorgebirge in Europa ſind: im Norden der Nordcap, im Weſten Cap Finisterrä in Spanien und Cap St. Vinzent in Portugal, im Süden der Felſen von Gibraltar, und Cap Matapan die ſüdlichſte Spitze von Griechenland.

Die einzelnen Länder Europa's ſind:

I. Die Pyrenäiſche Halbinſel (Hispania, Iberia, Hesperia),

die ſüdweſtlichſte Spitze von Europa, die ſich vom 36ſten bis zum 44ſten Grad nördlicher Breite und vom 8ten bis zum 21ſten Grad öſtlicher Länge erſtreckt. Politiſch iſt ſie freilich in 2 Theile, Portugal und Spanien, getrennt, der Natur nach aber bildet ſie nur eine durchaus gleichartige Ländermaſſe. Beide Völker, die ſie bewohnen, Portugieſen und Spanier, obwohl durch Urſprung, Sprache, Sitten und Charakter einander nahe verwandt, ſind dennoch durch uralten Nationalhaß von einander geſchieden. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich uns in mehreren ähnlichen Fällen: ſo waren lange Zeit Engländer und Schotten, und ſind noch jetzt Schweden und Norweger, obwohl durch die Lage ihrer Länder vereinigt, durch alte Feindſchaften entzweit.

Gränzen. Gebirge.

Die pyrenäiſche Halbinſel wird begränzt im Norden von den Pyrenäen, welche ſie von Frankreich trennen, und von dem atlantiſchen Meere, welches an dieſer Küſte das Meer oder der Buſen von Biscaya (**Mare Cantabricum**) heißt; im Weſten von dem atlantiſchen Meere; im Süden zum Theil von demſelben, zum Theil von dem mittelländiſchen Meere, welches auch die öſtliche Küſte umſpült. Im Großen und Ganzen kann man die pyrenäiſche Halbinſel als eine 2 bis 3000 F. hohe, ſich, wie der Lauf der meiſten Ströme zeigt, nach W. ſenkende Hochebene betrachten, welche oft nur ſchmale Küſtenränder bildet und von

verſchiedenen Gebirgszügen von O. nach W. theils begranzt, theils durchzogen wird. Die Pyrenäen, das nördliche Gränzgebirge (**Montes Pyrenaei**) erſtrecken ſich von Oſten nach Weſten über 50 Meilen in die Länge und 12 bis 15 M. in die Breite; ihre höchſten Gipfel ſind mit ewigem Schnee bedeckt, indeß fehlt es nicht an gang- und fahrbaren Straßen oder Päſſen, die ſie durchſchneiden: die wichtigſten ſind die Straße von **St. Jean de Luz** nach Irun und von **St. Jean pied de port** nach Ronçesvalles, am weſtlichen, und von **Perpignan** und **Bellegarde** nach Junqueira am öſtlichen Ende der Pyrenäen. Die höchſten Gipfel ſind der **Pic Néthou 10700**, der **Mont perdu 10500**, der **Maladetta 10700**, der **Pic du midi** über **9000 F.** hoch. Die Pyrenäen fallen äußerſt ſteil und ſchroff nach N., nach Frankreich, ab und ſenken ſich nach S. in unzähligen Bergen und Hügeln allmählig bis zur Ebene des Ebro hinab, durch welche ſie von den übrigen Gebirgsſyſtemen der Halbinſel, ausgenommen im N. gänzlich abgeſchnitten ſind. Nur im N. der Ebro-Quellen ſcheinen die Pyrenäen ſich nach W. zu verlängern und die die Nordküſte Spaniens bildenden Gebirge, das Cantabriſche Geb. die **Montes de España** und endlich das Galiciſche Gebirgs- und Hügelland zu bilden. Von dieſem nördlichen Randgebirge zieht ſich in ſüdweſtlicher Richtung die **Serra de Geres** in Portugal, bis ans Meer. Dieſes nördliche Küſtengebirge bildet zugleich den Nord-Rand der großen, faſt das ganze Innere der Halbinſel einnehmenden Hochebene, welche in drei ſich mehr und mehr nach S. ſenkende Hochebenen zerfällt. Die nördlichſte und höchſte wird nördlich vom Küſtengebirge und ſüdlich von der **Sierra de Guadarama** begränzt. Die **Sierra de Guadarama** auch **Somosierra** genannt, 5 bis 7000 Fuß hoch, verlängert ſich ſüdweſtlich in die **Serra** *) **de Estrella** (**Mons Herminius?**) und **S. de Cintra**, und endigt mit dem Vorgebirge **C. de la Roca**. Der mittlere Theil der Hochebene, etwa 500 F. niedriger als der nördliche, wird im S. nur von unbedeutenden Höhenzügen, **Montes de Consuegra, de Toledo** ꝛc. von der wieder etwas niedriger liegenden dritten Hochebene getrennt, welche wiederum ſüdlich durch die kaum über 3000 F. hohe **Sierra Morena**, (das ſchwarze Gebirge, **Mons Marianus**) begränzt wird, deren nördlicher Abfall kaum 3 bis 400 F. der ſüdliche aber, nach der Thalebene des **Guadalquivir**, 2 bis 3000 F. beträgt. Die **S. Morena** verlängert ſich durch die **S. de Monchique**, bis ſie bei **C. S. Vincente** das Meer erreicht. Der öſtliche Rand dieſer dreifachen Hochebene wird durch kein ſelbſtſtändiges Gebirge begränzt, wohl aber durch viele einzelne Hügel-

---

*) Serra portugieſiſch, Sierra ſpaniſch, bedeutet einen Gebirgsrücken.

oder Berggruppen von dem Küſtenrande in **Valencia** und **Murcia** getrennt. Im S. endlich der **S. morena** und parallel mit ihr zieht ſich, im Ganzen 4 bis 5000 F. hoch die **Sierra nevada** (das Schneegebirge) hin, welche an ihrem weſtlichen Ende, in dem **Cumbre de Mulhacem**, eine Höhe von 10 bis 11000 F. erreicht. Als niedrigere Fortſetzung der **S. nevada** iſt im W. die **S. de Ronda** zu betrachten, welche mit den Vorgebirgen **Tarifa**, **Trafalgar** und **Gibraltar** das Meer erreicht. An ihrem ſüdöſtlichen Ende bildet die **S. nevada** die **Alpuxarras** (ſpr. Alpucharras) und endet mit **C. de Gata**. Die **S. nevada** fällt nach S. äußerſt ſteil und ſchroff zum Meere ab, ſenkt ſich aber in vielen parallelen Thälern und Ebenen ſanft zum großen Thal des Guadalquivir hinab. Die ganze Hochebene der Halbinſel iſt übrigens nichts weniger als eine flache Ebene, ſondern vielfältig von Hügeln und tiefen Flußbetten durchſchnitten; ihr Hauptcharakter iſt Dürre und Mangel an Vegetation, welche überhaupt in Spanien ſich nur in den größeren Flußthälern, an den Abhängen der Gebirge und vorzüglich in den Küſtengegenden findet. In klimatiſcher Hinſicht zerfällt die ganze Halbinſel in drei Zonen, die nördliche, welche wohlbewäſſert, baumreich und milde, den nördlichen Küſtenſtrich und Galizien umfaßt, die mittlere, das ganze Innere Spaniens umfaſſend, iſt dürr, von kalten Winden beſtrichen und faſt ganz baumlos; die ſüdliche endlich, vorzüglich im S. der **Sierra nevada**, hat ein wahres Glutklima, ſie wird daher auch **Tierra caliente**, das heiße Land, genannt und erzeugt außer den ſogenannten Südfrüchten Cactus, Palmen, das feinſte Oel, Reiß, Zucker und die feurigſten Weine.

Gewäſſer.

Die Richtung der Gebirge beſtimmt den Lauf der Gewäſſer, daher alle größere Flüſſe der Halbinſel weſtlich und ſüdweſtlich fließen. Der **Ebro** (**Ibērus**) iſt die einzige bedeutende Ausnahme, er entſpringt an der Gränze von Aſturien und ergießt ſich nach einem ſüdöſtlichen Lauf in das mittelländiſche Meer. Aus den Pyrenäen empfängt er den **Aragon**, den **Gallégo** (ſpr. Galjego) und den **Segre**; von W. oder von der innren Hochebne her den **Xalón** (ſpr. Chalon) und den **Guadalope**. In der Nähe des Ebro und von ihm mit Waſſer verſehen, befindet ſich der berühmte Kanal von Aragon, oder der Kaiſerkanal, weil Kaiſer Carl V. ihn zuerſt begonnen, das größte und herrlichſte Werk dieſer Art auf der ganzen Halbinſel. Er erſtreckt ſich von Tudela bis nahe bei Saragoſſa in einer Länge von mehreren 30 Stunden; mehrere Male wird er von Bächen durchkreuzt, über welche er in brückenartigen Leitungen hinweggeführt wird, und

dient nicht allein zur Schifffahrt, ſondern auch durch kleine Nebenkanäle zur Bewäſſerung vieler Ländereien, die in Spanien von ſo großer Wichtigkeit iſt. Dieſes ſchöne Werk iſt erſt in der neuern Zeit ſeiner Vollendung nahe gebracht, iſt aber noch immer nicht ganz beendigt. Einige andre ganz unbedeutende Kanäle, wie der, welcher von Madrid aus den Bach Manzanares mit dem Tajo in eine ſchiffbare Verbindung ſetzen ſollte, ſind unvollendet geblieben. — Kleinere nach Oſten fließende Flüſſe ſind der **Ter** und der **Llobregat** (ſpr. Ljo —) in Catalonien, der **Guadalaviar**, (**Turia**), der **Xucar** (ſpr.: Chucar) (**Sucro**) mit dem **Cabriel** und die **Segura** (**Tader** oder **Terĕbris**) mit dem **Mundo** und der **Sangonéra**.

Die Hauptflüſſe des Landes, die alle nach Weſten und Süden fließen, ſind: der **Minho** (ſpr.: Minjo) (**Minius**), welcher von O. her den **Sil** aufnimmt; der **Duero** oder **Douro** (**Durius**), welcher von N. die **Pisuerga**, die **Esla**, den **Sabór** und die **Tumega**, von S. aber die **Adaja**, den **Tormes**, die **Agueda** und die **Coa** aufnimmt; der **Mondego** (**Mundas**), welcher von S. die **Ceira** empfängt; der **Tajo** (ſpaniſch **Tajo**, ſprich: Tacho), portugieſiſch **Tejo** (ſpr.: Teſcho) (**Tagus**), in deſſen Sande man Goldkörner findet; er nimmt auf von N. die **Xaráma** (ſpr. Cha —) mit dem **Manzanares**, den **Alberche** (ſpr. A—tſche), den **Tietar**, den **Álagon** und den **Zezére** (ſpr. ßeßere); von S. die **Guadiéla**, die **Delmente**, den **Salór** und den **Zatos**; der **Sadão** (ſpr.: Sada=ung), der an ſeinem Ausfluß ins atlantiſche Meer **Sado** (**Calĭpos**) genannt wird. Die **Guadiána** (**Anas**), die in der Provinz Mancha aus einem See oder Sumpf, **Lagúna de Ruidéra**, ihren Urſprung nimmt, einige Meilen davon in ſumpfigen Wieſen verſchwindet, und wiederum einige Stunden weiter in einem moraſtigen See, **Ojos de Guadiána**, die Augen der Guadiana genannt, wieder zum Vorſchein kommt. Sie nimmt vom rechten Ufer die **Zangára**, und die **Giguéla** (ſpr. Chi—), vom linken den **Jabalón** (ſpr. Chab—), die **Guadasira**, die **Ardila** und die **Chanza** (ſpr. Tſchanza) auf. Der **Tinto** (der gefärbte) (**Urium**) hat ein gelbes kupferhaltiges Waſſer, in welchem keine Fiſche leben. Endlich der **Guadalquivir** (**Baetis**), welcher von N. den **Guadalimár** und die **Jandula** (ſpr. Chan—), von S. die **Guadiana menòr** und den **Xeníl** (Chenil) (**Singulis**) aufnimmt. Auch die größeren dieſer Flüſſe behalten im Sommer wenig Waſſer, die kleineren verſiegen meiſt ganz. — Bedeutende Seen giebt es auf der Halbinſel nicht.

Die pyrenäiſche Halbinſel iſt politiſch in 2 Reiche getheilt:

A) Portugal.

Erſtreckt ſich an der weſtlichen Küſte der Halbinſel in einer Länge von 80 und einer Breite von etwa 25 bis 30 deutſchen Meilen, und enthält über 1900 □ Meilen; gegen Norden und Oſten wird es von Spanien, gegen Weſten und Süden vom atlantiſchen Meere begränzt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 3,500000 Seelen.

Der alte Name des Landes, den es von den Römern erhielt, war Luſitanien, unter welcher Benennung aber ein bei weitem größerer Theil der Halbinſel verſtanden wurde. Der heutige Name mag auf folgende Weiſe entſtanden ſeyn. Am Ausfluß des Duero lag in alten Zeiten ein Ort Namens Cale, dieſem gegenüber am rechten Ufer entſtand mit der Zeit ein Ort, der, weil er der Landung der Schiffe günſtiger lag, den Namen **Portus** (Hafen) erhielt, aus welchem die jetzige Stadt Porto entſtanden iſt; das Ganze oder auch nur dieſer letztere Theil hieß nun **Portus Cale**, der Hafen von Cale, woraus der Name Portugal allerdings leicht entſtehen konnte.

Die Gebirge ſind die uns ſchon bekannten **Serra de Geres** im Norden, welches zum Theil die Gränze gegen Spanien bildet; im Innern des Landes die **Serra de Estrella** und **de Cintra**; endlich im Süden die **Serra de Monchique**. Eben ſo die Flüſſe: der **Minho**, der **Duero**, der **Mondego**, der **Tejo**, der **Sado** oder **Sadao** und die **Guadiana**. Auf dem höchſten Rücken der **Serra de Estrella** findet man 3 Seen von mäßigem Umfange, die **lagoa redonda** (der runde), die **l. comprida** (der ſchmale) oder **longa** (der lange) und die **l. escura** (der dunkle).

Klima. Producte.

Das Klima von Portugal iſt, obwohl im Ganzen heiß und im Sommer zuweilen glühend, doch durch kühlende Seewinde und Gebirge gemäßigt. Der Winter iſt mehr eine Regenzeit zu nennen; nur die höchſten Gebirge, wie die **S. de Estrella**, bewahren den Schnee einige Monate; in den Ebenen, beſonders in den ſüdlichen Gegenden, iſt das Fallen des Schnees eine beinahe unerhörte Erſcheinung. Oefen ja ſelbſt Kamine ſind daher völlig unbekannt, wie denn auch Fenſter mit Glasſcheiben ſchon zum Luxus der Wohlhabenderen gehören. Obgleich Portugal

viele dürre Haiden enthält und im Ganzen keineswegeſ gut angebaut genannt werden kann, ſo bringt doch die milde Luft und die Fruchtbarkeit des Bodens, wo er nur irgend bewäſſert iſt, eine große Menge der edelſten Früchte hervor. Außer den in allen Theilen Europa's gewöhnlichen Getreide= und Obſt=Arten findet man hier noch den Mais oder türkiſchen Weizen, und viele edle Weine, wovon bei uns der Wein von Porto der berühmteſte iſt; er geht vorzüglich nach England. Ferner die edlen Südfrüchte, Dattelpalme, Piſang, Orangen, Feigen, Oliven, Kaſtanien, Melonen, in einer bei uns unbekannten Vollkommenheit. Zu den bei uns unbekannteren, der pyrenäiſchen Halbinſel eigenthümlicheren Gewächſen gehören: der Korkbaum (**Sovereira** oder **Alcornoque**) (**Quercus suber**), eine Eichenart; er wächſt in Portugal und Spanien wild und findet ſich auch noch in Frankreich am Fuße der Pyrenäen. Seine ſchwammichte Rinde wirft der Baum ſelbſt ab, und gedeiht gerade dann am beſten, wenn man ihn davon befreit; ſeine Früchte ſind dem Landmann als Schweinemaſt wichtig. Die immergrüne Eiche (**Quercus bellota**) mit eßbaren Eicheln; ſie erreicht, wenn gleich ein hohes Alter, doch keine bedeutende Höhe; der Stamm iſt dick, mit einer feinen Rinde überzogen, die Krone klein und zuſammengedrängt: an Schönheit ſteht ſie unſern nordiſchen Eichen weit nach. Die amerikaniſche Aloe (**Pita**) (**Agāve americana**) und die indianiſche Feige mit ſtarken Stacheln an den Zweigen bilden im mittlern und ſüdlichen Portugal die Hecken und Einzäunungen aller Gärten. Aus den Blätterfaſern der amerikaniſchen Aloe bereitet man Stricke. — Zu den Eigenthümlichkeiten Portugals gehört es, daß die, beſonders in der Provinz Alemtejo, ſehr ausgedehnten dürren Haiden, von einer Menge immergrüner Gewächſe und Sträucher, vielen Haidearten, gelb, roth und violetblühenden Ciſten u. ſ. w. bedeckt ſind und beſonders im Winter einen herrlichen Anblick gewähren.

Wild iſt mit Ausnahme von Haſen, Kaninchen und rothen Rebhühnern, ſelten in Portugal; zu den Merkwürdigkeiten aber gehört, daß man in dem Gebirge von Geres, und nur dort, die wilde Ziege antrifft, ein in Europa äußerſt ſeltenes und an Größe und Stärke die gewöhnliche weit übertreffendes Thier. Auch Wölfe finden ſich häufig in demſelben Gebirge.

An zahmen Thieren erzieht man in Portugal wenig Pferde, deſto mehr Eſel und Maulthiere, ſchönes Rindvieh in den Gebirgen, und edle Schafe, die wie die ſpaniſchen im Sommer in den Gebirgen, im Winter in den weiten Haiden gehalten werden.

Das Meer liefert unter andern eine Art kleiner Fiſche, Sardinien, (nicht mit unſern Sardellen zu verwechſeln, welche aus dem mittelländiſchen Meere kommen), die eine Hauptnahrung

der ärmern Klaſſe ausmachen. Die Thunfiſcherei an den ſüdlichen Küſten iſt bedeutend.

Der Bergbau iſt höchſt unbedeutend, obwohl bei mehrerer Betriebſamkeit Eiſen, Blei und andre Metalle gefunden werden könnten; jetzt wird nur etwas Queckſilber gewonnen. Das Meer liefert viel Seeſalz.

Eintheilung.

Portugal beſteht aus 2 ſehr ungleichen Haupttheilen: das eigentliche Portugal, und das Königreich Algarvien, ein ſüdlicher Küſtenſtrich, welcher von dem übrigen Lande durch die **Serra de Monchique** getrennt wird und ſeinen Titel noch aus den Zeiten her hat, wo es ein eignes kleines mauriſches Reich bildete, welches am ſpäteſten von den Chriſten erobert ward. Das eigentliche Portugal wird in 5 Provinzen getheilt, welche von Norden nach Süden ſo auf einander folgen: 1) **Entre Minho e Duero** (zwiſchen dem M. und D.), 2) **Tras os montes** (jenſeits der Berge), 3) **Beira**, welches in neueſter Zeit in Ober- und Unter-**Beira** getheilt worden iſt, 4) **Estremadura**, und 5) **Alemtejo** (ſpr.: Alengteſcho, jenſeits des T.) Wir beginnen mit der wichtigen Provinz:

1) **Estremadura**, welche vom Tejo durchſtrömt wird, der ſich hier in einen tiefen Meerbuſen ergießt, an deſſen Mündung auf dem rechten Ufer, unter 38° 42′ N. B., die Hauptſtadt des Landes **Lisbóa**, oder, wie wir gewöhnlich ſagen, Liſſabon (**Olisīpo**) liegt. Wenige Städte in der Welt haben eine ſo reizende Lage: am Ufer eines meilenbreiten, mit großen Seeſchiffen bedeckten Fluſſes oder vielmehr Meeresarmes, erhebt ſie ſich amphitheatraliſch über 2 Stunden am Ufer entlang; im Hintergrunde die wilden und zackigen Gebirge von Cintra, und ihr gegenüber das mit Häuſern und Gärten beſetzte linke Ufer des Tejo. Einige ehemals benachbarte Dörfer ſind beim Anwachs der Stadt ihr einverleibt worden, ſo **Junqueira**, **Belem** oder **Bethlehem** und **Alcantára**. Zuſammen mag die Bevölkerung auf nahe an 300000 Seelen ſteigen. Liſſabon iſt von allen Seiten offen, ohne Mauern und Thore. Die hügelige Beſchaffenheit des Bodens vermehrt zwar die Schönheit des Anblicks und gewährt aus vielen Theilen der Stadt die reizendſten Ausſichten, dafür aber macht ſie das Erſteigen mancher Gaſſen beſchwerlich und bei ſtarken Regengüſſen beinahe gefährlich; auch iſt deshalb die Breite der Stadt ſehr verſchieden, an einigen Stellen kaum mehr als eine Gaſſe breit, an andern eine halbe Stunde. Man kann 3 Haupthügel unterſcheiden: der erſte von Weſten her beginnt bei der Brücke von Alcantara und iſt beſonders ſeit dem Erdbeben ſtark bebaut; Fremde wählen ihn am liebſten zur Woh-

nung wegen ſeiner Höhe und geſunden Luft. Auf dieſem Hügel befindet ſich auch der Begräbnißplatz der Proteſtanten, auf welchem der bekannte Romanendichter Fielding, welcher hier ſtarb, begraben liegt. Der zweite, mittlere Hügel iſt ſtärker bebaut, aber die Gaſſen ſind eng und entſetzlich ſchmutzig. Zwiſchen dem zweiten und dritten Hügel befindet ſich ein breites Thal, welches vom Erdbeben am meiſten gelitten und daher jetzt die ſchönſten und neueſten Straßen und Häuſer enthält. Es beginnt am Ufer mit prächtigen Quais, bildet dann den ſchönſten Platz in Liſſabon, den Handelsplatz (**praça do commercio**), auf welchem die eherne Statue zu Pferde des Königs Joſeph **I.** ſteht. Die eine Seite des Platzes iſt nach dem Tejo offen, die 3 andern werden von ſchönen Gebäuden der Bibliothek, dem Zollamt und dem Arſenal begränzt. Von da führen 3 ſchöne Straßen zu einem andern nördlicher gelegenen Platze, dem **Rocio**, worauf ſich das große und ſchöne Gebäude der ehemaligen Inquiſition befindet. Noch weiter nördlich kommt man auf einen großen mit Baumreihen beſetzten öffentlichen Spatziergang, **Passeio publico.** Der dritte öſtlichſte Hügel endlich, der älteſte und öſtlichſte Theil der Stadt, hat auch die engſten und unanſehnlichſten Gaſſen; auf ihm befindet ſich eine kleine Feſtung, **castello dos Mouros** genannt, worin das Archiv und ein Zuchthaus ſich befinden. Geht man noch weiter öſtlich den Fluß hinauf, ſo verlängert ſich die Stadt hier bis zu dem nächſten Flecken, daß es kaum möglich iſt, ihre Gränze zu beſtimmen. Eben ſo, wenn man weſtlich von Liſſabon den Fluß hinab geht, kommt man ohne Unterbrechung der Häuſer aus der eigentlichen Stadt in die Vorſtadt **Alcantara**, von da eben ſo nach **Junqueira** und endlich nach dem Flecken **Belem**, wo ſich ein zum Theil abgebrannter königlicher Pallaſt **Palacio de Ajuda** befindet: ein andrer, **Palacio de N. Senhora das necessidadas** genannt, liegt in der Vorſtadt **Alcantara**; ein dritter in **Quelus**, eine ſtarke deutſche Meile hinter Belem in einem einſamen Thale, Schloß und Gärten ſind unbedeutend. In der großen und prächtigen Abtei von **Belem**, vom König Emanuel **1498** zur Erinnerung an die erſte Umſchiffung Afrika's gegründet, liegen viele Perſonen aus der königl. Familie begraben. Das der Stadt entgegengeſetzte Ufer des Fluſſes, obwohl flach und ſandig, iſt ebenfalls mit einer langen Reihe von Flecken und Dörfern beſetzt, worunter **Almada** eins der bedeutendſten iſt. Am Ausfluß des Tejo befindet ſich, zum linken Ufer gehörig, ein befeſtigter Thurm, **torre de Bugio**, auf einer Sandbank und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer die Forts **St. Juliao** (ſpr.: Julia-ung) und **S. Sebastiao**, welche den Eingang des Hafens beſchützen. Liſſabon hat wenig bedeutende und ſchöne Gebäude. Zu den vorzüglichſten gehören die Bibliothek, welche früher den Jeſuiten

gehörte, und zwar reich an arabiſchen Manuſcripten iſt, und aus den Büchern vieler aufgehobener Klöſter ſich bis auf 300,000 Bände vermehrt hat, aber keine deutſche Bücher enthält; die gegenüber liegende Börſe und das am Tejo liegende ſehr große Zollamt. Selbſt die zahlreichen Kirchen ſind mehr im Innern mit Reichthum und Zierathen überladen, als groß und prächtig; dabei ſind die meiſten Gaſſen eng und über alle Begriffe ſchmutzig; man wirft buchſtäblich allen Unrath auf die Straßen. Die Häuſer, nach dem Bedürfniß eines heißen Landes, ſind ſo luftig als möglich angelegt, und haben meiſtens Balkone, auf welchen die Frauen unter leinenen Schirmdächern der Kühlung genießen. — Das Klima von Liſſabon iſt vortrefflich, der Winter ſelbſt im Januar höchſt unbedeutend; im Sommer aber iſt eine Temperatur von 30° Reaumür nichts ungewöhnliches. Leichte Stöße von Erdbeben werden zwar oft bemerkt, flößen aber den Einwohnern einen größern Schrecken ein, als dies ſonſt in Oertern, wo Erdbeben häufig ſind, der Fall iſt, weil das entſetzliche Unglück vom Jahre 1755, wo am 1. November ein Erdbeben einen großen Theil der Stadt zerſtörte und an 24000 Menſchen das Leben koſtete, noch in lebhaftem Andenken geblieben iſt. Die Stadt wird mit vortrefflichem Trinkwaſſer verſehen durch eine Waſſerleitung, von Johann V. 1743 erbaut, welche mehrere Quellen 3 Stunden nördlich von Liſſabon, theils über theils unter der Erde, dahin leitet. In der Nähe der Stadt mußte ſie über das Thal von Alcantara geführt werden, wo das Waſſer über 35 Bogen, wovon der höchſte 230 Fuß hoch iſt, fließt. Dies Werk iſt vielleicht das größte und ſchönſte in ſeiner Art in Europa. In der Stadt wird das Waſſer in mehrere Springbrunnen vertheilt, von wo es Waſſerträger (Gallegos, weil ſie meiſtens, wie alle Laſtträger in Liſſabon, aus Gallizien kommen) in Gaſſen und Häuſern verkaufen. Um es zum Trinken abzukühlen, thut man Schnee oder Eis hinein, welches vom Berge Lousão (ſpr.: Luſa=ung), einem ſüdlicheren Zweige der Eſtrella, nach Liſſabon gebracht wird. Aermere bedienen ſich noch eines andern Mittels, das Getränk abzukühlen. Man verfertigt nemlich an verſchiedenen Orten irdene Geſchirre von einem rothen kalkhaltigen Thon, welche nur leicht gebrannt und nicht glaſirt werden. Das Waſſer durchdringt dieſe Gefäße und ſchwitzt unaufhörlich auf der äußern Seite als ein zarter Thau hervor, welcher von der Hitze verdunſtet und nach einem allgemeinen Geſetze der Natur dem Gefäße Wärme entzieht und ſo das Getränk kühl erhält. Solche Gefäße heißen búcaros, auch alcarrazas, von dem Namen eines Ortes, bei welchem der dazu dienliche Thon gefunden wird; ſie ſind in ganz Portugal häufig. — Liſſabon hat, wie viele große Reſidenzen, eine Akademie der Wiſſenſchaften, mehrere jedoch nicht bedeutende

Bibliotheken, die ſich meiſtens in Klöſtern befinden und von ausländiſchen Werken meiſt nur ſpaniſche, italiäniſche, franzöſiſche und etwa noch engliſche beſitzen; Naturalienſammlungen, botaniſche Gärten und verſchiedene Unterrichtsanſtalten unter dem Namen von Akademieen, für Adelige, für die Marine, den Feſtungsbau u. ſ. w.: von allem dem aber iſt, da ſie niemals bedeutend geweſen, jetzt am wenigſten etwas zu ſagen. Auffallend iſt der Mangel an guten Gemälden in Liſſabon wie in ganz Portugal, dagegen Spanien außerordentlich reich daran iſt. — An Vergnügungen iſt Liſſabon ſehr arm; der Portugieſe liebt weder Spatziergang noch Tanz; auch die vornehmſten Familien leben ſtill und eingezogen. Es gab bis zum letzten Kriege in Liſſabon ein Theater für die italieniſche Oper, und ein andres, worin portugieſiſche Luſt= und Trauerſpiele gegeben wurden; erſteres war gut, letzteres höchſt mittelmäßig, wozu der Umſtand nicht wenig beitrug, daß auch die Frauenrollen von Männern geſpielt wurden. Die Stiergefechte, eine Hauptbeluſtigung für die geringeren Klaſſen, wurden zwar in Liſſabon wie in mehreren andern Städten im Sommer ziemlich oft gegeben, jedoch nicht mit demſelben Glanze wie in Spanien, daher das Nähere über dieſe Schauſpiele, wenn wir von Spanien reden, nachgeholt werden wird. Leider gehören auch hier religiöſe Feſte, Proceſſionen u. ſ. w. zu den Volksbeluſtigungen, weil es an anderm Zeitvertreib mangelt. Der Portugieſe iſt jedoch, wahrſcheinlich durch den häufigen Umgang mit Engländern, viel duldſamer gegen Nichtkatholiken als der Spanier. — Unzählige Bettler und viele Diebe und Räuber, meiſtens Neger, deren es hier viele giebt, machen den Aufenthalt in Liſſabon unangenehm und ſelbſt gefährlich; Mordthaten geſchehen ſehr häufig, theils aus Raubſucht, häufiger noch aus Rache oder Eiferſucht. — Liſſabon iſt der Sitz eines Patriarchen, der jedesmal Cardinal iſt, und eines Erzbiſchofs; es zählt 40 Pfarrkirchen und 50 Klöſter. — Der Handel der Stadt, beſonders mit England, iſt ſehr bedeutend, daher auch viele engliſche und deutſche Kaufleute ſich hier niedergelaſſen haben.

Die Liſſabon nördlich und öſtlich umgebende Gegend iſt hügelig und mit unzähligen Gärten und Gartenhäuſern geſchmückt; der Anblick derſelben iſt aber dem Fremden meiſtens durch die hohen Umgebungsmauern entzogen. Die Portugieſen unterſcheiden 3 Arten von Gärten; ein mit hohen Mauern umſchloſſener, worin meiſtens keine künſtliche Anlagen, ſondern große Anpflanzungen von Orangen, Oliven, Wein u. ſ. w. nebſt einem Sommerhauſe befindlich ſind, heißt eine **quinta** (ſpr.: kinta). **Jardin** (ſpr.: ſchardin) iſt ein zu einem beſtimmten Zweck eingerichteter Garten, z. B. ein botaniſcher. **Horta** endlich iſt ein offener oder nur mit Hecken eingezäunter gewöhnlicher Küchengar=

ten. Die **quintas** ſind der beliebte Sommeraufenthalt der Vornehmeren.

Zu den reizendſten Umgebungen von Liſſabon gehört das nordweſtlich davon gelegene Gebirge von Cintra; die Seite nach Liſſabon zu iſt zwar dürre und öde, die entgegengeſetzte hingegen, wo der Flecken **Cintra** ſich befindet, iſt höchſt anmuthig mit vielen ſchönen Quinten, Buſch und Wald und unzähligen Bächen geſchmückt. Deshalb iſt es im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Vornehmeren und der Fremden: auch die königliche Familie hat dort ein Schloß. Einige Klöſter und Ueberbleibſel mauriſcher Burgen ſchmücken die wildeſten Felſen. Unter dieſen unweit Cintra belegenen Klöſtern iſt das ſogenannte Korkkloſter dadurch berühmt geworden, daß die Wände der Zimmer mit Kork belegt ſind, um die Feuchtigkeit abzuhalten, da die Gebäude zwiſchen und zum Theil in dem Felſen angebracht ſind. Uebrigens iſt es ganz unbedeutend.

Einige Stunden weſtwärts von Cintra liegt das aus elenden Hütten beſtehende **Mafra**, mit einem prachtvollen Gebäude, welches aus einem königlichen Schloſſe, einer Kirche und einem Kloſter beſteht, worin ſich eine nicht ganz unbedeutende Bibliothek befindet. Dieſes mehr ungeheure als ſchöne Gebäude wurde im Jahre 1717 von Johann dem Fünften geſtiftet und ſollte mit dem Escorial in Spanien wetteifern. Die Größe des Gebäudes kann man ſich ungefähr denken, wenn man weiß, daß es 866 Zimmer enthält.

Der Badeort **Caldas** liegt einige Meilen nördlicher in einer zwar gut angebauten, aber wenig fruchtbaren Gegend. Der Flecken iſt klein, die Häuſer elend, Fenſter ſelten, Meubles und andre Bequemlichkeiten fehlen beinahe gänzlich, und an Theater, Bälle und andre in Bädern gewöhnliche Luſtbarkeiten iſt hier nicht zu denken; dennoch ſtrömen die Fremden und die Vornehmeren jährlich zweimal, im Mai und im September, hierher. Die Quelle iſt ein eiſenhaltiges Schwefelwaſſer, die Bäder für jedes Geſchlecht beſonders, in jedem aber baden 10 bis 12 Perſonen zugleich. Das Waſſer hat eine Wärme von 26—27° Reaumür.

Etwa 15 Meilen nördlich von Liſſabon, nicht weit vom Meere, zwiſchen Hügeln verſteckt, liegt der Flecken und das reichſte Kloſter in Portugal, **Alcobáça**; es ward von dem erſten König von Portugal **Dom Affonso Henriquez** *) 1148 gegründet und wurde von Bernhardinermönchen bewohnt. Es war zugleich eines der größten und herrlichſten Gebäude im Lande, im gothiſchen Style erbaut, hat aber im franzöſiſchen Kriege

*) d. h. Alfons Heinrichs Sohn.

durch Brand ſehr gelitten. Auch befindet ſich darin eine nicht ganz unbeträchtliche Bibliothek.

Drei Stunden nördlicher kommt man zu dem zwar nicht reichen, aber durch ſeine Bauart höchſt ausgezeichneten Kloſter **Batalha** (ſpr.: Batalja). Es ward vom König Johann dem Erſten, welcher im Jahre 1386 hier in der Nähe bei **Aljubarota** einen entſcheidenden Sieg über die Spanier erfocht, welcher die Unabhängigkeit des Reichs ſicherte, als Denkmal des Sieges geſtiftet. Es iſt im edelſten gothiſchen Style erbaut und wird von Dominikanern bewohnt.

Außerdem bemerken wir nur noch in der Provinz Eſtremadura die Stadt **Setūval** oder **St. Yves** mit 14,000 Einw. am Ausfluß des **Sado**, welcher hier einen Meerbuſen bildet. Die Stadt iſt unbedeutend, mit kleinen Häuſern, engen und ſchmutzigen Gaſſen, treibt aber bedeutenden Handel mit Wein und vorzüglich mit Salz. Das Salz wird hier wie an vielen Orten im ſüdlichen Europa durch Verdunſtung aus dem Meerwaſſer gewonnen. Zu dieſem Behufe ſind an den Ufern des Meerbuſens unzählige kleine Kanäle und flache Becken angebracht, welche die Fluth mit Seewaſſer füllt; durch die Sonnenhitze verdunſtet nun das Waſſer und das Salz bleibt zurück.

2) Die Provinz **Beira.** Der bedeutendſte Ort in dieſer vom Mondego durchſtrömten Provinz iſt **Coimbra** (**Conembrica**), eine alte Stadt am rechten Ufer dieſes Fluſſes, mit etwa 12000 Einwohnern. Sie liegt theils am ſchmalen Ufer des Fluſſes, theils an dem Hügel hinauf; die Gaſſen ſind eng, krumm aber gut gepflaſtert. Spaziergänge und freie Plätze ſind nicht vorhanden, wohl aber viele prachtvolle Klöſter und reiche Kirchen. In der Kirche des Kloſters **S. Clara** iſt das Grabmahl des erſten portugieſiſchen Königs **Affonso Henriquez.** Die Univerſität von Coimbra zeichnet ſich, im Vergleich mit ähnlichen Inſtituten der Art in Spanien, ſehr zu ihrem Vortheil aus. Sie ward vom Könige **Dom Diniz** (Dionyſius) im Jahre 1291 zuerſt in Liſſabon geſtiftet, 16 Jahre darauf aber hierher verlegt, in der Folge abermals nach Liſſabon verlegt, endlich ſeit 1537 iſt ſie in Coimbra geblieben. Die Bibliothek, der botaniſche Garten und die Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente ſind ſo gut als auf den meiſten deutſchen Univerſitäten. Die Profeſſoren, hier **Lentes** genannt, wie auch die Studenten, tragen beſtändig eine auszeichnende, für ein ſo heißes Klima aber ſehr läſtige ſchwarze Kleidung, die in einem langen einfachen, rundum geſchloſſenen Rock, und einem weitern der Amtstracht der proteſtantiſchen Geiſtlichen ähnlichen Kleide beſteht; die Studenten gehen beſtändig mit unbedecktem Kopfe, die Lehrer tragen ein ſchwarzes Barret. Die Zahl der Studenten ſoll ſich zuweilen auf 2000 belaufen. Die Stadt iſt nicht ohne Be-

triebſamkeit, und hat einige Leinwand= und Tuchfabriken. — Coimbra gegenüber am linken Ufer des Mondego, liegt in einer reizenden Gegend die Quinta das lágrimas (der Garten der Thränen), in welcher die fonte das lágrimas (Quell der Thränen) entſpringt. Hier ſoll die berühmte **Inez de Castro**, die Geliebte des Thronerben Don Pedro, Sohns des Königs Alfons des Vierten, gewohnt haben, und in dieſem Garten ſoll ſie auf Befehl des Königs, der mit dieſer Verbindung unzufrieden war, ermordet worden ſeyn. Als Don Pedro zur Regierung gelangte, ließ er den Leichnam der Inez ausgraben und ſetzte ihm die Krone auf; die ſtrenge Rache, die er gegen ihre Mörder übte, zog ihm den Beinamen des **justiceiro**, des ſtrengen Rechtspflegers, auch des grauſamen zu. — Die Gegend von Coimbra iſt ſchön und gut angebauet, vorzüglich werden hier die beſten Oliven von Portugal gezogen.

Sonſt bemerken wir noch in dieſer Provinz die Stadt **Viseù**, mit 6000 Einw., in einer Ebene gelegen; ſie iſt, obgleich ſehr alt, eine der ſchönſten Städte in dieſem Theile des Landes und hat die berühmteſte Meſſe in ganz Portugal; **Lamégo** unweit des Duero, ein kleiner Ort mit 8000 Einw., wo **1143** die Stände die älteſten Grundgeſetze des Reiches entwarfen und dem Alfons Henriquez die Krone von Portugal übertrugen. Die Feſtung **Almeida**, an der ſpaniſchen Gränze, die aber **1811** beim Abzug der Franzoſen durch Sprengen in einen Schutthaufen verwandelt worden iſt.

3) Die Provinz **Entre Minho e Duero**, oder gewöhnlich blos **Minho** genannt, iſt zwar die kleinſte unter allen, aber, obgleich der Boden nur in den Thälern ergiebig iſt, die bevölkertſte und am beſten angebaute. Das Volk iſt hier bei weitem fleißiger und betriebſamer als in den ſüdlichen Provinzen, und viele wandern jährlich aus, um anderswo durch Arbeit etwas zu verdienen. Die Hauptſtadt der Provinz iſt **Braga**, Sitz eines Erzbiſchofs. Bei weitem bedeutender aber iſt der berühmte Handelsort **Porto** (**Portus Cale**) oder **Oporto** (das o, [ſpr. u] iſt der Artikel). Er liegt $^3/_4$ Stunden vom Meere am rechten Ufer des ſchiffbaren Duero, in einer wilden Berggegend zwiſchen hohen Felſen eingeſchloſſen. Der Handel dieſes Ortes iſt ſo bedeutend, daß ſich ihm gegenüber der Flecken **Villa nova de Gaya** gebildet hat. Porto iſt nach Liſſabon die volkreichſte Stadt im Reiche, ſie ſoll mit Gaya (nach Andern ohne daſſelbe) über 70000 Einwohner zählen. Der Einfluß der Fremden, beſonders der Engländer, die ſich hier häufig des Handels wegen aufhalten, trägt viel zur Reinlichkeit und Nettigkeit der Stadt bei; auch iſt der geſellige Ton hier angenehmer als zu Liſſabon. Die Stadt beſitzt ein anſehnliches Schauſpielhaus und einige Fabri-

ken. Der Handel der Einwohner beſteht vorzüglich in der Ausfuhr des bekannten Portweins, welcher am Duero oberhalb Porto wächſt; er wird, wie alle portugieſiſche Weine, noch vor der Gährung mehr oder weniger mit Branntwein verſetzt, am ſtärkſten der nach England beſtimmte: man behauptet, daß er ſich ohne dieſen Zuſatz nicht halten würde. Der zur Ausfuhr beſtimmte bleibt noch drei Jahre in den großen, an den Ufern des Fluſſes befindlichen Magazinen über der Erde, wie aller Wein in Portugal, aufbewahrt. — In dem Portugal nördlich begränzenden Gebirge, in einem engen Thale, befindet ſich ein kleiner Badeort, **Caldas de Gerez**, welcher zwar häufig genug beſucht wird, wo aber für die Bequemlichkeit und Bewirthung der Badegäſte auch nicht das geringſte geſchehen iſt: weder Arzt noch Apotheke befinden ſich in dem Orte, und die geringſten Bedürfniſſe, ſelbſt die meiſten Lebensmittel, müſſen ſtundenweit hergeholt werden. Von den 4 heißen Quellen hat die heißeſte beinahe 40° Reaumür.

4) Die Provinz **Tras os montes.** In dieſer gebirgigen Provinz bemerken wir blos die Gränzfeſtung **Miranda de Duero**, und die Stadt **Braganza** mit 5000 Einw. als den Stammort der königl. Familie.

5) Die Provinz **Alemtéjo.** Dieſe Provinz, eine der größten im Reiche, zählt die wenigſten Einwohner; der größte Theil des Landes beſteht aus dürren Haiden, die zwar im Winter und Frühjahr durch die mannigfaltigen Ciſten, Haide-Arten und andere blühende Gewächſe und Sträucher, womit ſie bedeckt ſind, dem Auge nicht mißfallen, aber nur Schafe und Ziegen ernähren. Dörfer giebt es daher hier nur wenige, die meiſten Einwohner leben in den Städten. In der Mitte der Provinz auf einem Hügel liegt die Stadt **Evóra (Ebora)**, eine der älteſten im Lande; ſchon Viriatus und Sertorius, jene alten luſitaniſchen Helden, ſollen hier ſich aufgehalten und letzterer die noch vorhandene Waſſerleitung angelegt haben, die indeß vom Könige Johann dem Dritten neu erbaut worden iſt. Die Stadt zählt höchſtens 15000 Einwohner, dabei aber eine Menge Klöſter und Kirchen. Die ganze Stadt hat ein düſteres und altfränkiſches Anſehen. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, und hatte ehemals eine Univerſität, die aber bis auf die theologiſche Fakultät eingegangen iſt. Die Ueberbleibſel eines römiſchen Tempels, wovon noch die ſchönen Säulen ſtehen, dienen zum Fleiſcherſcharrn.

Elvas, an der Gränze von Spanien, die wichtigſte Feſtung im Lande, zwei deutſche Meilen von der ſpaniſchen Gränzfeſtung Badajoz; ſie zählt etwa 16000 Einwohner.

Der unbedeutende Flecken **Ourique** iſt berühmt, weil in ſeiner Nähe der erſte König von Portugal **Dom Affonso** in einer entſcheidenden Schlacht im Jahre 1139 die Mauren überwand und ſo das portugieſiſche Reich gründete.

6) Die Provinz oder das Königreich **Algarve.** Dieſe kleine Provinz wird von Alemtejo durch die **Serra de Monchique** getrennt und beſteht nur aus einem meiſt kaum 2 Stunden breiten, angebauten Küſtenlande, das übrige iſt unfruchtbar und rauh. Alle Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich: das Hauptproduct des Landes ſind Feigen, welche nebſt den Fiſchen, die häufig an der Küſte gefangen werden, die Hauptnahrung der ärmern Klaſſe ausmachen; beſonders fängt man Sardinien und Thunfiſche. Die Algarvier gelten für die beſten Seeleute in Portugal. Die Städte **Lagos** (**Lacobriga**) mit 8000, **Faro** (**Balsa**) und **Tavira** mit ungefähr eben ſoviel Einw., ſind unbedeutend. Das Vorgebirge **C. St. Vincente** (**Promontorium sacrum**) iſt berühmt durch die Seeſchlacht, welche die Engländer 1797 gegen die Spanier gewannen.

Außereuropäiſche Beſitzungen der Portugieſen ſind: a) in Afrika: die azoriſchen Inſeln, die Inſelgruppe von Madeira, die Inſeln des grünen Vorgebirges, die Inſel **St. Thomas**, die Provinzen **Congo**, **Angola** und **Benguela** an der Weſtküſte, und **Mosambique** auf der Oſtküſte von Süd-Afrika, zuſammen mit über 400,000 Einwohnern.

b) In Aſien: die Provinz **Goa** auf der Weſtküſte der Halbinſel dieſſeits des Ganges, die Inſel **Macao** an der Küſte von China und ein Theil der Inſel **Timor**, zuſammen mit etwa 100,000 Einwohnern.

Das ganze portugieſiſche Reich mag daher etwas über 4 Millionen Einwohner zählen.

Einwohner.

Die Portugieſen ſind in der Regel von mittler oder kleiner Statur, dabei aber ſtark und unterſetzt, während der Spanier eher lang und hager iſt. Eine gelbliche Geſichtsfarbe, die bei den niederen, mehr der Luft und Sonne ausgeſetzten Ständen, beſonders in den ſüdlichen Provinzen, beinahe Olivenfarbe wird, ſchwarze Augen und Haare, ſind beiden Nationen gemeinſchaftlich. Wie alle Bewohner eines ſüdlichen, fruchtbaren Landes, kennt der Portugieſe nicht den angeſtrengten Fleiß und die Betriebſamkeit nördlicher Völker. Tauſend Bedürfniſſe eines rauhern Klima's ſind hier unbekannt, das Leben iſt hier ſo leicht, mit einer geringen Anſtrengung kann auch der Aermſte ſein Le-

ben auf eine nicht unangenehme Art friſten, und die von der katholiſchen Religion ſo ſehr empfohlene, von Klöſtern und Kirchen reichlich geübte Wohlthätigkeit begünſtigt ſo ſehr die Faulheit, daß Armuth und Bettelei hier ungleich häufiger gefunden werden als bei uns. Nur die nördlicheren Provinzen von Portugal machen hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Eine Folge dieſes Klima's und dieſer Sitten iſt daher, daß der Fremde eine Menge Gegenſtände vermißt, die er zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen oder doch zu den Annehmlichkeiten des Lebens rechnet. Im Süden lebt der Menſch gern im Freien, die Wohnung iſt ihm nur ein Obdach für die Nacht. Daher die elende Beſchaffenheit der meiſten Häuſer, der Mangel an Hausgeräth, den man ſelbſt in den Wohnungen der höheren Stände wahrnimmt. Betriebſamkeit und innerer Handel ſtehen in Portugal auf einer noch niedrigern Stufe als in Spanien, daher die abſcheuliche Beſchaffenheit der Landſtraßen und die elenden Wirthshäuſer, die indeß doch die ſpaniſchen noch darin übertreffen, daß man wenigſtens zubereitete Lebensmittel darin erhält, und nicht erſt jede Kleinigkeit in der Nachbarſchaft ſelbſt einkaufen muß.

Der Portugieſe zeichnet ſich durch ein freundliches, zuvorkommendes Weſen gegen den Fremden aus, und obwohl auch er ſeiner Religion und beſonders den vielen äußern Gebräuchen und Cerimonien derſelben ſehr zugethan iſt, ſo iſt er doch ungleich duldſamer gegen andersdenkende Fremde als der Spanier. Die vorherrſchende Neigung zur Ruhe iſt Schuld, daß der Fremde ſelbſt in Liſſabon über Mangel an öffentlichen Beluſtigungen klagt; Tanz und Spaziergänge ſind hier wenig beliebt; das Theater und die Stiergefechte ſind die einzigen Gelegenheiten öffentlicher Zuſammenkünfte. Wegen der großen Hitze ſchläft oder ruhet man in ganz Portugal mehrere Stunden des Nachmittags; der Abend und die Nacht locken erſt wieder in Geſellſchaft oder ins Freie. — Der portugieſiſche Volksgeſang iſt höchſt einförmig und meiſt klagend, wie denn überhaupt die Luſt am Geſange, die Schönheit der Stimmen und die Mannigfaltigkeit der Geſänge immer mehr abnehmen, je mehr man von Deutſchland nach dem Süden reiſt.

Sprache. Litteratur.

Die portugieſiſche Sprache iſt mit der ſpaniſchen ſo nahe verwandt, daß beide Völker ſich in den Gränzorten auch ohne Dolmetſcher verſtehen; nur die Ausſprache beider iſt ſehr verſchieden: die portugieſiſche, weil ſie mehr Ziſchlaute und nicht die unſerm Ohre unangenehmen und unſern Organen ſchwierigen

Kehllaute der ſpaniſchen hat, wird dem Deutſchen ungleich leichter zu erlernen. Sie hat im Ganzen eine größere Biegſamkeit und Gefälligkeit als die ſpaniſche und eignet ſich daher auch mehr zu den leichten Wendungen des gebildeten Geſprächs. Sie iſt, wie alle ſüdweſtliche Sprachen Europa's, aus einer innigen Miſchung oder vielmehr Durchdringung verſchiedener Sprachen entſtanden. Die Sprache der Ureinwohner Portugals iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; Jahrhunderte lang herrſchte auch hier zur Zeit der Römer das Lateiniſche, und aus dieſem und der Sprache der ſpäter eingewanderten germaniſchen Stämme hat ſich das Portugieſiſche gebildet, zugleich aber, wie auch das Spaniſche, eine Menge arabiſcher Wörter mit aufgenommen. Die portugieſiſche Litteratur iſt arm im Vergleich mit der ſpaniſchen. Die Blüthe der Nation hatte nur eine kurze Dauer; langer politiſcher Druck von Seiten Spaniens hemmte jede Geiſtes-Entwickelung; ein furchtbarer religiöſer Druck verbannte bis auf unſre Tage die freiere Bildung, und die Kleinheit des Landes verbunden mit der geringen Leſeſucht aller Südländer trugen ebenfalls viel dazu bei, die portugieſiſche Litteratur auf eine geringe Anzahl wiſſenſchaftlicher Werke zu beſchränken. Indeß kann Portugal ſich rühmen, den größten epiſchen Dichter unter den Neueren, **Louis de Camoëns** (ſpr.: Camuënſch), hervorgebracht zu haben. Er ward im Jahre **1517** oder **1524** zu Liſſabon aus adeligem Geſchlechte geboren; eine Zeitlang lebte er am Hofe, mußte ihn aber, einer unbekannten Urſache wegen, verlaſſen, und ging nach Ceuta in Afrika, wo er gegen die Mauren kämpfte und in einem Seegefechte das rechte Auge verlor. Neue Unannehmlichkeiten nöthigten ihn, Liſſabon, wohin er zurückgekehrt war, wieder zu verlaſſen, und er beſchloß nun nach Oſtindien, dem damaligen Schauplatz der portugieſiſchen Macht, zu gehen. Auch hier führte er eine Zeitlang die Waffen, ward aber, weil er den dortigen Vicekönig durch einige beißende Verſe beleidigt hatte, nach der Inſel Macao, an der chineſiſchen Küſte, verbannt. Auf der Reiſe dahin litt er Schiffbruch, und rettete ſchwimmend mit der einen Hand das Leben, mit der andern ſein Heldengedicht. Nach 5 Jahren der Verbannung kehrte er nach Goa und endlich nach Liſſabon zurück, wo ſein Gedicht zwar gedruckt und mit großem Beifall aufgenommen wurde, ihm aber ſo wenig einbrachte, daß er die letzten 7 Jahre ſeines Lebens im bitterſten Elende zubrachte, welches durch eine ihm vom Hofe ertheilte Penſion von **15000** Reis, d. h. etwa **26** Thaler, wohl nur wenig gemildert wurde. Er ſtarb im Jahre **1579**, nach einigen Nachrichten im Hospitale, zu Liſſabon. Sein Gedicht **Os Lusiadas**, die Luſitanier, iſt, wie auch der Name andeutet, eine Verherrlichung ſeines Vaterlandes, und die Thaten der Portugieſen unter Vaſco de Gama und die

Umſchiffung Afrika's auf dem Wege nach Oſtindien machen den nächſten Inhalt des Werks aus.

Verfaſſung. Orden. Münzen. Maaß.

Portugal iſt jetzt, ſeitdem **Donna Maria de Gloria** von allen europäiſchen Mächten anerkannt iſt, eine durch eine Conſtitution gemäßigte Monarchie. Vom Papſt erhält der König von Portugal den Titel **Rex fidelissimus**, der allertreuſte oder allergläubigſte. Portugal hat 3 Ritterorden älterer Zeit, (über das Weſen dieſer Orden wird in der Geſchichte das Nöthige geſagt werden), und drei neuerer Stiftung. Der Orden von **Aviz**, vom erſten Könige von Portugal **Affonso Henriquez** ums Jahr **1147** geſtiftet; der Orden von **St. Jago** (Jakob), wahrſcheinlich **1175** entſtanden, und der Orden Chriſti, vom Könige **Dom Diniz** (Dionyſius) ums Jahr **1319** nicht ſowohl neu geſtiftet, als vielmehr in die Stelle des kurz vorher aufgehobenen Tempelherren-Ordens (ſiehe Frankreich) geſetzt. Von allen dieſen Orden, die bedeutende Güter beſitzen, iſt der König jedesmal Großmeiſter und bezieht die meiſten Einkünfte. Die Orden neuerer Stiftung ſind: Der Thurm- und Schwerdt-Orden, welcher zwar ſchon **1459** errichtet worden, aber in Vergeſſenheit gerathen und erſt **1808** erneuert worden iſt. Der jedesmalige Kronprinz iſt Großmeiſter. Der Iſabellen-Orden, für Damen, wovon die Königin Großmeiſterin iſt, **1804** geſtiftet; und der Orden der unbefleckten Empfängniß Mariä, **1818** geſtiftet.

Man rechnet in Portugal gewöhnlich nach **Reïs**, einer eingebildeten Münze; **10** Reïs ſind die kleinſte Kupfermünze; **20** R. oder der **Vintem** kommt nicht wirklich vor, wohl aber doppelte in Kupfer. **Mille reïs**, wonach man größere Summen berechnet, betragen etwa **1** Rthlr. **21** Sgr. Der alte **Crusado** hat **400**, der neue **480** Reïs. Eine andre Silbermünze iſt die **Testoa** (ſpaniſch **teston**) = **100** Reïs. Ein **Conto**-R. iſt eine Million Reïs. An Goldmünzen ſieht man faſt nur engliſche **Sovereigns.**

Die portugieſiſche Meile, **legoa**, wovon **18** auf einen Grad des Aequators gehen, beträgt alſo ungefähr **1½** Stunde Weges.

Die Geſchichte von Portugal iſt mit der ſpaniſchen ſo eng verflochten, daß wir nach der Beſchreibung von Spanien beide zugleich vortragen wollen.

B) Spanien,

España (ſpr.: Eſpanja).

Von dem Meerbuſen von Biscaya und den Pyrenäen im Norden, vom atlantiſchen Meere und von Portugal im Weſten, vom mittelländiſchen Meere im Süden und Oſten begränzt, enthält Spanien 8500, nach andern 8900 □ M. und etwas über 14 Millionen Einwohner, eine an ſich nicht bedeutende Bevölkerung für ein im Ganzen ſo geſegnetes Land, und welche durch die letzten verheerenden Kriege noch bedeutend abgenommen haben muß.

Die Gebirge und Gewäſſer Spaniens ſind uns durch die allgemeine Beſchreibung der pyrenäiſchen Halbinſel ſchon bekannt.

Klima. Producte.

Das Klima, obwohl im Ganzen eher heiß als milde zu nennen, iſt doch nach den Provinzen ſehr verſchieden, gemäßigt und ſelbſt etwas rauh in den nördlichen gebirgigen Gegenden; im Sommer brennend heiß und trocken, im Winter empfindlich rauh in den mittleren hohen Ebenen; heiß und feucht in den ſüdlicheren am Meere gelegenen Provinzen. Die Producte des Landes ſind die nemlichen als die ſchon bei Portugal erwähnten, und wenn ſie nicht ganz zum Bedarf der Einwohner hinreichen, ſo iſt daran keinesweges der Boden, der meiſtens vortrefflich iſt, ſondern allein der in vielen Provinzen höchſt mangelhafte Anbau des Landes Schuld. Spanien galt zu den Zeiten der Römer für ein höchſt fruchtbares Land, war zu den Zeiten der betriebſamen Mauren ein vortrefflich angebautes, höchſt blühendes Land: die Geſchichte wird uns deſſen gegenwärtigen herabgeſunkenen und verarmten Zuſtand erklären. Zu den, Spanien eigenthümlichen Producten (und nur von ſolchen ſoll überhaupt in dieſem Werke die Rede ſeyn) gehörte ſonſt eine vortreffliche Raſſe von Pferden, unter welchen die andaluſiſchen die geſchätzteſten waren; mit einem ſchönen Bau und vielem Feuer vereinigten ſie ein ſo folgſames Temperament, daß die ganze ſpaniſche Cavallerie gewöhnlich mit Hengſten beritten war; was in unſern Gegenden unmöglich wäre. Doch bedient man ſich der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen in Spanien wie in Portugal häufig der Maulthiere zum Reiten und Fahren. In Folge der letzten Kriege ſind die meiſten dieſer vortrefflichen Pferderaſſen vernichtet

worden. Ferner jene trefflichen, feinwolligen Schafe, welche unter dem Namen **Merinos** in ganz Europa berühmt ſind, und vermittelſt welcher auch die deutſchen Schäfereien veredelt worden ſind. Man zählte vor dem Kriege über 5 Millionen ſolcher Schafe in Spanien, und obgleich der Werth ihrer Wolle höchſt bedeutend iſt, ſo tragen ſie doch im Ganzen nicht wenig zur Verarmung Spaniens bei. Die köſtliche Wolle wird roh ausgeführt, beſonders nach England, und von dorther als feines Tuch mit ungeheurem Vortheil wieder an die Spanier verkauft. Die Art der Unterhaltung dieſer Schafe ſelbſt aber iſt dem Lande noch nachtheiliger. Sie kommen nie in Ställe; im Sommer treibt man ſie auf die Gebirge, im Winter in die milderen Ebenen, wo deshalb ungeheure Striche des ſchönſten Bodens als wüſter Anger unangebaut liegen bleiben. Ganz beſonders iſt dies der Fall in der Provinz Eſtremadura. Die Beſitzer dieſer wandernden 10 bis 40000 Stück zählenden Schafheerden, größtentheils vom hohen Adel und von der Geiſtlichkeit, bilden einen Verein, der unter dem Namen **Mesta** die drückendſten Privilegien ausübt. Die Straßen, auf welchen die Schafe von den Gebirgen in die Ebenen und wieder zurück wandern, müſſen auf eine Breite von 240 Fuß zur Weide freigelaſſen werden, und für die ausgedehnten Triften, auf welchen ſie den Sommer zubringen, zahlen die Mitglieder der Meſta ein geringes, ſeit Jahrhunderten nicht erhöhtes Huthungsgeld. Natürlich muß der Ackerbau von Eſtremadura unendlich darunter leiden und die Provinz ſich entvölkern.

Die Trefflichkeit der ſpaniſchen Weine iſt bekannt, ſie werden vorzüglich aus den ſüdlichen Provinzen ausgeführt. Die edelſten Sorten ſind die aus der Gegend von **Málaga**, **Alicante** und **Xerés de la frontéra**, letztere iſt die am meiſten geſchätzte. — Der Bergbau Spaniens, zu den Zeiten der Römer und noch früher höchſt bedeutend, ſo daß dem Alterthume Spanien war, was für uns die reichen Gold- und Silbergruben Amerika's, war ſeit der Entdeckung Amerika's in tiefen Verfall gerathen; außer den reichen Queckſilbergruben von **Almadén** in der Sierra morena, wurde nur wenig Kupfer und Blei gewonnen und in den biscaïſchen Provinzen gutes Eiſen. Seit dem Verluſte Amerika's hat der Bergbau wieder mehr Leben bekommen, nur ſetzt der Holzmangel dem Betriebe große Hinderniſſe entgegen. Man gewinnt jetzt etwas Silber bei **Puebla de los Infantes** und **Cazalla** am ſüdweſtlichen Ende der **Sierra morena**; Kupfer in der nemlichen Gegend bei **Linares** und am **Rio tinto**; Blei in ungeheurer Menge in den Alpuxarren an der **Sierra de Gador** und bei **Almerìa**; vortrefflichen Graphit (Reißblei zu Bleiſtiften) bei **Marbella** unweit **Málaga** und in Aſturien und der **Mancha**; vortreffliches Eiſen bei **Marbella**, bei

bei **Pedroso** in der **Sierra morena**, in Catalonien und beſonders bei **Somorostro** unweit **Bilbáo.** Steinkohlen vorzüglich in Aſturien in großer Menge, auch am Guadalquivir bei **Villa nueva del rio.** Salz wird theils aus dem Meerwaſſer durch Verdunſtung, wie an den Ebro-Mündungen, bei **Murcia** und bei **Cadiz**, theils als Steinſalz aus dem **500** F. hohen aus reinem Salze beſtehenden Salzfelſen bei **Cardona** in Catalonien gewonnen.

Einwohner.

a) Charakter. Die letzten 30 Jahre haben die Spanier, welche ſonſt ziemlich allgemein als träge, unwiſſend, abergläubiſch und grauſam verſchrien waren, beſſer kennen gelehrt, und wenigſtens edlen Nationalſtolz und glühende Vaterlandsliebe wird ihnen niemand abſprechen können. Die zuverläſſigſten Reiſenden, welche nicht bloß die aus einem Gemiſch von Fremden aller Art beſtehende Bevölkerung der Hauptſtadt, ſondern das Volk in allen Provinzen kennen gelernt haben, ſchildern es als im Ganzen offen, redlich, treu und häuslich. Eine gewiſſe Feinheit der Manieren, die mit würdigem Ernſte und Heiterkeit gepaart iſt, iſt allen Ständen gemein; wie denn auch in der Sprache der Vornehmſten und der Geringſten bei weitem nicht der grelle Abſtand herrſcht, den man in andern Ländern findet. Gegenſeitige Achtung gleicht das Verhältniß der Hohen und Niedren aus. Die häuslichen Verhältniſſe ſind meiſt muſterhaft zu nennen, ſo wie auch die Behandlung der Diener und deren Anhänglichkeit an ihre Herrſchaft. Faſt nie werden die Töchter, wie in andern katholiſchen Ländern, in Klöſtern erzogen, und genießen einer anſtändigen Freiheit. Das Volk iſt religiös aber duldſam gegen Fremde, ſobald dieſe nur nicht ihre Sitten und ihre Gefühle verletzen. Mit einem Worte, die Spanier haben noch faſt alle die Tugenden eines mehr in ſich abgeſchloſſenen, durch den allgemeinen Weltverkehr wenig verdorbenen Volkes, und natürlicher Verſtand und Lebhaftigkeit erſetzen ihnen reichlich den Mangel an gelehrter Bildung. Wie überall ſo auch hier, ja, viel mehr noch als in den meiſten andern Ländern, hat jede Provinz ihren eigenthümlichen Charakter. Stolz auf alte Abſtammung, Trägheit und hartnäckiges Feſthalten an alter Sittte finden ſich vorzüglich in Alt-Caſtilien; der Neu-Caſtilier zeigt ſchon mehr Induſtrie bei gleichem Stolze. Der Süden hat eine ſtark mit mauriſchem Blute gemiſchte Bevölkerung. Der Valenzianer gilt für betriebſam aber finſter und falſch; der Murcianer bleibt hartnäckig und finſter bei ſeinen Gewohnheiten; der Andaluſier iſt leicht, witzig, galant aber wankelmüthig und vergnügungs-

ſüchtig. Die Catalonier ſind die arbeitſamſten, ausdauerndſten und tapferſten Bewohner Spaniens, aber auch rauher in ihren Sitten, ſie ſind kaum Spanier zu nennen. Der Aragonier iſt ſtolz und wenig betriebſam; mehr ſchon der Navarreſe, der ebenfalls roh, aber freimüthig und ehrlich iſt. Die Bewohner der Baskiſchen Provinzen ſind ſtolze, aber höchſt achtbare und betriebſame Republikaner. Der Aſturier iſt derb aber treu, und wandert gern aus, um mit dem erſparten Gelde in ſeine Berge zurückzukehren. Der Galizier iſt der roheſte und ſchwerfälligſte unter den Spaniern, und die Einwohner von Eſtremadura, ohne alle Induſtrie, verſinken immer mehr in Armuth.

b) Religion. Die römiſch-katholiſche Religion iſt die allein herrſchende in Spanien, und die Inquiſition hat, beſonders ſeit den Zeiten der Reformation, mit blutiger Strenge darüber gewacht, daß keine andern Lehren und Anſichten als die ihrigen Eingang fänden. Die Maſſe des Volks iſt noch immer und aufrichtig der Kirche zugethan. Die ehemals überaus zahlreiche Geiſtlichkeit beſteht aus den höheren Kirchenbeamten, dem Erzbiſchof von Toledo, Primas des Reichs, 7 andern Erzbiſchöfen, 51 Biſchöfen und vielen Mitgliedern der Domcapitel, und unter dieſer Klaſſe befinden ſich nicht wenige wiſſenſchaftlich gebildete Männer; ferner auch aus Weltgeiſtlichen oder Pfarrern, welche noch immer, beſonders auf dem Lande, einer meiſt auch wohlverdienten Achtung genießen, und endlich aus einer ſehr großen Zahl von Mönchen, welche aber in der letzten Zeit viel von ihrem Einfluß auf das Volk verloren haben; in vielen Städten hat der Pöbel ſelbſt die Klöſter vernichtet und manche Mönche ermordet, ſo daß die Aufhebung der Klöſter, wenigſtens der Bettelorden, jetzt wahrſcheinlich iſt. Die Einkünfte der Geiſtlichkeit waren allerdings früher höchſt bedeutend und ſie hatte einen großen Grundbeſitz, allein ſchon ſeit längerer Zeit erhob der immer mehr verarmende Staat die drückendſten Abgaben von dem Einkommen der Kirche, man ſchätzte ſie auf 75 Procent der ganzen Einnahme.

Regierung. Orden.

Die Regierungsverfaſſung war bis zum franzöſiſchen Kriege monarchiſch und faſt ganz unumſchränkt; nur die Provinzen Biscaya, Navarra und Aſturien hatten einen Theil ihrer alten Freiheiten und eine eigne Verfaſſung behalten. In älteren Zeiten konnten die Könige nichts Wichtiges unternehmen oder Abgaben erheben, ohne die Stände, die Abgeordneten der Geiſtlichkeit, des Adels und der Städte, zuſammen die **Cortes** ge-

nannt, zu befragen. Dieſe heilſame Einrichtung war längſt verſchwunden, und die Cortes, die nur noch dem Namen nach exiſtirten, wurden höchſtens bei der Thronbeſteigung eines neuen Königs zur Eidesleiſtung zuſammenberufen. Man unterſcheidet zwar auch in Spanien, wie in ganz Europa, Adel und Bürgerliche, indeß iſt dieſe Trennung hier weder ſo ſcharf noch ſo läſtig als anderswo. Jeder, der kein bürgerliches Gewerbe treibt, hält ſich ſelbſt und wird auch gehalten für einen **Hidalgo** (eigentlich **hijo de algo**, Sohn von etwas, d. h. von guter Herkunft), welches eine Mittelklaſſe bildet zwiſchen dem höhern Adel und dem niedern Volk. Alle Eingeborne von Biscaya und Aſturien halten ſich für Hidalgos, die erſteren wegen ihrer reinen Abſtammung von den alten Cantabrern, die andern wegen ihrer Abſtammung von den Gothen, und weil ſie, als ganz Spanien von den Mauren überſchwemmt war, die einzigen freigebliebenen waren. Der höhere Adel theilt ſich in **Grandes** und **Tituládos**, dieſe ſind Familien, welche von Alters her die Titel Herzog, Graf, Marquis u. ſ. w. führen, welche indeß nur auf den älteſten Sohn erben. Die **Grandezza** wird vom Könige willkührlich ertheilt, theils als bloß perſönliche Auszeichnung, theils auch erblich. Das ganze Vorrecht der Granden, deren man auch wohl drei Klaſſen unterſcheidet, beſteht darin, daß ſie bei ihrer erſten Einführung beim Könige und bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten vor dem Könige mit bedecktem Haupte erſcheinen und den Titel Excellenz führen. Nur der eigentliche Adel, nicht die Hidalgos, ſetzt das **Don** eine Abkürzung von **Dominus**, Herr, vor ſeinen Namen. Eine andre Unterſcheidung, worauf in Spanien viel Werth gelegt wird, iſt die von **Christianos viejos**, alte Chriſten, und **Chr. nuevos**, neue Chriſten; jene ſind die Familien, welche aus reinem chriſtlichen Geblüt abſtammen und keine Juden oder Mauren unter ihren Vorfahren zählen; dieſes bedeutet eigentlich Neubekehrte, wird aber auch von Familien geſagt, die urſprünglich von Mauren oder Juden abſtammen. Der König von Spanien führt den Titel: der Katholiſche; der älteſte Sohn heißt jedesmal Prinz von Aſturien, die übrigen Kinder wie die Brüder und Schweſtern, Oheime und Tanten des Königs, Infanten. Die Ritterorden Spaniens, wie alle übrige in einer Heldenzeit entſtanden, ſind auch hier zu eitlen Verzierungen und Titeln und müßigen Pfründen herabgeſunken. Der vornehmſte, aber freilich weder der älteſte noch der edelſte ſeinem Urſprunge nach, iſt der Orden des goldenen Vließes, von Philipp dem Guten Herzog von Burgund 1430 bei ſeiner Vermählung geſtiftet; er zählt nur wenige Ritter, und zwar vom höchſten Adel in Spanien; auch Oeſtreich verleiht dieſen Orden. Die eigentlichen Ritterorden Spaniens ſind: der von **San Jago**

de Compostella, von Ferdinand II. König von Leon 1170 geſtiftet; der von **Calatráva**, vom Könige Sancho III. von Caſtilien 1158; der von **Alcántara** ebenfalls von Ferdinand II. von Leon 1177 geſtiftet, endlich der von **Montesa** im J. 1319 geſtiftet. Dieſe in den Zeiten des Kampfes mit den Arabern entſtandenen Orden beſitzen anſehnliche Güter, und jeder Ritter hat davon Einkünfte; der König iſt der jedesmalige Großmeiſter. Außerdem giebt es noch den von Carl III. 1771 geſtifteten, der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria geweihten, und einen von der Königin Maria Luiſa 1791 für Frauen geſtifteten Orden. Endlich hat der letzte König Ferdinand VII. noch 7 Orden oder Ehrenzeichen geſtiftet, zum Theil für diejenigen, welche ſich in dem letzten Kriege durch Treue und Tapferkeit ausgezeichnet haben.

Münzen und Maaße.

Die gangbarſten Münzen in Spanien ſind: der **Maravedí**, eine kupferne Münze, die aber nicht einzeln mehr ausgeprägt wird, etwa $^2/_3$ Pfennig an Werth; der **Reál de vellón** (Kupfer-real) oder ſchlechthin **real** = 2 Sgr. $2^1/_2$ ₰; zwei davon machen einen **Real de plata**, Silber-real. Der **Piaster** oder **Peso duro** = 20 **reales de vellon**, iſt eine eingebildete Münze etwa 1 ℛ︁ 13 Sgr. 10 ₰ an Werth. Goldmünzen ſind der **Escudíto de oro**, kleiner Goldthaler = 1 ℛ︁ 7 Sgr. 6 ₰, der **Escùdo de oro** etwa 2 ℛ︁ 10 Sgr. an Werth.

Die ſpaniſche Meile, **legua**, wird zwar gewöhnlich ſo beſtimmt, daß $17^1/_2$ auf 1 Grad des Aequators gehen; indeß iſt die Verſchiedenheit der Berechnung in den verſchiedenen Provinzen außerordentlich groß, ſo daß z. B. $26^1/_2$ caſtiliſche **leguas** einen Grad des Aequators machen.

Eintheilung.

Spanien wird in 4 ſehr ungleiche Theile eingetheilt: die Provinzen des Caſtiliſchen Reiches, die des Aragoniſchen, das Königreich Navarra und die Baskiſchen Provinzen.

Das Caſtiliſche Reich enthält die Provinzen: **Castilla** (ſpr.: —lja) **vieja y nueva**, Alt- und Neu-Caſtilien, **León**, **Asturia**, **Galicia**, **Estremadura**, **Andaluzía**, **Granáda** und **Murcía**, wozu noch das Gebiet der Stadt **Antequéra** als ein eigner Diſtrict kommt.

Das Aragoniſche Reich enthält die Provinzen **Aragon**, **Valencia**, **Cataluña** (ſpr.: Catalunja) und das Königreich

Mallorca (ſpr.: Maljorca). Jede dieſer Provinzen enthält wieder verſchiedene Unterabtheilungen, die oft als eigene Provinzen aufgeführt werden. Wir folgen der allgemeinen Eintheilung als einer in der Geſchichte dieſes Landes begründeten.

I. Das Caſtiliſche Reich.

A) Neu-Caſtilien, Castilla (ſpr.: Caſtilja) nueva, umfaßt die 5 kleineren Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalaxára, Cuenca und La Mancha (ſpr.: Mantſcha), größtentheils von den Hauptörtern alſo benannt. Neu-Caſtilien nimmt die Mitte der pyrenäiſchen Halbinſel ein und bildet eine hohe, zwiſchen den Gebirgen Guadarama und Sierra morena eingeſchloſſene, hoch über dem Meere gelegene Ebene. Sie enthält die größte Ebene von ganz Spanien; dieſer Umſtand und der Mangel an Bewäſſerung machen, daß dieſe Provinz nur ſchlecht angebaut iſt, im Sommer an gewaltiger Hitze, im Winter zuweilen an einer um ſo empfindlichern Kälte leidet, als man in ganz Spanien nichts von Oefen oder auch nur von Kaminen weiß, bei kalten Tagen ſich nur durch wärmere Kleidung, häufigere Bewegung und höchſtens in den Zimmern durch ein Kohlenbecken, Brasero, zu ſchützen ſucht. Dem Nordländer iſt daher der Winter in Madrid, wie in den meiſten ſüdlichen Ländern Europa's, viel unangenehmer als in ſeiner Heimath. Die meiſt mit Steinplatten ausgelegten Fußböden der Zimmer, die ſchlecht ſchließenden Thüren und Fenſter tragen nicht wenig dazu bei, die Unbequemlichkeit bei kalten Tagen zu vermehren. — Der Neu-Caſtilier zeichnet ſich durch ein ernſtes und feierliches Weſen, durch Indolenz und Mangel an Betriebſamkeit, dagegen aber auch durch Talente für ernſte Wiſſenſchaften und einen zuverläſſigen, edlen Charakter aus; das reinſte Spaniſch wird in dieſer Provinz geſprochen.

Der Hauptort dieſer Provinz und ganz Spaniens: Madrid, unter 40° 25′ N. B., liegt an 2000 Fuß über dem Meere in einer nur wenig hügeligen Ebene, beinahe im Mittelpunkte der Halbinſel, an einem unbedeutenden Bache, dem Manzanares, welcher ſich bei Aranjuez mit dem Tajo vereinigt. Sie verdankt, wenn auch nicht ihre Entſtehung doch aber ihre Erhebung zur Hauptſtadt dem despotiſchen Sinne Philipp's II., dem es gefiel, ſeine Reſidenz an einem von der Natur ſo wenig begünſtigten Orte aufzuſchlagen, in einer ungeſunden und von Quellen entblößten Gegend. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, von einer ſchwachen aber hohen Erdmauer umgeben, und mag eine Bevölkerung von höchſtens 180000 Seelen enthalten. Nichts von dem, was die Umgebungen andrer großen Städte verſchö-

nert, Landhäuſer, Gärten, nahe an einander liegende Dörfer, zeigt ſich in der Nähe von Madrid, ſie ſcheint in einer unabſehbaren Wüſte zu liegen. Das Innere der Stadt kann bei dieſer Lage nur durch die Größe und Pracht der Gebäude den unangenehmen Eindruck ihrer Umgebung verlöſchen. Im Ganzen genommen gehört Madrid jetzt zu den wohlgebauteſten Städten, obgleich der ausgezeichneten Werke der Baukunſt nur wenige ſind. Der ältere, ſüdweſtliche Theil der Stadt hat enge und krumme Gaſſen, der neuere, bei weitem größere, mehrere ſchöne gerade und breite Straßen und Häuſer von 4 bis 5 Stockwerk, während ſie dort gewöhnlich nur 3 Stockwerk haben. Ganz Madrid iſt gut gepflaſtert, mit ſchönen Seitenwegen für Fußgänger und vortrefflich erleuchtet; dabei iſt die Reinlichkeit der Straßen jetzt eben ſo auffallend, als es ehemals das Gegentheil war. Die ſchönſten Straßen ſind die **Calle** (ſpr.: Calje) **mayór** und **C. de Alcalà**, eine Verlängerung der erſteren, welche Madrid von Oſten nach Weſten durchſchneidet, die **C. de Toledo, de Fuencarál, de Atocha** u. ſ. w. Die bedeutendſten öffentlichen Plätze ſind die **Plaza mayór, Puerta del sol** (Sonnenthor), und **Plaza de la Cevåda** (der Kornmarkt). Die **Pl. mayór** iſt ein ziemlich regelmäßiger viereckiger Platz von anſehnlichen Häuſern und Bogengängen umgeben, aber, da er ein Marktplatz iſt, von vielen Buden entſtellt. Ehemals wurden hier **Autos de fe** und Stiergefechte gegeben. **Puerta del sol**, im Mittelpunkt der Stadt, wo mehrere der ſchönſten Straßen zuſammenſtoßen; an der einen Seite liegt das Poſthaus, **el coréo**, eines der ſchönſten und größten Gebäude in Madrid. **Puerta del sol** iſt der gewöhnlichſte und glänzendſte Sammelplatz der Spatziergänger aus allen Ständen. Auf dieſem Platze und in der anſtoßenden **C. de Alcalà** halten beſtändig viele Fiacker und **Calesins**, einſpännige Fuhrwerke. — Zu den ſchönſten Gebäuden in Madrid gehört noch die **Aduána**, das Zollhaus, und das daneben ſtehende Gebäude, das Muſeum für die Naturgeſchichte, in der **C. de Alcalà**; auch die darin befindlichen Sammlungen ſind bedeutend. Man zählt 77 Kirchen in Madrid, wovon jedoch keine einzige durch Größe oder Schönheit auffällt, alle aber waren reich an vortrefflichen Gemälden von ſpaniſchen, italiäniſchen und niederländiſchen Malern, wovon indeß gar viele nach Frankreich gekommen ſind. Auch viele Klöſter und reiche Privatleute beſitzen ähnliche Sammlungen dieſer Art. Die beiden königlichen Schlöſſer liegen ſchon außerhalb der eigentlichen Stadt. Auf der öſtlichen Seite wird die Stadt von einem ſchönen, aus mehreren Reihen Bäumen beſtehenden Spatziergang, **el prado**, umgeben, welcher alle Abend von Tauſenden von Kutſchen, Pferden und Fußgängern beſucht wird. An der Seite des Prado liegt das alte Schloß

Buen Retiro, zwar groß, aber ſchlecht gebaut, es enthält eine herrliche Gemäldeſammlung. Im letzten Kriege hatten die Franzoſen dies Schloß in eine Art von Citadelle verwandelt. Die großen anſtoßenden Gärten bilden einen ſchönen Spatziergang; man findet darin die eherne Statue Philipps des Vierten zu Pferde, die für ein Meiſterſtück gilt, und eine eherne Gruppe, welche Carl den Fünften darſtellt, indem er ein Ungeheuer (wahrſcheinlich die Ketzerei) mit Füßen tritt. In den weitläufigen Umgebungen des **Buen Retiro** befindet ſich noch ein ſchöner botaniſcher Garten. Auf derſelben Seite der Stadt, etwas nördlicher, befindet ſich das Amphitheater, **Plaza de los toros**, worin die Stiergefechte gegeben werden. An der weſtlichen Seite der Stadt, wo der Manzanares nahe an ihr vorüberfließt, liegt das neue königliche Schloß von Philipp V. 1737 erbaut; ein ungeheures, ein längliches Viereck bildendes Gebäude, worin beſonders die herrlichen Gemälde und viele andre Kunſtwerke die Aufmerkſamkeit der Fremden verdienen. Die Gemäldegallerie des Schloſſes iſt eine der reichſten, die es giebt. Ein neues ſchönes Theater ſteht auf der **Plaza oriental**, dem Pallaſt gegenüber. Auch an dieſer Seite der Stadt ziehen ſich, dem Manzanares entlang, ſchöne Spatziergänge, wie denn auch die Wieſen auf kleinen Inſeln des Fluſſes und die ganze mit vielen Bäumen gezierte, von den niedern Volksklaſſen ſtark beſuchte Umgebung einen reizenden Anblick gewähren. Im Hintergrunde, nach Nordweſt, erheben ſich die herrlichen Gipfel des Guadarama-Gebirges. Die Alleen ziehen ſich auch ſüdlich um die Stadt und vereinigen ſich durch neue Anlagen, **Paseo de las delicias**, mit dem Prado. Ueber den Manzanares ſind hier zwei ſchöne marmorne Brücken erbaut, deren Größe gegen den unbedeutenden Bach zwar auf den erſten Anblick ſehr abſticht, aber deshalb nothwendig war, weil er wie die meiſten ſpaniſchen Flüſſe zuweilen außerordentlich anſchwillt.

Madrid hat ein Opernhaus und 2 Theater. Die große königliche Bibliothek, welche über 200,000 Bände enthält und womit eine Medaillenſammlung von 150,000 Stück verbunden iſt, befindet ſich in einem Kloſter, nahe beim Schloſſe, in einem ſchlechten Lokale. Außerdem hat Madrid mehrere andre öffentliche Bibliotheken und Kunſtſammlungen; viele vortreffliche Hoſpitäler, ein Findelhaus u. ſ. w. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten iſt Madrid dem Namen nach ſehr reich: man zählt an 13 Akademieen und 7 andre gelehrte Inſtitute und Schulen; indeſſen iſt Spanien an wiſſenſchaftlicher Bildung gegen andre Länder ſehr zurückgeblieben.

Madrid iſt im Ganzen kein theurer Ort, obgleich beinahe alle Lebensbedürfniſſe, bei dem ſchlechten Anbau der Umgegend, aus den entfernten Provinzen dahin geſchafft werden müſſen;

dies zieht unaufhörlich eine Menge Provinzbewohner nach Madrid, die dort, nach einem alten Herkommen, meiſt ausſchließlich mit ihren Landsleuten einen einzelnen Erwerbszweig treiben. So ſind die meiſten **Caleséros**, Führer der Cabriolets, Valenzianer und Murcianer; die Laſtträger Aſturier und Aragonier; die Ammen aus Biscaya oder aus dem Küſtengebirge von Alt-Caſtilien; das zahlreiche Heer müßiger Bedienten, womit die Großen Luxus treiben, meiſt Valenzianer, Aſturier und Murcianer; viele Gaſt- und Schenkwirthe Catalonier; die meiſten Dienſtmädchen aus Biscaya; die Waſſerhändler, **Aguadóres**, ſind ohne Ausnahme Galizier, **Gallégos**, und bilden eine eigne Zunft. Da Madrid Mangel an gutem Quellwaſſer leidet und auch der oft trockne Manzanares nicht immer Flußwaſſer genug liefert, ſo hat man einige Quellen aus dem Guadarama-Gebirge nach der Stadt geleitet und das Waſſer in 32 Brunnen vertheilt, von wo es die **Aguadores** in die Häuſer ſchaffen. Außerdem wird in allen Straßen Eiswaſſer und Gerſtenwaſſer verkauft. Ein Canal, welcher Madrid mit dem Tajo verbinden ſollte, iſt, wie viele andre große Unternehmungen der Art, unvollendet geblieben.

Die Hauptvergnügungen der Einwohner beſtehen in Spatzierengehen oder Fahren, an den ſchon genannten Orten, in Geſellſchaften, **Tertullas** (ſpr.: Tertuljas), Tanz, Theater und Stiergefechte, **Toros.**

Die **Tertullas** ſind die in ganz Spanien gewöhnlichen Abendgeſellſchaften, worin man ſich mit Spiel, Geſpräch, Tanz und Muſik unterhält und wobei allerlei Erfriſchungen, **Dulces** (Zuckergebacknes), Chocolade u. ſ. w. gereicht wird. — Die Spanier lieben den Tanz, und die beiden vorzüglichſten Nationaltänze, der **Voléro** und der **Fandango**, übertreffen an Lebhaftigkeit und Anmuth, aber auch an Ausdruck der Sinnlichkeit, unſre Tänze bei weitem, jeder wird nur von einem Paare getanzt; man ſieht ſie ſowohl auf den Theatern als in Privatgeſellſchaften. Das Theater hat in den neueren Zeiten durch Ueberſetzung franzöſiſcher Stücke und Einfluß des franzöſiſchen Geſchmacks an ſeiner Nationalität und urſprünglichen Schönheit verloren, und eben daher vielleicht hat ſich die ehemals ſo große Luſt der Spanier an dramatiſchen Darſtellungen faſt ganz verloren, dagegen die Muſik jetzt viel allgemeiner beliebt iſt.

Die Stiergefechte ſind ein der pyrenäiſchen Halbinſel und Spanien beſonders ſo ganz eigenthümliches Vergnügen, daß ſie eine nähere Beſchreibung verdienen. Die Stiere, die bei dieſen Feſten geopfert werden, kommen meiſtens aus den Gebirgen der Sierra morena, dem Guadarama-Gebirge und andern Gegenden, wo ſie in einem halb wilden Zuſtande leben, und von wo ſie durch zahme Kühe und einige Reiter nach den verſchiedenen Städten gelockt und getrieben werden. Der Schauplatz des

Feſtes iſt in Madrid ein Circus mit amphitheatraliſch erhöhten Bänken umgeben, über welche ſich noch Logen erheben. Die Plätze werden vermiethet, wie im Theater, theurer und wohlfeiler, beſonders je nachdem ſie in der Sonne oder im Schatten ſich befinden. Meiſt nur im Sommer werden Stiergefechte gehalten, weil der Schauplatz unbedeckt iſt und die Thiere dann am wüthendſten ſind. Alle diejenigen, welche einen thätigen Antheil an der Bekämpfung der Stiere nehmen, heißen **Toreadores** oder **Toréros**; nach ihren verſchiedenen Verrichtungen unterſcheidet man aber: die **Picadores**, welche zu Pferde kämpfen; ehemals ſuchte die Blüthe des Adels in dieſen Kämpfen Ehre zu erwerben, jetzt ſind auch die Picadores meiſt bezahlte Kämpfer: die **Chulos** (ſpr.: Tſchulos) und **Banderilléros**, und endlich die Hauptperſon, der **Matadór**, kämpfen zu Fuß. Wenn die Zuſchauer verſammelt ſind, halten zuerſt alle **Toreadores** in glänzendem Schmuck einen feierlichen Aufzug: ein **Alguasíl**, Polizeidiener, giebt das Zeichen zu Anfang des Feſtes: man öffnet die Thür eines an den Schauplatz ſtoßenden Stalles, und der Stier ſtürzt hervor. Die Ueberraſchung und das Geſchrei der Zuſchauer betäubt ihn oder erhöht ſeine Wuth; ein **picadór** zu Pferde, mit einer Lanze bewaffnet, hält ihm gegenüber. Iſt der Stier durch keine Neckereien zum Angriff zu reizen, ſo ruft das Publikum unwillig: **perros**, **perros**, Hunde; und er wird vielen großen Hunden Preis gegeben, die ihn, jedoch ſelten ohne daß einige dabei umkommen, endlich zu Boden reißen. Iſt er muthig, ſo greift ihn der **picador** an, und ſucht ihn mit der Lanze in den Hals zu verwunden: ſehr oft wird dabei dem Pferde von dem Stiere mit den Hörnern der Bauch aufgeriſſen, und der **picador** wäre verloren, wenn nicht die **chulos**, blos mit ſeidnen bunten Mänteln bewaffnet, herzuſprängen, die ſie dem wüthenden Thiere vorhalten, ſo ſeine Wuth auf ſich lenken und ihm dennoch mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit entgehen. Hat dies Gefecht eine Zeitlang gedauert, ſo ziehen ſich die **picadores** und **chulos** zurück und die **Banderilleros** beginnen den Angriff; ſie haben **banderillas**, hölzerne Pfeile, mit eiſernen Spitzen und Widerhaken, mit Papierſtreifen umwunden, zuweilen auch mit Pulver gefüllt, welche ſie dem Stier in den Leib zu ſtoßen ſuchen und nachher anzünden; der Schmerz und das Feuer ſteigern nun ſeine Wuth aufs höchſte. Scheint ſie aber nachzulaſſen und das Thier von Wunden ermattet, ſo erſcheint endlich der **Matador**, in der einen Hand eine ſeidne Fahne, womit er den Stier beſchäftigt, in der andern ein langes Schwert, welches er, wenn er beklatſcht ſeyn will, dem Stiere ſo in den Nacken ſtoßen muß, daß er auf den erſten Streich zuſammenſtürzt. Iſt es gelungen, ſo ertönt von allen Seiten ein unbeſchreibliches Beifallsgeſchrei. Endlich werden geputzte Maulthiere in den Circus

gebracht, an die Hörner des Stiers geſpannt, und ſchleifen ihn ſo hinaus. Ein zweiter Stier erſcheint und das Schauſpiel beginnt von neuem. So werden in der Regel 18 Stiere an einem Tage, 6 des Morgens und 12 des Abends, getödtet. Zuletzt wird noch zur Beluſtigung des Pöbels ein Stier, dem die Spitzen der Hörner mit Kugeln verſehen ſind, **embolado,** mit Affen, Bären, Hunden, Poſſenreißern u. ſ. w. zuſammengehetzt. Im Sommer iſt die Woche 2 Mal Stiergefecht in Madrid, und ehemals noch häufig in vielen andern Städten. So gefährlich dieſe blutigen Spiele ſcheinen, ſo iſt es doch ſelten, daß ein Menſch das Leben dabei verliert. Dieſe Spiele ſind, da ein tauglicher Stier mit 2 bis 300 Thalern bezahlt wird, ſehr theuer und überſteigen jetzt die Kräfte der meiſten ſpaniſchen Städte, weshalb ſie auch faſt nur noch in Madrid und in den größten Städten Andaluſiens geſehen werden, von woher die beſten **Toreros** kommen, welche man ſich für ſchweres Geld von dorther verſchreibt. Merkwürdig iſt noch, daß in Madrid, wo die fremden Moden ſchon längſt die alte Nationaltracht verdrängt haben, die Frauen bei den Stiergefechten doch nie anders als in jener alten Tracht erſcheinen dürfen.

In den letzten Jahren hat ſich Madrid und das Leben in der Stadt außerordentlich verändert. Die Zahl und Eleganz der Kaufläden hat zugenommen, neue und bequeme Wirthshäuſer und Reſtaurationen ſind entſtanden, Badehäuſer ſind angelegt worden, die Fuhrwerke und Fiackers ſind zahlreicher und eleganter geworden, und in den Häuſern findet man jetzt viel ſchönere Möbel als ſonſt.

In der Nähe von Madrid befinden ſich einige wenig beſuchte und unbedeutende königliche Luſtſchlöſſer, wie **Casa del campo**, dicht bei der Stadt am Manzanares, **El Pardo** und **La Florida.** Wichtiger in jeder Hinſicht ſind die unter dem Namen **Sítios** bekannten Schlöſſer **San Ildefonso, Escoriál** und **Aranjuéz**; der Hof hielt ſich ehemals in beſtimmten Jahrszeiten daſelbſt auf: vom Mai bis September zu San Ildefonſo, vom September bis December im Escorial und im Winter und Frühling zu Aranjuez. **San Ildefonso** oder **La Granja,** am Fuße des nördlichen Abhangs des Guadarama-Gebirges (gehört alſo zu Alt-Caſtilien), iſt mit ungeheuern Koſten in einer ehemals dürren und felſigen Gegend von Philipp **V.** etwa 20 Stunden von Madrid angelegt; das Schloß iſt ſchön und die Gärten durch unzählige Springbrunnen verziert. Die Lage des Orts macht ihn zu einem angenehmen Aufenthalt in der Sommergluth. Es befindet ſich dort auch eine berühmte Glas- und Spiegelfabrik.

Das **Escoriál** oder **San Lorenzo,** etwa **10** Stunden nordweſtlich von Madrid, von Philipp **II.** von **1563** an zu er-

bauen angefangen. Das ungeheure Gebäude, halb Kloſter halb Schloß, iſt dem Märtyrer St. Lorenz geweiht, und wie dieſer, der Sage nach, auf einem Roſte verbrannt worden, ſo bildet das Schloß die Geſtalt eines Roſtes, d. h. ein Viereck, deſſen innerer Raum von drei Gebäuden durchſchnitten wird, ſo daß vier innere Höfe entſtehen; die Thürme an den 4 Ecken ſtellen die Füße, ein vorgebauter Flügel an der einen Seite den Stiel vor. Das ganze Gebäude, beſonders aber die trefflich gewölbte Kirche, enthält eine große Menge der herrlichſten Gemälde; in der Kirche ſind zwei Grabmale, Philipps **II.** und ſeines Vaters Carls **V.**, neben dem Hauptaltar; in einer unterirdiſchen Gruft, das Pantheon genannt, ruhen die Gebeine Philipps **II.** und mehrerer Könige. Der Haupteingang zur Kirche öffnet ſich nur für die Könige von Spanien, und zwar für jeden nur 2 Mal, zuerſt wenn er nach ſeiner Geburt in die Kirche getragen wird, und dann wenn die Gruft ſeinen Leichnam empfangen ſoll. Das ganze Gebäude, die rauhe und finſtere Umgebung, ſind ein treffendes Abbild des düſtern Charakters ſeines Stifters. Die Bibliothek des **Escorial** iſt beſonders wichtig durch ihre vielen arabiſchen Handſchriften, wovon die etwa 1600 noch vorhandenen nur ein ſehr geringer Reſt der ehemaligen Schätze dieſer Art ſind; vieles war ſchon 1671 bei einer Feuersbrunſt zu Grunde gegangen.

Aranjuez liegt in einem reizenden Thale am Tajo. Schon Carl **V.** legte hier ein Luſtſchloß an; ſeine Nachfolger haben es erweitert und köſtliche Gärten angepflanzt, ſo daß jetzt Aranjuez ohne Vergleich der lieblichſte unter den Sitios iſt.

Wir bemerken in Neu Caſtilien noch:

Tolēdo (Tolētum), eine alte ehemalige Hauptſtadt Spaniens, am Tajo, mit etwa 25 bis 30,000 Einw. Die Stadt liegt am ſchroffen Abhange eines Felſens in einem engen Thale, daher hier die Sommerhitze beinahe unerträglich. Eine andre Folge dieſer Lage ſind die ſteilen, engen und krummen Gaſſen, und der gänzliche Mangel an Trinkwaſſer. Trotz dem allen war Toledo im Mittelalter die größte Stadt in Spanien, und viele alte, herrliche Gebäude bezeugen noch jetzt ihren alten Glanz. Sie hat Denkmäler aus den Zeiten der Römer, des früheſten Mittelalters und der Araber aufzuweiſen. Die öffentliche Bibliothek kann ſich mit der von Madrid meſſen. Die Kathedralkirche, Jahrhunderte lang eine mauriſche Moſchee, dann dem chriſtlichen Gottesdienſte wiedergegeben und mannigfaltig verändert und geſchmückt, iſt eines der ſchönſten Denkmale alter Baukunſt; ſie enthält viele Gräber alter ſpaniſcher Könige. Das alte mauriſche Schloß **Alcázar***) iſt in neueren Zeiten

*) So nannten die Araber jedes feſte Schloß.

wieder in baulichen Stand geſetzt und eine Seidenfabrik darin errichtet worden. Der Erzbiſchof von Toledo iſt Primas d. h. der erſte Geiſtliche des Reichs und hat ſehr bedeutende Einkünfte.

Alcalà de Henárez (**Complūtum**), am Fluſſe Henares, ehemals die berühmteſte Univerſität Spaniens; der Kardinal Ximĕnes war ihr Stifter; jetzt iſt ſie eine ganz verfallende Stadt. Hier ward Cervantes 1547 geboren. **Guadalaxára** (ſpr.: —chára) mit 14000 Einw. und wichtigen Tuchfabriken. Endlich die ſehr bedeutenden Queckſilbergruben bei **Almadén** in La Mancha.

B) Alt-Caſtilien, **Castilla vieja** (ſpr.: wiécha), nördlich von Neu-Caſtilien, umfaßt die kleineren Provinzen: **Burgos, Soria, Segovia** und **Avĭla**. Dieſe Provinz wird von vielen Gebirgen durchſchnitten, weshalb nur die Thäler angebaut ſind; Bäume ſieht man beinahe gar nicht, daher auch nur wenig Obſt gezogen wird, nur der nördliche Küſtenſtrich iſt milde, gut bewäſſert und ſchön. Das Klima iſt bedeutend kühler als das von Neu-Caſtilien, und der Holzmangel alſo um ſo empfindlicher. Induſtrie und Handel ſind ſo gut als gar nicht vorhanden. Die Einwohner haben bei vieler Rechtlichkeit ein ernſtes und verſchloſſenes Weſen; die ſo verrufene ſpaniſche Steifheit und Etiquette (**grandezza**) ſind hier ganz vorzüglich zu Hauſe.

Die bedeutendſten Oerter dieſer Provinz ſind:

Burgos, am Arlançon, ehemals eine Hauptſtadt, jetzt eine der finſterſten und ärmſten Städte Spaniens, ſie zählt kaum 12000 Einw. Die Kathedralkirche, mit vielen Gräbern ſpaniſcher Könige, iſt eines der herrlichſten Gebäude dieſer Art und enthält einige vortreffliche Gemälde. Burgos iſt der Geburtsort des berühmten **Ruy Dias de Vivár**, bekannter unter dem Namen des **Cid**. Ein Denkmal zeigt die Stelle, wo ſein Haus geſtanden haben ſoll, und in dem Kloſter **San Pedro de Cardena** 2 Stunden von der Stadt liegt er begraben. Auch hier iſt eine Univerſität.

Segóvia, auf zwei Hügeln zwiſchen ſchroffen Thälern gelegen. Auch dieſe Stadt iſt ſehr von ihrem ehemaligen Glanze herabgekommen und hat jetzt kaum 13000 Einw. Zwei Merkwürdigkeiten zeichnen ſie aus: das **Alcázar**, oder Schloß, wo in alten Zeiten gothiſche Könige hauſeten und worin jetzt eine Ingenieurſchule angelegt iſt, und die herrliche Waſſerleitung; ſie geht über einen Theil der Stadt, von einem Hügel zum andern, in der Mitte über dem Thale ſind 2 Reihen Bogen über einander. Sie iſt ein Werk der Römer und ſoll zu den Zeiten Trajans (etwa 100 Jahre nach Chriſti Geburt) angelegt worden ſeyn. Die Stadt ſelbſt zeigt nur ſchlechte Häuſer und enge

ſchlecht gepflaſterte Gaſſen. Sie hat eine Militärſchule für etwa 200 junge Leute und eine große Tuchfabrik.

Santander eine neue, aufblühende Stadt mit 10000 Einw., deren ſchöner Hafen, ſeitdem er durch eine gute Chauſſee mit **Burgos** verbunden worden iſt, als der Hafen von Madrid zu betrachten iſt.

C) **León**, weſtlich von Alt-Caſtilien, enthält die Provinzen: **León**, **Palencia**, **Toro**, **Valladolíd** (ſpr.: Baljadolid), **Zamora** und **Salamanca**. Weniger gebirgig als Alt-Caſtilien, iſt dieſe Provinz zwar etwas beſſer angebaut, dennoch findet man auch hier große unbenutzte Ebenen, der Schafe wegen, und beinahe gar keine Betriebſamkeit. Auch hier iſt das Klima rauh und feucht im Winter, dafür aber ſind auch die Gebirge holzreicher. Der Charakter der Einwohner gleicht dem der Alt-Caſtilier.

Auch hier finden wir mehrere ehemals berühmte und bevölkerte Städte, wie **León** (**Legio**), die Hauptſtadt der Provinz, mit 9000 Einw. und einem prächtigen Dom, und **Astorga** (**Asturica**), die aber jetzt nur Spuren der Armuth aufzuweiſen haben. Die noch jetzt bedeutendſten Oerter ſind:

Salamanca (**Salmantica**), mit etwa 14000 Einw. am Tormes. Die Stadt hat mehrere ſchöne Gebäude, beſonders die der Univerſität, und die Domkirche, eine der ſchönſten im Reiche. Auch der Hauptplatz, **plaza mayór**, iſt ausgezeichnet. Die Univerſität, ehemals ſo berühmt, daß Schüler aus allen Ländern ſie beſuchten, iſt noch jetzt die bedeutendſte von Spanien; nur muß man freilich die freien Formen und die vielſeitige Bildung deutſcher Univerſitäten hier nicht ſuchen, wo der ängſtliche Geiſt der katholiſchen Kirche allen Wiſſenſchaften hemmend entgegentritt.

Valladolíd (**Clunia**) an der Piſuerga. Obgleich auch ſie ehemals ungleich reicher und bevölkerter war, und in den letzten Kriegen ganz beſonders gelitten hat, ſo gehört ſie doch noch zu den bedeutendſten Städten Spaniens. Viele ſchöne Kirchen, eine Univerſität, eine Artillerieſchule und etwas Betriebſamkeit zeichnen ſie noch immer aus. Sie zählt etwa 30000 Einw. Hier ſtarb Columbus 1506.

Endlich die Feſtung **Ciudad Rodrigo**, welche im letzten Kriege durch Belagerungen viel gelitten hat.

D) Aſturien, **Las Asturias**, (weil das Land in 2 Diſtricte, den von **Oviédo** und den von **Santillana** getheilt wird), ein gebirgiges Küſtenland, von einem tapfern und fleißigen Volke bewohnt. Der Reichthum dieſer Provinz an Steinkohlen iſt indeß nur noch wenig benutzt. Der Anbau dieſer Provinz iſt ſchon bedeutend beſſer als der der früher beſchriebenen, beſonders wird viel Viehzucht getrieben und viel Obſt ge-

baut. Das Klima iſt etwas feucht und nebelig. **Oviedo** (**Ovetum**), ein kleiner Ort mit einer unbedeutenden Univerſität, iſt die Hauptſtadt der Provinz. Der Hafen von **Gijon** (ſpr.: —chon) könnte ſehr wichtig werden, wenn eine Straße dieſen Ort mit der Hauptſtadt verbände.

E) **Galicia**, die nordweſtlichſte Provinz von Spanien, durchaus gebirgig, aber bei dem Fleiße der Einwohner vortrefflich angebaut. Viehzucht, Ackerbau und Handel ſind die Hauptbeſchäftigungen der Galizier. Das Klima iſt rauher und die Luft dicker als in den übrigen Provinzen. Die Galizier, **Gallegos**, ſind ein kräftiges, tapferes und genügſames Volk, beſonders zeichnen ſie ſich durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren Fleiß aus. Zu vielen Tauſenden verlaſſen ſie alljährlich das Land, auf längere oder kürzere Zeit, um in andern Provinzen als Schnitter, Waſſerträger u. ſ. w. eine kleine Summe zu erſparen, womit ſie in ihr Vaterland zurückkehren. Dieſe Provinz iſt die bevölkertſte in ganz Spanien.

Die wichtigſten Städte ſind:

San Jago (Jakob) **de Compostella**, einer der berühmteſten Wallfahrtsörter in der Chriſtenheit. Der Leichnam des Apoſtels Jakobus des jüngern, der hier zuerſt das Chriſtenthum in Spanien gepredigt haben ſoll, ruht in einer Kapelle der außerordentlich reichen und prachtvollen Hauptkirche. Die Stadt hat etwa 28000 Einw. und ſonſt nichts Merkwürdiges.

Coruña (ſpr.: Corunja) (**Caronium**), mit 20000 Einw. einer der beſten Häfen Spaniens, ſtark befeſtigt und mit einem Leuchtthurm verſehen.

Ferrol iſt der bedeutendſte Kriegshafen Spaniens an der nördlichen Küſte: auch er iſt ſtark befeſtigt. Man findet daſelbſt große Kaſernen, Zeughäuſer, eine Schule für den Seedienſt, und ein vortreffliches Becken zur Ausbeſſerung der Schiffe. Die Stadt hat an 20000 Einw. Bei der Stadt **Orense** befinden ſich heiße Quellen.

F) **Estremadura**. Dieſe an der Gränze von Portugal, ſüdlich von Leon gelegene Provinz iſt zwar eine der größten, aber auch die am wenigſten volkreiche von allen. Ihre im Innern des Landes iſolirte Lage, vorzüglich aber die allen Anbau verhindernde Schafzucht der großen Eigenthümer, iſt Schuld an dem Verfall des Landes. Das Klima iſt ſehr heiß. Die Einwohner ſind verſchloſſen und melancholiſch, aber vortreffliche Soldaten. **Hernando Cortez** und **Pizarro**, die Eroberer von **Mexico** und **Perù** waren aus dieſer Provinz.

Der Hauptort **Badajoz** (ſpr.: Badachos) (**Pax Augusta**), am linken Ufer der Guadiana, mit 15000 Einw., iſt eine ſtarke Gränzfeſtung gegen Portugal, 2 kleine Stunden von der Gränze. Der Schleichhandel mit Portugal, der hier ſehr bedeu-

tend iſt, macht den Ort wohlhabend. Er hat im letzten Kriege durch Belagerungen ſehr gelitten.

In der Nähe des freundlichen Ortes **Plasencia** liegt das Hieronymitenkloſter **San Just**, wo Carl V. nach ſeiner Abdankung ſeine letzten Lebensjahre in der Zurückgezogenheit zubrachte und wo er 1558 bei der Feier ſeines eignen Leichenbegängniſſes ſtarb.

Merida (Augusta Emerita), iſt eine jetzt unbedeutende Stadt an der Guadiana, in und bei welcher aber noch viele römiſche Ruinen, ein Theater und ein Amphitheater von ihrer ehemaligen Größe zeugen.

G) **Andaluzìa**, umfaßt im weitern Sinn die ganze Südküſte von Spanien, oder die 4 Provinzen **Sevilla** (ſpr.: Seviljа), **Córdova**, **Jaën** (ſpr.: Chaën) und **Granáda**; im engern nur die 3 erſteren; es iſt der größte Theil der Provinz, welche die Römer **Baetica** nannten. Die Sierra morena trennt dieſe Provinz von den nördlicheren, und ein mit jener parallel laufendes Gebirge, die **Sierra nevàda**, **las Alpuxarras** (ſpr.: Alpuchàrras) und die **Sierra** oder **Serranía** (Gebirgsgegend) **de Ronda**, zieht ſich am Meere entlang; zwiſchen beiden befinden ſich bedeutende Ebenen, oder vielmehr das große Thal des Guadalquivir, welcher die ganze Provinz durchſtrömt, und einen andern nicht unbedeutenden Fluß den **Xeníl** (ſpr.: Chenil) aufnimmt. Andaluſien gehört im Ganzen zu den beſſer angebauten Provinzen, vorzüglich aber die Provinz Granada, wo man noch am deutlichſten die Spuren der großen Betriebſamkeit der Mauren wahrnimmt, welche dieſe Gegenden am längſten behielten. Die Hauptproducte dieſer Provinz ſind die edlen ſpaniſchen Weine, welche ausgeführt werden, vorzüglich die aus der Gegend von Malaga, ferner etwas Seide, Baumwolle und Zucker; das Zuckerrohr gedeiht hier faſt eben ſo gut als in Weſtindien; auch iſt das Klima ſehr heiß, und wenn der **Soláno** wie oftmals 10 bis 12 Tage lang aus Afrika herüber weht, ſo iſt die Hitze erſtickend. Die Andaluſier ſind die lebhafteſten und feurigſten unter den Spaniern, man beſchuldigt ſie aber auch des Leichtſinns und der Windbeutelei.

Der wichtigſte Ort in der ganzen Provinz iſt:

Cádiz (ſpr.: Cadis), ſchon im höchſten Alterthume als der Sitz des Handels unter dem Namen **Gades** berühmt. In der That iſt auch die Lage der Stadt zugleich die reizendſte, und für den Handel die günſtigſte, vielleicht in ganz Europa. Ihre Umgebungen, wozu eine Menge freundlicher zum Theil beträchtlicher Städte, und die trefflichſten Häfen gehören, bilden einen unglaublichen Contraſt gegen alle übrige Theile Spaniens; man ſieht überall in Bevölkerung, Anbau, Betriebſamkeit und Wohl-

ſtand die Folgen eines ausgebreiteten Handels. Cadiz liegt auf der äußerſten Spitze einer Inſel, **Isla de León**, welche nur ein ſchmaler Meeresarm, **Rio S. Pedro** genannt, vom feſten Lande trennt. Zwiſchen dieſer Inſel und der Küſte bildet das Meer einen Buſen, welcher alle Flotten von Europa aufnehmen könnte und deſſen Eingang durch viele Batterieen und Forts ſowohl auf der Inſel als auf dem Lande geſchützt iſt; die zwei Abtheilungen des Buſens heißen die erſte: Bay von Cadiz, die zweite: Bay von **Puntales**. Auf der Küſte, der Inſel gegenüber, liegen, vom Meere her gerechnet, das Fort **Rota**, dann das Fort **Sta Catalina**, dann der freundliche Ort **Puerto de Sta Maria** am kleinen Fluß **Guadaléte**, von wo aus Cadiz mit Trinkwaſſer verſehen wird; dann das Fort **Matagordo**; hierauf folgt der anſehnliche Ort **Puerto reál**, bei welchem die größten Salinen Spaniens ſich befinden; man gewinnt auch hier das Salz aus dem Meerwaſſer durch Verdunſtung (ſiehe S. 74. und 81.); endlich im Hintergrunde der Bay auf einer Inſel liegt **La Caráca**, das große Seezeughaus für die ſpaniſche Flotte, mit Schiffswerften, mehreren Becken zum Ausbeſſern der Schiffe, Kaſernen, Werkſtätte für Ankerſchmiede, Taudreher u. ſ. w. Auf der Inſel ſelbſt, wenn man vom Lande her über den ſchmalen Meeresarm geht, trifft man zuerſt die bedeutende Stadt **Isla de Leon** und ſeitwärts an der Bay den neuen Ort **San Carlos**, wo ſich Kaſernen, eine Seecadettenſchule, ein Marinehoſpital u. ſ. w. befinden. Von Isla de Leon führt endlich eine ſchöne Chauſſee $1\frac{1}{2}$ St. lang, am Fort **S. Lorenzo** vorbei, auf einer oft ſo ſchmalen Erdzunge, daß der Weg die ganze Breite einnimmt, nach Cadiz. Dieſer Lage verdankt Cadiz das Glück, der einzige Ort in Spanien zu ſeyn, wohin die Franzoſen unter Napoleon nicht gedrungen, obwohl ſie es über 2 Jahre lang umlagert hielten; damals enthielt Cadiz über 150,000 Einw., jetzt kaum 75000. Die Stadt iſt des engen Raumes wegen zwar eng gebaut, aber ſchön, reinlich, gut gepflaſtert und gut erleuchtet; Spaziergänge geſtattet freilich der enge Raum nicht, außer auf den ſchönen Wällen, dafür aber haben die wohlhabenden Einwohner meiſtens Landhäuſer auf der gegenüber liegenden Küſte, beſonders aber bei dem Dorfe **Chiclana**, Isla de Leon gegenüber auf dem feſten Lande. Doch hat die Stadt zwei ſchöne Plätze, **Plaza de S. Antonio** und **Pl. de la mar.** Faſt alle Häuſer ſind ſchön, dafür ſind hier keine eigentlich bedeutende öffentliche Gebäude. Cadiz iſt der Mittelpunkt des ſpaniſchen Welthandels, daher wimmelt es auch hier von fremden Kaufleuten aller Nationen; jedoch ſoll der Handel, und mit ihm der Wohlſtand von Cadiz und der benachbarten kleinen Städten, in der neueſten Zeit wieder ſehr geſunken ſeyn.

Auf

Auf dem feſten Lande, Cadiz gegenüber, in der Gegend von **Xerés de la frontéra**, wurde der gothiſche König Ruderich (**Rodrigo**) 712 von den Arabern gänzlich überwunden, und dieſer Sieg machte die Mauren zu Herren von Spanien. Dieſes **Xeres**, mit etwa 20,000 Einw. iſt es, in deſſen Nähe der köſtlichſte Wein wächſt, von welchem im Handel zwei Sorten vorkommen. **Moscatello** oder Sekt, und **Pedro Ximenès** auch **Paxarete** (pacha—) genannt.

Ferner bemerken wir:

Sevilla (ſpr.: Sevilja) (**Hispălis**), mit etwa 90000 Einw. am linken Ufer des Guadalquivir, durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüber liegenden vorzüglich von Zigeunern und niederm Volke bewohnten Orte **Triana** verbunden. Die Häuſer ſind meiſt nach mauriſcher Art gebaut, ſo daß ſie einen innren, im Sommer mit einer Zeltdecke verſehenen Hof, **patio**, umſchließen. Wohlhabende Familien bewohnen im Sommer die unteren Zimmer und ziehen im Winter in die wärmeren oberen. Die Stadt iſt eine der angenehmſten von Spanien, mit vielen ausgezeichneten Gebäuden. Dahin gehören vorzüglich die prachtvolle Domkirche mit vielen Gemälden und Statuen. Hier ſieht man das Grabmal Columbo's, mit der ſchönen Inſchrift:

A Castilla y Arăgon
Otro mundo diò Colòn.

d. h. Dem Reich Caſtilien und Aragon
Gab eine neue Welt Colon.

Sein Leichnam ruhte auf St. Domingo, bis er **1795**, als dieſe Inſel an die Franzoſen abgetreten wurde, nach Havanna gebracht und dort in der Kathedrale zur h. Jungfrau beigeſetzt wurde. Der daneben ſtehende, **364** F. hohe Thurm **La Giralda** (die Wetterfahne), zu welchem eine Wendeltreppe hinaufführt, die man nöthigenfalls hinaufreiten kann; die Börſe **La Lonja**, jetzt zur Aufbewahrung des Archives benutzt; ein gutes Theater; ein ſehr wohl erhaltener mauriſcher Pallaſt **Alcázar**. Ferner eine königl. Kanonengießerei, in Triana, und die königl. Tabaksfabrik, ein ungeheures, mit Gräben umſchloſſenes Gebäude, worin täglich über **1700** Perſonen beſchäftigt werden: der dort verfertigte feine Schnupftabak iſt auch unter dem Namen Sevilla berühmt. Die wohlerhaltenen Mauern der Stadt, mit vielen Thürmen, ſollen ein römiſches Werk ſeyn. Sevilla hat eine Univerſität, eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, mehrere öffentliche und Privatbibliotheken u. ſ. w. Ehemals war Sevilla der Sitz des Handels mit Amerika, ſeitdem aber dieſer ſich beinahe ganz nach Cadiz gezogen hat, iſt die Stadt ſehr heruntergekommen. Der alte, ſchlechtgelegene Spatziergang oder **Alaméda** iſt faſt ganz verlaſſen, ſeitdem man einen neuen, ſehr rei-

zenden, am **Guadalquivir** angelegt hat. Die einſt blühende Umgegend von Sevilla liegt wegen der ſchlechten Luft und der Unſicherheit der Gegend faſt unangebaut und verödet da. Eine Stunde von Sevilla liegt das Dorf **Santiponte**, wo die im Alterthum berühmte Stadt **Italica**, der Geburtsort der Kaiſer Trajan, Hadrian und Theodoſius, geſtanden haben ſoll. Man findet daſelbſt noch viele Ueberbleibſel römiſcher Baukunſt.

Córdova (Cordŭba) am Guadalquivir, mit 22000 Einw. Eine alte berühmte Stadt; Seneka und der Dichter Lukan wurden hier geboren. Eine Zeitlang war ſie der Hauptſitz der mauriſchen Herrſchaft. Von der alten Herrlichkeit iſt ihr nichts geblieben, als die Hauptkirche, einzig in ihrer Art. Die Araber haben ſie erbaut. Sie hat eine Länge von 600 Fuß und eine Breite von 400; das Innre, von 850 nur 30 F. hohen Marmorſäulen getragen, iſt der Länge nach in 19 Schiffe getheilt, und der Hauptaltar in der Mitte der Kirche freiſtehend angebracht; noch jetzt heißt ſie, wegen ihres arabiſchen Urſprungs, **La Mesquita**, die Moſchee. Man zählt darin an 100 Kapellen. Dieſe Kirche, eine königl. Stuterei und einige Corduanfabriken ſind die einzigen Merkwürdigkeiten der verarmten Stadt, in welcher es von Bettlern wimmelt.

In der Sierra morena, welche zum Theil zu dieſer Provinz gehört, bemerkt man einige, in dem 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts durch den Miniſter **Olavidez** angelegte Coloniſtenörter: **Carolina**, **Carlotta** und **Luisiana**. Sie beſtanden größtentheils aus deutſchen Anbauern und haben eine Wildniß in fruchtbare Felder umgeſchaffen. Sie mögen jetzt von etwa 10000 Seelen bewohnt werden.

Granáda am Fuße der Sierra nevada und an den Ufern des Xenil und **Darro**, mit 80000 Einwohnern; zu den Zeiten der Mauren ſoll ſie deren 400000 gehabt haben. Sie beſteht aus 4 Theilen: dem eigentlichen Granada, dem ſchönſten und volkreichſten Theile, mit vielen ſchönen Gebäuden, Plätzen und Springbrunnen; **Alhambra** iſt die auf einem Hügel gelegene Feſtung; **Albayzim** und **Antequerula** ſind Vorſtädte, meiſt von Seidenarbeitern und andern Handwerkern bewohnt. Die meiſten guten Häuſer haben nach mauriſcher Art Springbrunnen auf den Höfen; die Höfe ſelbſt werden mit Leinwand überzogen und gewähren ſo einen kühlen Aufenthalt im Sommer. Granada hat zwar viele ſchöne Gebäude, eine Univerſität, gelehrte Geſellſchaften u. ſ. w., bei weitem das Intereſſanteſte aber iſt der Hügel Alhambra. Er enthält erſtlich einen von Carl V. erbauten, jetzt aber ſchon ſehr verfallenen Pallaſt, welcher jetzt zum Pulvermagazin dient, dann das eigentliche Alhambra, den Pallaſt der mauriſchen Könige. Obwohl ein Theil deſſelben beim Bau jenes Pallaſtes abgebrochen wurde, ſo zeigt doch das noch

Vorhandene Spuren der größten Schönheit. Das Aeußere iſt nicht auffallend und mit feſten Mauern und Thürmen umgeben; im Innern aber findet man zwei mit Marmor gepflaſterte und mit Säulengängen umgebene Höfe, in deren Mitte herrliche Waſſerbecken ſich befinden. Die Zimmer ſind zum Theil noch wohl erhalten und in vielen finden ſich Springbrunnen, eben ſo lieblich für den Anblick als erfriſchend durch die Kühlung, welche ſie verbreiten. Auf dem Gipfel des Hügels endlich befindet ſich noch ein altes mauriſches Luſtſchloß, das **Generalife**, von herrlichen Gärten mit vielen Springbrunnen umgeben. Dieſe Stadt war die letzte Beſitzung der Mauren in Spanien und ward ihnen erſt unter Ferdinand und Iſabelle 1492 entriſſen, deren Grabmäler im prächtigen Dome ſich befinden. Die Belagerung gab zur Gründung einer kleinen Stadt in der Nähe **Santa Fe** (der heilige Glaube) Gelegenheit, welche die Spanier deshalb anlegten, um den Mauren jede Hoffnung zu benehmen, daß die Belagerung könne aufgehoben werden. Die Ebene, die ſich von Granada aus am Xenil entlang erſtreckt, **la Vega de Granada**, glich ſonſt einem reizenden Garten iſt aber durch vernachläſſigten Anbau jetzt öde und verbrannt.

Jaén (ſpr. Cha—en) Hauptort einer Provinz, iſt ein armſeliges Städtchen mit einer herrlichen Kathedrale.

Málaga (Malăca), an einer tiefen Bucht des mittelländiſchen Meeres, mit einem vortrefflichen Hafen, ſie zählt etwa 50000 Einw. Die Stadt hat wenig Merkwürdiges, aber die Umgegend iſt überaus reizend; hier und bei dem nahe gelegenen **Velez Malaga** (Manaba), welches ebenfalls am Meere liegt, wachſen die edlen Weine, welche den Hauptgegenſtand des Handels beider Städte ausmachen. Die geſchätzteſten Sorten ſind der **Lágrima de Malaga**, der **Pedro Ximenes** und der **Vino de Guindas**, dieſer ein gewöhnlicher Malaga, welchen man aber auf den zarten Sproſſen einer gewiſſen Art Kirſchbäume, **guinda** genannt, hat liegen laſſen. Außerdem werden noch in dieſer Gegend viele Südfrüchte, beſonders vortreffliche Feigen und ſelbſt Zuckerrohr gebaut.

Almería einſt blühend zur Zeit der Mauren iſt ſehr herabgekommen, doch wird in der Gegend ſchöner Marmor gebrochen und bei dem nahen **Adra** liegen in der **S. de Gadór** die reichſten Bleigruben Spaniens. Der Küſtenſtrich von **Malaga** bis **Almeria** iſt durch den Anbau des Reiß, der Baumwolle, des Zuckerrohrs und der Cochenille ausgezeichnet, er hat ein beinahe tropiſches Klima.

Die Stadt und Feſtung **Gibraltár (Calpe)** gehört zwar der Krone England, verdient aber doch als ein Theil dieſer Provinz betrachtet zu werden. Sie liegt auf einem nach Süden zu ins mittelländiſche Meer ſich erſtreckenden ſo ſteilen Felſen von

1400 F. Höhe, daß ſie ſelbſt ohne die Hinderniſſe, welche die Kunſt hinzugefügt, beinahe unerſteiglich wäre; die Stadt mit etwa 28000 Einw. liegt am weſtlichen Fuße des Felſens und hat einen vortrefflichen Hafen. Eine Eigenthümlichkeit dieſer Stadt iſt, daß alle Häuſer ſchwarz angeſtrichen ſind; theils um die Gluth der Sonnenſtrahlen in den Straßen zu mildern, theils auch, um einem angreifenden Feinde den deutlichen Ueberblick der Stadt zu erſchweren. Gibraltar iſt vielleicht die ſtärkſte Feſtung in Europa, ſie wurde 1781 und 1782 von dem tapfern Elliot gegen die vereinten Kräfte Spaniens und Frankreichs ſiegreich vertheidigt. Die ſchmale Landzunge, die zu ihr führt, wird von den bei der Belagerung aufgeworfenen Werken der Spanier, die Linien von **S. Roque** genannt, durchſchnitten. In älterer Zeit hieß der Felſen von Gibraltar **Calpe**, von den Arabern erhielt er den heutigen Namen.

H) **Murcia**, eine kleine, ſchlecht bevölkerte und noch ſchlechter angebaute Provinz; ſie iſt höchſt gebirgig; aber nur das Thal des **Segúra** iſt angebaut, alles Uebrige dürre Wüſte; es regnet oft in 8 bis 10 Monaten nicht. Die trockne glühende Hitze des Landes flößt den Einwohnern eine unüberwindliche Trägheit und ein melancholiſches Weſen ein, welche ſie von allen übrigen Spaniern unterſcheiden. Nichts thun und rauchen iſt der höchſte Genuß aller Stände; an Erzeugniſſe der Induſtrie iſt daher hier nicht zu denken, und das Einzige, was ausgeführt wird, iſt etwas Weizen und Seide, letztere verſteht ſich unverarbeitet.

Die Hauptſtadt **Murcia**, mit 35000 Einw., an der Segura, iſt eine ganz nach mauriſcher Art gebaute Stadt mit engen und ſchmutzigen Gaſſen. Unwiſſenheit und Trägheit herrſchen hier wie auf dem Lande. Die **Huerta** (Garten) oder nächſte Umgebung der Stadt iſt indeß durch Bewäſſerung unvergleichlich angebaut; eine wahre Oaſe in einer Wüſte. Im März 1829 richtete ein mehrere Tage anhaltendes Erdbeben in der Stadt und in der ganzen Provinz großen Schaden an. Viel angenehmer, wenn gleich nicht ganz ſo groß, iſt die Seeſtadt **Cartagéna** mit einem guten Hafen und 37000 Einw. Sie iſt eine der älteſten Städte des Landes, von Asdrubal, Hannibals Schwager, angelegt und von den Römern **Carthago nova** genannt. In der Gegend dieſer Stadt waren damals reiche Silbergruben, welche die Karthaginienſer bauten. Jetzt iſt ſie der zweite Kriegshafen Spaniens und hat gute Schiffswerfte, Zeughäuſer u. ſ. w., nur eben die Schiffe fehlen bei der gänzlich zerſtörten Seemacht der Spanier.

II. Das Aragoniſche Reich.

Es umfaßt die ganze öſtliche Seite der Halbinſel, nebſt einigen Inſeln im mittelländiſchen Meere. Die Einwohner zeichnen ſich im Ganzen genommen durch Fleiß und Betriebſamkeit aus. Die einzelnen Provinzen deſſelben ſind:

A) **Valencia.** Ein ſchmaler langer Küſtenſtrich am mittelländiſchen Meere, aber ohne Häfen, ſelbſt Alicante hat nur eine offene Rhede. Das Klima der Provinz iſt äußerſt milde und angenehm; Nebel und Reif ſind dort unerhörte Erſcheinungen. Die Valenzianer ſind ein höchſt betriebſames und geiſtreiches Volk, dem man, beſonders auf dem Lande, den mauriſchen Urſprung noch deutlich anſieht. Durch ihren unermüdeten Fleiß iſt dieſe Provinz die reizendſte von Spanien geworden. Obwohl ſie im Ganzen gebirgig iſt, ſo ſind doch auch die Berge terraſſenförmig angebaut; die Ebenen aber, von unzähligen Bewäſſerungskanälen durchſchnitten, bieten den Anblick der reizendſten Gärten dar, daher ſie mit Recht **Huertas**, Küchengärten genannt werden. Valenzia hat einen Ueberfluß an edlen Producten; die wichtigſten ſind: der Wein, wovon der aus der Gegend von Alicante der geſchätzteſte iſt; auch viel getrocknete Trauben werden von dort ausgeführt; ferner die Seide, die aber großentheils im Lande verarbeitet wird; das hier gewonnene Oel, das beſte von ganz Spanien, der Reiß, deſſen Cultur aber die Gegend ungeſund macht, und endlich Palmen, welche weniger der Datteln als der Zweige wegen gebaut werden, womit man in Spanien am Palmſonntage alle Kirchen und alle Häuſer ausſchmückt.

Die Hauptſtadt der Provinz, **Valencia (Valentia)**, liegt in einer ſchönen Ebene am rechten Ufer der **Turia** oder **Guadalaviár**; ſie zählt mit ihren beſonders ſchön gebauten Vorſtädten über **90000** Einw. Die Stadt ſelbſt hat zwar enge und ſehr krumme Gaſſen, die nicht einmal gepflaſtert ſind, dennoch aber iſt ſie ſehr reinlich gehalten. An merkwürdigen Gebäuden kann man nur das alte königl. Schloß **el Real**, die **Lonja**, der Seidenmarkt, eine von gothiſchen Säulen getragene Halle, und die Kathedralkirche **La Séo** (vielleicht von **Sedes** der Biſchofsſitz) genannt, anführen. Die **Alaméda** (der gewöhnliche Name der Promenaden in Spanien, von **Alămo** die Pappel), am linken Ufer des Fluſſes von Kanälen durchſchnitten, mit den herrlichſten Granat- und andern Bäumen bepflanzt, geht bis zum Hafen und iſt vielleicht die ſchönſte in Spanien. Dieſer Ort, ein gutes Theater und viele religiöſe Feſte, welche hier mit theatraliſchen Aufzügen gefeiert werden, machen die Hauptvergnügungen der Einwohner aus. Die neu eingerichtete Univerſität gilt

für die beſte in Spanien. Die Verarbeitung der Seide beſchäftigte ehemals an 20000 Perſonen. Das Dorf Grao (flacher Strand) und deſſen offene Rhede vertritt die Stelle eines Hafens, und dennoch iſt der Handel mit Wein und Branntwein nicht unbedeutend.

Alicante (Lucentum), mit etwa 25000 Einw., hat zwar keinen eigentlichen Hafen, ſondern nur eine ziemlich ſichere Rhede, dennoch iſt der Handel dieſes Ortes nächſt dem von Cadiz und Barcelona der bedeutendſte von Spanien. Wein, Branntwein, Roſinen, Seide, Wolle ſind die Hauptartikel deſſelben. Die Stadt ſelbſt iſt nicht ausgezeichnet, hat aber mehrere gute Schulen und liegt in einer reizenden Gegend.

Einige Stunden nördlich von Valencia liegt der jetzt unbedeutende Ort **Murviedro**, eine Stunde vom Meere, nur berühmt wegen der vielen Ueberbleibſel alter Herrlichkeit. Hier ſtand im Alterthume das herrliche **Saguntum**, eine griechiſche von den Römern beſchützte Stadt. Hannibal eroberte und zerſtörte ſie gänzlich nach einer hartnäckigen Belagerung, in welcher die Einwohner zuletzt ſich ſelbſt und ihre beſte Habe den Flammen preisgaben. In der Folge ward ſie von den Römern wieder erbaut und gehörte zu den glänzendſten Städten Spaniens. Die Ruinen, die man noch jetzt findet, ſind unſtreitig nur aus dieſer Zeit; beſonders merkwürdig iſt ein ſchönes noch ſo wohl erhaltenes Theater, daß man in dem 8ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ſpaniſche Stücke darin aufgeführt hat. Auf den Höhen, welche die Stadt beherrſchen, ſieht man noch die zum Theil wohl erhaltenen und jetzt wieder neu befeſtigten Trümmer von 7 Schlöſſern oder Feſtungen, welche die Mauren hier erbauten. Die Gegend iſt vortrefflich angebaut.

B) Cataluña (ſpr.: Catalunja), die nordöſtlichſte Provinz von Spanien, am Fuße der Pyrenäen, deren zahlreiche Aeſte das ganze Land durchziehen. Das Klima iſt daher hier ſchon viel gemäßigter und beſonders unbeſtändiger als in den ſüdlichen Provinzen. Auch dieſe Provinz iſt vortrefflich angebaut, und wie in Valenzia ſo werden hier die Felder durch tauſend größere und kleinere Kanäle bewäſſert. Fleiß und Betriebſamkeit zeichnen die Catalanen aus; dabei ſind ſie tapfer, unermüdlich, ſtolz auf ihre Vorzüge, und halten hartnäckig auf ihre alten Freiheiten. Sie haſſen den Caſtilier, der ſich ebenfalls für den erſten hält, unendlich mehr aber noch die Franzoſen, und das ſchon von alter Zeit her. Weizen und alle Sorten Obſt werden hier am meiſten gebaut. Unter den Fabriken ſind die in Wolle, Baumwolle und Papier die bedeutendſten.

Die Hauptſtadt der Provinz **Barcelona (Barcino)**, mit 140000 Einw., iſt eine der ſchönſten und reichſten Städte Spaniens. Ihre Lage am Meere und ihre Umgebungen ſind köſt-

lich. Die Stadt iſt ſtark befeſtigt und hat außerdem noch eine Citadelle und das etwas ſüdlicher, auf einem Berge gelegene, ſtarke Fort **Monjuy**; der Hafen, obwohl ſicher, hat nur wenig Tiefe. Am Hafen liegt die niedlich gebaute Vorſtadt **Barceloneta**, meiſt von Fiſchern, Matroſen, Handwerkern u. ſ. w. bewohnt. Der alte Pallaſt der Grafen von Barcelona und der aragoniſchen Könige, die Börſe, die Domkirche, das Schauſpielhaus das ſchönſte in Spanien, ſind die bedeutendſten Gebäude der Stadt; dazu kommen noch mehrere treffliche Spaziergänge. Barcelona hat mehrere gute Schulen für Medizin, Kriegswiſſenſchaften u. ſ. w.; eine Kanonengießerei, auch nicht unbedeutende Fabriken in Seide, Wolle und Baumwolle. Auch hier lieben die Einwohner ſehr theatraliſche Aufzüge und Darſtellungen bei religiöſen Feſten.

Sieben bis acht Stunden nördlich von Barcelona liegt der berühmte 3800 F. hohe **Monserrat**, ein wilder, zackiger Berg, auf welchem ſich ein Kloſter mit einer, vor dem Kriege wenigſtens, durch ihre Schätze ausgezeichneten Kirche und 13 oder 14 Einſiedeleien befanden, welche auf dem ganzen Berge hin und wieder zerſtreut lagen. Der Krieg hat auch dieſen Ort verwüſtet und mehr als ein Mal ihn als Feſtung benutzt. Die Kirche iſt zerſtört und die Einſiedeleien unbeſetzt. Die Provinz enthält noch mehrere nicht unbedeutende Oerter, als: **Tarragona** (**Tarrăco**), eine alte, jetzt ſehr verfallene Stadt mit 11000 Einw., **Tortosa** (**Dertosa**) am Ausfluß des Ebro mit 16000 Einw. und einigem Handel, **Reús** mit 25000 Einw., und die bedeutenden Feſtungen: **Geróna**, **Figuéras**, **Rosas**, die aber alle im letzten Kriege zum Theil zerſtört worden ſind.

Bei der ſtarken Bergfeſtung **Cardona** am **Llobregat** (ſpr.: Ljobregat) befindet ſich eine ſchöne Grube von Steinſalz. Unmittelbar unter dem Kamm der Pyrenäen, auf ſpaniſchem Gebiet, liegt das Thal von **Andorra**, von 9 □ M. mit etwa 15000 Einw., welches ſeit Jahrhunderten eine eigenthümliche Selbſtſtändigkeit behauptet hat. Die 6 Gemeinden, die das Thal enthält, regieren ſich durch ſelbſtgewählte Abgeordnete und zwei Oberrichter, wovon der eine von Frankreich, der andere von Spanien beſtätigt wird.

C) **Arăgon**, weſtlich von Catalonien, am Fuße der Pyrenäen und daher von vielen Gebirgen durchſchnitten. Dieſe Provinz iſt in den neueren Zeiten ſehr von ihrem alten Glanze herabgekommen und hat an Reichthum und Bevölkerung ſehr verloren. Sie war ehemals der Haupttheil eines eignen Reiches und genoß dabei einer ſehr freien Verfaſſung. Die königliche Würde war zwar erblich, aber durch die von den Königen bei ihrer Thronbeſteigung beſchwornen Rechte der Stände, des Adels und der Geiſtlichkeit ſehr beſchränkt. Ein eigner, nur den Ständen

verantwortlicher Beamte, der **Justicia mayór**, ſtand dem Kö⸗ nige zur Seite und wachte über die Rechte der Unterthanen; er ſprach, im Namen der Stände, bei der Thronbeſteigung jene berühmten Worte zum neuen Fürſten: „Wir, die wir eben ſo viel ſind als Ihr, wir machen Euch zu unſerm König und Herrn, mit der Bedingung, daß Ihr unſre Rechte und Freiheiten be⸗ wahret. Wo nicht, nicht." Die Erinnerung der alten Freiheit lebt noch immer in den Herzen der Aragonier und macht ſie ernſt und ſtolz. Sie gehören, nebſt den Catalanen und Gali⸗ ziern, zu den beſten ſpaniſchen Soldaten. Die Provinz iſt ſchlecht angebaut: etwas Getreide, vorzüglich gutes Oel und etwas Obſt ſind die Hauptproducte.

Die Hauptſtadt des Landes iſt **Zaragoza** (ſpr.: Sſaragoſſa) (**Caesar Augusta**), am rechten Ufer des Ebro, Sitz eines Erz⸗ biſchofs, einer Univerſität, Akademie der Künſte u. ſ. w., mit etwa 50000 Einw., vor dem Kriege. Sie hat zwei ſchöne Hauptkirchen, die eigentliche Kathedrale, **La Séu** (ße—u) ge⸗ nannt, und die Liebfrauenkirche **Madona del Pilár**; die erſtere iſt ein finſteres, die zweite ein heitres, freundliches Gebäude. Der Heldenmuth ihrer Bewohner in der Vertheidigung der Stadt hat ſie unſterblich gemacht. Am 21. Dezember 1808 von einem weit überlegenen, mit allen Künſten und Mitteln der Belage⸗ rung reichlich verſehenen Feinde angegriffen, vertheidigten ſich die Einwohner, nur von einer ſchwachen Beſatzung unterſtützt, un⸗ ter dem heldenmüthigen **Palafox** (geſt. 1816) bis zum 21. Febr. 1809. Die unbedeutenden Mauern und die alten verfallenen Werke der Stadt konnten freilich nicht lange Widerſtand leiſten; aber jedes Haus, jede Kirche, jeder Zollbreit des Bodens ward mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit vertheidigt, und erſt als Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und das Schwerdt des Feindes den größten Theil ihrer tapfern Vertheidiger hinwegge⸗ rafft hatten, geriethen die Trümmer der Stadt in die Gewalt der Franzoſen.

Die übrigen Städte verdienen keine beſondre Erwähnung. Schon vor dem Kriege waren in dieſer Provinz über 500 bei⸗ nahe entvölkerte Dörfer!

D) Das Königreich **Mallorca** (ſpr.: Maljorca) umfaßt zwei Inſelgruppen im mittelländiſchen Meere, wovon die eine aus den Inſeln **Mallorca** (**Balearis mājor**), **Menorca** (**Balearis mĭnor**), und der aus Furcht vor den Barbaresken unbewohn⸗ ten kleinen Inſel **Cabrera** (**Capraria**) beſteht. Zuſammen hei⸗ ßen ſie die **Baleariſchen Inſeln**. Dieſen, von einem grie⸗ chiſchen Worte, welches *werfen* bedeutet, abgeleiteten Namen führten ſie ſchon im Alterthume, wo ihre Bewohner als vor⸗ treffliche Schleuderer berühmt waren. Sie enthalten zuſammen

etwa 270000 Einw. Auf der beſſer angebauten **Mallorca** befindet ſich die befeſtigte Hauptſtadt **Palma**, mit 35000 Einw. und einem guten Hafen. **Menorca** iſt nur wenig fruchtbar und enthält die ſtarke Feſtung **Port Mahon (Portus Magonis)** mit 16000 Einw. und einem vortrefflichen Hafen. Der Ort ſoll von einem karthaginienſiſchen Feldherrn **Mago** angelegt worden ſeyn; daher der Name. Die zweite Inſelgruppe beſteht aus den Inſeln **Iviza (Ebŭsus)**, **Formentera (Ophiusa)** und einigen kleinen Eilanden, ſie heißen zuſammen die Pityuſiſchen Inſeln, ein griechiſcher Name, welcher ſo viel als Fichten-Inſeln heißt. Sie mögen etwa 22000 Einwohner zählen und enthalten keinen weiter bedeutenden Ort.

III. Das Königreich Navarra.

Dieſe kleine durchaus gebirgige Provinz liegt am Fuße der weſtlichen Pyrenäen, ihr Klima iſt ziemlich rauh, und nur in den Thälern gedeiht der Anbau des Weins. Unter dieſen Thälern iſt das berühmteſte das von **Roncesvalles**, in welchem nach einer alten Sage das Heer Carls des Großen bei der Rückkehr aus einem ſiegreichen Feldzuge in Spanien, von den wilden Bewohnern der Pyrenäen überfallen, eine große Niederlage erlitt, in welcher auch der fabelhafte Held ſo vieler Gedichte, der große Roland (ſpan. **Don Roldán**), den Tod gefunden. Navarra bildete ehemals ein eignes Reich dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen, daher auch in Frankreich eine Provinz Navarra, wovon die Könige von Frankreich noch bis auf die neueſten Zeiten den Titel führten. Spaniſch-Navarra ward ſeinen eigenthümlichen Fürſten gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von Ferdinand dem Katholiſchen entriſſen, und wird noch jetzt als ein eignes Reich behandelt. Die Einwohner ſind ein kühnes gewandtes Volk, welches in Sprache und Sitten ſchon einige Aehnlichkeit mit ſeinen Nachbaren jenſeits der Pyrenäen verräth.

Die Hauptſtadt **Pampelóna (Pompĕlo)**, mit etwa 15000 Einw., iſt ſchlecht gebaut, aber ſehr reinlich. Sie enthält kein merkwürdiges Gebäude und iſt überhaupt traurig und todt. Zwei ſtarke Citadellen beſchützen ſie.

IV. Die Baskiſchen Provinzen, oder Biscaya. (Das Land der Vascōnes, Basken).

Die nördlichſte Provinz von Spanien, ein kleines Gebirgsland am atlantiſchen Meere; ſie umfaßt 3 kleine Provinzen: **Biscaya** oder **Vizcaya**, **Guipúzcoa** und **Alăva**. Die Bewohner dieſer kleinen Provinz haben viel Eigenthümliches; wahr-

ſcheinlich ſind ſie die reinen Abkömmlinge der im Alterthume durch Tapferkeit ausgezeichneten Cantabrier ſie ſelbſt nennen ſich **Escualòunac**, was Männer mit geſchickten Händen bedeuten ſoll. Sie reden eine eigene, vom Spaniſchen durchaus verſchiedene Sprache, **el basquence**, oder im Lande ſelbſt **Escuara** genannt, und zeichnen ſich noch jetzt durch Tapferkeit, körperliche Kraft, Fröhlichkeit und Freiheitsliebe aus. Die Verfaſſung, für deren Aufrechthaltung ſie auch jetzt nur kämpfen, iſt ganz republikaniſch. Sie bezahlen keine Abgaben an Spanien, ſondern nur eine jährlich von ihnen ſelbſt bewilligte Summe als freies Geſchenk; ſie wählen ihre Beamten ſelbſt, haben ihre eigne Juſtizverwaltung und wenn ſie Truppen ſtellen, ſo bilden dieſe ein eignes Contingent. Das Land wird vortrefflich angebaut, hat aber keine Dörfer, ſondern einzeln liegende Häuſer, die ſeit undenklichen Zeiten denſelben Familien gehören. Jeder Biscayer hält ſich für adelig. Bei der großen Betriebſamkeit der Bewohner und den bedeutenden Vorzügen einer beinahe ganz freien Verfaſſung blühen Handel und Induſtrie, und das Land iſt ſehr ſtark bevölkert. Die vortrefflichen Eiſengruben und die vielen Hüttenwerke beſchäftigen eine Menge Menſchen. Mehrere gute Häfen begünſtigen die Betriebſamkeit der Einwohner, ſo **Bilbáo (Flaviobriga)** in Biscaya, in einem engen Thale, am Fluſſe **Ibayzabal** (in der Landesſprache der enge Fluß), der aber doch ſchon bedeutende Laſtſchiffe aufnimmt. Die Zahl der Einwohner beträgt an **15000**, die in dem engen Raume ſehr zuſammengedrängt wohnen; der Handel der Stadt, beſonders mit Wolle, iſt ſehr bedeutend. Der eigentliche Hafen iſt **Portugalète**. Ferner

San Sebastian in Guipuzcoa, auf einer ſchmalen Erdzunge am Meere, mit **13000** Einw. Der Hafen iſt unbedeutend, eine kleine Stunde davon aber befindet ſich einer der vortrefflichſten Häfen in der Welt, **Los Passages** genannt; das Meer bildet hier zwiſchen Bergen eine tiefe Bucht, die beinahe einem Landſee gleicht. Auch hier iſt bedeutender Handel. S. Sebaſtian hat im franzöſiſchen Kriege außerordentlich gelitten, und iſt beinahe ganz abgebrannt. Die Zahl der Einwohner war bis auf 6000 zuſammengeſchmolzen.

Endlich **Fuenterabia** am Ausfluß der **Bidassoa**, Gränzfeſtung gegen Frankreich, mit einem guten Hafen und **1700** Einwohnern.

Im Innern des Landes in **Alăva**, liegt die befeſtigte Stadt **Vitoria**, (**Victoria Juliobrigensium**) mit **7000** Einw. und einigen Eiſenfabriken, beſonders werden gute Degenklingen gemacht. Hier erfocht Wellington **1813** einen entſcheidenden Sieg, der die Franzoſen nöthigte, Spanien gänzlich zu räumen.

Die außereuropäiſchen Beſitzungen der Spanier ſind:

1) in Afrika. Die Städte **Ceuta**, **Melilla**, **Peñon de Velez**, **Alhuzemas**, der Küſte von Andaluſien gegenüber. Die Kanariſchen Inſeln. Die Inſel **Annabon**, die Prinzen-Inſel und **Fernando del Po**, welche aber von Spanien nie beſetzt worden ſind.

2) In Aſien. Die Maniliſchen oder Philippiniſchen Inſeln, die Marianen, die Carolinen, die Baſchee-Inſeln, und **Mindanao**.

3) In Amerika. Von den ungeheuren Beſitzungen der Spanier in Nord- und Süd-Amerika iſt ihnen nichts geblieben, als die Inſeln **Cuba** und **Puerto rico** und einige von den Jungfern-Inſeln, die zu den kleinen Antillen gehören. Alle außereuropäiſche Beſitzungen der Spanier mögen jetzt etwa 3 Millionen Einwohner enthalten, während ſie früher über 15 Millionen zählten.

Aus dieſer Beſchreibung ergiebt ſich ſchon, daß Spanien ein nur zum kleinſten Theile gut angebautes Land iſt, woran jedoch der Charakter der Einwohner mehr als das Klima oder der Boden Schuld ſind; denn zu den Zeiten der Mauren war Spanien ungleich bevölkerter und genoß des blühendſten Anbaues. In einem ſolchen Lande kann das Reiſen freilich nicht ſo angenehm ſeyn, als in unſern beſſer angebauten und beſſer bevölkerten Gegenden. Indeß ſind die Hauptſtraßen, z. B. von Bayonne in Frankreich nach Madrid, und von da nach Cadiz, nach Badajoz und andern bedeutenden Orten ſo vortrefflich, als in irgend einem andern Lande; in den letzten Jahren iſt beſonders ſehr viel auf Anlegung und Verbeſſerung der Landſtraßen verwendet worden. Außer dieſen Chauſſeen, hier **camino reál** (königlicher Weg) genannt, ſind aber auch alle übrige Wege abſcheulich, wozu die vielen Gebirge und die vielen Gebirgswaſſer natürlich das meiſte beitragen. Eben ſo ſind im Ganzen genommen die ſpaniſchen Wirthshäuſer viel ſchlechter als die unſrigen, doch muß man hier 3 Arten wohl unterſcheiden. In den größeren Städten findet man ſogenannte **Fondas**, ungefähr eben ſo eingerichtet wie die großen Gaſthöfe bei uns; in Dörfern und Flecken heißen die Wirthshäuſer **Posádas** und ſind freilich meiſt erbärmlich; nicht ſelten iſt es, daß man hier nichts anders als Obdach, Bett und etwa Wein, Brodt u. ſ. w. findet; alles übrige muß erſt in der Nachbarſchaft gekauft werden. Noch übler befindet man ſich oft in den **Ventas** d. h. auf der Landſtraße einzeln gelegenen Wirthshäuſern. Wenn man aber bedenkt, daß viele derſelben, nur damit die Reiſenden ein Obdach finden, in einer oft meilenweit unbewohnten Gegend angelegt worden ſind, daß man in Spanien überhaupt weniger reiſet als in unſern Gegenden, ſo wird man ſich nicht wundern, hier oft

den äußerſten Mangel anzutreffen. Auch pflegt jeder bemittelte Spanier Lebensmittel und andre Bedürfniſſe auf ſeinen Reiſen mit ſich zu führen. Fahrende Poſten und zwar vortrefflich eingerichtete Diligencen (Schnellpoſten) giebt es nur auf den vorhin erwähnten Hauptſtraßen; man reiſt entweder mit Extrapoſt, oder aber viel gewöhnlicher mit Lohnkutſchern, deren ſchwerfällige aber bedeckte Wagen **Galéras** oder **Tartánas** heißen, oder mit Maulthiertreibern, **arriéros**, welche einzelne Maulthiere zum Reiten vermiethen, während ſie ſelbſt nebenher laufen. Am liebſten reiſt der gemeine Mann, nach alt orientaliſcher Weiſe, in größeren Geſellſchaften, auch ſchon der Sicherheit wegen, denn wie faſt zu allen Zeiten, ſo noch jetzt, ſind Räuber eben keine ſeltne Erſcheinung auf den Landſtraßen. Hausdiebſtahl und Einbruch kommen ſelten in Spanien vor; ein Dieb wird allgemein verachtet, nicht ſo der Räuber. Einige freilich, **Ratéros** genannt, ſind gemeine Spitzbuben, häufig Zigeuner, welche nur gelegentlich einzelne Reiſende anfallen. Andre dagegen, **Salteadores** genannt, aus Schleichhändlern, wegen politiſcher Vergehungen oder auch wegen raſchen im Zorne verübten Mordes Verfolgten beſtehend bilden zahlreiche, oft berittene und wohlbewaffnete Banden, welche theils gelegentlich zuſammentreten und ſich wieder zerſtreuen, theils auch wohl eine zeitlang unter wohlbekannten Hauptleuten gleichſam das Feld behaupten. Meiſt führen ſie den Krieg nur gegen Staatseigenthum, oder größere Waaren- und Geldtransporte, und behandeln die Reiſenden mit einiger Schonung. Eigentliche Grauſamkeiten fallen ſeltener vor. Natürlich ſind ſolche Erſcheinungen nach dem jedesmaligen politiſchen Verhältniſſen bald mehr bald minder häufig.

Sprache und Litteratur.

Die ſpaniſche Sprache iſt, wie die portugieſiſche, eine Tochter der lateiniſchen, durch den Einfluß germaniſcher Sprachen verändert und durch Beimiſchung vieler arabiſchen Wörter bereichert. Sie iſt zwar die allgemein herrſchende im Lande, indeß wird, wie ſchon bemerkt, in Biscaya eine ganz eigenthümliche Sprache geredet, und das Cataloniſche, welches in Catalonien, Aragonien und zum Theil noch in Valenzia geſprochen wird, weicht ſehr vom rein Spaniſchen oder Caſtiliſchen ab und hat mehr Verwandtſchaft mit dem im ſüdlichen Frankreich herrſchenden Provenzaliſchen. Die ſpaniſche Litteratur, wenn gleich, beſonders in der neuern Zeit, weniger reich als die deutſche, franzöſiſche oder engliſche, hat den eigenthümlichen Vorzug, den ſie wohl zum Theil der abgeſchloſſenen Lage des Landes verdankt, daß ſie ſich mehr als jede andre neuere, auf eine durchaus nationale Weiſe ausgebildet hat; daher es eben ſo thöricht wäre,

die Formen der ſpaniſchen Poeſie zu tadeln, weil ſie nicht die deutſchen oder franzöſiſchen ſind, als ſie unbedingt als Muſter andern Völkern vorzuhalten. Die ſpaniſche Poeſie liebt wie alle neu europäiſche den Reim, hat aber außerdem bei dem Reichthum an wohltönenden Endigungen noch eine unvollkommnere Art des Reims, die Aſſonanz, zugelaſſen, welche ohne Berückſichtigung der Conſonanten bloß durch die Wiederkehr des nemlichen Vocals das geübte Ohr befriedigt. Mehrere gelungene Nachbildungen von A. W. Schlegel, Tiek, Gries und andern haben die Zuläſſigkeit dieſes Reims auch für die weniger günſtig organiſirte deutſche Sprache bewieſen. Die älteſten Formen der ſpaniſchen Poeſie waren ſehr einfach, kurze Verſe mit auf einander folgenden oder ſich kreuzenden Reimen bildeten längere oder kürzere Strophen, **coplas**; die **villancicos** oder bäuriſchen Lieder waren von derſelben Art; dazu kamen noch die Gloſſen. Sie beſtehen aus einem gewöhnlich 4zeiligen Thema, wovon jeder Vers in einer eigenen Strophe weiter ausgeführt wird und am Schluß der Strophe überraſchend wiederkehrt, ſo daß das ganze Gedicht ſo viel Strophen hat, als das Thema Verſe; man könnte ſie mit den muſikaliſchen Variationen über ein Thema vergleichen. Durch die Berührung der Spanier mit den Arabern entſtand wahrſcheinlich die Romanze in einer der ſpaniſchen Poeſie ganz eigenthümlichen Art. Sie beſteht aus kurzen Verſen mit abwechſelnder Aſſonanz, doch ſo, daß der nemliche Vocal das ganze Stück beherrſcht. Die kriegeriſchen und Liebes-Abenteuer des langen Kampfes zwiſchen Spaniern und Arabern bilden den gewöhnlichſten Stoff derſelben. Die fabelhaften Thaten Carls des Großen und ſeiner Paladine, die Thaten und Schickſale des berühmten Cid und die letzten Kämpfe der Mauren in Granada, haben mehreren großen Sammlungen ſolcher Romanzen den Urſprung gegeben. Herder hat in ſeinen Volksliedern eine, wenn gleich in der Form ſehr vernachläſſigte, doch geiſtvolle Nachbildung einiger derſelben gegeben. Schöne, aber ziemlich ſeltne Sammlungen dieſer älteſten Gedichte ſind der **Cancionéro generál** und der **Cancionéro de románces** aus dem 16ten Jahrh. und des **Romancéro generál** aus dem Anfang des 17ten Jahrh. Die älteſten Denkmäler aber der ſpaniſchen Poeſie ſind das größere Gedicht von den Thaten des **Cid: Poema del Cid**, wahrſcheinlich aus dem 14ten Jahrh. und das faſt eben ſo alte **Poema de Alexandro.** Zu dieſen urſprünglichen Formen geſellte ſich im 16ten Jahrhundert noch der ganze Reichthum der Formen der italiäniſchen Poeſie, und Sonette, Terzinen, Seſtinen, Octaven fanden bald die glücklichſte Aufnahme. Die höchſte Blüthe der ſpaniſchen Litteratur fällt in das 16te und den Anfang des 17ten Jahrhunderts, und die gleichzeitigen Dichter **Lope de Vega, Calderón** und **Cervantes**

kann man als den Gipfel der ſpaniſchen Poeſie betrachten. **Lope Felix de Vega Cárpio**, geboren zu Madrid 1562, geſtorben 1635, war der bewunderte Liebling ſeiner Zeit. Kein Dichter irgend einer Zeit hat je ſo viel geſchrieben; ſchon als Kind hatte er Komödien verfertigt, und mehr als einmal in ſeinem Leben ſchrieb er ein Stück in Einem Tage; mehr als 3 Tage koſtete ihn nicht leicht eins. Die Zahl ſeiner gedruckten Werke ſetzt in Erſtaunen, und doch iſt dies vielleicht nur der kleinere Theil von dem, was aus ſeiner Feder gefloſſen. Seine gedruckten dramatiſchen Werke machen allein 26 Bände in 4to aus, deren jeder 12 Stücke enthält; die kleineren und größeren Gedichte in jeder Gattung ſind unzählig; auch mehrere Werke in Proſa hat er hinterlaſſen. Bei dieſem unbegreiflichen Reichthum dürfen wir uns freilich nicht wundern, wenn alle ſeine Werke die Spuren der Flüchtigkeit verrathen, wenn beſonders der Plan und die Anlage ſeiner dramatiſchen Werke höchſt unvollkommen ſind und keinen Vergleich mit denen des Calderon aushalten. Er ſelbſt geſteht, daß er keine Anſprüche auf höhere Kunſt mache und ſich nach dem richte, was dem Publicum in ſeiner Zeit gefalle; und bei alle dem kann man ihm den Ruhm eines bewunderungswürdigen Geiſtes nicht abſprechen. Ihm weit überlegen an Tiefe und Beſonnenheit in der Anlage, an Würde, Fleiß und poetiſchem Werth in der Ausführung ſeiner Stücke, iſt **Don Pedro Calderón de la Barca** unſtreitig der erſte unter den dramatiſchen Dichtern Spaniens, nach welchem aber auch keiner erſchienen iſt, der ſich mit ihm meſſen könnte. Er ward geboren 1601 und ſtarb 1687. Auch er zeichnete ſich durch eine bedeutende Fruchtbarkeit aus; ſeine Werke in 11 Bänden in 4to enthalten 108 Stücke, wovon uns mehrere durch die meiſterhafte Ueberſetzung von A. W. Schlegel, Gries u. A. bekannt und zum Theil ſelbſt aufs Theater gebracht worden ſind. Die Stücke dieſer und aller übrigen ſpaniſchen Dichter werden von den Spaniern zwar alle **Comedias** genannt, in Rückſicht auf den Inhalt aber in 3 Klaſſen getheilt: ſolche, welche geiſtliche und religiöſe Gegenſtände behandeln, wie z. B. die Andacht zum Kreuz von Calderon; ſolche, welche heroiſch-allegoriſche Gegenſtände darſtellen; dieſe beiden entſprechen am meiſten dem Begriff unſrer Tragödie; und ſolche endlich, welche ſie **comedias de capa y espada**, Mantel- und Degenſtücke nennen, Intriguenſtücke, welche unſern Komödien entſprechen und aus welchen auch franzöſiſche, engliſche und deutſche Dichter oft genug, ohne ihre Quelle zu nennen, geſchöpft haben. Jedes dieſer Stücke wird in **Jornádas**, Tage oder Acte, gewöhnlich nur 3, getheilt. Außer dieſen größeren Stücken haben die Spanier noch eine große Menge kleinerer in einem Acte, welche theils als Zwiſchenſpiele der größeren Stücke, theils nach Beendigung derſelben gegeben

werden. Solche ſind die **Autos sacramentales**, religiös allegoriſche Darſtellungen, **Saynétes** und **Entreméses**, komiſche Zwiſchenſpiele. — Weniger als dramatiſcher Dichter denn als Verfaſſer des unvergleichlichen **Don Quixote** (ſpr.: Kichote) und andrer proſaiſchen Werke, iſt **D. Miguel** (mighel) **de Cervantes Saavedra** bekannt. Geboren **1547** zu Alcala de Henarez von edlen aber unbemittelten Eltern, ging er, nach vollendeten Studien, nach Italien und focht unter Johann von Oeſtreich in der berühmten Seeſchlacht von Lepanto 1571, wo die Uebermacht der Türken zur See zuerſt gebrochen wurde. Ein Schuß verſtümmelte ihm die linke Hand. Vier Jahre nachher, als er zu Schiffe nach Spanien zurückkehren wollte, ward er von algieriſchen Seeräubern gefangen. Seine unaufhörlichen, oft höchſt tollkühnen Verſuche, ſich in Freiheit zu ſetzen und zuletzt ſämmtliche Sklaven zum Aufruhr zu reizen, flößten ſelbſt den Barbaren Ehrfurcht vor ſeiner Unerſchrockenheit ein. Im Jahre **1580** ward er losgekauft und kehrte nach Spanien zurück. Von hier an bis zu ſeinem Tode **1616** lebte er beſtändig in Dürftigkeit und ſeine allgemein bewunderten Werke verſchafften ihm nur karge Gönner. Anfänglich ſchrieb er einige dramatiſche Stücke, wovon die **Numancia** durch eine deutſche Ueberſetzung uns bekannt geworden iſt, gab aber das Theater bald wieder auf, weil Lope de Vega allein allen Beifall an ſich riß. Der erſte Theil des Don Quixote erſchien **1605** und fand bald einen unglaublichen Beifall. Als er mit der Fortſetzung zögerte, unternahm es ein ungeſchickter Schriftſteller, **Avellanéda**, das Werk zu vollenden, und der Unwille über dieſe Anmaßung trieb nun auch Cervantes an, den 2ten Theil des Don Quixote zu liefern, der wo möglich den erſten noch übertrifft. Wer dieſes unſterbliche, in alle Sprachen überſetzte Werk auch nur aus der vortrefflichen Ueberſetzung von Tiek kennt, wird ſich wenigſtens einen Begriff von der unergründlichen Tiefe und Abſichtlichkeit des Planes, der geiſtvollen unendlich reichen Ausführung und der Pracht und Vollkommenheit der Sprache machen können. — Höchſt meiſterhaft ſind noch ſeine **Novelas exemplares** oder lehrreiche Novellen; ſeine übrigen Werke, ein Schäfergedicht **Galatea**, ſein erſtes Werk, die Reiſe nach dem Parnaß, und die Abenteuer des **Persíles** und der **Sigismunda**, ſein letztes Werk, ſind weniger bekannt in Deutſchland. Der Roman war von jeher eine Lieblingsgattung der ſpaniſchen Poeſie. Wenn auch vielleicht portugieſiſchen Urſprungs iſt der weltbekannte **Amádis de Gaula**, wahrſcheinlich aus dem 14ten Jahrh., doch nur in ſpaniſcher Sprache vorhanden. Im 16ten waren beſonders die komiſchen Romane, deren Helden Landſtreicher, **pícaros**, beliebt und in dieſer Gattung ſind der **Lazarillo de Tormes** von **Diego de Mendoza** und **D. Guzman de Alfarache** von **Tomaso Ale-**

man berühmt. Im Epiſchen dagegen hat Spanien nur das einzige mehr hiſtoriſche als epiſche Gedicht **Araucana** von **Alonzo de Ercilla**, welcher ſelbſt in dem Kriege gegen die Araucaner in Amerika mitgefochten, aufzuweiſen. Unter den älteren, trefflichen Geſchichtswerken der Spanier ſind die vorzüglichſten: Des vorhin erwähnten **Mendoza** Geſchichte des Aufruhrs der Mauren von Granada; die Geſchichte von Aragon, von **Geronimo Zurita**; die Geſchichte von Spanien, von **Mariana** und die Geſchichte der Eroberung von **Mexico** von **Antonio de Solis**. — Die Thronbeſteigung der Bourbons im 18ten Jahrhundert beendigt gewiſſermaßen die ächt nationale Poeſie der Spanier, franzöſiſche Anſichten, Ueberſetzungen franzöſiſcher, beſonders dramatiſcher Werke und Nachahmungen derſelben traten an die Stelle der früheren aus dem innerſten Geiſte und Charakter des Volks gefloſſenen Werke; weshalb hier die neueren poetiſchen Producte der Spanier beſſer unerwähnt bleiben.

Geſchichte.

Die älteſten Bewohner der pyrenäiſchen Halbinſel, wahrſcheinlich theils galliſcher, theils afrikaniſcher Herkunft, mochten ſchon viele Jahrhunderte in dem Zuſtande der Barbarei zugebracht haben, als etwa **1100** Jahre vor Chriſti Geburt, die erſten Fremden dies Land beſuchten. Dies waren die im höhern Alterthume durch ihre Kenntniſſe, Kunſtfertigkeiten, beſonders aber durch Schifffahrt berühmten Phönicier oder Tyrier, die Bewohner eines kleinen Küſtenſtrichs von Syrien. Die Entdeckung Spaniens, ſpäterhin von den Griechen Hesperien genannt, war für ſie, was in neuerer Zeit die Entdeckung von Amerika für Europa geworden iſt. Spanien war damals reich an Gold und Silber, und die tyriſchen Kaufleute eilten dieſe koſtbaren Metalle von den halbwilden Einwohnern gegen unbedeutende Waaren einzutauſchen, und legten an mehreren Punkten der Küſte, beſonders in der Gegend von Cadiz, welches ſie unter dem Namen Tarſchiſch, **Tartessus**, ſpäterhin **Gades**, erbaut haben ſollen, zahlreiche aber friedliche Niederlaſſungen an. Die Karthager, ein Pflanzvolk der Tyrier, an der Küſte von Afrika in der Gegend des heutigen Tunis, bald mächtiger als der Mutterſtaat, nahmen in der Folge dieſe Beſitzungen ein und legten zuerſt befeſtigte Plätze an. Doch blieb ihr Einfluß lange Zeit auf die Küſten beſchränkt, bis ſie endlich, nach einem unglücklichen Kriege mit den Römern, ſich durch Eroberungen in Spanien zu entſchädigen ſuchten. Hamilcar, einer ihrer Feldherren, der Vater des großen Hannibal, unterjochte in einem achtjährigen Kampfe mehrere der kleinen Völkerſchaften, welche damals ohne innern Zuſammenhang das Land bewohnten; ſein Schwiegerſohn Has-

dru-

drubal, der Erbauer von Carthago nova, jetzt Cartagena, und nach deſſen Tode ſein Sohn Hannibal vollendeten ſein Werk; doch ſcheint es nicht, als ob die karthagiſchen Eroberungen ſich jemals weit über den ſüdöſtlichen Theil der Halbinſel ausgebreitet hätten. Die tapfern, im Norden und Weſten wohnenden Völkerſchaften blieben unbezwungen, lieferten aber, wie ganz Spanien, den Karthagern einen großen Theil jener Miethtruppen, womit ſie lange Zeit ſelbſt den Römern furchtbar blieben. Hannibal, der den Untergang der Römer ſich zum Ziel genommen hatte, ließ ein Heer in Spanien zurück, und nachdem er Sagunt (jetzt Murviedro), eine griechiſche Pflanzſtadt unter römiſchen Schutze, trotz einer verzweifelten Gegenwehr erobert und zerſtört hatte, trat er mit einem mäßigen Heere, unter welchem auch viele Spanier und Balearen dienten, jenen merkwürdigen Zug über die Pyrenäen, durch Gallien, über die Alpen nach Italien an, in welchem er 17 Jahre lang ohne Unterſtützung von ſeinem Vaterlande das Schrecken der Römer blieb. Während ſeiner Abweſenheit verfielen die Angelegenheiten der Karthager immer mehr, und die Römer unter Scipio hatten noch vor dem Ende des Krieges ihnen alle ihre Beſitzungen in Spanien entriſſen. Der Friede 201 vor Chr. eröffnete den Römern dies ſchöne Land, und dieſe, die nicht Handel treiben, ſondern erobern wollten, trugen nun ihre ſiegreichen Waffen in alle Theile des Landes. Zwei Jahrhunderte vergingen indeß, ehe ſie zum ruhigen Beſitz von ganz Spanien gelangten. Den hartnäckigſten Widerſtand leiſteten die Luſitanier und die Bewohner der nördlichen Gebirge. An der Spitze der erſteren bot Viriathus 10 Jahre lang der ganzen Macht der Römer Trotz und fiel endlich durch einen von den Römern gedungenen Meuchelmörder, 144 v. Chr. Vierzehn Jahre lang vertheidigte ſich die kleine Stadt Numantia, am Duero, die kaum 8000 Krieger zählte, ſchlug mehrere römiſche Feldherren, und als endlich der Eroberer Karthago's, der jüngere Scipio, zu ihrer Beſiegung abgeſchickt ward, tödteten die heldenmüthigen Bewohner, nach einer langen Belagerung, als die furchtbarſte Hungersnoth ſie zu bezwingen drohte, ſich ſämmtlich unter einander und überließen den Römern die leeren Trümmer, 132 v. Chr. An der Spitze der Luſitanier behauptete ſich Sertorius, ein römiſcher Feldherr, in den damals begonnenen bürgerlichen Kriegen, acht Jahre ſiegreich, bis auch er von einem der Seinen, dem Römer Perpenna, bei einem Gaſtmahl ermordet ward, 72 v. Chr. Noch Cäſar hatte Mühe, die empörte Provinz zu beruhigen, und kaum nur gelang es dem Auguſt, 19 J. v. Chr. die aufrühreriſchen Cantabrer (Biscayer) zu unterjochen. Von nun an blieb die ganze Halbinſel unter dem gemeinſchaftlichen Namen Hispania 400 Jahre lang eine ruhige Provinz des römiſchen Reichs, und römiſche Bildung,

Sprache und Sitten hatten ſich überall verbreitet. Wie entnervend aber das römiſche Joch, unter dem Namen der Ruhe und des Friedens, auf die Völker wirkte, zeigte ſich auch hier, als im Anfange des 5ten Jahrhunderts, 412, die erſten Züge germaniſcher Völkerſchaften, in jener großen, noch zum Theil räthſelhaften Zeit der Völkerwanderung, in Spanien eindrangen und beinahe ohne Widerſtand das ganze Land eroberten. Sueven, Alanen und Vandalen waren die erſten; die Sueven nahmen Galicien und einen Theil von Luſitanien ein, die Alanen und Vandalen die ſüdöſtlichen Gegenden, und von nun an hieß der ſüdliche Theil von Spanien, ſonſt **Baetica**, von den Vandalen **Vandalicia**, woraus der Name Andaluſien entſtand. Ihnen folgten die mächtigen Weſtgothen, die auch das ſüdliche Frankreich beherrſchten, und nach einem langen und blutigen Kampfe wurden die Alanen und Vandalen nach Afrika hinüber gedrängt, und die Sueven unterjocht. Die Weſtgothen waren nun 585 die einzigen Beherrſcher der ganzen Halbinſel, und beſaßen außerdem noch einen Theil des ſüdlichen Frankreichs und der Küſte von Afrika. Leovigild, der dieſe Eroberungen vollendet hatte, ſtarb 586, und ſein Sohn Recared trat mit ſeinem Volke zur katholiſchen Religion über. (Die Weſtgothen waren zwar längſt Chriſten, aber Arianer geweſen.) Er und ſein Nachfolger begünſtigten die Anmaßungen der Geiſtlichkeit ſo ſehr, daß dieſe bald zum Beſitz unermeßlicher Reichthümer und einer völligen Abgabenfreiheit gelangte. Sie entzog nach und nach dem Volk und dem Adel jeden Antheil an der Regierung und Geſetzgebung, und ſelbſt die königliche Macht, obgleich im Ganzen erblich, ward durch ſie immer mehr beſchränkt. Unwiſſenheit und Barbarei waren die traurigen Folgen dieſes Zuſtandes, und ſelbſt der kriegeriſche Muth der Gothen erlag der Unthätigkeit und dem erſchlaffenden Klima. Das Reich der Weſtgothen bot nach Verlauf eines Jahrhunderts jedem Feinde eine leichte Eroberung dar. Dieſer Feind erſchien, es waren die Araber, dort vorzugsweiſe Mauren, von einer Provinz des nördlichen Afrika's, **Mauretania**, genannt. Seitdem Muhammed 622 ſeine Lehre in ſeinem Vaterlande Arabien mit Hülfe der Waffen verbreitet hatte, waren die Araber mit unwiderſtehlicher Schnelle und Tapferkeit in viele benachbarte Länder gedrungen und hatten gegen das Ende des 7ten Jahrhunderts auch die ganze Küſte von Nordafrika unterworfen. Eben ſtand Muſa der Feldherr des Chalifen (ſo hießen die Nachfolger Muhammeds) Walid in Begriff, die Stadt Ceuta die letzte gothiſche Beſitzung in Afrika zu erobern, als eine unerwartete Begebenheit in Spanien ihm den Eingang in dies Land eröffnete. Roderich hatte die Söhne des letzten Königs Witiza vom Throne verdrängt und ſich ſelbſt auf denſelben geſchwungen. Die Söhne Witiza's, nebſt ihren beiden Oheimen

Oppa, Erzbiſchof von Sevilla, und Graf Julian, der in Ceuta befehligte, riefen nun die Araber gegen den Uſurpator zu Hülfe. Muſa ſchickte mit Erlaubniß des Chalifen ſeinen Feldherrn Tarik mit einem kleinen Heere nach Spanien und dieſer landete zuerſt an dem Vorgebirge Calpe, welches von ihm den Namen Gebel Tarik, Berg Tariks, Gibraltar, erhielt. Bald überzeugt von der Leichtigkeit des Erfolgs, ſchickte Muſa dem Tarik Verſtärkungen, und als Roderich ihm mit einem großen Heere entgegenging, entſchied die einzige Schlacht bei **Xerés de la frontéra** 712 das Schickſal Spaniens. Roderich kam um auf der Flucht, und in kurzer Zeit war ganz Spanien den Mauren unterworfen. Nur ein kleiner Theil der tapferſten Gothen zog ſich unter Pelayo's Anführung in die aſturiſchen Gebirge zurück und behauptete dort ſeine Unabhängigkeit. Selbſt die Pyrenäen hielten den Siegeslauf der Araber nicht auf; Abdorrahman, einer der Nachfolger Muſa's, drang tief in Frankreich ein, und nur Carl Martells Tapferkeit rettete in der ſiegreichen Schlacht bei Tours 732 Frankreich von der Unterjochung; doch behielten die Araber noch einige Diſtricte jenſeits der Pyrenäen eine Zeitlang im Beſitz. Nicht lange nachher, 755, machten die Araber in Spanien ſich unabhängig von den Chalifen, und ein andrer Abdorrahman gründete eine neue Dynaſtie von Chalifen oder Königen, deren Sitz Cordova ward. Von dieſer Zeit an ſtieg der Wohlſtand Spaniens und erhielt ſich einige Jahrhunderte hindurch. Die überwundenen Gothen wurden von den Siegern milde behandelt, behielten die freie Uebung ihrer Religion, ihre eignen Geſetze und Sitten und zahlten blos einen mäßigen Tribut. Die Bevölkerung war ungeheuer, der Ackerbau blühend; Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders Baukunſt, Aſtronomie, Medizin und Philoſophie, wurden von den Arabern, zum Theil nach Anleitung der Griechen, mit ſolchem Erfolge betrieben und ausgebildet, daß viele Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reiſten, um dort Kenntniſſe zu erwerben, die man ſonſt nirgend fand. Als aber im Jahre 1051 der Regentenſtamm von Cordova ausſtarb, die Mauren, ſchon längſt uneins, ſich in mehrere unabhängige Reiche zertheilten, verfiel auch ihre Macht und der Wohlſtand des Landes mit ſchnellen Schritten. Die unter Pelayo nach Aſturien geflohenen Gothen gründeten hier die Grafſchaft Oviedo, von wo aus ſie unaufhörliche Kriege mit den Mauren unterhielten. Schnell nahm dieſer kleine Staat zu; ſchon im Jahr 740 hatten ſie Galicien, 745 das nördliche Portugal erobert. Bald nachher entriß Carl der Große den Mauren Spanien bis an den Ebro, und die Fortſchritte der Chriſten würden unfehlbar noch viel ſchneller geweſen ſeyn, wenn ſie nicht, ebenfalls wie die Araber uneins unter ſich, einzelne Fürſtenthümer und Reiche zu gründen geſucht hätten. So währte

der Kampf mit abwechſelndem Glücke bis zum Anfang des 11ten Jahrhunderts, wo nun ſchon 3 bedeutende chriſtliche Reiche entſtanden waren: die Königreiche Leon, Caſtilien und Navarra, welche etwa die Hälfte des Landes in Beſitz hatten. Noch über 4 Jahrhunderte währte der Kampf zwiſchen Mauren und Chriſten, jedoch immer mehr mit entſchiedenem Uebergewicht der letzteren. Mehrere Male zwar erhielten die Mauren bedeutende Hülfe von ihren Brüdern aus Afrika, die indeß nicht verhindern konnten, daß ſchon im J. 1250 den Mauren in Spanien nur noch der Staat von Granada übrig blieb. Und dieſer konnte ſich noch 200 Jahre erhalten, ſo groß war die Uneinigkeit unter den ſpaniſchen Königen. In dieſer Heldenzeit der Spanier zeichnete ſich vor allen Don Rodrigo de Bivar, gewöhnlicher der Cid genannt, aus, welcher Titel, der ſo viel als Herr bedeutet, ihm von den Arabern ſelbſt ertheilt ward; auch entſtanden in dieſer Zeit und leiſteten die ausgezeichnetſten Dienſte die Ritterorden von Calatrava 1164, von St. Jago 1175 und von Alcantara 1219. Die Eroberung von Lisboa 1147 durch Affonſo Henriquez von Burgund, bisher ſchon als Graf von Portugal Statthalter des Landes, entſchied die Gründung des Königreichs Portugal. Endlich nach ewigen Theilungen und inneren Kriegen hatten ſich aus den vielen chriſtlichen Staaten in Spanien die beiden Reiche von Caſtilien und Aragon gebildet, welche durch die Heirath der Erbin von Caſtilien Iſabella mit dem Kronprinzen von Aragon Ferdinand, unter dem Zunamen des Katholiſchen bekannt, 1479, als beide zur Regierung gelangten, zu Einem Reiche vereinigt wurden. Beide beſchloſſen nun die gänzliche Befreiung Spaniens von den Mauren; der Krieg begann 1482; innere Unruhen und Regentenwechſel ſchwächten die Mauren noch mehr, und nach einer 8monatlichen hartnäckigen Belagerung mußte endlich der letzte König von Granada, Abu Abdallah, den Siegern 1492 ſeine Hauptſtadt überlaſſen. Den Beſiegten ward zwar die Religionsfreiheit zugeſtanden, aber ſo wenig gehalten, daß ſchon unter dieſer Regierung Tauſende, um den Verfolgungen zu entgehen, Spanien verließen und ſich nach Afrika zurückzogen, und hiermit den Grund legten zu der ſeitdem immer bedeutender gewordenen Entvölkerung des Landes.

Indeſſen hatte auch Portugal nicht allein ſeine Unabhängigkeit gegen Araber und Caſtilier behauptet, ſondern auch die höchſte Stufe ſeines Glanzes erſtiegen. Heinrich von Burgund, wie ſo viele andre tapfere chriſtliche Ritter nach Spanien gekommen, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, hatte durch ſeine Thaten die Tochter Alphons VI. von Caſtilien und den Titel eines Grafen von Portugal erworben. Sein Sohn Alphons Henriquez ſetzte ſeine Eroberungen fort, und als er in der Schlacht bei Durique 1135 fünf mauriſche Könige beſiegt, (daher die

5 Schilde in dem Wappen von Portugal), ward er von ſeinen Truppen zum Könige von Portugal ausgerufen, vom Papſte bald darauf in dieſer Würde anerkannt und beſtätigt, und ließ ſchon 1143 auf dem Reichstage zu Lamego ſein Recht und die Geſetze der Thronfolge von den Ständen ſeines neuen Reiches begründen. So ward er der Stifter des erſten, des ſogenannten ächten burgundiſchen Regentenſtammes in Portugal. Unter ſeinen Nachfolgern zeichnete ſich beſonders Dyonyſius (Don Diniz) 1279 bis 1325 durch Gerechtigkeit und Klugheit aus. Er iſt der Stifter der Univerſität von Coimbra, die er zuerſt in Liſſabon gründete, nachher 1308 nach Coimbra verlegte. Unter ſeiner Begünſtigung blühten der Ackerbau, der Handel, und durch die Flotte, worauf er zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit richtete, legte er den Grund zu der nachmaligen Größe Portugals. Mit Ferdinand, einem Sohne Peters des Grauſamen, ſtirbt der ächt burgundiſche Stamm aus, und vom Volke begünſtigt ſteigt Johann I., ein Sohn Peters und der Inez (Agnes) de Caſtro, 1383 auf den Thron. Er iſt der Stifter des zweiten, ſogenannten unächten burgundiſchen Regentenſtammes, welchem Portugal die Zeiten des höchſten Ruhmes verdankt. Der Sieg bei Aljubarota 1385 über die Caſtilier erhielt die Unabhängigkeit des Reichs. Der dritte Sohn des Königs, Heinrich mit dem Zunamen der Seefahrer, war es, welcher den muthigen Geiſt der Portugieſen auf kühne Entdeckungsreiſen lenkte. Er war die Seele ihrer großen Unternehmungen unter der Regierung ſeines Vaters und einiger von deſſen Nachfolgern. Unter ſeiner Leitung und Mitwirkung wurden 1418 die Inſel Madeira, 1432 die azoriſchen Inſeln, 1444 die Inſeln des grünen Vorgebirges, 1452 die Küſte von Guinea entdeckt. Die Könige Johann II. und Eduard begünſtigten dieſe Unternehmungen, die endlich unter Emanuel dem Großen 1495 — 1521 ihren höchſten Gipfel erreichten. Schon hatte unter Johann II. Bartolomeo Diaz, nach unzähligen fruchtloſen Verſuchen ſeiner Vorgänger, 1486 das lang erſehnte Ziel aller Reiſen, das äußerſte Vorgebirge von Afrika, erreicht, welches er, wegen der dort häufig wüthenden Stürme, **Cabo dos tormentos**, der König aber, mit tieferm Blick, Cap der guten Hoffnung nannte. Von nun an entdeckten die Portugieſen unter Emanuels Regierung ſchnell hinter einander die verſchiedenen Punkte der Oſtküſte von Afrika, 1497 kamen ſie nach Mozambique und Melinda, und endlich landete der große Vaſco de Gama 1498 zu Calicut an der Küſte Malabar in Oſtindien. Auch hier fanden die Portugieſen ihre alten Erbfeinde die Mauren, oder vielmehr Araber wieder; aber in wenigen Jahren gelang es ihrem von Religionseifer und Habſucht zugleich getriebenen Heldenmuthe, unter dem großen Albuquerque und einigen andern ausgezeichneten Führern, ſich ein be-

deutendes Reich in Oſtindien zu erkämpfen, ſo daß ſie um das Jahr 1500 nicht allein auf der Halbinſel dieſſeits des Ganges mächtig und gefürchtet waren, ſondern ihre Handelsverbindungen und Eroberungen bis nach China und den molukkiſchen Inſeln ausdehnten: die Entdeckung Braſiliens durch Pedro Alvarez de Cabral 1500 ſetzte ihrem Ruhme und ihrer Macht die Krone auf. Leider aber war dieſer, mit dem Umfange und der Bevölkerung Portugals in keinem Verhältniß ſtehende Glanz nur von kurzer Dauer. Er erhielt ſich noch unter Johann III., dem Nachfolger Emanuels; als aber deſſen Sohn Sebaſtian in einem unvorſichtig begonnenen Kriege mit den Mauren in Afrika 1578 in der unglücklichen Schlacht bei Alcazarquivir, in dem Staate von Marocco, umgekommen und ſein Oheim der alte Cardinal Heinrich, 1578—1580, den Thron beſtieg, ward es Philipp II. von Spanien leicht, 1581 Portugal durch den Herzog von Alba beſetzen zu laſſen, und der Ruhm und der Reichthum der Portugieſen ging unter dem drückenden Joche der Spanier bald unwiederbringlich verloren.

Wir kehren zur Geſchichte Spaniens zurück. Die glücklich vollendete Beſiegung der Mauren gab Ferdinand und Iſabellen Muße, den Anträgen Colons (**Christóforo Colombo**, auch **Columbus** genannt) Gehör zu geben. Schon längſt hatte dieſer geiſtvolle und thätige Seemann, von Geburt ein Genueſer, die Möglichkeit eingeſehen, auf einem andern Wege, als den um Afrika herum, nach Oſtindien zu gelangen; denn dies und nicht die gar nicht erwartete Entdeckung Amerika's war es, was er beabſichtigte. Vergebens hatte er ſeine Anſichten ſeiner Vaterſtadt mitgetheilt; die Genueſer, damals im Beſitz des reichen Handels mit den Morgenländern auf dem mittelländiſchen Meere, verwarfen ſeine weit ausſehenden Plane; vergebens bot er ſeine Dienſte dem engliſchen Hofe an; Heinrich VII. nur kaum erſt, nach beendigten Bürgerkriegen, auf dem Thron befeſtigt, hatte zu viel mit inneren Unruhen und Verſchwörungen zu thun, um ſich auf ein ihm ſo gewagt ſcheinendes Unternehmen einzulaſſen. Auch Portugal, zufrieden, den Weg nach Oſtindien zu kennen und ausſchließlich zu beſitzen, verwarf ſeine Anträge, bis endlich Iſabella, von ſeinen Einſichten überzeugt und von Eiferſucht auf den Glanz der portugieſiſchen Entdeckungen getrieben, ihm nach der Eroberung Granadas Gehör gab. So lief er denn am 3. Auguſt 1492 mit 3 kleinen Schiffen, die zuſammen nur 120 Mann führten, aus dem Hafen von Palos in Andaluſien aus. Ueber 2 Monate war er ſchon mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit immer weſtlich über den unermeßlichen Ocean geſteuert; ſchon war der Muth ſeiner Gefährten geſunken, ſchon brach ihre Unzufriedenheit in offene Empörung aus, nur mit der äußerſten Mühe erhielt er noch eine Friſt von 3 Tagen, nach

welcher er die Rückkehr verſprach: als es ihm endlich am 12. October gelang, die Inſel Guanahani, eine der Lucayen, von ihm ſelbſt San Salvador genannt, zu entdecken. Der Kleinmuth ging nun in Bewunderung über, und man beeiferte ſich noch auf dieſer Reiſe mehrere Inſeln zu entdecken, von welchen die größte den Namen Hiſpaniola (jetzt St. Domingo oder Hayti) erhielt, auf welcher Colon eine kleine Beſatzung in einer Schanze zurückließ. Bei ſeiner Rückkehr in Spanien ward er mit den höchſten Ehrenbezeigungen empfangen, zu einem Grande der erſten Klaſſe, zum Vizekönig aller noch zu entdeckenden Länder ernannt, und bald kehrte er auch mit 17 Schiffen nach Amerika zurück, wo er auf dieſer und ſpäteren Reiſen außer vielen Inſeln wirklich das feſte Land von Amerika entdeckte; die Ehre aber, dem neuen Welttheil ſeinen Namen zu geben, ward ihm durch einen Florentiner, Amerigo Veſpucci, welcher auf Rechnung einiger Kaufleute von Sevilla auf Entdeckungen ausgegangen war, entzogen. Der ſchnödeſte Undank war bald der Lohn des großen Mannes; in Ketten ward er nach Spanien geführt, und obgleich dort von jedem Verdachte losgeſprochen, konnte er doch das Vertrauen des argwöhniſchen Ferdinand nie ganz wieder gewinnen, und befahl, daß dieſe Ketten ihm mit in ſein Grab gelegt würden. Er ſtarb 1506 zu Valladolid. Tauſende von geld- und ehrſüchtigen Abenteurern ſtürzten nun auf dem ihnen eröffneten Wege nach Amerika. Viele Jahre vergingen, ehe man an eine vernünftige und menſchliche Benutzung der neu entdeckten Länder dachte; nur Gold wollte man um jeden Preis erlangen, und trotz der menſchenfreundlichen Bemühungen des würdigen Geiſtlichen Las Caſas, der die Blut- und Raubgier ſeiner Landsleute verabſcheute, wurden in wenigen Jahren ſämmtliche harmloſe Einwohner der Inſeln und ein großer Theil der Bewohner des von den Spaniern eroberten feſten Landes, theils durch das Schwerdt, in ſo unmenſchlich geführten Kriegen, daß man ſich großer Hunde zum Aufſpüren und Zerreißen der nackten und wehrloſen Indianer bediente, theils durch die mit unerſättlicher Habgier getriebene Bearbeitung der Bergwerke, theils durch andre ihre Kräfte überſteigende Arbeiten hinweggerafft, und man ſah ſich bald genöthigt, zum Anbau des Landes Negerſklaven aus Afrika herbeizuholen, woraus jener ſcheußliche, auch jetzt kaum abgeſchaffte Negerhandel entſtanden iſt, welcher nicht allein Amerika mit Millionen unglücklicher Sklaven bedeckt hat, ſondern auch ſeit Jahrhunderten die rohen Bewohner der afrikaniſchen Küſte zu ewigen Kriegen unter einander ermuntert, um ſich für die Europäer die nöthigen Gefangenen, jenen geſuchten Handelsartikel, zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe ward in dem kurzen Zeitraum von 40 bis 50 Jahren zwar durch Ferdinand Cortez das Reich von Mexiko, durch

Franz Pizarro und Diego Almagro das Reich Peru, durch Andre noch viele andre Länder des ſüdlichen und nördlichen Amerika's den Spaniern unterworfen, und unermeßliche Summen an Gold und Silber, woran beſonders Mexiko und Peru reich ſind, nach Europa gebracht. Spanien ſelbſt aber hat von dieſem Zeitpunkt an unendlich an Wohlſtand und wahrer Macht verloren. Zahlreiche Auswanderungen nach Amerika erſchöpften die durch die Maurenkriege ohnehin geſchwächte Bevölkerung immer mehr, und die Leichtigkeit Reichthümer zu erwerben wandte den Sinn der Nation immer mehr vom Ackerbau und nützlicher Thätigkeit ab, ſo daß die Schätze Amerika's nicht Spanien, wohl aber die betriebſameren Völker Europa's, von welchen Spanien jedes Bedürfniß erkaufen mußte, bereichert haben. Europa hat durch die Entdeckung Amerika's eine neue Geſtalt gewonnen; nicht allein iſt dadurch die Maſſe des baaren Geldes vielleicht verzehnfacht und Thätigkeit und Induſtrie in allen Ländern erweckt worden, nicht allein verdanken wir dem neuen Welttheil eine Menge nützlicher oder doch ſonſt wichtig gewordener Pflanzen, als die Kartoffel, die Chinarinde, viele Farbehölzer, den Taback; nicht allein iſt die Erzeugung andrer dadurch unendlich vermehrt worden, als des Kaffee, des Zuckers, des Indigo u. ſ. w., ſondern wenn man bedenkt, daß dieſe Entdeckung zuſammenfällt und alſo zuſammen wirkt mit jenen geiſtig neu entdeckten Welten, der Erfindung der Buchdruckerei und der Reformation, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn dieſer Zeitpunkt den Anfang der neuern Geſchichte Europa's bezeichnet, und auf Sitten, Anſichten, Künſte und Wiſſenſchaften und Handel einen gar nicht zu berechnenden Einfluß gehabt hat. Erſt ſeit dieſem Zeitpunkt ſind die Völker Europa's wie aus einem langen Schlafe erwacht, Künſte und Wiſſenſchaften haben in den letzten 3 Jahrhunderten mehr Fortſchritte gemacht, als in Jahrtauſenden vorher, und der ſeitdem erſt entſtandene Welthandel hat alle Länder der Erde mit einem innigen und höchſt wohlthätigen Bande umſchlungen.

Durch den Glanz und die Reichthümer, welche von dieſer Entdeckung auf das Königspaar in Spanien floſſen, wurden beide noch mehr als bisher in den Stand geſetzt, die während der langen Kriege außerordentlich gewachſene Macht des Adels und der Geiſtlichkeit, leider nicht allein in billige Schranken zurück zu weiſen, ſondern beinahe gänzlich zu unterdrücken und eine völlig despotiſche Gewalt ſich anzumaßen. Beſonders war ihnen dazu die ſchon 1480, jedoch nicht ohne heftigen Widerſpruch vorzüglich von Seiten der Aragonier, eingeführte Inquiſition behülflich. Dieſes furchtbare Tribunal war ſchon im 13ten Jahrhundert, um das Jahr 1229, im ſüdlichen Frankreich entſtanden. Als nach den Kreuzzügen die erſte Ahndung der Gei-

ſtesfreiheit in den Völkern zu erwachen begann und im 12ten Jahrhundert beſonders im ſüdlichen Frankreich die Albigenſer, (von der Stadt Albi ſo genannt), oder Waldenſer, (entweder von ihrem erſten Lehrer Waldus, Waldo oder **Vaud**, oder weil ſie ſpäter ſich in einſamen Alpenthälern bargen), ſich gegen die unerhörten Anmaßungen der Päpſte und der Geiſtlichkeit auflehnten, war man nicht zufrieden, dieſe Unglücklichen zu vielen Tauſenden mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen, ſondern um wo möglich jede Spur ihrer gefährlichen Meinungen auszurotten, errichtete man jenes Tribunal zur Erforſchung (**inquisitio**) und Beſtrafung der ſogenannten Ketzer, d. h. aller derer, welche ſich nicht den Lehrſätzen der Päpſte unbedingt unterwarfen. Es wurde dem damals eben 1206 neu entſtandenen Orden der Dominikaner=Bettelmönche übertragen, ward zwar in der Folge in mehrere Länder eingeführt, ſchlug aber nirgend ſo tiefe Wurzeln und bildete ſich nirgend ſo furchtbar und vollſtändig aus, als in Spanien, wo der Fanatismus Ferdinands und Iſabellens gegen die Mauren und Juden, und vielleicht eben ſo ſehr ihre Neigung zur unumſchränkten Herrſchaft, ſeine Einführung und Ausbildung begünſtigte. Die weſentlichſten Züge jenes entſetzlichen Gerichts ſind folgende. Jeder, ohne Ausnahme auch der nächſten Blutsverwandten, iſt, bei Strafe ſelbſt als Ketzer verurtheilt zu werden, verbunden, jede ihm der Ketzerei verdächtig ſcheinende Aeußerung eines andern dem Tribunal anzuzeigen, welches außerdem noch viele tauſend eigentliche Spione und Helfershelfer, die **Familiares**, unterhält. Der Angeklagte wird eingezogen, ſeiner gewöhnlichen Kleider beraubt, in enge und finſtere Kerker gebracht, und von dem Augenblick an iſt er von der ganzen Welt abgeſondert. Das unverbrüchlichſte Geheimniß bedeckt alle Schritte der Inquiſition. Der Unglückliche erfährt nicht den Namen ſeines Anklägers, nicht die der Zeugen, die gegen ihn ausſagen, ja nicht einmal das Verbrechen, deſſen man ihn beſchuldigt. Er ſelbſt ſoll ſich anklagen, und können Einſamkeit und Verzweiflung es ihm nicht auspreſſen, oder will er es nicht geſtehen, ſo wird die fürchterlichſte Tortur angewendet, ihn zum Geſtändniß zu bringen. Seine Glieder werden ausgerenkt, die Füße ihm an glühenden Kohlen geröſtet, Waſſer wird ihm tropfenweiſe aber unaufhörlich durch ein feines leinenes Tuch in den Mund gegoſſen, wodurch er alle Qualen des langſamen Erſtickens erleidet. Iſt er auf dieſe Weiſe ſeines Verbrechens überführt, ſo wird er nach Jahre langen Leiden, in einer abenteuerlichen mit Flammen und Teufeln bemalten Kleidung, **sambenito**, mit einer eben ſo bemalten papiernen Mütze, **corozza**, auf dem Haupte, mit vielen Unglücksgefährten auf einen öffentlichen Platz geführt, wo alle Mitglieder der Inquiſition, der Hof und Tauſende von Zuſchauern verſammelt ſind, und dort

lebendig, oft noch bei einem langſamen Feuer, verbrannt. Iſt er während der Unterſuchung geſtorben, ſo werden ſeine Gebeine, oder hat er ſich der Unterſuchung durch die Flucht entzogen, ſein Bildniß verbrant. Weniger ſtrafbar befundene werden öffentlich ausgepeitſcht, mit Einziehung aller, oder doch des größten Theils ihrer Güter, und durch Jahre lange, nie unter 5 Jahre, Einſperrung in den alten Kerker oder in Klöſter beſtraft. Eine ſolche öffentliche Ausübung des Gerichts heißt ein **Auto de fe**, Handlung des Glaubens, und wurde von jedem Inquiſitionstribunal, deren es in den bedeutendſten Städten Spaniens 16 gab, alljährlich gefeiert. Nach der glaubwürdigen Berechnung eines ehemaligen Mitgliedes der Inquiſition, dem Jahre lang alle ihre Archive offen ſtanden, hat dies Tribunal allein in Spanien, (Amerika, wo es ebenfalls viele Gerichte dieſer Art gab, gar nicht mit gerechnet), ſeit ſeiner Einführung 1480 bis auf die neueſte Zeit:

1) lebendig verbrannt	34382
2) im Bilde verbrannt	17690
3) zur Einſperrung, nach der Peitſchung und Einziehung der Güter, verurtheilt . . .	291450
Zuſammen	343522

Von dieſen Auto's ſind in Gegenwart der Könige 5 gehalten worden: 2 zu Valladolid 1559, 1 zu Toledo 1560, und 2 zu Madrid 1632 und 1680.

In dem letzten Jahrhundert wurden zwar die Auto's nicht mehr ſo häufig, nicht öffentlich mehr gehalten, auch fanden keine Verbrennungen mehr Statt; indeß hat doch ſelbſt die neueſte Zeit ſchauderhafte Grauſamkeiten ans Licht gebracht, welche dieſes, während des Krieges abgeſchaffte, bei der Rückkehr des Königs aber wieder eingeführte, und nun endlich von den Cortes, ſo Gott will für immer, abgeſchaffte Tribunal ſich gegen die Anhänger der Freiheit erlaubt hat.

Noch in den letzten Jahren ſeiner Regierung gelang es Ferdinand, ſeine Staaten durch die Eroberung von Neapel und Sicilien 1503, welches nun unter ſpaniſcher Herrſchaft bis 1713 blieb, und die von Navarra 1512 zu vergrößern. Als er 1516 ſtarb, gelangte ſein Enkel Carl, in Spanien der Erſte, in Deutſchland der Fünfte, zum unbeſtrittenen Beſitz des größten damaligen Reiches. Ferdinands und Iſabellens Tochter, die blödſinnige Johanna, war mit Philipp, einem Sohne des Kaiſers Maximilian und der Erbin von Burgund Maria, vermählt worden, und durch ſeiner Aeltern frühen Tod erhielt Carl, geboren 1500, ſchon im Jahre 1515 das reiche burgundiſche Erbe, welches aus den jetzigen Niederlanden und den jetzt franzöſiſchen Provinzen Burgund und **Franche comté** beſtand, wozu 1516

nach dem Tode Ferdinands noch die ſpaniſche Monarchie mit Neapel und Sicilien und den unermeßlichen Beſitzungen in Amerika kamen. Zum Uebermaaß des Glückes ward er noch 1520 zum deutſchen Kaiſer erwählt. Das Leben Carls gehört ganz der deutſchen Geſchichte an, und es ſey daher hier genug zu bemerken, daß er in beinahe ununterbrochenen Kriegen mit Franz I. von Frankreich und mit den proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland meiſt immer ſiegreich ſeinen Nebenbuhler Franz in der Schlacht von Pavia 1525, den Papſt Clemens VII. nach der Eroberung Roms 1527 und mehrere deutſche Fürſten nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 zu ſeinen Gefangenen machte, zweimal, das erſte Mal 1535, ſiegreich ſeine Waffen auf die afrikaniſche Küſte trug und endlich nach einer thatenreichen und glänzenden Regierung von Kränklichkeit und Verdruß über manche fehlgeſchlagene Hoffnung überwältigt, im Jahre 1556 zu Brüſſel feierlich abdankte, ſeinem Sohne Philipp II. ſeine ſämmtlichen Staaten übergab und ſich in das Kloſter San Juſt in Eſtremadura zurückzog, wo er bald nachher in eine tiefe Melancholie verſunken, ſein eigenes Leichenbegängniß zu feiern befahl und kurz darauf an den Folgen dieſes erſchütternden Auftritts 1558 ſtarb. Philipp II. fand Spanien auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhmes; die Tapferkeit der Spanier und das Genie ihrer Führer, eines Herzogs von Alba, eines Don Juan von Oeſterreich, natürlichen Sohnes Carls V., und andrer, machten ſie in ganz Europa furchtbar; das Land ſelbſt hatte eines langen Friedens genoſſen, und erſt jetzt fing die neue Welt an ihre Schätze in der höchſten Fülle zu ſpenden. Und dennoch war am Ende dieſer langen despotiſchen Regierung das Land entvölkert und verarmt, die Flotten vernichtet, der alte Ruhm der Heere bedeutend erſchüttert und herrliche Provinzen verloren gegangen. Dieſen ſchnellen Verfall verdankt Spanien dem finſtern Despotismus, dem blutigen Aberglauben Philipps II. Jedem menſchlichen Gefühl verſchloſſen, wollte er nur unumſchränkt wie über die Handlungen ſo über den Glauben ſeiner Unterthanen gebieten, und nie loderten die Scheiterhaufen der Inquiſition häufiger als unter ſeiner Regierung. Muß man ihn gleich nach den neueſten Unterſuchungen von dem unnatürlichen Verbrechen, ſeinen Sohn D. Carlos aus Eiferſucht und aus Furcht vor deſſen Tugenden ermordet zu haben, freiſprechen, indem es ſo gut als erwieſen iſt, daß D. Carlos vielmehr ein halb wahnſinniger Unmenſch geweſen, der ſeinem Vater ſelbſt nach dem Leben geſtanden und an Krankheit, einer Folge ſeiner unbändigen Leidenſchaften, geſtorben: ſo ruht doch der Verdacht mehr als Eines Meuchelmordes auf ihm, und der Beiname des ſüdlichen Teufels zeigt, was ſeine Zeitgenoſſen von ihm dachten. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er auch, ein Feind jeglicher Frei-

heit, die bis dahin treuen aber auf ihre alten Rechte haltenden Niederländer zu bedrücken anfing und vor allen Dingen die Inquiſition auch bei ihnen einführen wollte. Als Bitten und Vorſtellungen vergeblich waren, und der Herzog von Alba mit einem mächtigen Heere dahin geſchickt wurde, die ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, brach die Empörung von allen Seiten aus. Alba's blutige Hinrichtungen, (er rühmte ſich ſelbſt binnen 6 Jahren in den Niederlanden 18000 Menſchen aufs Schaffot gebracht zu haben), der Tod der beliebteſten Häupter, der Grafen von Egmont und von Hoorn, 1568, befeſtigten die großentheils den evangeliſchen Grundſätzen zugethanen Niederländer nur noch mehr in dem Entſchluß, ihre Freiheit bis aufs äußerſte zu vertheidigen. Unter der Anführung Wilhelms v. Oranien, und als dieſer, wohl nicht ganz ohne Mitwiſſen der Spanier, von einem Meuchelmörder 1583 war getödtet worden, unter ſeinem Sohne Moritz fochten ſie mit abwechſelndem Glück, aber mit ſtets gleicher Hartnäckigkeit gegen die trefflichſten ſpaniſchen Heerführer, einen Alba, einen Requeſens, einen Herzog von Parma und andre. Unermeßliche Schätze verſchwendete Philipp vergeblich an die Wiedereroberung der empörten Niederlande; er ſah nicht das Ende des Kampfes, welcher erſt 1648 durch den weſtphäliſchen Frieden herbeigeführt wurde, worin Spanien endlich die Unabhängigkeit der ſieben nördlichen Provinzen, Holland, anerkannte. Furchtbarer noch als zu Lande hatten die Niederländer ſich zur See gemacht und wurden darin von der Königin von England Eliſabeth unterſtützt. Um dieſe zu züchtigen, ließ Philipp die größte bis dahin geſehene Flotte, Armada, von 150 großen Schiffen 1588 gegen England auslaufen; aber die überwiegende Geſchicklichkeit der engliſchen Seehelden Howard und Francis Drake, die Unbeholfenheit der ſpaniſchen Schiffe, die Unerfahrenheit ihrer Führer und endlich Stürme vernichteten den bei weitem größten Theil dieſer für unüberwindlich gehaltenen Flotte. Ja im folgenden Jahre überfielen die Engländer ſogar die Stadt Cadiz, vernichteten die daſelbſt liegende Flotte, plünderten die Stadt und zogen mit einer unermeßlichen Beute davon. — Die nemliche fanatiſche Wuth, welche Philipp gegen die Niederländer bewaffnete, trieb ihn auch an, die zahlreichen noch in Spanien lebenden Mauren ſo hart zu bedrücken, daß ſie endlich zu den Waffen griffen. Erſt nach einem harten Kampfe wurden ſie überwunden und 1570 über 100,000 Familien auf das grauſamſte genöthigt, ihre Heimath zu verlaſſen. — Zwar war es Philipp gelungen, als 1580 der portugieſiſche Regentenſtamm ausgeſtorben war, Portugal mit ſeinem Reiche zu vereinigen, aber die weitläuftigen und wichtigen Beſitzungen der Portugieſen in den übrigen Welttheilen gingen größtentheils verloren; ſie gewährten den Holländern eine leichte Beute und halfen ihnen eine

Macht in Oſtindien gründen, welche nur erſt in der neuern Zeit von den Engländern iſt vernichtet worden. Philipp ſtarb 1598, und unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern ſank Spanien immer mehr zur Unbedeutenheit herab. Eine neue Verfolgung der Morisken, oder Nachkommen der Mauren, 1609 unter Philipp III. verödete vollends das ſchon entvölkerte Land. Unter Philipp IV. 1640 empörte ſich endlich das 60 Jahre hindurch gemißhandelte Portugal und erhob den Herzog von Braganza, Johann IV., von welchem die jetzigen Könige abſtammen, auf den Thron. Schwach und ungeſchickt geführte Kriege vermochten nicht, das verlorne Land wieder zu erobern. Endlich ſtarb mit Carl II. 1700 der ſpaniſch-öſterreichiſche Regentenſtamm aus, und die Frage, wer ſein Nachfolger ſeyn ſollte, entzündete in ganz Europa jenen 13 Jahre lang in Italien, Deutſchland, den Niederlanden und Spanien zwiſchen Frankreich einer- und Oeſterreich, England und Holland andrerſeits geführten, unter dem Namen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges bekannten Krieg, in welchem vorzüglich die überwiegenden Talente Eugens und Marlboroughs glänzten. In Spanien ſelbſt kämpften, aber keinesweges in eigner Perſon, Philipp von Anjou, ein Enkel Ludwigs XIV., durch ein Teſtament Carls II. zur Nachfolge berufen, und Carl von Oeſterreich, zweiter Sohn des Kaiſers Leopold I., um den Thron. Letzterer, anfänglich glücklich und von den Engländern und Cataloniern unterſtützt, ward 2mal in Madrid als König empfangen, mußte aber, als er 1710 die Schlacht von Villa viciosa verloren und überdies zum Kaiſerthum berufen wurde, Spanien ſeinem Nebenbuhler überlaſſen. Der Friede von Utrecht 1713 begründete die Dynaſtie der Bourbons in Spanien; die Niederlande aber, Neapel und andre italiäniſche Beſitzungen fielen dadurch an Oeſterreich; England behielt Gibraltar, deſſen es ſich in dieſem Kriege 1704 bemächtigt hatte. Von da an bis auf die neueſte Zeit hat Spanien, in Trägheit und Unthätigkeit verſunken, unter den unbedeutenden Fürſten aus dem Hauſe Bourbon kaum an den allgemeinen Begebenheiten in Europa irgend einen Antheil genommen. Kleine zu nichts führende Neckereien in Italien und die eben ſo lange als unrühmliche und vergebliche Belagerung Gibraltars, von 79 bis 82, ſind beinahe das Einzige, was ſich aus dieſer Zeit anführen läßt. Weiber und Günſtlinge führten das ſchlaffe Regiment, und Handel, Betriebſamkeit, Flotten und Heere verfielen immer mehr, bis endlich Spanien und Portugal durch Napoleons Gewaltthaten aus ihrem langen Schlafe geriſſen ſich ihres alten Ruhmes wieder vollkommen würdig zeigten. Spanien hatte im Anfange der franzöſiſchen Revolution, gleich den übrigen Mächten von Europa, Theil genommen an dem Kriege gegen die neue Republik, nach einigen unglücklichen Feldzügen aber ſich Frankreich auf das innigſte ange-

ſchloſſen. Portugal, weniger bedroht und des engliſchen Schutzes gewiß, hatte ſeine alten Handelsverbindungen mit England fortgeſetzt und gab dadurch Napoleon einen Vorwand, mit Spaniens Bewilligung Truppen gegen Liſſabon vorrücken zu laſſen, welche die damalige Königin Maria nöthigten, ſich mit ihrer Familie 1807 nach Braſilien einzuſchiffen. Auch mehrere ſpaniſche Feſtungen waren bei dieſer Gelegenheit von den Franzoſen beſetzt worden. Dies alles ſteigerte den Unmuth des ſpaniſchen Volks aufs höchſte; beſonders war der allmächtige Miniſter und Günſtling des Königs D. Antonio Godoy, bekannter unter dem Namen des Friedensfürſten, der Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues. Die allgemeine Unzufriedenheit brach endlich am 18. März 1808 in einen Aufſtand zu Aranjuez aus, wodurch der alte König Carl IV. genöthigt wurde, die Regierung niederzulegen und ſie ſeinem Sohne Ferdinand VII. zu übergeben. Kurz darauf aber erklärte er dieſe Abdankung für unfreiwillig und nichtig und eilte nach Bayonne, ſich in die Arme ſeines Beſchützers Napoleon zu werfen. Auch Ferdinand ließ ſich in unbegreiflicher Verblendung verleiten, dahin zu reiſen, wo nun nicht etwa das Recht des Vaters gegen den Sohn behauptet und jener wieder auf den Thron geſetzt wurde, ſondern Joſeph, Napoleons Bruder, bisher König von Neapel, zum König von Spanien ernannt wurde. Die königl. Familie blieb als gefangene in Frankreich. Die Wuth des alſo gemißhandelten und getäuſchten Volkes kannte nunmehr keine Gränzen mehr. Von allen Seiten wurden die eingedrungenen franzöſiſchen Armeen angegriffen und ſchon im nemlichen Jahre mußten 2 franzöſiſche Generale Dupont in Andaluſien nach dem Gefecht bei Baylen, und Junot, Herzog von Abrantes, in Portugal bei Cintra, mit ihren Corps die Waffen ſtrecken. Zwar rückte 1809 Napoleon an der Spitze einer überlegenen Macht wieder vor, ſchlug die Spanier, Portugieſen und die zur Hülfe herbeigeeilten Engländer in mehreren Schlachten und bemächtigte ſich dem Anſcheine nach der ganzen Halbinſel, mit Ausnahme von Cadiz, Gibraltar und des ſüdlichen Portugals; aber wie die Fluthen ſich hinter dem ſegelnden Schiffe unmittelbar wieder ſchließen, ſo öffneten die gewonnenen Schlachten den Franzoſen nur die Straße, aber die ganze Bevölkerung Spaniens vereinigte ſich überall in ihrem Rücken, auf allen Seiten, und nöthigte ſie jeden Fußbreit Land zu erkämpfen. Napoleon, den unglücklichen Ausgang vermuthlich ahndend, verließ Spanien, und überließ es ſeinen Feldherren ſich darin zu behaupten. Ueberall hatten ſich in allen von den Franzoſen noch nicht beſetzten Städten die Abgeordneten des Volks, die Cortes, verſammelt, und ob ſie gleich zuletzt nur noch allein in Cadiz eine Zuflucht fanden, ſo ergriff doch das ganze Volk auf ihren Ruf die Waffen. Unzählige Guerillas, kleine bewaffnete Hau-

fen, bildeten ſich, welche den Feind Tag und Nacht umſchwärmten, alle Transporte, Couriere, alle weniger zahlreiche Haufen auffingen und vernichteten; und von beiden Theilen ward der Krieg immer mehr mit einer Schauder erregenden Grauſamkeit und Wuth geführt. Als nun aber Frankreich in andre Kriege verwickelt, in Rußland und Deutſchland ungeheure Niederlagen erlitt, da gelang es den Spaniern und Portugieſen unter einem der größten Feldherren unſrer Tage, Wellington, auch in offenen Schlachten immer mehr die Oberhand zu behalten. Die Feinde wurden immer mehr nach den Pyrenäen zurückgedrängt, und die entſcheidende Schlacht bei Vitoria, den 21. Juny 1813, nöthigte ſie endlich Spanien zu verlaſſen; raſch folgten ihnen die Sieger, und noch nicht unterrichtet von der indeß erfolgten Einnahme von Paris durch die Preußen und Ruſſen und dem abgeſchloſſenen Frieden, ſchlug Wellington die Franzoſen noch zum letzten Male bei Toulouſe den 10. April 1814. Ferdinand VII. kehrte nun zurück, aber weit entfernt, den Heldenmuth ſeines Volkes durch Vertrauen und Dankbarkeit zu lohnen und den gerechten Wünſchen der Beſſeren entgegen zu kommen, ſchien er von kurzſichtigen Rathgebern verleitet diejenigen als ſeine Feinde zu betrachten, denen er den Thron verdankte. Viele von denen, welche in der Verſammlung der Cortes, oder an der Spitze der Armeen geglänzt hatten, verloren nun ihr Leben auf dem Schaffot, oder ſchmachteten in unwürdigen Ketten, und Inquiſition, und Jeſuiten, die bereitwilligen Diener und Helfershelfer des Despotismus, wurden auf das ſchleunigſte zurückberufen und wieder in ihre alte Thätigkeit eingeſetzt. Der lang verhaltene Unwille des unwürdig gemißhandelten edlen Volkes brach endlich aus. Die Regierung hatte bedeutende Streitkräfte in Andaluſien und vorzüglich auf der **Isla de Leon** verſammelt, welche nach Amerika beſtimmt waren. Unter dieſen höchſt mißvergnügten Schaaren fanden die Oberſten Quiroga und Riego zahlreiche Anhänger, als ſie am 1. Januar 1820 es wagten, die 1812 von den damaligen Cortes entworfene Verfaſſung zu proclamiren. Sie fanden im Heere, in den größeren Städten, unter den Gebildeten aller Stände entſchiedenen Beifall, und ſchon im März ſah ſich der König genöthigt, die Cortes nach der Verfaſſung von 1812 zuſammen zu rufen und dieſe Verfaſſung zu beſchwören, womit die Inquiſition abermals und für immer aufgehoben wurde. Bald aber zeigte es ſich, daß die Cortes zu raſch in ihrem Verfahren, durch die Aufhebung der Klöſter und der Majorate, die beiden mächtigſten Stände, die Geiſtlichkeit und den Adel erbittert und doch das Volk nicht für ſich gewonnen hatten. In allen Provinzen, vorzüglich in den nördlichen, bildeten ſich Banden, **guerillas**, welche unter dem Namen der Glaubensarmee, zum Theil unter Anführung von Mönchen, die abſolute Gewalt

des Königs wieder herzuſtellen ſuchten; das Land füllte ſich mit Räubern; Unordnung, Blutvergießen herrſchten auf allen Punkten; die Regierung war ohne Macht, ohne Geld; der König ein willenloſes Werkzeug in den Händen der Cortes. Dieſen Zeitraum gänzlicher Verwirrung und Schwäche benutzten die empörten Provinzen Amerika's aufs Beſte, um ihre Unabhängigkeit vollſtändig zu erringen. Dieſer traurige Zuſtand dauerte bis 1823, wo, in Uebereinſtimmung mit allen großen Mächten Europa's, ein ſtarkes Heer Franzoſen, unter der Leitung des Herzogs von Angouleme, zur Wiederherſtellung der Ordnung und der königlichen Gewalt in Spanien eindrang. Bei dem getheilten, zerriſſenen Zuſtande des Landes fanden ſie nirgend bedeutenden Widerſtand, wenn auch einzelne Anführer der conſtitutionnellen Armeen, namentlich Mina in Catalonien, mit unverhältnißmäßig geringen Kräften den Kampf lange genug fortſetzten. Die Cortes mußten zuerſt nach Sevilla, zuletzt nach Cadiz weichen, wohin ſie den ganz willenloſen König mit ſich führten. Schon am 24. Mai zog der Herzog von Angouleme in Madrid ein, und faſt überall eilte ihm das Volk als einem Befreier entgegen. Auch Cadiz, zu Waſſer und zu Lande von überwiegenden Streitkräften angegriffen, mußte ſich im September unterwerfen. Der König erhielt ſeine Freiheit wieder, und eben die fanatiſchen Rathgeber, welche ſchon einmal blutige Reactionen veranlaßt hatten, bewirkten nun abermals Einkerkerungen, Hinrichtungen, Verbannungen ohne Zahl. Selbſt Frankreich rieth vergebens zur Mäßigung, und mußte noch mehrere Jahre ein bedeutendes Heer in Spanien ſtehen laſſen, um nur einigermaßen die Wuth der Parteien in Zaum zu halten. Am meiſten trug zur Unterhaltung ewiger Unruhen der Umſtand bei, daß der König bis dahin kinderlos geblieben war, wodurch die Hoffnung ſeines nächſten Bruders, **D. Carlos**, einſt zum Beſitz der Krone zu gelangen, unterhalten wurde. Eine mächtige Partei, die der Geiſtlichkeit, der Freunde der Inquiſition und aller derer, welche Neuerungen abhold waren, unterſtützte dieſe Hoffnungen. Es mußte daher zum offnen Bruch kommen als der König 1829, nach dem Tode ſeiner letzten Gemahlin, die Prinzeſſin Marie Chriſtine von Neapel, ſeine Nichte, heirathete und gleich darauf 1830 das, ſeit 1713 in Spanien geltende ſogenannte ſaliſche Geſetz, wonach die Frauen von der Thronfolge ausgeſchloſſen wurden, aufhob, um die unter der älteren Dynaſtie ſpaniſcher Könige herrſchend geweſene Ordnung, welche die weibliche Thronfolge erlaubte, wiederherzuſtellen. Es half wenig, daß der König 1832 ſich die Zuſtimmung der Cortes zu dieſer willkührlichen Anordnung zu verſchaffen wußte; die Agnaten, (Seitenverwandte) die Höfe von Frankreich und Neapel, proteſtirten dagegen, ſo wie auch **D. Carlos**, welcher ſich nach Portugal be-

ge-

geben hatte. Kaum war daher der König 1833 geſtorben als auch D. **Carlos** von den baskiſchen Provinzen und Navarra, deren alte ſehr bedeutende Privilegien er gegen die Neuerungsſucht der Machthaber in Madrid in Schutz nahm, zum König ausgerufen wurde, und er ſelbſt drohte mit einem Einfall in Spanien von Portugal aus. Um ſich gegen dieſe Gefahren zu ſchützen und ſich wo möglich die größere Maſſe der Bevölkerung Spaniens zu Freunden zu machen, ließ die Königin Chriſtine, als Regentin und im Namen ihrer Tochter, 1834, das **Estatuto reál**, den Entwurf einer neuen Verfaſſungsurkunde, bekannt machen. Nach dieſer beſtehen die Cortes, (die dem engliſchen Parlamente ähnliche geſetzgebende Verſammlung der Stellvertreter des Volks) aus zwei **Estamientos** oder Kammern, die der **Próceres**, gleich den Pairs in Frankreich und England, nur daß dieſe Kammer in Spanien aus verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt iſt, theils aus den Erzbiſchöfen und Biſchöfen des Reichs und den Granden und Mitgliedern des höhern Adels, deren Procereswürde erblich iſt, theils aus lebenslänglichen, von der Krone ernannten Mitgliedern aus dem Stande der Beamten, der Grundbeſitzer, der Gelehrten, Künſtler u. ſ. w. Die Kammer der **Procuradóres**, gleich dem Unterhauſe in England, deren Mitglieder vom Volke, nach gewiſſen geſetzlichen Beſtimmungen gewählt werden. Beide **Estamientos**, deren Sitzungen öffentlich ſind, bewilligen die Steuern jedesmal auf zwei Jahr. Nach dieſer neuen Verfaſſung ſind die **Cortes** im Juli 1834 zum erſtenmale zuſammengetreten. Zu gleicher Zeit rückte ein kleines ſpaniſches Corps in Portugal ein, welches den dort ebenfalls wüthenden Streit um die Krone ſchnell entſchied und ſowohl den portugieſiſchen Prätendenten **D. Miguel**, als den ſpaniſchen **D. Carlos**, ſich einzuſchiffen nöthigte. Allein **D. Carlos** begab ſich bald nachher heimlich von England, durch Frankreich, nach den baskiſchen Provinzen, wo ſeine Gegenwart den Eifer ſeiner Anhänger mächtig entflammte. Seitdem herrſcht nun, in dem nordöſtlichen Winkel von Spanien, zwiſchen den **Christinos**, oder den Anhängern der Königin, und den Carliſten, oder den Anhängern des Prätendenten, ein bürgerlicher Krieg, welcher zwar mit unentſchiedenem Erfolge, aber mit einer Schauder erregenden Barbarei von beiden Theilen geführt wird.

Auch Portugal hat in der neueſten Zeit nicht weniger traurige Zerrüttungen erfahren. Nachdem die Königin Maria I. 1807 ſich nach Braſilien eingeſchifft, rückten die Franzoſen in Liſſabon ein, wurden aber 1808 in der entſcheidenden Schlacht von **Vimeira** geſchlagen und mußten das ganze Land wieder räumen. Die portugieſiſchen Truppen nahmen ſeitdem bis 1814 einen thätigen Antheil an dem Kampfe in Spanien, welcher mit der Vertreibung der Franzoſen endigte. Der Hof war indeß in

Braſilien geblieben und Johann **VI.** war 1816 ſeiner Mutter auf dem Throne gefolgt. Die Entfernung der königlichen Familie, die Abhängigkeit, in welche dadurch Portugal von ſeiner ehemaligen Colonie Braſilien zu gerathen ſchien, der dem Volke läſtige Einfluß der Engländer auf die Verwaltung des Landes und vielleicht auch das Beiſpiel des benachbarten Spaniens, veranlaßten einen Aufſtand in Porto am 24. Auguſt 1820, dem ſich ohne Blutvergießen das ganze Land anſchloß; die ſpaniſche Conſtitution ward allgemein ausgerufen, und der König, welcher 1821 nach Portugal zurückkehrte, nahm ſie im July ebenfalls an. Sein älteſter Sohn D. Pedro, welchen er in Braſilien gelaſſen hatte, ward dort von den Umſtänden gezwungen ſich 1822 zum unabhängigen Kaiſer jenes Landes zu erklären. Die Königin aber, in Verbindung mit ihrem zweiten Sohne D. Miguel (mighel), verſuchte mehrere Male 1823 und 24, wiewohl vergeblich, die neue Verfaſſung umzuſtürzen. Der König flüchtete ſich auf ein im Hafen liegendes engliſches Kriegsſchiff, mißbilligte das Beginnen ſeines Sohnes und verwies ihn des Landes; er ging nach Wien. Eine neue, angemeſſenere Verfaſſung, welche der König auf den Grund der alten ſtändiſchen Verfaſſung zu bilden ſich bemühte, kam nicht zu Stande, und bei ſeinem Tode 1826 ernannte er ſeine Tochter Iſabella zur Regentin. D. Pedro, nunmehr auch König von Portugal, gab dieſem Lande 1826 eine von ihm ſelbſt entworfene Verfaſſung, entſagte aber auch zugleich der portugieſiſchen Krone zu Gunſten ſeiner Tochter **D. Maria da Gloria II.** und ernannte ſeinen Bruder D. Miguel zum Regenten. Dieſer, nachdem er in Wien die neue Verfaſſung beſchworen, kam 1827 nach Portugal, wo er aufs neue einen Eid auf die Verfaſſung leiſtete. Bald aber von einer mächtigen Partei unterſtützt, rief er die alten Stände von Lamego zuſammen und ward von dieſen 1828 zum König von Portugal ausgerufen; doch blieben die azoriſchen Inſeln der Königin D. Maria getreu und es bildete ſich 1829 auf Terceira eine Regentſchaft in ihrem Namen. Unter furchtbarem Terrorismus, Einkerkerung und Verbannung von Tauſenden der edelſten Portugieſen und zahlreichen Hinrichtungen, nur vom Pöbel und von den Mönchen eifrig unterſtützt, herrſchte nun **D. Miguel** faktiſch, aber von keiner europäiſchen Macht anerkannt, bis endlich ſein Bruder **D. Pedro**, welchen eine neue Revolution in Braſilien veranlaßt hatte die dortige Krone, zu Gunſten ſeines Sohnes, niederzulegen, mit einer Flotte vor **Porto** erſchien und es 1832 ohne Widerſtand in Beſitz nahm. Vergebens ſuchte **D. Miguel** es wieder zu erobern, und als ſeine Flotte von einer viel kleineren Zahl Schiffe ſeines Bruders, unter der Anführung des Engländers **Napier**, bei **C. St. Vincent**, 1833, war vernichtet worden, folgte für ihn Niederlage auf Niederlage, bis

er endlich, nachdem D. Pedro 1833 in Liſſabon eingezogen und Donna Maria von den europäiſchen Höfen war anerkannt worden, zum Theil durch ein ſpaniſches Truppencorps gezwungen wurde, um nur ſeine Freiheit zu retten, allen ſeinen Anſprüchen zu entſagen und ſich nach Italien einzuſchiffen. Seitdem iſt D. Pedro 1834 geſtorben und D. Maria, nachdem ſie den Herzog von Leuchtenberg, den Sohn des ehemaligen Vicekönigs Eugen, geheirathet, welcher aber ſehr bald geſtorben, hat ſich 1836 mit einem Prinzen von Coburg vermählt. Ein neuer, in eben dieſem Jahre in Liſſabon ausgebrochener Aufruhr, deſſen alle bisherigen Verhältniſſe erſchütternden Wirkungen noch fortdauern, macht die Stellung der Königin und die Zukunft des Landes höchſt ungewiß.

II. Frankreich (Gallia).

Gränzen. Größe. Gebirge.

Im Norden von der Meerenge zwiſchen England und Frankreich, la Manche (der Aermel) oder der Kanal, in ſeinem engern Theile Pas de Calais genannt, von Belgien und einem Theile von Deutſchland; im Süden von Spanien und dem mittelländiſchen Meere; im Weſten von dem atlantiſchen Ocean; im Oſten von Deutſchland, der Schweiz und Italien begränzt, enthält Frankreich auf etwa 10000 □ Meilen über 33 Millionen Einwohner. Das Innere des Landes, beſonders im Norden, iſt mit wenigen Ausnahmen eben, oder nur wenig hügelig; in den ſüdlichen Theilen ſind einige Gebirge, die man als Zweige der Pyrenäen und der Alpen betrachten kann. Von den Pyrenäen aus erſtreckt ſich, in nordöſtlicher Richtung, ein Gebirgszug, das Lozère-Gebirge, welcher ſich bald in zwei Arme theilt. Der eine zieht ſich nordweſtlich, das Gebirge von Auvergne, welches die Waſſerſcheidung zwiſchen der Loire und der Garonne bildet, und zu welchem der Mont Dor (Mons Duranius) gewöhnlich, aber weniger richtig d'or geſchrieben, an 6000, der Cantal über 5000, der Puy de Dôme nahe an 5000 Fuß hoch, gehören; der andere nord- und nordöſtlich ſtreichende Arm, das Gebirge der Cevennes oder Sevennes (Cebenna mons), zwiſchen der Loire und der Rhone, wovon einige Gipfel auch 6000 Fuß erreichen, erhält weiter nördlich den Namen der Côte d'or und ſchließt ſich an die zu den Alpen gehörigen Gebirgszüge an. Die hohen

Alpen, welche die Gränze zwiſchen Frankreich und Italien bilden, ſenden ſüdlich einige Verzweigungen, die See-Alpen, von mäßiger Höhe, welche die Provence durchziehen und ſich an der Küſte des mittelländiſchen Meeres verlieren. Nach Norden erſtreckt ſich von den Alpen aus, und noch ganz zu ihnen gehörend, der Jura (**Jurassus**), die Gränze zwiſchen Frankreich und der Schweiz; an dieſen gränzen die gegen Norden parallel mit dem Rhein ſich ziehenden Vogeſen, **les Vosges** (**M. Vogĕsus**), welche wiederum durch mäßige Höhenzüge, welche Lothringen durchſtreichen, mit den Ardennen (**Arduennorum sylva**) dem Gränzgebirge gegen einen Theil der Niederlande, zuſammenhängen.

Gewäſſer.

Frankreich zählt eine große Menge von Flüſſen und Bächen, wovon viele ſchiffbar ſind und welche, durch zahlreiche Kanäle verbunden, der innern Schifffarth, dem Handel, der Betriebſamkeit und ſomit dem Wohlſtande des Landes äußerſt günſtig ſind. In das atlantiſche Meer ergießen ſich:

1) Der **Adour** (**Aturius**), er entſpringt in den Pyrenäen empfängt aus dieſen eine Menge Bergſtröme, wovon die **Gave d'Oleron** und **Gave de Pau** die bedeutendſten ſind, und ergießt ſich unweit Bayonne ins Meer.

2) Die **Garonne** (**Garumna**), entſpringt ebenfalls in den Pyrenäen, nimmt rechts den aus den Pyrenäen kommenden **Arriège**, den **Tarn** (**Tarnes**), den **Lot** (**Oltis**) und die, durch die **Vesère** und **Drone** verſtärkte ſchiffbare **Dordogne** (**Duranius**) auf, die aus den Gebirgen von Auvergne kommt, und heißt nach der Vereinigung mit dieſer unterhalb Bordeaux die **Gironde**, die ſich zu einem wahren Meerbuſen erweitert. Vom linken Ufer fließt der **Garonne** nur der **Gers** und viele unbedeutende Bäche zu.

3) Die **Loire** (**Liger**), entſpringt in den Sevennen, nimmt rechts den **Loir** (**Liderius**) mit der **Sarthe** (**Sartha**) und der **Mayenne** (**Meduana**), links aber den **Allier** (**Elăver**), den **Cher** (**Caris**), **Indre** (**Andra**), die **Vienne** (**Vigenna**) mit der **Creuze** (**Crosa**) und die **Sèvre Nantaise** auf, und ergießt ſich unterhalb Nantes ins Meer.

Kleinere Flüſſe, welche ſich ins atlantiſche Meer ergießen, ſind: die **Charente** (**Carantonus**), welche unterhalb **Rochefort**, die **Sèvre Niortaise**, welche nördlich von **La Rochelle** das Meer erreicht.

In den Kanal ergießen ſich:

1) Die **Seine** (**Sequăna**), welche an der **Côte d'or** entſpringt, rechts die **Aube** (**Albis**), die **Marne** (**Matrŏna**), bei **Charenton**, und die **Aine** (**Axŏna**), mit der **Oise**

(**Isăra**), links aber die **Yonne** (**Icauna**), den **Loing** und die **Eure** (**Avăra**) aufnimmt, und ſich bei Havre de Grace ins Merr ergießt.

2) Die **Somme** (**Samăra**), in der Picardie, welche ſich nach einem kurzen Laufe unterhalb Abbeville ins Meer ergießt.

In die Nordſee fließen, gehören aber nur zum Theil zu Frankreich:

1) Die Schelde, **l'Escaut** (**Scaldis**), welche ſich in Belgien mit der auch in Frankreich entſpringenden **Lys** vereinigt; beide ſind innerhalb Frankreichs nur unbedeutend.

2) Die Maas, **la Meuse** (**Mosa**), welche in den Gebirgen von Lothringen entſpringt, vom linken Ufer die **Sambre** (**Sabis**) aufnimmt, erſt außerhalb Frankreich bedeutend wird und ſich bei ihrer Mündung mit einigen Armen des Rheins verbindet.

3) Die Moſel, **la Moselle** (**Mosella**), entſpringt in den Vogeſen, nimmt rechts die **Meurthe** und die Saar, **la Sarre** (**Sarāvus**), auf, und vereinigt ſich bei Coblenz mit dem Rheine.

4) Der Rhein, **le Rhin** (**Rhenus**), welcher von der Schweiz an eine Zeitlang die Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland bildet.

Ins mittelländiſche Meer ergießen ſich:

1) Die Rhone, **le Rhône** (**Rhodănus**), kommt aus der Schweiz, und tritt, nachdem ſie den Genfer See durchſtrömt, in Frankreich ein, wo ſie vom rechten Ufer den **Ain**, die **Saone** (ſpr.: ßohne) (**Arar**), welche ſelbſt ſchon mit dem **Doubs** (**Dubis**) vereinigt iſt, bei Lyon, ſpäter die **Ardèche** und den **Gard** (**Vardo**); vom linken Ufer aber den **Isère** (**Isăra**), die **Drome** (**Druna**), und weiter unten die **Durance** (**Druentia**), mit dem **Verdon** aufnimmt, und ſich endlich in mehrere Arme getheilt, in einer moraſtigen Gegend ins Meer ergießt.

2) Der kleine Fluß **Var** (**Varus**), welcher von den See-Alpen kommt und die Gränze zwiſchen Frankreich und Italien bildet.

3) Der **Hérault** (ſpr.: Hero) (**Arăris**) und die **Aude** (**Atax**).

Von den zahlreichen Kanälen, welche theils dieſe Flüſſe unter einander, theils mittelbar die beiden Meere verbinden, theils die Schwierigkeiten heben, welche ſeichte oder ſonſt gefährliche Stellen in den Flüſſen der Schifffahrt entgegenſetzen, ſo wie auch von den vielen vortrefflichen Chauſſeen oder Kunſtſtraßen, ſind zwar einige ſchon vor mehr als hundert Jahren, bei weitem die meiſten aber erſt ſeit der Revolution angelegt worden. Wir können hier nur kürzlich die bedeutendſten anführen.

Der wichtigſte und größte Kanal von allen, der **Canal du midi**, auch **C. du Languedoc**, ehemals auch wohl **C. royal** genannt, ward unter Ludwig **XIV.** in den Jahren **1667—81** nach den Planen Paul Riquets zur Verbindung des atlantiſchen mit dem mittelländiſchen Meere angelegt. Er iſt an **50 lieues**, etwa **30** deutſche Meilen lang, hat **62** Schleuſen, welche deshalb in ſo großer Zahl nothwendig ſind, weil er in ſeinen höchſten Punkten **600** Fuß über den Meeresſpiegel ſich erhebt; er mündet einerſeis in die Garonne bei Toulouſe und andererſeits in das mittelländiſche Meer bei Cette. Mit dem nöthigen Waſſer verſieht ihn ein ungeheures Becken bei **St. Ferreol**, welches zwiſchen Gebirgen und einer **36** Toiſen (**216** Fuß) dicken Mauer angelegt, einen Umfang von einer Stunde, eine Tiefe von **100** Fuß hat, und wenn es voll iſt, gegen eine Million Kubiktoiſen Waſſer enthält. Er läuft brückenartig über viele Bäche hinweg und iſt an einer Stelle **92** Toiſen lang durch einen Berg gegraben.

Andere wenn gleich weniger bedeutende Kanäle ſind: Der **Canal du centre**, **15** M. lang, der von Digoin an der Loire bis nach **Chalons sur Saone** führt, und alſo mittelbar ebenfalls die beiden Meere verbindet.

Der **Canal de Briare**, **15** M. lang, welcher Loire und Seine vermittelſt des kleinen Fluſſes Loing, der in die Seine fällt verbindet.

Der **Canal de Bourgogne**, welcher vermittelſt einiger kleinen Flüſſe die Seine und die Saone verbindet und **1** Stunde Weges unterirdiſch durch einen Berg führt, iſt am **2.** Januar **1833** von dem erſten Schiffe von Paris nach Dijon befahren worden.

Der Canal von **St. Quentin**, **8** M. lang, welcher die Somme und Schelde verbindet.

Der **Canal de l'Ourcq**, der vorzugsweiſe Paris mit Trinkwaſſer verſieht, außerdem aber noch die Seine und Oiſe verbindet. Der **Canal du Doubs**, welcher die **Saône**, den **Doubs**, die Jll und den Rhein verbindet, iſt **40** M. lang und **1832** vollendet. Außerdem ſind noch mehrere kleine Kanäle theils ſchon beendigt, theils angefangen.

Boden. Klima. Producte.

Der Boden von Frankreich iſt im Ganzen genommen fruchtbar zu nennen, obgleich auch einzelne Stellen des Anbaues unfähig ſind. Dahin gehört vorzüglich die große Sandfläche zwiſchen Bordeaux und Bayonne, **les Landes**, die an **20** Meilen lang und an **10** Meilen breit eine öde Steppe das Meer entlang bildet, in welcher die wenig zahlreichen Einwohner meiſt

von etwas Schafzucht leben und ſich zum beſſern Fortkommen in dem leichten Sande faſt allgemein der Stelzen bedienen. Auch an den Küſten des Kanals in der Picardie ſind ähnliche mit Flugſand bedeckte, doch nicht ſo bedeutende Strecken. Das Klima iſt, wie es die Lage, zwiſchen dem 42ſten und 50ſten Grad N. B., mit ſich bringt, durchaus gemäßigt; im Süden der Gebirge von Auvergne und der Cevennen ſelbſt heiß. Eine wahre Landplage für dieſe ſüdlichen Gegenden iſt indeß, beſonders in der Provence, ein häufig im Frühjahr wehender, äußerſt ungeſtümer und kalter Nordweſtwind, der **Mistral** genannt, welcher Krankheiten verbreitet und oft die zarteren Pflanzen tödtet. In Beziehung auf das Klima, wie überhaupt in vieler Hinſicht, iſt Frankreich in Nord- und Süd-Frankreich getheilt; die oben genannten Gebirgszüge bilden ſo ziemlich die Gränzen. Im ſüdlichern Theile gedeihen außer den edleren Weinen auch die meiſten Südfrüchte, Kaſtanien, Orangen und vorzüglich Oliven; im nördlichen reicht der Weinbau zwar noch bis zum 50°, doch iſt das Gewächs nur von geringer Güte; die Kaſtanien werden hier ſchon nur ſelten der Früchte, mehr des Holzes wegen angebaut, welches alle 9 Jahre etwa geſchlagen vortreffliche Tonnenreiſe liefert, wie bei uns der Haſelnußſtrauch. Die Producte Frankreichs ſind zwar ſehr mannigfaltig, indeß doch nur die nemlichen, welche man im ganzen mittlern Europa findet. Die ausgezeichneteren und Frankreich mehr eigenthümlichen ſind: der Wein. Man kann 3 Hauptarten franzöſiſcher Weine unterſcheiden: 1) die Weine von Bordeaux, welche entweder in der Nähe der Stadt und höher hinauf an den Ufern der Garonne wachſen; dazu gehören die rothen: **Médoc, Chateau la Fite, Chateau Margaux** u. ſ. w.; die weißen: **Preignac, Bersac, Sauterne** u. ſ. w., oder ſolche, die nur über Bordeaux ausgeführt werden, wozu mehrere ſpaniſche und die ſüdfranzöſiſchen ſüßen Weine gehören. Der **vin de graves** iſt zwar auch ein Bordeauxwein, aber dieſer Name bezeichnet eigentlich bloß die Art des Bodens, worauf er wächſt: **vins de graves** ſind ſolche, die auf Sandboden, **vins de la palud** ſolche, die auf Moorboden wachſen. Der in Nord-Deutſchland ſo bekannte Franzwein iſt nichts als die ſchlechteſte Sorte Landwein aus der Gegend der Garonne, mit etwas ſpaniſchem Wein, oder auch wohl Branntwein veredelt und verſtärkt. 2) Die Burgunder-Weine, wovon die beſten an dem ſüdlichen Abhange desjenigen Zweiges der Cevennen wachſen, welcher **la côte d'or** genannt wird; die edelſten ſind der von **Chambertin, Clos de Vougeot**, von **Romané**, der von **Nuys**, der von **Beaune** u. ſ. w. 3) Die Champagner-Weine, wovon die edleren Sorten, ſowohl der brauſende, **mousseux**, als der nicht brauſende, **non mousseux**, nur in einem kleinen Diſtrikt an den Ufern der Marne, in der Ge-

gend von Epernay und Ay wachſen. Der brauſendſte iſt eigentlich ein nur halb ausgegohrnes Getränk. Die übrigen Weine der Champagne kommen nicht in den Handel, ſondern werden in der Gegend ſelbſt verzehrt. Eine große Menge gewöhnlichen Weines wird im Innern Frankreichs, vorzüglich an den Ufern der Loire und der Charente erzeugt; er wird theils nur im Lande ſelbſt getrunken, theils zu Branntwein gemacht, welcher unter dem Namen Cognac in den Handel kommt. Zu Cette, am mittelländiſchen Meere, ſind große Weinfabriken, in welchen die ſpaniſchen Weine, vermittelſt ſüdfranzöſiſcher Weine nachgemacht werden. In den nordweſtlichen Provinzen hört der Weinbau ganz auf; dort aber iſt der Obſtbau beſonders der Aepfel ſo bedeutend, daß man daraus ein eigenes geiſtiges Getränk, den Cidre, bereitet, wovon der aus der Normandie der berühmteſte iſt. Der Obſtbau, vorzüglich der feinern Sorten, iſt in Frankreich ſehr bedeutend, wie die franzöſiſchen Namen vieler feineren Pflaumen- und Birnenarten auch in Deutſchland beweiſen. — Ferner gehört zu den Hauptproducten Frankreichs das Oel, welches aus der Frucht des Olivenbaums gepreßt wird. Die Olivenbäume gedeihen nur im ſüdlichen Theile von Frankreich, vorzüglich in der Provence (daher der Name Provencer-Oel) und auch da nur auf den ſüdlichen Abhängen der Hügel. Der Olivenbaum, unſerm Weidenbaum nicht unähnlich an Farbe des Laubes, wächſt äußerſt langſam, trägt erſt im 15ten Jahre Früchte und erreicht nur eine geringe Höhe. Die Früchte müſſen, ſoll das Oel gut werden, mit den Händen gepflückt, nicht abgeſchüttelt oder geſchlagen werden. Hier wie in allen ſüdlichen Ländern vertritt das Oel die Stelle der, wegen Mangel an Weide und geringerer Viehzucht, ſeltenern Butter. Alle Speiſen werden damit zubereitet; auch iſt es ein Hauptbeſtandtheil der zur Seidenfabrikation unentbehrlichen franzöſiſchen, unter dem Namen der Marſeiller bekannten, Seife. — Zum mindeſten eben ſo wichtig für Frankreich iſt der Seidenbau, der ebenfalls nur in den ſüdlichen Provinzen getrieben wird, doch übertrifft die italieniſche Seide noch die franzöſiſche. Die Seide wird auf folgende Art gewonnen. Aus den Eiern eines kleinen weißen Nachtſchmetterlings entſteht die Raupe, welche man gewöhnlich Seidenraupe nennt, und dieſe, wie beinahe alle Raupen, umſpinnt ſich kurz vor ihrer Verwandlung zur Puppe mit einem dichten Gewebe von eiförmiger Geſtalt, gewöhnlich etwas über einen Zoll lang. Dieſe gewebte Hülſe, in welcher die Puppe, wenn ſie nicht geſtört wird, den Winter über ruht, um im Frühjahr als Schmetterling hervorzubrechen, wird Cocon genannt, und aus dieſem wird die Seide gewonnen. Im freien Zuſtande lebt die Seidenraupe auf dem Maulbeerbaume, man füttert daher auch die Seidenraupen mit den Blättern dieſes Baumes,

die aber durchaus trocken ſeyn müſſen; jede Feuchtigkeit iſt den Raupen gefährlich, ja ſelbſt ein Gewitter tödtet ſie häufig, wenn ſie auch dem Regen nicht ausgeſetzt ſind. Man erzieht die Raupen in Stuben, wo ſie täglich mit friſchen Blättern gefuttert werden müſſen. Haben ſie ſich eingeſponnen, ſo ſammelt man die Cocons und wirft ſie, um die Puppen zu tödten, in einen Keſſel mit heißem Waſſer, und rührt ſie mit Reiſern um. An dieſen Reiſern bleiben die zarten Fäden der Cocons hängen und werden nun, mehrere Fäden zu einem vereinigt, herausgehaspelt. Das iſt die rohe Seide, die aber noch mehrmals mit Seife abgekocht und gebleicht, auch wohl geſchwefelt werden muß, ehe ſie die zur Verarbeitung nöthige Weiße, Weichheit und Glanz erlangt. Die Seidenfabrikation in Frankreich, beſonders in Lyon, iſt vortrefflich und beſchäftigt viele tauſend Menſchen. Im Alterthum war der Seidenbau in Europa lange Zeit unbekannt; erſt kurz vor der Geburt Chriſti lernten die Römer ſeidene Zeuge kennen, welche von Indien und vielleicht von China aus, wo die Seidenraupe einheimiſch iſt, über Perſien nach Europa kamen. Lange Zeit hindurch waren dieſe Stoffe ſo ſelten und koſtbar, daß ein Pfund von ihnen einem Pfunde Gold gleichgeſchätzt wurde. Erſt unter dem Kaiſer Juſtinian, im 6ten Jahrhundert, ward die Zucht der Seidenraupen durch Mönche, wie man ſagt, aus Indien nach Griechenland gebracht. Von da kam die Kenntniß des Seidenbaues im 12ten Jahrhundert nach Sicilien und Neapel und breitete ſich auch bald, wohl durch die Araber, in Spanien aus. In Frankreich wurden die erſten Verſuche damit im 15ten Jahrhundert gemacht und im J. 1470 legte Ludwig **XI.** die erſte Seidenmanufaktur zu Tours an, doch erſt ſeit den Zeiten Heinrichs **IV.** im Anfang des 17ten Jahrhunderts haben die franzöſiſchen Seidenfabriken angefangen bedeutend zu werden.

Der Bergbau Frankreichs iſt nicht bedeutend; zwar fehlt es nicht an Eiſen, Blei und Kupfer, aber der Holzmangel legt der Gewinnung zu große Schwierigkeiten in den Weg. Seit kurzem hat man auch in den Gebirgen von Auvergne Zinn gefunden, ein ſonſt in Europa ziemlich ſeltenes Metall. Seitdem die Induſtrie bedeutende Fortſchritte gemacht, hat man auch mit mehr Fleiß die Steinkohlen aufgeſucht; man hat reiche Lager vorzüglich an den Gränzen von Belgien, und in der Gegend von Lyon gefunden, ſo daß die Ausbeute 1833 an 16 Millionen Centner betrug; doch kaum $^{1}/_{10}$ von dem, was England liefert. Mancherlei ſchöne Marmorarten, Alabaſter, Porphyr u. ſ. w. liefern die Pyrenäen, Burgund, Languedoc und andere gebirgige Gegenden. Unter den Feuerſteinen, welche vorzüglich die Provinzen Champagne, Picardie und Orleannois bedecken, findet man hin und wieder einige Arten, welche zu Flintenſteinen bearbeitet

werden können. Die Flintenſteine werden aus freier Hand mit eiſernen Werkzeugen zugehauen, und nur die große Uebung der Arbeiter macht ihre Wohlfeilheit begreiflich; übrigens werden auch im Oeſterreichiſchen, in England und in Rußland Flintenſteine gemacht. — An Salz, beſonders Quellſalz, hat Frankreich eher Mangel als Ueberfluß, nur Lothringen iſt reich daran; man bedient ſich daher häufig eines groben, zwar ſehr ſcharfen, aber ſchmutzig grauen, unanſehnlichen Seeſalzes, welches vorzüglich am atlantiſchen Ocean bereitet wird. Mineralquellen, beſonders heiße Schwefelwaſſer, ſind häufig am Fuß der Pyrenäen, in den Cevennen und Vogeſen, doch werden dieſe Badeörter weniger von Ausländern beſucht als die deutſchen. Der Ackerbau hat ſeit der Revolution durch Aufhebung unzähliger Bedrückungen des Bauerſtandes, durch Zerſplitterung der großen, ſchlecht benutzten Güter der Geiſtlichkeit und des Adels außerordentlich gewonnen und liefert in der Regel weit mehr Getreide als das Land bedarf; indeß ſteht er an Vollkommenheit dem deutſchen, beſonders aber dem niederländiſchen noch unendlich nach. Ueberhaupt iſt der Franzoſe größtentheils mehr zu der feinern Bearbeitung der rohen Stoffe, als zu der mühſamern und ſchwerern Arbeit des Ackerbaues geneigt.

Frankreich leidet großen Mangel an bedeutenden Waldungen, die ſich ſeit der Revolution, wo ſo viele große Güter als National-Eigenthum eingezogen und verkauft wurden, noch außerordentlich vermindert haben. Das Brennholz iſt daher meiſtens ſehr theuer, und muß es jährlich mehr werden, da man durchgängig in Hütten wie in Paläſten keine andere als die außerordentlich Holz verſchwendende Feuerung in Kaminen kennt. Die ärmere Klaſſe hat meiſtens kein anderes Erwärmungsmittel, als das unbedeutende Feuer, woran die Speiſen gekocht werden. Vor der Revolution erhielt der Adel, zum unendlichen Schaden der Bauern und durch die drückendſten Geſetze, das Wild in ſeinen Parks und auf dem ganzen Umfang ſeiner Güter; nicht ſelten war es, daß der Bauer einen Theil ſeiner Aernte auf dem Halme mußte ſtehen laſſen, damit die junge Brut der Rebhühner Schutz und Nahrung fände. Seitdem menſchlichere Geſetze auch hierin eine billige Freiheit eingeführt haben, iſt das Wild ziemlich ſelten geworden; doch findet man noch immer in den Gebirgen und ſelbſt in kleinen Gehölzen Wölfe und ſelbſt Bären. Hochwild aber, als Hirſche, Rehe u. ſ. w. werden beinahe nur noch als Luxusartikel in umzäunten Parks gehalten und gefunden.

Handel und Gewerbfleiß.

Der Handel ſowohl mit den Naturproducten als mit den Erzeugniſſen der Induſtrie iſt jetzt ſehr bedeutend. An Natur-

producten werden ausgeführt die ſo eben erwähnten Weine, feine Oele, getrocknete und eingemachte Früchte, Farbeſtoffe; wogegen viel Rindvieh aus Deutſchland eingeführt wird. Bedeutender beinahe noch iſt der Handel mit Manufakturwaaren aller Art; die Seidenwaaren ſtehen hier oben an, ferner werden ausgeführt eine große Mannigfaltigkeit von Galanteriewaaren, Papiere und gedruckte Tapeten, ſchönes, wenn auch leichtes Porzellan, Uhren aller Art, Kupferſtiche und Lithographien und vorzüglich Putzſachen, welche beſonders aus Paris, dem Hauptſitz der Moden und der Induſtrie, verſendet werden. In der neueſten Zeit iſt die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben, beſonders in den nördlichen Departements außerordentlich geſtiegen, und im Dienſte dieſer wie ſo mancher anderer Induſtrie ſind an 1000 Dampfmaſchinen in Thätigkeit. Die Haupthandelsplätze ſind für die Levante und für das neu eroberte Algier **Marseille**, die Verbindung mit dieſer Colonie wird meiſt durch Dampfſchiffe unterhalten, wovon Frankreich allein 31 auf dem Mittelmeere beſitzt (England 7, Neapel 5, Sardinien 2, Griechenland 2, Oeſterreich 2, Spanien 1, Aegypten 1 und die Türkei 1). **Bordeaux** iſt vorzüglich mit dem Weinhandel beſchäftigt, und **Havre** der Hauptplatz für den Handel mit Amerika und dem europäiſchen Norden. Im Innern wird der Handel durch vortreffliche Chauſſeen, viele Kanäle und in der neueſten Zeit durch Eiſenbahnen begünſtigt, wovon indeß nur erſt wenige fertig geworden ſind. Die Marine, wenn gleich unbedeutend im Vergleich mit der engliſchen, zählte doch Ende 1835 27 Linienſchiffe, 35 Fregatten, 21 Corvetten und viele kleinere Fahrzeuge.

Einwohner. Sprache.

Obgleich ſämmtliche Einwohner Frankreichs durch Gleichheit der Bildung, und beſonders ſeit der Revolution durch eine große Gleichförmigkeit der politiſchen Denkungsart, innig zu Einem Volke verſchmolzen ſind, ſo erkennt man doch noch deutlich die Spuren ihres verſchiedenen Urſprungs. Die eigentlichen Franzoſen findet man nur im mittleren und nördlichen Frankreich; in der Normandie zeigt die Schönheit des Geblüts deutlich die Spuren der alten Abſtammung von Einwohnern des höhern Nordens, den Normannen oder Normännern. Die Einwohner der Bretagne ſind, wie ſchon der Name ſagt, mit den älteſten Bewohnern Englands, den Britten, und vorzüglich den Bewohnern von Wales verwandt. Die Süd-Franzoſen ſind theils Gascogner, mit den Spaniern verwandt, theils Provençalen, die in Sprache und Bildung das Mittel halten zwiſchen Italienern, Spaniern und Franzoſen. Endlich ſind die Einwohner vom Elſaß und einem Theile von Lothringen Deutſche. Mit der

Sprache verhält es ſich eben ſo. Das Franzöſiſche iſt zwar die allgemeine Sprache aller Gebildeten, eigentliche Nationalſprache iſt es indeß nur in dem mittleren und in dem größten Theile des nördlichen Frankreichs. Der Bauer in der Bretagne verſteht ſelten Franzöſiſch, ſondern redet noch immer ſein **Bas Breton**, die altbritiſche oder gäliſche Sprache, die mit dem Franzöſiſchen durchaus nichts gemein hat. Eben ſo wird vom Volke in der Nähe der Pyrenäen das Baskiſche, entfernter davon das Gascogniſche, und mehr nach Italien zu das Provençaliſche geſprochen, welche beide letzteren dem Spaniſchen wenigſtens eben ſo nahe ſtehen als dem Franzöſiſchen. Im ganzen Elſaß und in einem bedeutenden Theile von Lothringen iſt das Deutſche, allerdings ſehr verdorben und ungebildet, das herrſchende. An den Gränzen der Niederlande wird auch wohl noch das Walloniſche, eine arge Verſtümmelung des ältern Franzöſiſchen, geſprochen.

Religion.

Die katholiſche Religion iſt die der großen Mehrzahl der Bewohner Frankreichs, andre Religionsparteien genießen aber, nach dem Geſetze, vollkommen gleiche bürgerliche Rechte; indeß hat der, beſonders im ſüdlichen Frankreich, noch immer herrſchende Verfolgungsgeiſt oft und noch 1815, blutige Auftritte veranlaßt. Es leben jetzt über 4 Millionen Proteſtanten in Frankreich, wovon 3 Millionen im eigentlichen und beſonders ſüdlichen Frankreich ſich zur reformirten oder ſchweizeriſchen, und 1 Million im Elſaß hingegen zur lutheriſchen Confeſſion bekennen. Die Geiſtlichen der erſteren können ihre Bildung auf der Schule zu Montauban erlangen, gehen aber gewöhnlich deshalb nach Genf; die der andern haben eine Univerſität zu Straßburg. Die Revolution hat die katholiſche Kirche in Frankreich furchtbar erſchüttert; alle ihre höchſt anſehnlichen Güter wurden eingezogen und der größte Theil der Geiſtlichen mußte entfliehen, um dem blutigen Haſſe des Volkes zu entgehen. Unter Napoleon ſind zwar die Kirchen wieder hergeſtellt und von den zurückgekehrten Bourbons wurden die Geiſtlichen ſehr begünſtigt; aber der Geiſt des Volks hat ſich größtentheils von ihnen gewendet und die Unwiſſenheit, die Armuth und der finſtere nur den Aberglauben befördernde Geiſt eines großen Theiles der franzöſiſchen katholiſchen Prieſter, laſſen ſo bald noch keine günſtige Veränderung in dem durch Revolution und ewige Kriege verwilderten Geiſte des Volks erwarten. Die ſeit 1830 aufgetretene ſogenannte **église catholique françoise** oder **universelle**, welche die lateiniſche Sprache aus dem Cultus verbannen will, ſcheint auch nur wenig Anklang zu finden.

Die katholiſche Geiſtlichkeit zählt **14** Erzbiſchöfe, **66** Biſchöfe, **174** Generalvikare, **660** Stiftsherren (**Chanoines**) und über **36000** **Curés** (Pfarrer), **Déservants** und **Vicaires** oder Hülfsgeiſtliche. Die Proteſtanten in 55 Departements zerſtreut haben über 380 Prediger. Die Juden wurden vor der Revolution nur in Metz und Bordeaux geduldet; jetzt haben ſie vollkommen gleiche Rechte erlangt und dürfen überall wohnen, ſie ſind beſonders zahlreich in Lothringen und Elſaß.

Verfaſſung. Orden.

Die jetzige Verfaſſung von Frankreich iſt eine gemäßigte Monarchie, deren Grundzüge darin beſtehen, daß jeder Franzoſe gleich iſt jedem andern vor dem Geſetz, zu jedem Amte und jeder Würde gelangen kann, und verhältnißmäßig gleiche Abgaben zahlt und gleiche Pflichten leiſtet; alſo giebt es dort keine bevorrechteten Stände. Jeder genießt der freien Ausübung ſeiner Religion, indeß trägt der Staat nur die Unkoſten für den katholiſchen, proteſtantiſchen und israelitiſchen Gottesdienſt. An der Spitze des Staats ſteht der König, jetzt Ludwig Philipp, aus dem Hauſe Orleans; der älteſte Sohn des Königs führte ſonſt den Titel **Dauphin**, der älteſte Bruder des Königs den Titel **Monsieur**; alle Prinzeſſinnen vom Geblüt, verheirathet oder unverheirathet, werden **Madame** genannt; die Prinzen führen verſchiedene Titel, die ihnen bei ihrer Geburt vom Könige beigelegt werden, als Herzöge von Orleans, von Nemours u. ſ. w. Die königliche Gewalt wird beſchränkt durch die beiden geſetzgebenden Kammern, wovon die erſte die Kammer der **Pairs** (der Gleichen) heißt und aus den Prinzen vom Geblüt und denen beſteht, die der König auf Lebenszeit dazu ernennt; die Erblichkeit der Pairie iſt kürzlich aufgehoben worden. Die Zahl der Mitglieder iſt unbeſtimmt. Die zweite Kammer heißt die der Deputirten, weil ſie ſolche Perſonen enthält, die von den verſchiedenen Departements erwählt und abgeſendet (**députés**) werden, ihre Zahl iſt auf **431** beſtimmt. Beide Kammern verſammeln ſich auf Befehl des Königs; die Berathſchlagungen beider Kammern, ſo wie die aller Gerichtshöfe ſind öffentlich. Neue Geſetze, Abänderungen der alten, Steuern und Abgaben u. ſ. w. ſind die Gegenſtände ihrer Berathungen. Kein Geſetz iſt gültig, was nicht von den Kammern angenommen worden iſt; eben ſo nothwendig iſt die Beſtätigung des Königs, der in der Regel die Geſetze in Vorſchlag bringt. Die Perſon des Königs iſt heilig und unverletzlich; ſeine Miniſter aber können von den Kammern zur Verantwortung gezogen werden.

Der alte, in der Revolution aufgehobene und großentheils ausgewanderte, in der Folge aber theils zurückgerufene, theils

jetzt erſt, ſeit der Wiedereinſetzung der Bourbons, zurückgekehrte Adel iſt zwar in ſo fern wieder hergeſtellt, daß er berechtigt iſt ſeine alten Titel zu führen, doch ohne dadurch irgend eines Vorrechtes oder einer begünſtigenden Ausnahme von den Staatslaſten und Pflichten zu genießen. Eben ſo verhält es ſich mit dem unter Napoleon 1808 neu errichteten Adel. Die Prädicate: Herzog, Baron, Graf, Ritter u. ſ. w. ſind bloß ehrenvolle Auszeichnungen und geben durchaus keine bürgerlichen Vorzüge vor dem Geſetz.

Vor der Revolution beſtanden in Frankreich die Ritterorden des heiligen Geiſtes, du St. Esprit, von Heinrich III. 1578 geſtiftet; des heiligen Ludwig, von Ludwig XIV. 1693 für verdienſtvolle Offiziere katholiſcher Religion geſtiftet; weshalb Ludwig XV. 1759 den Orden du mérite militaire für proteſtantiſche Offiziere errichtete; der Orden des h. Michael, von Ludwig XI. 1469 geſtiftet, und der des h. Lazarus, der ſchon in den Zeiten der Kreuzzüge 1137 entſtand und von Heinrich IV. erneuert wurde. Die drei erſteren ſind bei der Rückkehr der Bourbons wieder hergeſtellt worden. Napoleon, der die Ordensſucht ſeines Volkes kannte und nach und nach die alten monarchiſchen Einrichtungen wieder einzuführen ſuchte, errichtete 1802 den Orden der Ehrenlegion, de la légion d'honneur, welchen ſowohl Civil= als Militair=Perſonen ohne Unterſchied der Geburt oder der Religion erhielten. Auch dieſer Orden, auf welchen die Nation wohl mit Recht großen Werth legte, iſt klüglich beibehalten, nur iſt an die Stelle des Bildniſſes Napoleons auf dem Ordensſterne, das Bildniß Heinrichs IV. mit der Umſchrift geſetzt worden: honneur et patrie, Ehre und Vaterland. Dazu iſt noch 1815 der zu Gent geſtiftete Orden der Treue gekommen, für diejenigen, welche bei der Rückkehr Napoleons dem König treu geblieben. Die ſilberne Lilie am weißen Bande, welche viele damals trugen, iſt nicht ſowohl ein Orden, als ein Partei=Abzeichen, welches diejenigen ſich zulegten, welche für Anhänger der Bourbons gehalten ſeyn wollten. Für diejenigen, welche ſich in der July=Revolution 1830 ausgezeichnet haben, iſt neuerdings eine Decoration geſtiftet worden, und von allen oben erwähnten Orden wird jetzt keiner mehr als der der Ehrenlegion verliehen.

Maß. Zeitrechnung. Münze.

Die Revolution, aus dem Haſſe gegen die das Volk bedrückenden Formen der alten königl. Regierung, und gegen Geiſtlichkeit und Adel hervorgegangen, die als bevorrechtete Stände die Eiferſucht des unterdrückten Volkes erregen mußten, hatte nichts eiligeres, als nicht allein jene alten Einrichtungen, ſon=

dern auch alles dasjenige abzuſchaffen und zu verändern, was nur auf das entfernteſte mit ihnen zuſammenhing oder daran erinnern konnte. So ward auch ein ganz neues Syſtem der Maße und Gewichte erfunden, welches der Gleichförmigkeit, die es im ganzen Reiche einführte und ſeiner mathematiſchen Grundlage wegen unſtreitig höchſt vernünftig und wohlthätig gewirkt, und nur darin etwa es verſehen hat, daß an die Stelle der bekannten und dem Volke verſtändlich gewordenen Benennungen neue meiſtens aus dem Griechiſchen entlehnte, alſo dem Volke höchſt wunderlich und unverſtändlich klingende, Namen dafür erſonnen wurden. Selbſt der bisherige Kalender mit ſeinen auf chriſtlichen Anſichten beruhenden Eintheilungen und ſeinen Heiligen-Namen, war ein Gegenſtand des Aergerniſſes; er mußte mit einem neuen vertauſcht werden. Die Eintheilung des Jahrs in 12 Monate ward beibehalten, die Monate aber erhielten neue Namen, welche gut genug gewählt ſich auf die Beſchaffenheit der Witterung und die wichtigſten Naturerſcheinungen, die jedem Monate eigen ſind, bezogen; nur freilich waren dieſe Benennungen ſchon nicht einmal für das ganze Frankreich, bei der bedeutenden klimatiſchen Verſchiedenheit des nördlichen und des ſüdlichen, recht paſſend, geſchweige denn für andre Länder. Die Monats-Namen hatten nach den 4 Jahreszeiten 4 verſchiedene Endigungen. Die drei Frühlings-Monate hießen:

Germinal, vom 21. März bis 19. April;
Floréal, — 20. April — 19. Mai;
Prairial, — 20. Mai — 18. Juny.

Die drei Sommer-Monate:

Messidor, vom 19. Juny bis 18. July;
Thermidor, — 19. July — 17. Aug.;
Fructidor, — 18. Aug. — 16. Sept.

Die drei Herbſt-Monate:

Vendémiaire, vom 22. Sept. bis 21. October;
Brumaire, — 22. Oct. — 20. Nov.;
Frimaire, — 21. Nov. — 20. Dec.

Die drei Winter-Monate:

Nivose, vom 21. Dec. bis 19. Jan.;
Pluviose, — 20. Jan. — 18. Febr.;
Ventose, — 19. Febr. — 20. März.

Das Jahr fing mit dem 1. **Vendémiaire** an. Die 6 Tage vom 17. bis zum 22. September hießen **jours complémentaires**, oder eingeſchaltete Tage, weil ſie, da jeder Monat nur 30 Tage hatte, eingeſchaltet werden mußten, um die richtige Jahreslänge zu erhalten. Die Namen der chriſtlichen Feſte verſchwanden natürlich ganz, und ſtatt der uralten Eintheilung in Wochen ward jeder Monat in 3 Dekaden, jede von 10 Tagen getheilt, ſo daß nun ſtatt des ſiebenten nur der zehnte, **Décadi**,

ein Ruhe- und Feiertag ſeyn ſollte. Die Tage ſelbſt wurden ſtatt der alten Namen mit bloßen Zahlnamen, die noch obenein aus dem Lateiniſchen entlehnt waren, bezeichnet. So hieß der erſte Tag nach dem **Décadi** der **Primedi**, der zweite **Duodi**, der dritte **Tridi** u. ſ. w. Auch zählte man nicht mehr nach Jahren ſeit der Geburt Chriſti, ſondern man rechnete nach dem Anfange der Revolution vom Jahre 1793, dem Todesjahre des unglücklichen Ludwigs XVI.; ſo daß z. B. das Jahr 1804 das Jahr 12 hieß. Dieſe eben ſo unbequeme als thörichte Einrichtung ward indeß, da das Volk ſelbſt ſich nicht recht daran gewöhnen konnte, mit dem 1. Januar 1806 von Napoleon aufgehoben und der alte chriſtliche Kalender wieder eingeführt.

Die neue Einrichtung der Maße und Gewichte und ihre neuen Benennungen ſind in ſo fern beibehalten, daß ſie bei allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden müſſen; im gemeinen Leben aber hört man noch immer die alten Benennungen. Als Einheit zur Beſtimmung aller Maße wird der **Mètre** angenommen, d. h. der 10 millionſte Theil eines Quadranten oder eines Viertels eines Erdmeridians: er beträgt etwas über 3 Fuß. Hiernach werden die übrigen Maße und Gewichte beſtimmt und durch die Endigung der Benennung bezeichnet. **Mètre** iſt alſo die Einheit des Längenmaßes, **Are** des Flächenmaßes, **Stère** des kubiſchen oder Körpermaßes, **Litre** des Hohlmaßes, **Gramme** endlich des Gewichts, welches von einem Kubik-**centimètre** deſtillirten Waſſers genommen iſt. Die Vermehrung oder Verminderung wird durch die erſten Sylben der Benennung angedeutet, und zwar ſo, daß die aus dem Griechiſchen ungeſchickt genug abgeleiteten Worte die Vermehrung, die aus dem Lateiniſchen aber die Verminderung angeben. Die griechiſchen heißen: **déca** 10, **hecto** 100, **kilo** 1000, **myrio** 10000; die lateiniſchen: **déci** 10, **centi** 100, **milli** 1000. Alſo iſt ein **décamètre** = 10 **mètres**, ein **décilitre** = $^1/_{10}$ **litre**, ein **hectogramme** = 100 **grammes**, ein **centistère** = $^1/_{100}$ **stère** u. ſ. w. Im gemeinen Leben hört man alle dieſe Benennungen nur ſelten; jedermann ſpricht von **une corde de bois**, ein Strick Holz (was mit einem Strick von einer gewiſſen Länge gemeſſen wird), wie wir ſagen: eine Klafter; von **pied**, **pouce**, Fuß und Zoll, von **livre** Pfund, von **pinte** Schoppen u. ſ. w. Eben ſo rechnet man durchaus die Entfernungen nach **lieues**, wovon 25 auf einen Grad des Aequators gehen; alſo etwa eine gute Stunde Weges.

Bei den Münzen iſt man zwar auch dem Dezimalſyſtem gefolgt, jedoch mehr mit Beibehaltung der üblichen Namen. Die Einheit heißt hier **centime**, ein Hundertel; da dies aber ein zu unbedeutender Werth iſt, um ausgeprägt werden zu können, ſo heißt das nur, daß der **franc**, eine wirkliche Silbermünze,

8 Sgr.

8 Sgr. preußiſch an Werth, in 100 **centimes** getheilt gedacht wird; nach Franken oder **livres** rechnete man aber von jeher in Frankreich. Die kleinſte Kupfermünze iſt die **pièce de 5 centimes**, etwa 4 ₰ preußiſch, gewöhnlicher mit der alten Benennung 1 **sol** (ſpr.: ſou) genannt. Dann hat man Silbermünzen von 5 und 10 **sols** = $^1/_4$ und $^1/_2$ **fr.**, von 15 **sols** $^3/_4$ Franken; ferner von 1 und 2 Franken. Die größten Silbermünzen ſind die **pièces de 5 francs**, etwa 1 ℛ 11 Sgr. preußiſch an Werth. Goldmünzen giebt es nur 2, die Stücke von 20 Franken, 5 ℛ 13 Sgr. preußiſch, nach ihrem Gepräge **Napoléon d'or** oder **Louis d'or**, auch ſchlechthin **Napoléon** oder **Louis** genannt; und die Stücke von 40 Fr. doppelt ſo viel werth.

Eintheilung

Auch die alte Eintheilung des Landes in 16 Provinzen ward durch die Revolution aufgehoben. Dieſe Provinzen waren in verſchiedenen Zeiten an die Krone Frankreich gekommen, hatten zum Theil vorher eigenthümliche Fürſten gehabt und behielten auch nach ihrer Einverleibung noch manche Spuren ihrer alten Verfaſſung und mit dieſen manche eigenthümliche Charakterzüge des Volkes bei; etwa ſo wie es noch jetzt in Deutſchland der Fall iſt. Dieſe Verſchiedenheiten mußten verſchwinden, alle provinzielle Erinnerungen vertilgt werden, ſollten alle Einwohner Frankreichs ſich nur als Franzoſen fühlen und von einem und dem nemlichen Gemeingeiſte beſeelt werden. Um dieſen Zweck zu erreichen, theilte man das ganze Reich in Departements, d. h. kleinere Provinzen oder Kreiſe, wobei gefliſſentlich wenig Rückſicht auf die Gränzen der alten Provinzen genommen wurde, ſondern nur allein auf eine gewiſſe Gleichförmigkeit des Umfangs und der Einwohnerzahl, und dieſe **départements** wurden vorzüglich nach den ſie durchſtrömenden Flüſſen, zum Theil auch nach den darin enthaltenen Gebirgen benannt. Obgleich nun dieſe Eintheilung ſeit vielen Jahren die allein in Frankreich geltende iſt, ſo hat ſie doch keinesweges die alten Provinzennamen aus dem Munde und der Erinnerung des Volkes verdrängt. Aus dieſem Grund und weil die alte natürlich die allein in allen vor der Revolution erſchienenen Büchern herrſchende iſt und weil ſie überdies die Ueberſicht des Landes außerordentlich erleichtert, werden wir hier der alten Eintheilung folgen, dabei aber jedesmal die in jeder Provinz enthaltenen Departements anführen.

Frankreich wird jetzt, mit Inbegriff der Inſel Corſika, in 86 Departements eingetheilt. Die verſchiedenen Provinzen aber ſind folgende.

1. Isle de France, enthält die jetzigen Departements **Seine, Seine et Oise, Oise;** und Theile von den D. **Aisne, Seine et Marne** und **Eure et Loir.**

In dieſer Provinz, und zwar im Departement Seine, liegt die Hauptſtadt des Landes, **Paris (Lutetia),** an beiden Ufern der Seine und auf mehreren Inſeln, unter 48° 50′ B. mit einer Volksmenge von ungefähr 800,000 Einwohnern. Sie iſt von einer ſchwachen Mauer umgeben und hat 56 Barrieren oder eiſerne Gitterthore, meiſt mit ſchönen Seitengebäuden. Der Fluß theilt ſie in zwei etwas ungleiche Hälften, eine nördliche, welche die größere, und eine ſüdliche; zwiſchen beiden liegen im Fluſſe die Inſeln: **la Cité** (die Stadt) der älteſte Theil der Stadt, die Inſel **St. Louis,** und die nur als Holzplatz dienende Inſel **Louvois,** durch Brücken unter ſich und mit beiden Ufern verbunden. Von den 12 **Arrondissements** oder **Mairies,** in welche die Stadt getheilt iſt, liegen nur 3 mit etwas über 210,000 Einw. auf dem linken Ufer; während die rechte oder nördliche Seite 9 **Arrondissements** und nahe an 600,000 Einw. zählt. Der Urſprung der Stadt verliert ſich in das höchſte Alterthum; ſchon die Römer unter Julius Cäſar fanden hier eine Stadt **Lutetia Parisiorum,** die aber wohl nur die jetzige **cité** begriff, und dem Kaiſer Julian im 4ten Jahrhundert ein Lieblingsaufenthalt war, wegen des ernſthaften, zum Nachdenken aufgelegten Charakters ihrer damaligen Bewohner, wovon jetzt freilich eher das Gegentheil zu rühmen wäre. Bis auf die Zeiten Ludwigs **XIV.** war ſie mit Wällen und Graben umgeben, welche ſeitdem geebnet worden und woraus die ſchönen **Boulevards** (Bollwerke) entſtanden ſind, welche jetzt die eigentliche Stadt von den Vorſtädten trennen und eine breite mit Bäumen beſetzte Straße bilden. Paris iſt im Ganzen eine wohlgebaute Stadt, beinahe alle Häuſer ſind maſſiv von Bruchſteinen aufgeführt, die man in und dicht bei der Stadt in unerſchöpflichen Steinbrüchen gewinnt. In den älteren Theilen der Stadt ſind die Häuſer ſehr hoch, die Straßen eng und krumm, und eben daher meiſtens ſchmutzig, obgleich das Pflaſter durchaus vortrefflich genannt werden kann; aber die in der Mitte jeder Straße befindlichen und von dem ewigen Fahren unaufhörlich aufgerührten Goſſen verbreiten in den engeren Gaſſen eine beinahe beſtändige Feuchtigkeit und einen ſehr übeln Geruch. In den breiteren und geraderen Straßen der neueren Theile der Stadt und in den Vorſtädten herrſcht dagegen ziemlich viel Reinlichkeit und man fängt an, **Trottoirs** oder Fußwege an den Seiten anzulegen. Die Erleuchtung durch in der Mitte der Straßen an Seilen hängende Laternen iſt nur mittelmäßig, wird aber durch die in den belebteren Straßen bis Mitternacht hell erleuchteten vielen Läden an-

ſehnlich verſtärkt. Ein Theil der Stadt wird auch jetzt durch Gaslicht ſchön erleuchtet.

Der die Stadt von Oſten nach Weſten durchſtrömende Fluß iſt beinahe überall mit ſchönen von großen Quadern erbauten Schahlungen oder **Quais** eingefaßt, an welchen von Zeit zu Zeit Landungs- und Ausladungsplätze angebracht ſind: ein großer Theil dieſer Einfaſſung iſt erſt unter Napoleon und den folgenden Königen erbaut worden. Unter den 19 Brücken ſind von Oſten nach Weſten die merkwürdigſten: 1) Der **Pont du jardin royal** (unter Napoleon, der dieſe Brücke baute, hieß ſie **Pont d'Austerlitz**), von Gußeiſen. 2) **Pontneuf**, an dem weſtlichen Ende der Cite, geht über die Spitze der Inſel und beide Arme des Fluſſes, und iſt die breiteſte und längſte Brücke in Paris. Sie ward unter Heinrich **III.** 1578 angelegt, unter Heinrich **IV.** ihrer Vollendung nahe gebracht, ganz indeſſen erſt 1674 vollendet. Die eherne Statue Heinrichs **IV.** zu Pferde, welche dieſe Brücke zierte, wurde in der Revolution eingeſchmolzen, iſt aber im Jahre 1818 durch eine neue erſetzt worden. 3) Der **Pont des Arts** von Gußeiſen, nur für Fußgänger errichtet. 4) **Pont du Caroussel**, eine ſchöne breite Eiſenbrücke, als Privatunternehmung unter **Louis Philippe** ganz kürzlich erſt erbaut. 5) **Pont royal** oder **pont des Tuileries**, weil ſie dieſem Palaſt gegenüber liegt, von Ludwig **XIV.** erbaut. 6) **Pont de la Concorde**, vor der Revolution **pont de Louis XV.**, unter Ludwig **XVI.** erbaut, und in neuerer Zeit mit 12 koloſſalen Statuen berühmter Männer geziert worden; ſie ſollen, als zu groß, jetzt durch andere erſetzt werden. 7) **Pont des Invalides**, unter Napoleon erbaut. 8) **Pont d'Jena**, am weſtlichſten Ende der Stadt. Dieſe und alle übrige nicht genannte Brücken, mit Ausnahme der beiden vorhin erwähnten eiſernen und zwei ganz neuen eiſernen Hängebrücken, wovon die eine, am öſtlichſten Ende der Stadt **Pont de Bercy** oder **d'Ivry**, die andre **Pont Louis Philippe** das öſtliche Ende der Cité mit der **Isle St. Louis** und dem rechten Seineufer verbindet, ſind von Quadern erbaut.

Die merkwürdigſten Gebäude in Paris ſind: In der nördlichen Hälfte der Stadt:

Die Tuileries, im Jahre 1564 von Catharina von Medicis angelegt und von mehreren Königen erweitert. Dies Schloß, die Stadtwohnung der Könige, erhielt ſeinen Namen von einer Ziegelbrennerei, welche ehemals auf dieſem Platze geſtanden. Es liegt beinahe am weſtlichen Ende der Stadt an der Seine, mit welcher das Hauptgebäude, aus 5 verbundenen Pavillons beſtehend, einen rechten Winkel bildet. Viel merkwürdiger als das Schloß ſelbſt iſt die ſogenannte **Galerie du Louvre**, ein mit dem Fluſſe parallel laufender, an 900 Schritt

langer Flügel des Schloſſes, welcher es mit einem andern Schloſſe, dem **Louvre**, verbindet. Das **Louvre**, die alte Reſidenz der Könige, ward ſo wie es jetzt iſt, nachdem das alte feſtungsähnliche Gebäude abgebrochen worden, unter Franz **I.** angefangen, aber erſt unter Ludwig **XIV.** vollendet; es bildet ein vollkommnes Viereck und umſchließt einen großen regelmäßigen Hof. So wie es ſchon auf der ſüdlichen Seite durch die **Galerie du Louvre** mit den Tuilerien zuſammenhängt, ſo wollte Napoleon es auf der nördlichen durch eine gleiche Gallerie verbinden und die dazwiſchen liegenden Häuſer abbrechen laſſen. Dieſer ungeheure Plan iſt indeß nur zum kleinſten Theil vollendet. Das Louvre war vor der Revolution der Sitz der verſchiedenen Akademieen, nachher des National=Inſtituts und jetzt wiederum der wieder in ihrer frühern Form hergeſtellten Akademieen. Manche Gelehrte und Künſtler haben auch darin freie Wohnungen. In einem Theile des Louvre befindet ſich die herrliche Antikenſammlung und in der daran ſtoßenden Gallerie eine der vortrefflichſten Gemäldeſammlungen in der Welt. Beides zuſammen hieß bisher **Musée Napoléon**, jetzt bloß **le musée**. Vor der zweiten Eroberung von Paris 1815 waren hier die Kunſtſchätze von halb Europa, die herrlichſten Statuen aus Italien, die vortrefflichſten Gemälde aus vielen Kirchen und Schlöſſern in Italien, Spanien, Deutſchland und den Niederlanden zuſammengehäuft. Die Zurücknahme des meiſten von den Franzoſen mit Gewalt Geraubten hat dieſe große Sammlung beträchtlich verringert, dagegen iſt ſie mit einer ägyptiſchen Kunſtſammlung und einer antiken Vaſenſammlung bereichert worden. Fremden ſtehen dieſe wie alle übrige öffentliche Kunſtſammlungen täglich, Einheimiſchen an gewiſſen Tagen unentgeltlich offen. Der innere Hof der Tuilerien, **place du caroussel**, iſt mit einem von Napoleon erbauten Triumphbogen geziert, auf welchem ſich die vier ehernen Pferde befanden, welche im Alterthum wahrſcheinlich aus Griechenland nach Rom, von dort, als Conſtantinopel die Reſidenz der Kaiſer ward, nach dieſer Stadt, von den Venezianern aber bei der Erſtürmung Conſtantinopels 1204 nach Venedig gebracht wurden, wo ſie das Portal der St. Markuskirche zierten. Napoleon ließ ſie nach Paris bringen, von wo ſie endlich wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurück gewandert ſind.

Das **Palais royal.** Dieſes ungeheure, etwas nördlich von dem Louvre gelegene Gebäude iſt nicht allein jetzt einer der merkwürdigſten Punkte in Paris, ſondern hat auch eine bedeutende Rolle in der Geſchichte Frankreichs geſpielt. Es ward 1629 vom Kardinal Richelieu angefangen und hieß damals **palais cardinal.** Der Kardinal ſchenkte es dem Könige, und da es von mehreren Perſonen der königl. Familie bewohnt ward, erhielt

es den Namen **palais royal**, den es nur während der Revolution mit dem Namen **palais égalité** und ſpäterhin **palais du tribunat** vertauſchte, jetzt aber wieder den alten führt. Nach dem Tode Ludwigs **XIV.** wohnte hier der berüchtigte Herzog von Orleans, Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs **XV.**, und die unerhörte Sittenloſigkeit, welche ſein Beiſpiel verbreitete, trug nicht wenig dazu bei, die Revolution vorzubereiten. Er erweiterte das Gebäude anſehnlich. Sein Enkel, ebenfalls Herzog von Orleans, bekannter unter dem Namen **Philippe Egalité**, ſchmiedete in dieſem Pallaſt die böſen Ränke, welche die erſten Stürme der Revolution veranlaßten und ihn ſelbſt aufs Schaffot brachten. Ueberhaupt war dieſer Ort während der Revolution häufig der Mittelpunkt, von welchem blutige Bewegungen ausgingen. So wie das Gebäude jetzt iſt, bildet es ein langes Parallelogramm, deſſen kleine, ſüdliche Seite der eigentliche Pallaſt iſt und einen eigenen Hof umſchließt. In dieſem Pallaſt iſt die Privatgemäldeſammlung und die Bibliothek des jetzigen Königs. Die drei übrigen Seiten umfaſſen einen über 700 Fuß langen und 300 Fuß breiten Platz, Garten genannt, weil er mit Baumgängen, Blumenbeeten und Statuen beſetzt iſt. Abends wird das ganze Palais durch Gas ſehr ſchön erleuchtet. Alle dieſe Gebäude haben unten an der innern Seite Bogengänge, welche zu unzähligen Kaufläden, Werkſtätten u. ſ. w. benutzt ſind. Hier findet man Kaufleute, Künſtler und Handwerker jeder Art, von den reichſten Juwelieren bis zu den ärmlichſten Krämern hinab; Schneider, Schuſter, Putzmacher, Buchhändler und Bücherverleiher, **artistes décrotteurs** d. h. Schuhputzer, die aber gar niedlich mit Spiegeln ausſtaffierte Kämmerchen haben, wo man noch obenein die Zeitungen findet. Hier ſind glänzende Kaffeehäuſer und Reſtaurateurs, nicht blos auf ebener Erde, ſondern ſelbſt in den Kellern. In dem obern Geſchoß ſind beſonders mehrere vortreffliche Speiſehäuſer, Spielzimmer, wo unter dem Schutze der Regierung Hazardſpiele getrieben werden, in ſolchem Umfange, daß die 4 öffentlichen Spielhäuſer jährlich einen Pacht von 7 Millionen zahlen; kurz, Reiche und Arme, ehrbare Kaufleute und liederliches Geſindel aller Art, iſt in dieſem ungeheuren Raume, wovon jeder Zollbreit vermiethet und benutzt wird, zuſammengedrängt. Die Lage des Ganzen, im Mittelpunkt des reichſten und bevölkertſten Theiles von Paris, die Nähe mehrerer Theater, (zwei ſind im Palais royal ſelbſt), die Bequemlichkeit, hier alles zum Leben und zum Vergnügen Nöthige beiſammen zu finden, die Annehmlichkeit eines bedeckten Spaziergangs bei jedem Wetter, macht das Palais royal zu dem beſuchteſten Orte in Paris, wo ſich täglich viele Tauſende bis ſpät in die Nacht herumtreiben.

In der Nähe des **P. royal** befindet ſich das Gebäude der Bibliothek, worin außer der großen Büchersammlung, einer der erſten in der Welt mit über 600,000 Bänden und 80,000 Handſchriften, noch eine ſehr bedeutende Sammlung von Kupferſtichen und eine eben ſo anſehnliche von Münzen und Alterthümern aller Art befindlich iſt. Nicht weit davon ſtand das große Opernhaus, wo die Pracht der Decorationen und die Vollkommenheit der Ballette mehr bewundert wurden, als der Geſang, für welchen, wie für Muſik überhaupt, die Franzoſen wenig Talent haben. Nachdem der Herzog von Berry beim Herausgehen aus der Oper ermordet worden, iſt dies Gebäude abgebrochen worden; ein ſchöner Brunnen ſoll künftig dieſen Platz zieren. Ein neues, ſehr großes, aber leicht gebautes Opernhaus ſteht jetzt nördlicher in der **rue Lepelletier.** Beinahe alle Theater befinden ſich in dieſer Gegend und in den anſtoßenden Boulevards. Die Zahl der Theater wechſelt oft in Paris. Zur Zeit der Revolution ſoll es einmal an 30 gegeben haben. Napoleon beſchränkte dieſe Zahl ſehr, und jetzt mag ſie ſich wieder auf 20 belaufen, wovon die größeren ſich meiſt auf eine eigenthümliche Klaſſe dramatiſcher Werke beſchränken. So giebt das **théatre françois**, welches für das vornehmſte gehalten wird, nur Tragödien und Komödien im edlern Styl, mit Ausſchluß aller Singſtücke und niedrig komiſcher Darſtellungen. Außer dieſem ſind für die Litteratur und den Charakter des Volks am merkwürdigſten, das **théatre des variétés** und das **th. du vaudeville.** Das erſtere giebt im Ganzen niedrig komiſche Stücke, gewöhnlich aber unmittelbar aus den Sitten und Lächerlichkeiten der niedern Volksklaſſen in Paris ſelbſt entnommen. Das **Vaudeville** gehört der franzöſiſchen Litteratur ausſchließlich an. Die Stücke, die hier gegeben werden, ſind meiſt Gelegenheitsſtücke in Beziehung auf die neueſten Stadt- und Volksbegebenheiten, die meiſte Laune und die witzigſte Satire darin wird in den ſogenannten **couplets** d. h. geſungenen Strophen angebracht, welche nach alten bekannten Volksmelodieen geſungen werden. Der Pariſer iſt außerordentlich ſchauſpielluſtig, und die Theater daher, obwohl die Plätze in einigen, wie den **François** und beſonders der Oper, ſehr theuer ſind, ſind beſonders im Winter, beinahe täglich gedrängt voll. Es iſt nichts ſeltenes, daß neue Stücke, wenn ſie Beifall finden, 50mal hinter einander gegeben werden. Indeß will man in der neueren Zeit eine bedeutende Abnahme in dieſer Hinſicht bemerken. Der Beifall wird übrigens nicht wie bei uns bloß durch Klatſchen, ſondern auch durch Stampfen mit Füßen und Stöcken, der Tadel aber durch Ziſchen und Pfeifen zu erkennen gegeben. Das einzige größere im ſüdlichen Theile der Stadt gelegene **de l'Odéon** iſt 1818 abgebrannt, ſeitdem aber wieder aufgebaut worden. — Das Rathhaus, **Hôtel de ville,**

liegt an der place de la grève, unweit des Ufers der Seine, öſtlich von dem Louvre. Das Gebäude iſt weiter nicht bedeutend, ſoll aber jetzt anſehnlich vergrößert werden. Auf dem Platze vor demſelben aber ſind viele Opfer der Revolution unter dem Beile der Guillotine gefallen; ſonſt wurden hier die Verbrecher hingerichtet, jetzt am ſüdlichſten Ende der Stadt, an der Barrière St. Jaques. Das Rathhaus iſt der Mittelpunkt der Stadtverwaltung; die Stadt iſt ſeit der Revolution in 12 Bezirke, arrondissements, getheilt, wovon jeder, wie jede Stadt und jedes Dorf in Frankreich, einen maire, hier Bürgermeiſter dort Schulze, an der Spitze hat. Dieſe Einrichtung iſt uralt, wie ſchon daraus erhellt, daß der Schultheis oder Bürgermeiſter von London ebenfalls Mayor (ſpr.: mär) genannt wird.

Im nördlichen Theile von Paris lag ehemals die Bastille, an der öſtlichen Seite des Boulevards unweit des Fluſſes, ein altes, feſtes, in der neuern Zeit als Staatsgefängniß gebrauchtes Schloß. Dies Gebäude wurde im Anfange der Revolution von dem Volke erſtürmt, und niedergeriſſen. Durch den ehemaligen Graben der Bastille geht jetzt ein die Vorſtadt St. Martin durchſchneidender Kanal. Der Platz, wo das Schloß geſtanden hat den Namen Baſtilleplatz und bekommt jetzt ein eiſernes Denkmal der in der Julyrevolution 1830 gefallenen Bürger. Etwas nördlicher von den Boulevards lag der Temple, wovon ein Theil jetzt ein Trödelmarkt iſt. Urſprünglich war der ſogenannte Tempel eine Comthurei und Hauptſitz der Tempelherren, ſpäterhin gehörte er dem Malteſerorden. In der Revolution diente dies alte Gebäude der königl. Familie zum Gefängniß und ward nachher größtentheils abgetragen. Der Saal, worin der unglückliche Ludwig XVI. gefangen geſeſſen, iſt jetzt zu einer Kapelle eingerichtet.

Auf der Hauptinſel der Seine, la Cite oder auch île du palais genannt, befinden ſich 4 merkwürdige Gebäude. Die alte Hauptkirche von Paris, Notre Dame, zu Unſrer Lieben Frauen, eine der größten und ſchönſten gothiſchen Kirchen in Frankreich, aus dem 12ten Jahrhundert. Sie hat 2 unvollendete viereckige Thürme und iſt 390 F. lang, 144 breit und 180 hoch. Ehemals war ſie mit unzähligen Statuen und andern Denkmälern der Könige geſchmückt, dies alles aber, wie aller Schmuck der 45 Kapellen und der vielen Altäre, die Glocken u. ſ. w. iſt während der Revolution zerſtört oder weggeführt worden. Daneben ſtand der alte Pallaſt der Erzbiſchöfe von Paris, welcher in den Julytagen 1830 und zum zweitenmal 1831 vom Volke verwüſtet und zuletzt ganz abgebrochen wurde. Ganz nahe dabei, an beiden Ufern der Seine iſt das größte Hospital von Paris, das Hôtel Dieu, mit 23 Sälen und über 1500 Betten. Endlich das palais de Justice oder bloß le palais ge-

nannt, wovon die Inſel den Namen hat, der Sitz ſämmtlicher Gerichtshöfe, mit dem daran ſtoßenden Gefängniſſe, la Conciergerie genannt, welches in den Stürmen der Revolution durch die vielen Schlachtopfer, welche von hier aus zur Guillotine geführt wurden, berühmt geworden iſt. Dies Gebäude, ſchon im 9ten Jahrhundert begonnen, diente bis 1431 den Königen zur Wohnung, daher der Name; Feuersbrünſte zerſtörten es zum Theil, und ſo wie es jetzt iſt, ward es erſt im Jahre 1787 vollendet.

In dem ſüdlichen Theile der Stadt bemerken wir, am öſtlichen Ende derſelben, am Ufer der Seine, den **Jardin des plantes**, oder **Jardin royal**, einen ſehr weitläuftigen botaniſchen Garten, wo ſich zugleich die Behältniſſe für viele ausländiſche Thiere befinden, und wo in einem anſehnlichen Gebäude, **Musée d'histoire naturelle**, die vortreffliche Sammlung ausgeſtopfter Thiere und die Mineralienſammlung aufgeſtellt ſind. Auch dieſe Schätze ſtehen Fremden und Einheimiſchen, Gelehrten und Neugierigen ſtets unentgeltlich offen. In einem dazu gehörigen Gebäude, **l'Amphitheatre**, werden Vorleſungen über alle Theile der Naturwiſſenſchaften gehalten. Dicht neben dem **Jardin royal** befinden ſich die ſehr weitläuftigen Gebäude der **Halle aux vins**. Unweit des **Jardin royal** liegt am äußerſten Ende der Stadt das große Hospital **de la Salpétrière**, für bejahrte Weiber und Verrückte; dieſe ungeheure Anſtalt enthält beinahe 4000 Einw.

Am äußerſten ſüdöſtlichen Ende der Stadt liegt an einem kleinen Bache, **rivière de Bièvre** genannt, die berühmte Tapetenfabrik **des Gobelins**. Es werden hier die größten und ſchönſten Gemälde durch ein Gewebe von Wolle und Seide täuſchend nachgeahmt; die Arbeit heißt **haute lisse**, wenn der Aufzug ſenkrecht vor dem Arbeiter ſteht, und **basse lisse**, wenn er wagerecht vor ihm liegt; übrigens wird alles mit dem Webeſchiffchen aus freier Hand gemacht, ſo daß die Arbeit an einem Stück oft mehrere Jahre währt. Dieſe Fabrik, unter Franz I. von den Gebrüdern Gobelins aus Rheims angelegt, hat immer nur in Aufträgen der Regierung gearbeitet, da ſie durch ſich ſelbſt nicht beſtehen könnte. Noch etwas ſüdlicher trifft man das Gebäude der Sternwarte, **l'Observatoire**, an. Das alte 1667 ganz ohne Holz erbaute thurmartige Gebäude wird wenig mehr gebraucht, und die eigentliche Sternwarte mit vielen vortrefflichen Inſtrumenten iſt jetzt in einem Seitengebäude. Unter dieſem Gebäude befinden ſich tiefe und weitläuftige Keller und Gänge, **les catacombes**, theils urſprüngliche Höhlen, theils alte Steinbrüche. Ihre ungeheure Ausdehnung, (ſie erſtrecken ſich nemlich unter einen großen Theil der ſüdlichen Hälfte von Paris) ward erſt 1780 entdeckt, wo man aus vielen, überfüllten Kirch-

höfen im Innern der Stadt, die nun eingingen, die noch vorhandenen Gebeine hierherbrachte und zum Theil in zierlicher Ordnung aufſtellte. Bei dieſer Gelegenheit wurden auch Stellen, welche den Einſturz drohten, untermauert, und in dieſen unterirdiſchen Räumen die darüber liegenden Straßen und Häuſer genau angegeben und bezeichnet. Der einzige jetzt erlaubte Eingang iſt außerhalb der **Barrière d'Arcueil**; wo in der ganzen Gegend noch jetzt viele ſolche unterirdiſche Brüche bearbeitet werden.

Weiter nördlich liegt eines der ſchönſten Gebäude von Paris, das ſogenannte **Panthéon**, urſprünglich eine Kirche der h. Genovefa, welche aber in der Revolution die Beſtimmung erhielt, die Gräber und Denkmäler aller berühmten Männer aufzubewahren. Dies Gebäude hat einen herrlichen mit korinthiſchen Säulen verzierten Eingang, und zeichnet ſich beſonders durch die kühne und hohe von Säulen getragene Kuppel aus; alles iſt durchaus von Quadern erbaut. Bis jetzt ſind indeß an Monumenten nur die hölzernen Modelle der Gräber Voltaire's und Rouſſeau's in den ſchönen unterirdiſchen Gewölben zu ſehen, und mehrere einfache Denkſteine von Generalen aus der Zeit Napoleons. In dem daran ſtoßenden alten Kloſter iſt das Gymnaſium, **Collège de Henri IV.**, mit einer öffentlichen Bibliothek; in der Nähe befindet ſich die **Ecole polytechnique** und die Rechtsfacultät oder **Ecole de droit.** Nicht weit davon befindet ſich das Palais **Luxembourg**, von Maria von Medici 1612 erbaut, mit einer Gemäldegallerie für Werke lebender Künſtler und einem ſchönen Garten, welcher dem Publikum offen ſteht. Hier verſammelt ſich die Kammer der Pairs. Nördlicher kommt man zur **Ecole médecine**, mit dem **Dupuytren**ſchen anatomiſchen Muſeum. Dann der Seine näher liegt das ſchöne Münzgebäude; das **Palais de l'Institut** mit der Mazariniſchen Bibliothek und der Bibliothek des Inſtituts; die neuerdings errichtete **Ecole des beaux arts**, mit bedeutenden Kunſtſammlungen. Dieſe Anſtalt ſteht an der Stelle des ehemaligen Kloſters **des petits Augustins**, worin nach der Revolution die aus den aufgehobenen geiſtlichen Anſtalten, wie auch aus verkauften Schlöſſern geretteten Statuen, Basreliefs, Grabdenkmäler u. ſ. w. zuſammengebracht und in chronologiſcher Ordnung, in vielen Sälen, auf eine maleriſche Art, aufgeſtellt worden waren. Nach der Rückkehr der **Bourbons** wurde dieſe Anſtalt 1817 aufgehoben und die Kunſtſachen den Kirchen u. ſ. w. zurückgegeben.

Weſtlicher, am Ufer der Seine, liegt das ſchöne ehemalige Palais **Bourbon**, dann **p. du corps législatif** genannt, worin ſich jetzt die Kammer der Deputirten verſammelt. Südlich von dieſem kommt man an das ungeheure Gebäude des **Hôtel des Invalides**, welches 12 kleinere und einen großen Hof umſchließt.

Ludwig **XIV.** hat es erbaut und es werden darin etwa 3 bis 4000 verſtümmelte Krieger, Offiziere und Gemeine, ſehr anſtändig unterhalten. Sehenswerth iſt beſonders die Kirche mit einer ſchönen, äußerlich beinahe ganz vergoldeten Kuppel: hier werden die eroberten Fahnen aufbewahrt. In den unterirdiſchen Gewölben befinden ſich die Grabmäler der durch **Fieschi's** Höllenmaſchine, im July 1835 umgekommenen Menſchen. Im **Hôtel** ſelbſt iſt eine Sammlung von Modellen aller franzöſiſchen Feſtungen. Vor dem Hauſe erſtreckt ſich bis zur Seine ein ſehr großer mit Alleen bepflanzter Platz. Südweſtlich davon, am äußerſten Ende der Stadt endlich finden wir einen ungeheuren mit einem niedern Erdwall und Alleen umgebenen Platz, das berühmte **Champ de Mars**, wo in der Revolution oft Volksverſammlungen und Volksfeſte Statt fanden: an dieſen Platz ſtößt die ehemalige **école militaire**, jetzt zur Kaſerne gebraucht.

An kirchlichen Gebäuden ſind außer der ſchon erwähnten **Notre Dame** und dem **Panthéon**, vorzüglich noch zu bemerken: **La Madeleine**, am weſtlichen Ende der nördlichen **Boulevards**, mit der Front nach der **Place de la Concorde** gerichtet, ein in ſeinem Innern noch nicht völlig beendigter herrlicher Tempel, von einem Säulengange rings umgeben. **Napoléon** hatte das Gebäude urſprünglich zu einem Denkmal der Siege ſeiner Heere beſtimmt. Weiter nördlich, auf dem ehemaligen **Cimetière de la Madeleine**, hat Ludwig **XVIII.** eine ſogenannte **Chapelle expiatoire** erbauen laſſen, über der Stelle, wo die Leichname Ludwigs **XVI.** und ſeiner Gemahlin begraben worden. Unter den 12 Pfarrkirchen zeichnen ſich durch Alter oder Schönheit und Größe aus: **St. Sulpice**, mit einem ſchönen Säulenportale, im ſüdlichen Theile von Paris; **St. Etienne du mont**, mit merkwürdigen Glasmalereien, unweit des **Panthéon**; **St. Roch**, unweit der **Place Vendôme**; **St. Germain l'Auxerrois**, unweit des **Louvre**, eine der älteſten Kirchen von **Paris.** Außer den katholiſchen Kirchen giebt es hier auch mehrere proteſtantiſche und eine anglikaniſche. Unter den Kirchhöfen nimmt unbeſtritten den erſten Platz ein das **Cimetière du Père Lachaise**, von einem Beichtvater Ludwigs **XIV.** ſo genannt, welcher hier ein Landhaus beſaß. Er liegt am äußerſten öſtlichen Ende der Stadt und iſt mit unzähligen zum Theil ſehr ſchönen Denkmälern berühmter Perſonen bedeckt.

Wir kommen nun zu den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen in Paris. Unter dieſen letzteren nehmen die **Boulevards** den erſten Rang ein. Es ſind, wie ſchon bemerkt, breite mit Alleen beſetzte Straßen, welche an die Stelle ehemaliger Feſtungswerke getreten ſind. Sie umgeben eigentlich ganz Paris, werden aber vorzüglich nur im nördlichen Theile, wo ſie die Stadt von den Vorſtädten trennen, häufig beſucht; an ihnen liegen die

meiſten Kaffeehäuſer, Bäder, mehrere Schauſpielhäuſer u. ſ. w., ſo daß das Gewühl, beſonders im weſtlichen Theile derſelben, außerordentlich iſt. Ein eben ſo beſuchter Spaziergang iſt der Garten der Tuilerien; er erſtreckt ſich vom Schloſſe weſtlich die Seine entlang, iſt ſauber gehalten und mit vielen Statuen verziert. Hier, wie auf allen Spaziergängen, findet man Tauſende von Stühlen zu miethen und kann auch zugleich die Zeitungen erhalten. Der ausgedehnteſte Spaziergang ſind indeß die **Champs élysées**, noch weiter weſtlich bis ans Ende der Stadt; ſie ſind ein kleiner Luſtwald, von vielen Alleen durchſchnitten. Am äußerſten weſtlichen Ende derſelben, vor der **Barrière de l'étoile**, ſteht der von **Napoléon** gegründete aber erſt **1836** fertig gewordene **Arc de triomphe**, mit vielen herrlichen Basrelief geſchmückt; er iſt **133** F. hoch, **138** F. breit und hat eine Mauerſtärke von **68** F. und iſt zum Andenken der Schlachten unter der Regierung des Kaiſers errichtet. Durch dies prachtvolle Denkmal gelangt man endlich in das **bois de Boulogne**, ein ziemlich ausgedehntes Gehölz, welches ebenfalls ſtark beſucht wird. Hier wie in den **champs élysées**, ſind unzählige Kaffee- und Weinhäuſer und andre Vergnügungsörter. Andre öffentliche Spaziergänge ſind die ſchon erwähnten Gärten des **Palais royal** und des **Luxembourg**, ſo wie der **Jardin royal**.

Unter den öffentlichen Plätzen, deren Paris in Verhältniß zu ſeiner Größe nur wenige hat, zeichnen ſich aus: die **place Vendôme**, nördlich von den Tuilerien, ein achteckiger Platz, auf welchem ſich eine merkwürdige, von Napoleon errichtete Säule befindet. Sie iſt nach dem Muſter der Trajansſäule in Rom erbaut, **155** F. hoch, rund, und in ihrer ganzen Länge, wie auch an dem viereckigen Fußgeſtell, mit ehernen Platten und Basreliefs bedeckt, die ſich ſchlangenförmig emporwinden und Begebenheiten aus dem öſterreichiſchen Kriege **1805** darſtellen. Das Erz ſoll von eroberten Geſchützen genommen worden ſeyn. Inwendig iſt eine Wendeltreppe, durch welche man auf den Gipfel der Säule gelangt, wo ſich bis zum **31.** März **1814** die eherne Statue Napoleons ihn als Imperator darſtellend, befand. Unter den **Bourbons** blieb die Stelle leer, und **1832** iſt eine neue Statue Napoleons, in gewöhnlicher Generalskleidung, dahin geſtellt worden. Ferner die **place de Louis XV.**, früher **p. de la révolution** und nachher **p. de la concorde** genannt. Dieſer ſchöne und große Platz liegt zwiſchen dem Garten der Tuilerien, den **champs élysées** und der Seine, und wird nur auf einer Seite von Gebäuden eingefaßt. Auch auf dieſem Platze ſtand lange Zeit die Guillotine, und hier fiel das Haupt des unglücklichen Ludwigs **XVI.**, ſeiner Gemahlin und ſeiner Schweſter, an der Stelle, wo früher eine Statue ſeines Vaters ge-

ſtanden hatte. In der Mitte dieſes Platzes iſt jetzt am 25. Oct. 1836, ein aus **Luxor**, in Oberägypten, hergebrachter Obelisk, auf einem Grundgeſtell von Granit errichtet worden. Die **Place royale** mit der Bildſäule Ludwigs **XIII.** und zwei Springbrunnen, im öſtlichſten Theile der Stadt; die **Place de la Bourse**, nördlich vom **Palais royal**, der neueſte und einer der ſchönſten Plätze von Paris, auf welchem das herrliche, mit Säulen umgebene Börſengebäude ſteht; die **Place des victoires**, unweit des **Palais royal**, ein runder, mit der ehernen Reiterſtatüe Ludwigs **XIV.** geſchmückter Platz.

Unter den vielen Marktplätzen verdient der mit einem ſchönen Springbrunnen gezierte **Marché des Innocens**, an der Stelle eines ehemaligen Gottesackers, wegen ſeiner Größe und der vielen dort ſitzenden Fiſchweiber, **Poissardes**, angeführt zu werden, welche oft bei Revolutionen eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Andre Marktplätze ſind überbaut, **Halles**, und darunter ſind einige durch Größe und Architectur ausgezeichnete. Zu den nützlichſten öffentlichen Gebäuden gehören noch die **Abattoirs**, oder Schlachtplätze, vor den Barrieren, deren es jetzt 5 giebt, welche aus ganzen Reihen feſter Gebäude beſtehen, worin alles Vieh geſchlachtet und zubereitet wird, welches Paris verzehrt.

Unter den öffentlichen Vergnügungen behaupten die Theater den erſten Rang. Außer ihnen giebt es aber noch eine große Menge von öffentlichen Ausſtellungen und Darſtellungen, als Panorama's, gymnaſtiſche und Reiterkünſte, phyſikaliſche Darſtellungen, Marionetten u. ſ. w.; unzählige kleine und größere Luſtörter mit und ohne Gärten, wobei oft noch kleine Theater befindlich ſind. Der Oerter, wo Speiſen und Getränke zu haben ſind, ſind unzählige. Man unterſcheidet die **Restaurateurs**, wo man zu jeder Stunde des Tages, vorzüglich aber von 12 Uhr an, eine Unzahl Gerichte erhalten kann, deren Namen in den größeren Reſtaurationen einen enggedruckten Bogen oder auch ein kleines Buch füllen; die **Traiteurs**, wo man nur zu beſtimmten Stunden ißt, und wo ſich wie in unſern Gaſthöfen meiſtens eine und die nemliche Geſellſchaft täglich einfindet. Die **Caffés**, wo man alle mögliche Erfriſchungen und Getränke findet; endlich die **Estaminets**, wo auch Bier zu haben iſt und Taback geraucht werden darf, eine Sitte, die erſt ſeit der Revolution in Paris ſehr zugenommen hat. Wirthshäuſer nach deutſcher Art, wo man zugleich wohnen, eſſen, trinken, ſeine Leute und Pferde unterbringen kann, giebt es in Paris nicht. Gewöhnlich gewährt das Wirthshaus, **Hôtel**, oder auch **Hôtel garni**, nur die Wohnung, der Fremde muß zum Reſtaurateur gehen, oder das Eſſen von dort holen laſſen. Doch kann man ſich auch bei Familien einmiethen, wo man zugleich den Tiſch hat. Die weiten Wege, welche der große Umfang der Stadt veranlaßt, wer-

den ſehr durch Miethsfuhrwerke aller Art erleichtert; die gewöhnlichſten ſind fiacres, vierſitzige Wagen mit 2 Pferden, cabriolets, zweiſitzige mit einem Pferde, welche an vielen Orten der Stadt halten. Für jeden Weg, für den kleinſten wie für den größten, erhalten ſie eine beſtimmte mäßige Summe. In neuerer Zeit ſind noch die **Omnibus, Dames blanches** u. ſ. w. hinzugekommen, große Wagen, welche viele Perſonen aufnehmen können, alle 10 bis 15 Minuten von einem beſtimmten Punkt zum andern in unveränderlicher Richtung, durch alle Stadttheile fahren und unterwegs beſtändig Perſonen aufnehmen und abſetzen.

Die Zahl der wiſſenſchaftlichen Inſtitute und der öffentlichen Unterrichtsanſtalten iſt ſehr groß, und ſchwer zu beſtimmen. Unter allen behauptet die Akademie den erſten Rang, ſie ward vom Cardinal Richelieu zuerſt **1633** geſtiftet und erhielt **1666** die Geſtalt, unter welcher ſie bis zur Revolution beſtanden. Sie theilte ſich in **3** Abtheilungen oder eigne Akademieen; die älteſte war die **Académie françoise**, die ſich ausſchließlich mit der franzöſiſchen Sprache und Litteratur beſchäftigte; zu dieſer kam **1663** die **A. des inscriptions et belles lettres**, urſprünglich, wie der Name ſchon zeigt, mit der Beſtimmung Inſchriften für Gebäude, Denkmäler, Münzen u. ſ. w. zu liefern, wie die Eitelkeit Ludwigs **XIV.** es forderte; ſie beſchäftigte ſich aber mit dem ganzen weiten Felde der philologiſchen und archäologiſchen Wiſſenſchaften; endlich ward noch **1666** die **A. des sciences** hinzugefügt, die in neueren Zeiten bei weitem die bedeutendſte geworden iſt; ihre Beſtimmung waren die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften. In der Folge wurden auch noch Akademieen für Baukunſt und bildende Künſte errichtet. Alle dieſe Geſellſchaften wurden während der Revolution vereinigt unter dem Namen des Nationalinſtituts. Nach der Rückkehr der Bourbons iſt die alte Eintheilung wieder hergeſtellt worden. Zu dieſen ſchon beſtehenden Akademieen iſt jetzt (**1832**) eine neue Klaſſe **des sciences morales et politiques** hinzugekommen, und alle Klaſſen zuſammen werden mit dem Namen: **Institut royal de France** bezeichnet. Außerdem giebt es eine große Menge gelehrter Geſellſchaften in Paris für alle Theile der Wiſſenſchaften und der Künſte. Unter den Lehranſtalten verdienen beſonders die von Profeſſoren des **Jardin du roi** und des **Observatoire** zu haltenden phyſikaliſchen, chemiſchen, aſtronomiſchen, botaniſchen, mineralogiſchen ꝛc. Vorleſungen, ſo wie die im **Collège de France** unentgeltlich gehaltenen wiſſenſchaftlichen Vorleſungen eine ehrenvolle Erwähnung. Außerdem giebt es noch viele Spezialſchulen, wie die **Ecole des mines** für den ganzen Umfang der Bergwerkswiſſenſchaften; das **Conservatoire des Arts et des métiers**, wobei technologiſche

Vorleſungen gehalten werden und die den Facultäten unſrer Univerſitäten entſprechenden **Ecole de droit**, **Ecole de médecine** und die **Sorbonne** für die Theologie. Was in Frankreich **Université** heißt, hat nichts mit unſern Univerſitäten gemein, ſondern iſt der Name der höchſten Behörde für das Unterrichtsweſen des ganzen Landes. Napoleon führte dieſe Form ein, gab aber allen Lyceen (Gymnaſien) und Schulen eine ſo ausſchließlich militairiſche Einrichtung, daß man ſpäter davon abgehen mußte. Jetzt giebt es in Frankreich ſo viel **Académies**, oder höhere Unterrichtsanſtalten, als es hohe Gerichtshöfe giebt; allein die **Académie de Paris**, welche alle vorhin erwähnte Unterrichtsanſtalten umfaßt, überflügelt die Provinzialakademieen ſo ſehr, daß es kaum möglich iſt außerhalb Paris gründliche Studien zu machen. Es iſt überhaupt ein großes Unglück für Frankreich, daß beinahe alles, was es an bedeutenden Gelehrten und Schriftſtellern beſitzt, alle wiſſenſchaftliche Inſtitute, alle Sammlungen, alle Bibliotheken, alle Mittel zu einer höhern Bildung faſt ausſchließlich in Paris verſammelt ſind; vergebens ſucht man außerhalb Paris, ſelbſt in bedeutenden Städten mit ſeltnen Ausnahmen, Gelehrte oder wiſſenſchaftliche Einrichtungen, alles drängt ſich nach Paris; nicht bloß fremde Länder haben ſich über die Raubſucht der Franzoſen zu beklagen gehabt, Frankreich iſt im eigentlichſten Verſtande an Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft, an Gemälden, Statuen, Manuſcripten, Büchern, nur irgend beweglichen Alterthümern rein ausgeplündert und alles in Paris angehäuft. Kein Wunder, wenn dies den Fremden durch ſeinen Reichthum und ſeinen Glanz blendet; die traurige Unwiſſenheit und wiſſenſchaftliche Dürftigkeit, die dafür im ganzen übrigen Reiche herrſcht, fällt aber dagegen um ſo widriger auf. Dies geht ſo weit, daß wer es nur irgend vermag, ſeine Kinder zur Erziehung nach Paris ſendet. Eben ſo iſt auch der Buchhandel faſt einzig auf Paris beſchränkt; alle Buchhändler in den Provinzen ſind faſt ohne Ausnahme nur Krämer, welche die von Paris erhaltene Waare vereinzeln. Natürlich zieht dieſer Zuſtand der Dinge auch alle Künſtler, alle feinere Handwerker, vorzüglich alle diejenigen nach der Hauptſtadt, die Gegenſtände des Luxus und der Mode verfertigen, ſo daß man, im nördlichen Frankreich wenigſtens, alle dieſe Dinge auch in der größten Entfernung aus Paris kommen läßt, und die Pariſer Arbeiten und Waaren einen großen Ruf im Auslande erhalten haben. Ungeheuer iſt die jährliche Verſendung von Luxusartikeln, als Juwelier-Arbeiten, Uhren, Bronzeverzierungen, muſikaliſchen Inſtrumenten, künſtlichen Blumen und Putzſachen aller Art.

Man arbeitet jetzt an einer Eiſenbahn, welche von **Paris** nach **St. Germain** führen und ſo den Anfang eines Eiſenweges nach dem **Havre** bilden ſoll. Er wird gleich hinter der **Made-**

leine anfangen und muß zweimal über die **Seine** geführt werden.

Die Gegend um Paris iſt fruchtbar und im Ganzen eben, nur nördlich von der Stadt erheben ſich einige unbedeutende Hügel, wovon der bekannteſte der **Montmartre** iſt. Der Name wird abgeleitet entweder von einem Tempel des Mars, welcher ehemals hier geſtanden, oder von dem Märtyrer Dionyſius, dem Schutzpatron von Frankreich, welcher hier enthauptet worden (mons martyrii). Er liegt unmittelbar an der Stadt und iſt mit Gärten und Windmühlen beſetzt; von ſeinem Gipfel, auf welchem ein Telegraph ſteht, hat man die ſchönſte Ueberſicht von Paris: er beſteht aus Gyps, in welchem man eine große Menge ſehr intereſſanter Verſteinerungen findet. Dieſer Hügel, wie die öſtlicher gelegenen von **Menil montant, Belleville** u. ſ. w., waren 1814 befeſtigt und mußten in der Schlacht von Paris, am 30. März, erſtürmt werden.

In dieſer Provinz bemerken wir noch folgende Oerter:

St. Denys, 2 kleine Stunden von Paris, eine unbedeutende Stadt mit 9000 Einw., berühmt durch die Abtei gleiches Namens, in deren Kirche die Gräber der Könige von Frankreich waren, in der Revolution aber gänzlich zerſtört und die Kirche aller Zierathen beraubt wurde. Napoleon hatte das Gebäude ſchon wieder für ſich und die Seinen in Stand ſetzen laſſen und beides die Kirche und die Grabgewölbe ſind jetzt vollkommen wieder hergeſtellt. Eine weibliche Erziehungsanſtalt für Kinder und Angehörige der Mitglieder der Ehrenlegion iſt in den Gebäuden der alten Abtei eingerichtet.

Zehn Stunden nördlich von Paris liegt das Dorf **Ermenonville**, in deſſen Schloß **J. J. Rousseau** ſeine letzten Tage verlebte; er ſtarb daſelbſt 1778 und wurde auf einer kleinen Inſel im Park begraben, wo noch ſein Denkmal ſteht.

Dicht an Paris, öſtlich, liegt das feſte Schloß **Vincennes**, mit einem weitläuftigen Park; es dient zum Artilleriedepot; der berühmte **Donjon**, oder dicke Thurm, war ehemals ein Staatsgefängniß. In den Feſtungsgraben ward 1804 der Herzog von **Enghien** erſchoſſen. Zwei Stunden öſtlich von Paris liegt **Charenton**, am Zuſammenfluß der Seine und der Marne; an der Stelle der jetzigen kleinen Kirche ſtand einſt eine ſchöne proteſtantiſche Kirche, welche 1623 erbaut worden, aber unter Ludwig **XIV.** 1685 bis auf den Grund niedergeriſſen wurde.

Weſtlich 2 Stunden von Paris liegt an der Seine der kleine Ort **St. Cloud**, mit einem Schloſſe, wo ehemals der Hof ſich oft aufhielt und einem ſchönen an einem Bergabhang liegenden Park. Nahe dabei liegt ebenfalls an der Seine der Flecken **Sèvres**, wo ſich die berühmte Porzellan-Manufaktur befindet. Etwas nördlicher liegt das kleine Luſtſchloß **Malmaison**, wo Na-

poleon und ſpäter die Kaiſerin Joſephine wohnte. Durch Sèvres führt der Weg in 4 kleinen Stunden nach **Versailles**, wohin jetzt zwei Eiſenbahnen geführt werden. Vor der Revolution hatte der Ort an 70000, jetzt kaum 30000 Einwohner. Ludwig XIV. verſchwendete hier ungeheure Summen, um ein prachtvolles Schloß und einen mit Springbrunnen reichlich verzierten Garten in einer waſſerloſen Gegend anzulegen. Das Waſſer mußte daher von **Marly**, über 2 Stunden von Verſailles, aus der Seine durch gewaltige Maſchinen mehrere hundert Fuß hoch gehoben und nach Verſailles geleitet werden. Dieſe Maſchinen ſind längſt unbrauchbar geworden und durch eine Dampfmaſchine erſetzt worden, die aber auch nicht ausreichen ſoll, ſo daß die Stadt großen Waſſermangel empfindet. Dieſer Garten, obwohl in altfranzöſiſchem ſteifem Geſchmack mit unabſehbaren grünen Baumwänden, weitläuftigen Raſenplätzen und großen Waſſerbecken angelegt, macht doch auch jetzt noch durch ſeine Größe einen imponirenden Eindruck. Bis 1789 war Verſailles der gewöhnliche Aufenthalt des Hofes, ſeit der Revolution war das Schloß ſehr verfallen, der jetzige König hat es aber wieder hergeſtellt und will eine große hiſtoriſche Gemälde- und Statuenſammlung darin anlegen. Dicht hinter dem Garten von Verſailles liegen die beiden Luſtſchlöſſer Klein- und Groß-**Trianon**. Eine Stunde hinter Verſailles liegt der kleine Ort **St. Cyr**, wo die bekannte Maintenon eine Erziehungsanſtalt für ärmere Fräulein anlegte, die in der Revolution aufgehoben, von Napoleon durch eine Militärſchule erſetzt ward. Etwa 6 Meilen ſüdweſtlich von Paris liegt **Rambouillet**, ein kleiner Ort mit einem alten Jagdſchloſſe der Könige, wo in dem ungeheuren angränzenden Park die ſchöne Schäferei von ſpaniſchen Schafen ſich befindet, von welcher ſich die edlere Raſſe dieſer Thiere über ganz Frankreich ausgebreitet hat. Hier ſtarb Franz I. 1547 und 1830 legte Carl X. hier die Krone nieder. Eine Stunde ſüdöſtlich von Paris liegt das ehemalige alte Schloß **Bicètre**, jetzt ein Hoſpital für Alte und Wahnſinnige; in der Mitte der Gebäude liegt ein Gefängniß für ſolche Verbrecher, welche zu den Zwangsarbeiten (**travaux forcés**) verurtheilt ſind, von wo ſie dann bisher nach **Toulon** u. ſ. w. gebracht wurden. Etwa 4 Meilen öſtlich von **Paris**, an der Marne, liegt **Meaux**, (**Jatinum**) mit 9000 Einw.

An der Seite eines bedeutenden Waldes liegt 14 Stunden ſüdlich von Paris das Luſtſchloß **Fontainebleau**, unweit der Seine. Von Franz I. an haben mehrere Könige die Gebäude dieſes Schloſſes erweitert, am meiſten hat Ludwig XIV. hinzugefügt, ſo daß das Ganze eine große aber ungleichartige Maſſe bildet. Ehemals wurden hier die glänzendſten Feſte, Jagden u. ſ. w. gegeben. Man zeigt noch den Saal, in welchem die

Königin Chriſtine von Schweden ihren Stallmeiſter Monaldeschi ermorden ließ. Am 22. Juny 1815 entſagte hier Napoleon der Krone. Die Stadt **Fontainebleau** hat 8000 Einw. Nördlich von Paris bemerken wir noch in dieſer Provinz **Soissons** (**Noviodunum**) an der Aisne, mit 8000 Einw. Sie iſt in den älteſten Zeiten der Monarchie oft Reſidenz der Könige geweſen. **Compiègne** an der Oiſe, mit einem ſchönen königl. Schloſſe, und einem großen Jagdforſt. **Laon** (ſpr.: lan) auf einem in der Ebene ganz iſolirt liegenden ſchroffen Kalkfelſen. In der Nähe der Stadt ward am 9. und 10. März 1814 Napoleon von den Preußen und Ruſſen geſchlagen. **St. Quentin**, an der Somme (**Augusta Veromanduorum**), mit 18000 Einw. und großen Leinen- und Baumwollenfabriken.

2. **Picardie**, umfaßt die Departements: **Somme**, einen Theil von **Pas de Calais** und einen Theil von **Aisne.** Die Einwohner werden **Picards** genannt. Sie liegt im Norden von **Isle de France.** Der Boden dieſer Provinz iſt durchaus eben und fruchtbar an Getreide; Wein aber gedeiht hier nicht mehr. In dem nördlichen Theile dieſer Provinz zeigen die vielen deutſchen oder vielmehr flamändiſchen Namen der Oerter, daß ſie urſprünglich zu dem Gebiete der niederländiſchen Völker gehört habe. — Die wichtigſten Oerter dieſer Provinz ſind:

Amiens (**Samarobriva**), mit 46000 Einw., an der Somme, welche die Stadt in mehreren Armen durchfließt. Sie hat bedeutende Fabriken in Wolle, Seide und Leder und eine ſogenannte Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Hauptkirche, ein gothiſches Gebäude aus dem 13ten Jahrhundert, iſt ſehenswerth.

Boulogne gewöhnlich mit dem Zuſatz **sur mer**, (**Gessoriacum**), ſüdlich von Calais an der Meerenge, mit etwa 20000 Einw.; auch von hier fährt man häufig und jetzt mit Dampfſchiffen nach England über und viele engliſche Familien halten ſich hier längere Zeit auf. Bei dieſem Orte ſieht man noch die Spuren des großen Lagers, welches Napoleon hier zu einer Landung in England 1803—1805 verſammelte, wozu mehrere tauſend flache Böte in verſchiedenen Häfen dieſer Küſte und vorzüglich in Boulogne erbaut wurden. Auch hatte er hier vorläufig eine Säule zum Denkmal der nie zu Stande gekommenen Landung errichten laſſen.

Außerdem ſind in dieſer Provinz noch zu bemerken: **Abbeville** (**Ambiliati**) an der Somme, eine Fabrikſtadt mit 19000 Einw., und die befeſtigten Oerter **Péronne**, **Guise**, **La Fère** und **Ham**, wo bisher die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilten letzten Miniſter Carls X. aufbewahrt wurden. Sie ſind jetzt, 1836, ihrer geſchwächten Geſundheit wegen, ſämmtlich entlaſſen.

Dieſe Provinz war lange Zeit der Kriegsſchauplatz zwiſchen den Engländern und Franzoſen; letztere erlitten hier, in der Nähe der Somme, die beiden großen Niederlagen bei **Crecy 1346** und bei **Azincourt 1415.**

3. Die franzöſiſchen Niederlande oder die Grafſchaft **Artois** und **Hainaut** (Hennegau), oder jetzt das Dep. **du Nord**, der größte Theil vom Dep. **Pas de Calais** und ein kleiner Theil vom Dep. **des Ardennes.** Dieſe Länder, ehemals Theile der Niederlande, kamen ſchon einmal **1180** durch Heirath an Frankreich und gehörten in der Folge zu den Beſitzungen der mächtigen Herzöge von Burgund; nach dem Tode Carls des Kühnen, **1477**, des letzten unter ihnen, nahm Ludwig **XI.** ſie in Beſitz, mußte ſie aber bald wieder an Oeſterreich abtreten. Dann kamen ſie an Spanien und wurden endlich unter Ludwig **XIV.** mit Frankreich vereinigt. Dies im Ganzen ebene, von vielen Flüſſen und Kanälen durchſchnittene Land gehört zu den fruchtbarſten Provinzen Frankreichs, und die Betriebſamkeit der Einwohner zeigt ſich in dem vortrefflichen Anbau deſſelben: Getreide, Flachs und Oelpflanzen ſind die wichtigſten Erzeugniſſe. In der letzten Zeit ſind hier zahlreiche Runkelrübenfabriken angelegt worden. Die bedeutendſten Städte dieſer Provinz ſind zugleich die wichtigſten Gränzfeſtungen; dazu gehören:

Calais, an der hier nur 6 Meilen breiten Meerenge, die von der Stadt den Namen führt, eine ſtark befeſtigte Stadt mit **10000** Einw. Der Eingang zum Hafen wird durch einen Kanal gebildet, den man durch den ſich hier beſtändig anhäufenden Flugſand gegraben hat. Bei heiterm Wetter ſieht man von hier aus die Küſte von England; deshalb iſt auch **Calais** der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach England; täglich gehen Packet- und Dampfbote hin und zurück. Man rechnet über **20,000** Fremde, welche ſich hier jährlich einfinden. Die Stadt ward **1348** von den Engländern erobert, und ſie behielten ſie bis **1558**, wo der Herzog von Guiſe ſie durch einen Ueberfall im Winter wieder eroberte. Man hat hier kein andres als Ciſternen-Waſſer.

Lille oder Ryſſel, an der Deule, die ſich ſpäterhin mit der Lys vereinigt, mit **72000** Einw., eine der bedeutendſten Feſtungen Frankreichs mit einer ſtarken Citadelle; auch ſind die Fabriken in Wolle, Leinen und Baumwolle und der Handel ſehr anſehnlich.

Dunquerque, Dünkirchen, am Meere, mitten unter Sandhügeln, Dünen, daher der Name; ſie hat einen vortrefflichen Hafen, großen Handel und iſt gut befeſtigt: durch Kanäle ſteht ſie mit vielen niederländiſchen Städten in Verbindung. Sie zählt etwa **25000** Einwohner

Valenciennes, an der Schelde, welche hier ſchiffbar wird, mit 21000 Einw., ſie gehört zu den erſten Feſtungen Frankreichs. Hier werden wie in den Niederlanden feine Batiſte und Spitzen gemacht. Die Gegend um Valenciennes, beſonders bei **Anzin**, iſt reich an vortrefflichen Steinkohlen.

Arras (**Nemetacum**), an der Scarpe, welche ſpäter in die Schelde geht, mit 24000 Einw. Die Stadt iſt zwar befeſtigt, bedeutender aber iſt die dabei gelegene Citadelle. Auch hier werden Spitzen und Batiſt gemacht und aus Runkelrüben Zucker bereitet. Robespierre war hier 1759 geboren.

Cambrai oder **Cammeryk** (**Camaracum**), an der Schelde, mit 17000 Einw. Von dieſer Stadt hat das Zeug Cambrik, Kammertuch oder Batiſt den Namen. In der Kathedralkirche ſieht man das Grabmal des frommen **Fénélon** † 1715, Biſchofs von Cambrai.

Außerdem enthält dieſe Provinz eine Menge kleinerer befeſtigter Plätze, als: **Avesnes**, **Le Quesnoy**, **Charlemont** und **Givet** an der Maas, mit mehreren ſtarken Citadellen, **Condé**, **Maubeuge** mit einer königlichen Gewehrfabrik und die ebenfalls feſte Stadt **Douay** an der Scarpe, mit einer Kanonengießerei, einer Artillerieſchule und 19000 Einwohnern.

Im Weſten von **Isle de France** liegt am Kanal

4. Die **Normandie**, welche die jetzigen Departements **Manche**, **Calvados**, **Orne**, **Eure** und **Seine inférieure** umfaßt. — Unter den ſchwachen Nachfolgern Carls des Großen landeten im 9ten und 10ten Jahrhundert oftmals verwüſtende Schwärme der Normannen an dieſer Küſte, welche damals Neuſtrien hieß, und drangen mit ihren kleinen Schiffen auf der Seine bis Paris vor. Im Jahre 912 nöthigten ſie Carl den Kahlen, ihnen dieſe Provinz als ein Lehn der franzöſiſchen Krone abzutreten, und von da an hieß dies Land nach ſeinen Eroberern Normandie (die Einwohner **Normands**) und hatten eigne Herzöge, die in der Folge auch England eroberten. Im 13ten Jahrhundert riſſen die Könige von Frankreich dies Land wieder an ſich, welches jedoch in den Kriegen mit England wieder verloren ging, bis endlich, als unter Carl **VII.** von Frankreich die Engländer alle ihre Beſitzungen in Frankreich verloren, auch die Normandie für immer mit Frankreich vereinigt wurde. — Das Land iſt eben und ſehr fruchtbar. Statt des Weines, der hier nicht mehr gut gedeiht, bereiten die Einwohner ein geiſtiges Getränk aus dem Safte der Aepfel und Birnen; jenes iſt der eigentliche **Cidre**, dieſes der weniger geſchätzte **Poiré**. Die Normandie iſt mit Obſtbäumen bedeckt; außerdem iſt der Getreidebau anſehnlich und die Viehzucht ſehr bedeutend. Die Pferde aus der Normandie werden mit zu den beſten und dauerhafteſten in Frankreich gerechnet. Zu den Fabrikerzeugniſſen gehören vor-

züglich Tuch, grobe Leinwand, Baumwollenzeuge und Glas. Da die Provinz nördlich und weſtlich vom Meere beſpült wird, ſo liefert ſie auch viele Fiſche und die beſten Auſtern: die Beſchäftigung mit Fiſchfang und Handel macht die **Normands** zu guten Matroſen. Ein bedeutendes Product dieſer Provinz iſt noch der viele Seetang, welcher theils vom Meere ausgeworfen, theils an den flachen Stellen des Ufers unter dem Waſſer geſchnitten wird. Dieſe leicht faulende Pflanze liefert ein vortreffliches Düngungsmittel, und aus ihrer Aſche, wenn ſie in Gruben, in großer Maſſe verbrannt wird, bereitet man Soda, ein Salz, welches ſowohl zur Glas- und Seife-Fabrikation, als auch in der Färberei häufig gebraucht wird.

Dieſe Provinz enthält 2 bedeutende Städte:

Rouen (Rotomagus), am rechten Ufer der Seine, mit **92000** Einwohnern; auf dem linken Ufer liegt die Vorſtadt **St. Sever.** Die Fluth ſteigt in der Seine bis zu dieſer Stadt, ſo daß ſchon ziemlich große Schiffe bis hierher gelangen können. Dieſer Umſtand hat Rouen zu einer bedeutenden Handelsſtadt erhoben. Die wichtigſten Ausfuhrgegenſtände ſind Früchte, vorzüglich eingemachte, Cidre, Eiſenwaaren, Fayence, Leinwand, baumwollne Waaren, beſonders gemeine, blaue und rothe Zeuge, welche unter dem Namen **Rouennerie** in den Handel kommen u. ſ. w. Da ſie von der Landſeite durch ſteile Höhen eingeſchloſſen iſt, ſo ſind die Straßen meiſt ſehr eng. Unter den Plätzen bemerkt man denjenigen, auf welchem die Jungfrau von Orleans **1431** verbrannt wurde und der mit ihrer Bildſäule geſchmückt iſt. Die Kathedralkirche, mit 2 Thürmen, wovon der eine ſehr hoch und mit einer 256 F. hohen ganz eiſernen Spitze verſehen iſt, und noch mehr die **St. Ouens** Kirche gehören zu den ſchönſten in Frankreich. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs und mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Der bekannte Dichter **P. Corneille** ward hier **1606** geboren, und es iſt ihm, in der neueſten Zeit, auf einer ebenfalls neuen, ſteinernen Brücke eine Statue errichtet worden. Dampfſchiffe gehen von hier nach **Havre.**

Caen (ſpr.: can), an der Orne, nicht weit vom Meer, mit **39000** Einw., die ſich theils vom Handel, theils von mannigfaltigen Fabriken ernähren. Auch hier ſind mehrere gelehrte Geſellſchaften. Der Dichter **Malherbe** ward hier **1555** geboren.

Obwohl vom Meere beſpült, hat die Normandie doch von Natur keinen bedeutenden Kriegshafen, denn die Häfen von **Dieppe, Honfleur** und ſelbſt **Havre de Grace** oder **le Havre,** mit **30000** Einw., am Ausfluß der Seine, obgleich letzterer ein Seearſenal beſitzt, ſind doch zu klein und nur für Kauffahrteiſchiffe geeignet. Der Handel von **Havre,** welches als der Hafen von Paris zu betrachten iſt, hat ſich ungemein gehoben; es iſt hier

viel Verkehr mit Nordamerika und Dampfſchiffe gehen von hier nach Hamburg. Schon längſt hatte man das Bedürfniß eines guten Kriegshafens an dieſer Küſte gefühlt, und deshalb wurden einige Jahre vor der Revolution ungeheure Summen verwendet, um den an ſich unbedeutenden und ſeichten Hafen von **Cherbourg** (**Coriallum**) mit 17000 Einw. (Portsmouth gerade gegenüber) tiefer, geräumiger und ſicherer zu machen. Die Hauptſchwierigkeit beſtand darin, einen künſtlichen Damm ins Meer zu werfen, um die hier ganz vorzüglich mächtige Gewalt der Fluthen zu brechen und den Schiffen im Hafen Sicherheit zu verſchaffen. Auch Napoleon verwendete viel an dieſes große Werk, welches erſt 1812 völlig beendigt wurde. Nach Cherbourg wurde die 1830 vertriebene königliche Familie geführt und ſchiffte ſich von hier nach England ein. Minder wichtige Orte ſind: **Elboeuf** und **Louviers** an der **Eure**, jede mit 10000 Einw. und berühmten Tuchfabriken, **Bayeux** mit 10000 Einw. und wichtigen Spitzenfabriken, welche ganz vorzüglich auch in **Alençon**, mit 14000 Einw. blühen.

5. **Bretagne**, oder die Departements: **Finisterre, Côtes du Nord, Morbihan, Ille et Vilaine** und **Loire inférieure.** Auch dieſe Provinz hatte lange Zeit ihre eigenen Fürſten. Die Bewohner derſelben, **Bretons** genannt, ſind, wie ſchon der Name andeutet, Stammverwandte der alten Britten und vermuthlich auch der Gallier; daher hat ſich auch im weſtlichen Theile des Landes, ehemals **basse Bretagne**, die alte Sprache der Ureinwohner, **le bas Breton**, unter dem Landvolk erhalten. Jahrhunderte lang herrſchten hier erſt die Normänner, dann die Engländer, dann eigne Herzöge mit den königl. Häuſern von England und Frankreich verwandt. Die letzte Herzoginn Anna heirathete nach einander die Könige Carl **VIII.** und Ludwig **XII.**, ihre Tochter aber Franz **I.**, wodurch 1532 die Bretagne mit der Krone Frankreich für immer vereinigt ward. — Dieſe Provinz bildet eine in das atlantiſche Meer geſtreckte Halbinſel, ſie iſt meiſt eben, nur im nördlichen Theile etwas bergig. Der Boden iſt im Ganzen zwar fruchtbar, doch nicht ausgezeichnet, und der Anbau ſehr mittelmäßig: Getreide, Flachs, Obſt, Butter und ziemlich gute Pferde ſind die Haupterzeugniſſe. Das Landvolk iſt arm, roh und ſchmutzig. Die lange Küſtenſtrecke und die vielen Häfen geben Veranlaſſung zum Handel und Fiſchfang. Die bedeutendſten Städte ſind:

Rennes (**Condate**), am Zuſammenfluſſe der **Ille** und **Vilaine**, mit 31000 Einw.; eine ſehr alte Stadt mit engen, finſtern Gaſſen. Sie hat etwas Handel und Fabriken, beſonders von Segeltuch, ein Kanal geht von hier, durch die **Ille** und **Rance** geſpeiſt, nach **St. Malo**.

St. Malo, eine befeſtigte Stadt, auf einer Inſel, die nur durch einen ſchmalen Damm mit dem Lande zuſammenhängt. Der Hafen iſt gut, daher ſich hier ein Seearſenal, Schiffswerfte u. ſ. w. befinden. Der Handel iſt bedeutend; viele Schiffe ſind auf dem Fiſchfang bei **Terre neuve** in Amerika beſchäftigt. Die Stadt zählt an 10000 Einw., die wegen des beſchränkten Raumes ſehr eng wohnen, und beim Mangel an Quellen ſich mit Regenwaſſer begnügen müſſen. Die Fluth ſteigt hier zuweilen über 40 F. In dieſer Gegend, beim Flecken **Cancale**, werden die ſchönſten Auſtern in unermeßlicher Menge gefangen.

Brest (Brivates?), am weſtlichen Ende der Provinz, hat den beſten und ſicherſten Hafen von Frankreich und eine vortreffliche Rhede. Ehemals war dieſer Ort ganz unbedeutend, ſeitdem man aber, vor etwa 200 Jahren, die Wichtigkeit ſeiner Lage eingeſehen, iſt er ſchnell geſtiegen, mit Feſtungswerken und Allem, was zur Ausrüſtung großer Kriegsflotten nöthig iſt, reichlich ausgeſtattet worden, und zählt jetzt über 30000 Einw. Ein Theil der auf wenigſtens 20 Jahr zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher wird hier im Hafen beſchäftigt. An der äußerſten Spitze des Landes liegt die Inſel **Ouessant** mit einem Leuchtthurme; hier hat ſich das **bas Breton** am reinſten erhalten.

L'orient (Vindana), an einem Meerbuſen, auf der ſüdlichen Küſte, eine Feſtung, mit einem guten Hafen und etwa 20000 Einwohnern. Nicht weit davon erſtreckt ſich die ſchmale Halbinſel **Quiberon** ſüdlich ins Meer. Hier landeten 1795 unter dem Schutze einer engliſchen Flotte einige Tauſend Emigranten, wurden aber, von den Engländern verlaſſen, ſämmtlich niedergehauen.

Nantes (Portus Namnetum), an der Loire, einige Meilen von ihrer Mündung, eine der bedeutendſten Handelsſtädte Frankreichs. Sie iſt befeſtigt und zählt 80000 Einw. Eine ſteinerne Brücke führt hier, mit Hülfe einiger Inſeln, über die Loire, in welche ſich mitten in der Stadt die **Erdre** ergießt. Der Handel mit Weſtindien, Spanien ꝛc. iſt anſehnlich; größere Schiffe können indeß nur bis **Paimboeuf** gehen, wo ſie in kleinere ausgeladen werden. Die Börſe und das Schauſpielhaus ſind ſchöne Gebäude. In der Geſchichte iſt Nantes berühmt durch das Edict, welches Heinrich IV. zu Gunſten der Proteſtanten hier 1598 erließ, und welches von Ludwig XIV. 1685 aufgehoben wurde und die ſtarken Auswanderungen der Proteſtanten, unter dem Namen **Réfugiés**, nach Deutſchland, Holland und England veranlaßte. An der Revolution nahm Nantes einen höchſt eifrigen Antheil und ſehr zahlreiche und grauſame Hinrichtungen fielen hier vor.

6. **Orléannois.** Wir nehmen hier dieſen Namen in ſeiner weiteſten Bedeutung, wo er ſchon vor der Revolution eine Menge

kleinere Provinzen, als: das eigentliche **Orléannois**, **Maine**, **Anjou**, **Poitou**, **Touraine**, **Berry** u. ſ. w. umfaßte. Jetzt unterſcheidet man darin die Departements: **Vendée**, **Deux Sèvres**, **Charente**, **Vienne**, **Mayenne et Loire**, **Mayenne**, **Sarthe**, **Eure et Loir**, **Loiret**, **Loir et Cher**, **Indre et Loire**, **Indre**, **Cher** und **Nièvre**. Dieſe große Provinz nimmt einen anſehnlichen Theil des mittlern Frankreichs ein; die Beſchaffenheit ihres Bodens iſt daher auch ſehr mannigfaltig. Reich an Getreide ſind vorzüglich die nördlich von der Loire gelegenen Theile, beſonders die ſogenannte **Beauce**, die Gegend um Chartres; die Ufer der Loire gehören zu den ſchönſten und reichſten Gegenden Frankreichs, hier wächſt ſchon guter Wein. Südlicher fängt das Land an hügeliger und weniger ergiebig zu werden; hier iſt der Kaſtanienbau ſchon bedeutend. Nach dem Meere zu iſt das Land flach und zum Theil moraſtig. Dieſe letztere Gegend, ein Theil des ehemaligen **Poitou**, jetzt die Dep. **Vendée** und **Deux Sèvres**, iſt in der Revolution unter dem Namen **Vendée** durch die Anhänglichkeit ihrer Bewohner an der alten Verfaſſung, und die Hartnäckigkeit, womit ſie mehrere Jahre lang der Macht der Republik oft ſiegreich trotzten, merkwürdig geworden. Die Landgüter ſind mit Hecken, Wällen und Gräben umgeben, die Wege meiſt grundloſe Hohlwege, was die Vertheidigung des Landes ſehr erleichterte. Ueberwunden iſt die Vendée eigentlich nie geworden, unter Napoleon war ſie zwar ruhig, aber als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, ſtanden die Einwohner zu Gunſten des Königs gegen Napoleon auf, wie ſie wiederum nach der Vertreibung der ältern Linie der Bourbons ſich der jetzigen Regierung ſehr abgeneigt und widerſpenſtig zeigten und namentlich das thörigte Unternehmen der Herzogin von Berry eifrig unterſtützten. Seitdem ſind offene Landſtraßen angelegt worden, wodurch es leichter geworden, die Provinz im Zaume zu halten.

Dieſe Provinz zählt zwar eine bedeutende Menge kleiner und mittlerer Städte, aber nur wenig große. Zu den bedeutendſten gehören:

Orléans (Gennabum), am rechten Ufer der Loire und durch eine ſchöne ſteinerne Brücke mit der Vorſtadt **Portereau**, auf dem linken Ufer verbunden. Sie gehört zu den anſehnlichſten Städten im Lande und zählt über 41000 Einw. Der Handel von Orleans iſt für das innere Frankreich bedeutend: Wein, Branntwein, Weineſſig, Getreide ſind die Hauptgegenſtände deſſelben. Orleans wurde ehemals zu den Feſtungen gerechnet und von den Engländern 1429 vergeblich belagert, **Jeanne d'Arc**, die bekannte Jungfrau von Orleans, nöthigte ſie, die Belagerung mit großem Verluſte aufzuheben; ihr zu Ehren ſteht eine eherne Statue, mit Schwerdt und Fahne in den Händen, auf dem

Markte: ihr ehernes Denkmal auf der Brücke ward in der Revolution zerſtört.

An der Loire bemerken wir noch:

Tours (Caesarodunum), eine alte Stadt, mit einer ſchönen ſteinernen Brücke über die Loire und 23000 Einw. Ehemals waren die Seidenfabriken dieſes Ortes ſo berühmt, wie jetzt die von Lyon; der Name eines ſtarken ſeidenen Zeuges, **gros de Tours**, erinnert daran. Die Gegend um die Stadt iſt ganz beſonders fruchtbar und wird daher der Garten Frankreichs genannt; viele engliſche Familien haben ſich hier angeſiedelt. Südlich von der Stadt ſchlug Carl Martell 732 die Sarazenen, welche aus Spanien in Frankreich eingebrochen waren und ſchon den ganzen Süden überſchwemmt hatten; dieſe Niederlage rettete vielleicht damals Europa von dem arabiſchen Joche.

Ferner die Sädte **Blois** und **Saumur**, erſtere auf dem rechten, letztere auf dem linken Ufer der Loire. Bei **Blois** mit **13000** Einw. liegt auf einem Felſen ein königliches Schloß, deſſen Theile in ſehr verſchiedenen Zeiten erbaut worden. In **Saumur** mit **10000** Einw. hatten die Proteſtanten in älteren Zeiten eine Univerſität. Jetzt iſt daſelbſt eine Cavallerieſchule.

Nördlich von der Loire verdient nur **Chartres (Autricum**, ſpäter **Carnutum)**, an der Eure mit **14000** Einw., einige Erwähnung. Sie liegt in der **Beauce**, einer an Getreide ſehr fruchtbaren, aber waſſerarmen Gegend. Die Hauptkirche mit zwei hohen Thürmen iſt zwar klein, aber eins der ſchönſten gothiſchen Gebäude in Frankreich. Im Jahre 1836 zerſtörte eine große Feuersbrunſt den Dachſtuhl der Kirche, das Innere der Thürme und die Glocken.

Südlich von der Loire bemerken wir: **Bourges (Avaricum)**, Hauptſtadt des ehemaligen Berry, eine alte, große, aber im Verhältniß ſchlecht bevölkerte Stadt, ſie zählt nur 20000 Einw. **Poitiers (Limonum)**, Hauptſtadt des ehemaligen Poitou, eine der älteſten Städte des Reichs; daher man hier auch noch viele Trümmer römiſcher Gebäude, Spuren eines Amphitheaters und eines Triumphbogens antrifft. Die Stadt iſt ſehr groß, hat aber nur etwa 23000 Einw. und wenig Betriebſamkeit und Handel. Man wirft überhaupt den **Poitevins**, Einwohnern von Poitou, Trägheit und Unbehülflichkeit vor. Bei Poitiers wurden die Franzoſen 1356 von den Engländern, unter dem berühmten ſchwarzen Prinzen, einem Sohne Eduards **III.**, trotz ihrer großen Ueberzahl geſchlagen und ihr König Johann gefangen genommen. **Angers**, ehemalige Hauptſtadt der Provinz **Anjou**, mit 33000 Einw., einer Schule der Handwerke und Künſte und einigen Fabriken. **Angoulème**, an der **Charente**, mit 15000 Einw., mit einer Kanonengießerei, vielen Eiſenwerken und berühmten Papierfabriken. **Limoges**, an der **Vienne**,

alte Hauptſtadt der Provinz **Limousin**, deren Einwohner im Rufe der Unbeholfenheit und Dummheit ſtanden. Die Stadt zählt über 27000 Einw.

An der See endlich liegen:

La Rochelle, eine in der Geſchichte Frankreichs berühmte Stadt. Sie war einer der Hauptſitze der Reformation in Frankreich und die letzte Stadt, welche die Proteſtanten, denen man zu ihrer Sicherheit mehrere feſte Plätze eingeräumt hatte, beſaßen. Im Jahre 1628 ging ſie, nach einer verzweifelten Gegenwehr, an Ludwig **XIII.**, oder vielmehr an den Cardinal Richelieu über, welcher zur Sperrung des Hafens, um die engliſche Hülfe abzuhalten, einen Damm ins Meer hatte aufführen laſſen, wovon man die Trümmer noch bei der Ebbe wahrnimmt. Jetzt hat ſie etwa 16000 Einw., mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten und Geſellſchaften und einen ausgebreiteten Handel. Sie iſt befeſtigt.

Rochefort, an der **Charente** unweit ihrer Mündung. Sie iſt einer der wichtigſten Kriegshäfen Frankreichs und daher ſtark befeſtigt. Sie hat Schiffswerfte und Zeughäuſer, worin ein Theil der zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher beſchäftigt wird, wie zu Breſt und Toulon. Von hier aus verſuchte Napoleon 1815 nach Amerika zu entkommen, mußte ſich aber der den Hafen beobachtenden engliſchen Flotte ergeben.

7. **Lyonois.** Auch dieſe Provinz, die ganz im Innern des Landes liegt, zerfiel ſchon ehemals in mehrere kleinere, als: das eigentliche **Lyonois, Bourbonois, Marche, Auvergne** u. ſ. w.; ſie enthält die heutigen Dep. **Rhône, Loire, Allier, Puy de Dôme, Cantal** und Theile von **Creuse, Haute Vienne** und **Haute Loire.** Dieſe anſehnliche Provinz iſt großentheils bergig. Unter den Bergen von Auvergne ſind bekannt der **Puy de Dôme,** der **Cantal,** der **Mont d'or** und andere, ſie zeigen viele Spuren von erloſchenen Vulkanen, daher man auch in ihrer Nähe warme Quellen und ſolche findet, welche Erdharz auswerfen, welches nach und nach ganze Hügel bildet. Die Einwohner dieſer Gebirge ſind ſehr betriebſam und wandern zu Tauſenden jährlich in die benachbarten fruchtbareren Gegenden, um bei der Ernte zu helfen oder in den Städten allerhand kleine Handthierungen zu treiben. Dieſe Gebirgsgegenden liefern vortreffliches Rindvieh, gute Butter und Käſe, und viele Kaſtanien und Nüſſe. Die Thäler und Ebenen dieſer Provinz gehören zu den ſchönſten in Frankreich und bringen viel Getreide, Obſt und Wein, auch viel Maulbeerbäume hervor, daher die Seidenzucht hier bedeutend iſt.

Mit Uebergehung der vielen unbedeutenden Oerter bemerken wir hier nur:

Lyon (Lugdūnum), eine der größten Städte des Königreichs, mit 188000 Einw., am Zuſammenfluſſe der Rhone und

Saone gelegen. Auf Hügeln liegen im N. W. die Vorſtadt **Fourvière**, im N. **La croix rousse** und im O. **La Guillotière**, vorzüglich von Webern bewohnt, und daher die gewöhnlichen Mittelpunkte der Unruhen. Die Stadt iſt ſehr alt; ſchon zu den Zeiten Auguſts war ſie bedeutend, und 60 galliſche Völkerſchaften errichteten hier, auf der Spitze zwiſchen beiden Flüſſen, einen Tempel zu Ehren dieſes Kaiſers. Unter Caligula ward hier eine hohe Schule der Wiſſenſchaften, vorzüglich der Beredtſamkeit, Athenäum genannt, gegründet, die eines großen Rufes genoß. Die Stadt iſt jetzt größtentheils ſchön gebaut; ſie hat 7 theils ſteinerne theils Kettenbrücken über die Saone und über die Rhone. Unter den Gebäuden zeichnen ſich das ſchöne Rathhaus aus dem 17ten Jahrhundert, der beim Aufruhr 1834 ſtark beſchädigte Dom, der erzbiſchöfliche Pallaſt, der Juſtizpallaſt und zwei Theater aus; der größte Platz, **place Bellecour**, jetzt **P. royale**, iſt mit herrlichen Gebäuden umgeben. Merkwürdig ſind noch 2 große und ehemals ſehr reiche Hospitäler: das eine, **la charité**, verſorgt einige hundert Greiſe und mehrere tauſend Waiſenkinder, die großentheils auf dem Lande erzogen werden; das andre, das **hôtel Dieu**, enthält in mehreren großen, im Kreuz angelegten und in der Mitte zuſammenſtoßenden Sälen 1800 Betten für Kranke. Lyon verdankt ſeinen Wohlſtand den Fabriken. Alle Arten von ſeidenen Waaren werden hier in größter Vollkommenheit gemacht; eben ſo werden die goldnen und ſilbernen Treſſen von Lyon ſehr geſchätzt. Vor der Revolution zählte man an 30000 Seidenarbeiter; weil aber die Stadt ſich gegen den Despotismus des National-Convents unter Robespierre auflehnte, ward ſie belagert und 1793 nach einer hartnäckigen Gegenwehr erobert. Eine große Menge Gebäude wurden durch Bomben vernichtet und die blutigſten Hinrichtungen zu Tauſenden folgten auf die Beſiegung; auch bei verſchiedenen Aufſtänden der arbeitenden Klaſſe von 1831—1834 ſind ganze Reviere der Stadt militairiſch angegriffen und beſchoſſen worden, wobei mehrere hundert Menſchen umkamen. Dennoch zählte man 1836 45000 Seidenwebſtühle, wovon aber mehrere Tauſende auf dem Lande, und 2000 für die Verfertigung von Spitzen und Strümpfen. Der Handel von Lyon iſt höchſt bedeutend und die hieſigen Seidenwaaren gehen in alle Theile der Welt. Die Betriebſamkeit der Stadt hat ſich in neuerer Zeit auf die ganze Umgegend verbreitet und namentlich werden in **Tarare** viel einfache und geſtickte Mouſſeline verfertigt. Lyon beſitzt eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, mehrere andre gelehrte Geſellſchaften, eine Gemäldeſammlung, ein Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet, und nach der Pariſer die bedeutendſte öffentliche Bibliothek in Frankreich. Sie wird von mehreren Forts beſchützt, wovon das bedeutendſte, **Pierre encise**,

als Staatsgefängniß dient. — Bei **Chassy**, nördlich von Lyon, wird ein Kupferwerk betrieben.

St. Etienne, mit 40000 Einw. und einer großen Gewehrfabrik, vielen andern Eiſenfabriken und großen Bandwebereien, bei welchen alle Maſchinen durch Dampf getrieben werden. Die in der Gegend befindlichen vielen Steinkohlengruben haben die Anlage der erſten Eiſenbahn in Frankreich von **St. Etienne** nach Lyon veranlaßt, welche zum Theil unterirdiſch durch ein Gebirge geführt werden mußte.

Clermont mit dem Zunamen **en Auvergne**, oder **Clermont Ferrand**, weil ſie mit dem benachbarten **Montferrand** jetzt nur Eine Stadt ausmacht (**Augustonemetum**), am Fuße des **Puy de Dôme** in einem ſchönen Thale. Sie iſt wohlhabend, durch Handel mehr als durch Gewerbe und zählt an 30000 Einw. Am merkwürdigſten iſt ſie durch die hier 1095 gehaltene Kirchenverſammlung, auf welcher unter dem Vorſitz des Papſtes Urban **II.** die Unternehmung der Kreuzzüge beſchloſſen wurde. In ihrer Nähe befinden ſich mehrere mineraliſche Quellen.

Thiers, im **Puy de Dôme**, mit 11000 Einw., wovon beinahe 6000 ſich mit Meſſerſchmieden beſchäftigen.

8. **Guyenne** und **Gascogne**, oder die weſtliche Hälfte des ſüdlichen Frankreichs, eine ſehr große Provinz, welche ſchon vor der Revolution aus vielen kleineren beſtand; der nördliche Theil hieß vorzugsweiſe Guyenne und umfaßte die Diſtricte **Saintonge**, **Périgord**, **Quercy**, **Rouergue**, **Agénois**, **Bordelois** u. ſ. w. Der ſüdliche Theil oder die Gascogne umfaßte die **Landes**, **Armagnac**, **Bigorre** und viele andere kleinere Diſtricte, wozu noch das ehemalige Königreich **Navarre** und die dazu gehörige Provinz **Béarn** (ſpr.: **Béar**) gehörten. Jetzt wird dieſes Land eingetheilt in die Dep. **Gironde**, **Landes**, **Basses Pyrénées**, **Hautes Pyrénées**, **Gers**, **Lot et Garonne**, **Tarn et Garonne**, **Lot**, **Aveyron**, **Dordogne**. In einem ſo ausgedehnten Lande muß die Beſchaffenheit des Bodens ſehr verſchieden ſeyn. Im Süden liegen viele Aeſte der Pyrenäen, daher hier das Land weniger fruchtbar; Holz, Korkeichen, Marmor, Steinkohlen ſind hier Hauptproducte. Im Nordoſten befinden ſich Theile des Lozere- und des Mont d'or-Gebirges. Hier iſt das Land nur wenig fruchtbar; Kaſtanien und Haidekorn machen die Hauptnahrung der Einwohner, die Viehzucht iſt dagegen bedeutend. Die mittleren Gegenden, beſonders die Ufer der größeren Flüſſe, der Garonne, Dordogne, und zum Theil des Adour, ſind außerordentlich fruchtbar und bringen vorzüglich die vielen edlen Weine hervor, welche von Bordeaux ausgeführt werden. Der ganze große Küſtenſtrich endlich, zwiſchen den Pyrenäen und dem Ausfluß der Gironde, über 50 Stunden lang und an 20 Stunden breit, **les Landes**, die Haiden, genannt, iſt eine größ-

tentheils baumloſe Sandwüſte, in welcher nur äußerſt ſpärlich einige Dörfer und Hütten zerſtreut liegen. Auch die Küſte iſt hier ſo ſandig und flach, daß die Häfen nur Fiſcherbarken zugänglich ſind und alle Ausfuhr der Provinz auf die beiden Flüſſe Adour und Gironde beſchränkt iſt.

Dieſe Länder hießen zur Zeit Carls des Großen Aquitanien, woraus vielleicht **Guyenne** gemacht worden. Lange Zeit hatte Guyenne eigne Fürſten, bis es **1150** durch die Verheirathung der letzten Erbin Eleonore mit Heinrich **II.** von England an dieſes Reich kam. Die Engländer verloren es mit allen ihren übrigen Beſitzungen in Frankreich **1453**, und ſeitdem iſt es bei der Krone Frankrei geblieben. Navarre machte in älteren Zeiten mit dem jenſeits der Pyrenäen gelegenen Lande gleiches Namens ein Königreich aus, wovon der letzte Erbe Heinrich **IV.** König von Frankreich ward und ſo dies Land mit dem übrigen Reiche vereinigte. Daher führten die Könige von Frankreich bis zur Revolution den Titel: Könige von Frankreich und Navarra.

Mit dieſer Provinz betreten wir das ſüdliche Frankreich, und es zeigt ſich hier ein deutlicher Unterſchied vom nördlichen, in Sprache, Sitten und körperlicher Bildung der Einwohner. Das **Patois** oder die gemeine Landesſprache nähert ſich ſchon etwas dem Spaniſchen und Provençaliſchen; das Gascogniſche unterſcheidet ſich jedoch meiſt nur in der Ausſprache, durch Verwechſelung des *b* und *v* und ſcharfer Ausſprache des ſtummen *e*. Am Fuße der Pyrenäen wird das Baskiſche geſprochen, wovon ſchon unter Spanien die Rede geweſen iſt. Der Charakter der Gascogner, **Gascons**, iſt wegen ihrer Lebhaftigkeit und ihres Hanges zu Uebertreibungen und Windbeuteleien bekannt. Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit bezeichnen alle Einwohner des ſüdlichen Frankreichs, daher auch hier, wo die Reformation tiefe Wurzeln geſchlagen und ſich ſehr ausgebreitet hatte, der Hauptſitz der blutigen Religionskriege und Unruhen im 16ten und 17ten Jahrhundert war; eben ſo leidenſchaftlich ward auch hier die Revolution aufgenommen und der alte Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten brach bei dieſer Gelegenheit aufs Neue hervor.

Unter den vielen, zum Theil nicht unbedeutenden Städten dieſer Provinz zeichnen wir aus:

Bordeaux, ehemals **Bourdeaux** (**Burdigăla**), am linken Ufer der Garonne, über welche eine **1700** F. lange, erſt kürzlich erbaute Brücke führt, mit etwa **115000** Einw. Die Fluth, die bis über die Stadt hinaus in den Fluß dringt, erlaubt den größten Kauffahrern hier anzulegen. Zur Sicherung der Schifffahrt iſt ſchon unter der Regierung Heinrichs **II.** am Ausfluß der Gironde auf einer Felſeninſel ein Leuchtthurm, **la tour de Cordouan**, und an beiden Ufern ſind mehrere Batterien angelegt. Die Stadt gehört zu den reichſten in Frankreich; am ſchönſten

gebaut ſind die Vorſtädte **les Chartrons** und **Chapeau rouge**; unter den Gebäuden zeichnet man das ſchöne Schauſpielhaus, das neue Hospital, das **Abattoir** oder Schlachthaus am meiſten aus. Die Fabriken und der Handel dieſer Stadt ſind ſehr bedeutend. Erſtere beſchäftigen ſich vorzüglich mit Glas, Fayence, Branntwein, Weineſſig, Liqueur und Parfümerien, Wolle, Baumwolle, Zucker u. ſ. w. Bordeaux hat den ſtärkſten Weinhandel von Frankreich; alle vortreffliche Weine, welche in der Nähe an den Ufern der Garonne und Dordogne wachſen, die verſchiedenen Sorten: der **Médoc**, der **Cahors**, die vielen Sorten weißer Weine von **Langon**, **Prégnac**, **Bersac**, **Sauterne** u. ſ. w. und viele ſpaniſche Weine, werden von hier nach dem übrigen Europa verſendet; eben ſo die feinen Branntweine von **Cognac** und **Armagnac.** Endlich führt Bordeaux noch einen großen Handel mit den Colonialwaaren aus Weſtindien. Es giebt hier eine Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte. Die ehemalige Citadelle, das Schloß **Trompette**, iſt abgetragen worden und die Stelle gehört jetzt zu den ſchönſten Gegenden der Stadt. Bordeaux war die erſte Stadt, welche es wagte, beim Einrücken der Verbündeten ſich laut für die Rückkehr der Bourbons zu erklären. **Michel de Montaigne**, der in einer hieſigen Kirche begraben liegt, und **Montesquieu** haben hier gelebt. In der kleinen Feſtung **Blaye**, am rechten Ufer der **Gironde**, mehrere Meilen unterhalb Bordeaux, wurde die Herzogin von Berry bis zu ihrer Entfernung aus Frankreich gefangen gehalten.

Bayonne, eine befeſtigte Stadt, am linken Ufer des Adour, etwa eine Stunde von ſeinem Ausfluß ins Meer, mit **15000** Einw. Auf dem rechten Ufer des Adour liegt die Vorſtadt **St. Esprit.** Der Handel würde hier viel bedeutender ſeyn, wenn nicht Sandbänke den Eingang des Fluſſes gefährlich machten. Wein, Schiffbauholz, beſonders Maſten, welche von den Pyrenäen herab geflößt werden, Chocolade, und die in ganz Frankreich berühmten Schinken von Bayonne (ſie kommen aus den Pyrenäen, wo die Schweine mit Kaſtanien gemäſtet werden), ſind die Hauptgegenſtände deſſelben.

Pau mit **11000** Einw., an einem Bergſtrom, **Gave de Pau** genannt (**Gave** heißen dort mehrere Waldbäche, mit dem Zunamen der Oerter, die ſie berühren), Hauptſtadt der ehemaligen Provinz Bearn, ein übrigens unbedeutender Ort, berühmt als Geburtsort Heinrichs **IV.** Das Schloß, wo er geboren iſt, iſt noch vorhanden.

Bagnères, mit dem Zunamen **de Bigorre**, eine kleine Stadt mit **6000** Einw., im reizenden Thale von **Campan** am Adour; **Barèges**, ein Dorf hoch am Gebirge im Thale **Bastan** gelegen, beides berühmte Badeörter mit heißen Quellen.

Andre, nicht unbedeutende, jedoch weiter nicht merkwürdige Städte dieſer Provinz ſind **Cahors** am Lot, eine alte Stadt mit 12000 Einw. und römiſchen Ruinen, **Agen** an der Garonne, mit 13000 Einw. und großen Fabriken, beſonders in Segeltuch; **Montauban**, am **Tarn** mit 26,000 Einw. und einer 1810 gegründeten theologiſchen Akademie für Reformirte, **Tarbes** am Adour u. ſ. w.

9. **Languedoc**, der mittlere Theil des ſüdlichen Frankreichs, öſtlich von der Rhone, ſüdlich vom mittelländiſchen Meere begränzt, umfaßte ehemals außer dem eigentlichen **Languedoc** noch die Landſchaften **Cevennes**, **Gevaudan**, **Vivarais** und andre; jetzt ſind darin enthalten die Dep. **Arriège**, **Pyrénées orientales**, **Aude**, **Tarn**, **Hérault**, **Gard**, **Ardèche**, **Lozère** und Theile von **Haute Loire** und **Haute Garonne**. Die nördlichen Theile dieſer Provinz, ſo wie die ſüdlichen, welche die Pyrenäen berühren, ſind gebirgig; nach dem Meere zu verflacht ſich das Land, und das Ufer, welches ſeit Jahrhunderten zugenommen hat, iſt niedrig, ſumpfig und ungeſund. Im Ganzen iſt dieſe Provinz zwar äußerſt fruchtbar, doch muß man die Gebirgsgegenden abrechnen, welche nur Kaſtanien und etwas Weide liefern. In den Ebenen dagegen wird trefflicher Wein, viel Olivenöl, Seide, türkiſcher Weizen, Taback und einige Südfrüchte gewonnen. Der Holzmangel iſt hier ſehr empfindlich und verhindert beſonders den Betrieb des Bergbaues, der ſonſt ergiebig ſeyn würde. — In älteren Zeiten gehörte dies Land zu den Beſitzungen der mächtigen Grafen von der Provence, kam aber im 13ten Jahrhundert ſchon durch Eroberung an die Krone Frankreich; und damals entſtand der Name, indem man die Länder, wo das Wort **Oui**, Ja, durch **Oc** ausgedrückt wurde, von denen unterſchied, wo es **oil** hieß; ſo umfaßte die **Langue d'oc**, Sprache von oc, beinahe alle ſüdlich von der Loire gelegene Länder und blieb endlich Eigenname dieſer Provinz. Das ſogenannte **Patois languedocien**, oder die dort übliche Landesſprache, iſt nur ein Dialect des Provençaliſchen, wovon nachher. Languedoc war der Hauptſitz der Reformation in Frankreich; nirgend waren die Proteſtanten ſo zahlreich, nirgend daher auch die Verfolgungen und der Haß beider Parteien ſo heftig als hier, welcher noch jetzt bei Gelegenheit der Rückkehr und abermaligen Vertreibung Napoleons wüthend ausbrach. Die lang unterdrückten Proteſtanten waren natürlich wie früher Anhänger der Revolution, die ihnen die lang entbehrten bürgerlichen Rechte wiedergab, ſo jetzt Napoleons, der ihnen dieſe Rechte ſicherte; während ſie die traurige Erfahrung der Unduldſamkeit ihrer katholiſchen Brüder ſeit Jahrhunderten und ganz neuerlich unter dem vorgeblichen Schutze der Bourbons erfahren hatten.

Die ausgezeichnetſten Oerter dieſer reichen Provinz ſind:

Nîmes (Nemausus), jetzt eine mittelmäßige, eng gebaute und daher unanſehnliche Stadt, hatte im Alterthum einen viel bedeutendern Umfang und war mit mehreren herrlichen Werken der Baukunſt geziert, wovon man jetzt noch die Ruinen ſieht. Unter dem Kaiſer Auguſt ward ſie zum Rang einer römiſchen Colonie erhoben. Unter den noch zum Theil erhaltenen Alterthümern ſind die bedeutendſten: **la tour magne** (der große Thurm), jetzt außerhalb der Stadtmauern, ſeine Beſtimmung und das Zeitalter ſeiner Erbauung ſind ungewiß. Er hatte mehrere Stockwerke und iſt noch jetzt 15 Klafter hoch. **La maison carée** (das viereckige Haus), ein zur Zeit Auguſts errichteter Tempel mit herrlichen Säulen, der in der Folge zu einer Kirche eingerichtet und daher erhalten worden iſt. Der ſogenannte Dianentempel außerhalb der jetzigen Stadtmauern. Das Amphitheater (**les arènes**) endlich, innerhalb der Stadt: dies herrliche Gebäude, wahrſcheinlich aus den Zeiten Hadrians, konnte an 20000 Zuſchauer faſſen, auswendig war es von zwei Reihen Bogengängen über einander umgeben, und iſt von ungeheuern Werkſtücken ſo feſt erbaut, daß, ob es gleich in einer Reihe von Jahrhunderten häufig als Feſtung benutzt, belagert, zum Theil abgebrochen, dann wieder der innere Raum mit elenden Häuſern ausgebaut worden, es dennoch jetzt, wo es unter Napoleon aufgeräumt worden iſt, zu den ſchönſten Ueberbleibſeln römiſcher Baukunſt gehört. Um die Stadt mit gutem Waſſer zu verſehen, ward in einer unbekannten Zeit des Alterthums eine herrliche Waſſerleitung erbaut, welche das Waſſer einer Quelle aus der Nähe von **Uzès** 9 Stunden weit nach Nimes führte. Drei Stunden von dieſer Stadt ging ſie über den Fluß **Gard** von einem Berge zum andern und diente zugleich als Aquäduct und als Brücke, daher auch jetzt noch die Ueberbleibſel davon **le pont du Gard** heißen. Sie beſtehet aus 3 Reihen von Bogen über einander; auf der oberſten floß das Waſſer und die mittlere diente bis zur neuern Zeit als Brücke. Die unterſte Reihe zählt 6 Bogen von 60 Fuß Höhe, die mittlere 11 Bogen von derſelben Höhe, die oberſte endlich 36 Bogen von etwa 20 F. Höhe. — Jetzt hat Nimes ſehr bedeutende Seiden- und Tuchfabriken, eine ehemals blühende Akademie der Wiſſenſchaften und etwa 41000 Einwohner. Unter dieſen ſind viele tauſend Proteſtanten, die bei dem von jeher unduldſamen und heftigen Charakter der Einwohner noch 1815 blutige Verfolgungen erlitten haben.

Wenige Meilen von Nimes liegt an der Rhone der durch ſeine Meſſe berühmte Ort **Beaucaire**, mit 10000 Einw. Eine Hängebrücke über die **Rhone** verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden **Tarascon**.

Montpellier, nur wenige Stunden vom Meere, und obwohl die Küſte flach und ſumpfig iſt, doch wegen ihrer geſunden Luft berühmt. Sie liegt an einem Berge, auf deſſen flachem Gipfel ein ſchön verzierter Platz, **Peyrou** genannt, angelegt iſt, welcher eine entzückende Ausſicht über das Meer und die nahen Gebirge gewährt. Die hieſige mediziniſche Fakultät genießt eines großen Rufes; ihr Alter ſteigt bis in die Zeiten hinauf, wo hier, im 9ten Jahrhundert, arabiſche Aerzte aus Spanien Unterricht in der Medizin ertheilten. Es werden hier viele wohlriechende Eſſenzen, auch Grünſpan und Weinſtein verfertigt und aus dem nahen Meere wird Seeſalz bereitet. Die Stadt hat über 36000 Einwohner.

Der kleine Ort **Cette**, mit 10000 Einw., auf einer Landzunge zwiſchen dem Meere und dem See **Thau**, in welchem ſich der **Canal du Languedoc** mündet, hat einen künſtlich angelegten Hafen, eine Marineſchule und beträchtlichen Handel.

Toulouse (Tolosa), eine der älteſten und bedeutendſten Städte in Frankreich, an der Garonne, mit etwa 70000 Einw. Nahe bei der Stadt mündet der **Canal du Languedoc** in den Fluß. Sie hat ziemlich viele Fabriken und einen bedeutenden Handel mit ſpaniſcher Wolle, Getreide und Wein. Toulouſe war blühend unter den römiſchen Kaiſern, es ſind kaum noch Spuren ihrer Tempel, ihres Capitols u. ſ. w. übrig geblieben. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten iſt die berühmteſte die **Académie des jeux floraux**: ſie entſtand 1324, wo ein poetiſcher Wettkampf zwiſchen den **Troubadours** genannten Dichtern veranſtaltet und der Sieger mit einem goldnen Veilchen beſchenkt ward. Durch die Freigebigkeit einer Dame, **Clémence Isaure**, deren wirkliche Exiſtenz aber ſehr zweifelhaft iſt, ward die Geſellſchaft feſter begründet und die Preiſe vermehrt, ſo daß noch jetzt jährlich mehrere Preiſe, die aus goldnen und ſilbernen Blumen beſtehen, an die Sieger vertheilt werden. Am 10. April 1814 ſchlug hier Wellington die ſchon aus Spanien vertriebenen Franzoſen.

Andre nicht unbedeutende, nur weniger merkwürdige Oerter dieſer Provinz ſind: **Narbonne**, an einem Kanale, der zum nahen Meere führt, eine ſchon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen **Narbo martius** bekannte Stadt, wovon dieſe ganze Provinz damals den Namen **Narbonensis** führte, ihre römiſchen Alterthümer ſind indeß meiſtens verſchwunden. Sie hat eine ſchöne gothiſche Kirche und 10000 Einw.

Alby, mit 11000 Einw., am Tarn, welche jenen unglücklichen mit Feuer und Schwerdt im 13ten Jahrhundert von der rechtgläubigen Kirche verfolgten Albigenſern den Namen gegeben.

Ferner **Carcassone (Carcaso)**, eine alte, etwas befeſtigte Stadt an der Aude, die **Cité** oder Ober-Stadt iſt alt und häß-

lich

lich, die untere Neuſtadt, zwiſchen der **Aude** und dem Kanal **du Languedoc**, iſt ſchön durch Lage und Bauart. Sie zählt etwa 17000 Einw. **Beziers** an der Orbe. **Perpignan**, eine gut befeſtigte Stadt mit 17000 Einw., 1 Meile vom Meere.

10. **Provence**, oder der öſtliche Theil des ſüdlichen Frankreichs, erſtreckt ſich am Ufer des Meers zwiſchen der Rhone und dem kleinen Fluſſe Var, welcher hier die Gränze von Italien macht, und enthält die Departements: **Bouches du Rhône, Var, Basses Alpes** und **Vaucluse.** Der nördliche und nordöſtliche Theil dieſer Provinz iſt durch verſchiedene Aeſte der Alpen ſehr gebirgig und rauh; die mittleren Gegenden haben ein milderes, die ſüdlichen ein ſehr heißes Klima. Die Ufer des Meers ſind größtentheils ſandig und ſteinig; ſo findet ſich zwiſchen dem öſtlichen Arme der Rhone und dem großen See oder Meerbuſen von **Berre** eine 18 □ M. große Ebene, **Crau** genannt, die ganz mit abgerundeten Geſchieben bedeckt iſt. Dennoch iſt die Provence mit einer großen Mannigfaltigkeit von Producten geſegnet. Die höheren Gegenden erzeugen außerordentlich viel Mandeln und Obſt: die Pflaumen von **Brignoles**, die getrocknet verſendet werden, ſind unter dem Namen Prünellen weltberühmt. In den heißeren Gegenden wachſen einige edle Weinarten, viel Oliven, daher die Berühmtheit des Provencer Oels, treffliche Feigen und andre ſüdliche Früchte. Der Seidenbau iſt eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Die Rhone und der Var begränzen die Provinz weſtlich und öſtlich, und die reißende Durance, von den Alpen kommend und unterhalb Avignon in die Rhone fallend, durchſtrömt ſie von Oſten nach Weſten. Das Meer und die Flüſſe ſind reich an Fiſchen, worunter die Sardellen, der Thunfiſch u. ſ. w. die bedeutendſten ſind. Aus dem Rogen einiger Fiſcharten wird eine Art Caviar bereitet, welcher hier und in Italien unter dem Namen **botargo** bekannt iſt. Am Ausfluß der Rhone, wo ſie ſich in mehrere Arme theilt und eine große ſumpfige und ungeſunde Inſel, **la Camargue (Camaria)**, bildet, wird viel Rindvieh und vortreffliche Pferde gezogen. Die Provençalen, **Provençaux**, ſind von lebhaftem, höchſt reizbarem und heftigem Charakter; nirgend in Franreich hat die Revolution ſo furchtbare Stürme und Grauſamkeiten veranlaßt, als in dieſer Provinz, namentlich in Avignon, Toulon und Marſeille. Etwa 114 Jahre vor Chriſti Geburt ward dieſe Gegend von den Römern unterjocht und nun vorzugsweiſe **provincia** (erobertes Land), daher **Provence**, genannt. Als das römiſche Reich im 5ten Jahrhundert durch germaniſche Völker zerſtört wurde, ward die Provence zuerſt eine Beute der Weſtgothen, die zugleich Spanien eroberten; dieſe wurden daraus von den Burgundern verdrängt, bis endlich die Franken ihnen dieſe Provinz entriſſen. Nach dem Tode Carls des Großen entſtand

hier ein zweites burgundiſches Reich, wovon **Arles** die Hauptſtadt war, daher **regnum Arelatense**, und welches lange Zeit als ein Lehn unter der Oberherrſchaft der deutſchen Kaiſer ſtand, bis Carl von Anjou, Bruder Ludwigs **IX.**, die Provence durch eine Heirath an ſich brachte. Als endlich das Haus Anjou 1481 ausſtarb, ward die Provence mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt. — In dieſem von der Natur begünſtigten Lande blühte unter allen europäiſchen Ländern zuerſt wiſſenſchaftliche Bildung auf. Die provençaliſche Sprache, noch jetzt mit Vorliebe von den Einwohnern geſprochen, hält, wie das Land ſelbſt, die Mitte zwiſchen Italien, Spanien und Frankreich, doch neigt ſie ſich am meiſten zu dem Spaniſchen. Schon im 12ten Jahrhundert, als in den übrigen Ländern Europa's, mit Ausnahme der rein germaniſchen, ein höchſt ungebildetes und rohes Gemiſch von Sprachen herrſchte, blühte die Poeſie in der Provence und im ganzen ſüdlichen Frankreich, und die **Troubadours**, die erſten Dichter des neuern Europa, zogen als willkommene und geehrte Gäſte an den Höfen der Fürſten und auf den Schlöſſern des Adels umher. Etwas ſpäter erſt erwachte der Minnegeſang in Deutſchland, und die großen Dichter Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, betrachteten noch die Provençalen als ihre Vorbilder. Viel ſpäter und erſt im 16ten Jahrhundert fing das heutige Franzöſiſche an ſich zu bilden und verdrängte durch ſein politiſches Uebergewicht die ungleich zartere und wohlklingendere provençaliſche Sprache, welche jetzt nur noch im Munde des Volks lebt.

Die älteſte und bedeutendſte Stadt in dieſer Provinz iſt **Marseille**, am Abhang einiger Hügel und an einer Bucht des Meers gelegen, mit über 145000 Einwohnern. Sie iſt die älteſte Stadt in Frankreich. Etwa 500 Jahre vor Chriſto gründeten hier die Phokäer aus Kleinaſien eine griechiſche Colonie, welche bald durch Handel und Schifffahrt blühend ward. Damals hieß ſie **Massalia**, ſpäter **Massilia**. Im Bunde mit den Römern waren die Maſſilier frei und mächtig, bis ihre Stadt in den Bürgerkriegen Roms von Cäſar erobert ward und ihre Freiheit verlor. Obgleich ſie durch das römiſche Joch und die wechſelnde Herrſchaft barbariſcher Völker im Mittelalter ſehr gelitten, erhielt ſie doch durch Betriebſamkeit und Handel ihren Wohlſtand. Jetzt iſt ſie eine der erſten, wo nicht die erſte Handelsſtadt Frankreichs: ihr Hafen, für Kriegsſchiffe zu ſeicht, faßt an 900 Schiffe, und der ganze Handel mit der Levante (dem türkiſchen Morgenlande) und den Barbaresken auf der Küſte von Afrika iſt in ihren Händen. Zur Sicherheit gegen die Gefahren der Anſteckung der Peſt iſt auf einer kleinen Inſel an der Küſte, **Pomègues**, eine vortreffliche Quarantaineanſtalt eingerichtet.

(Quarantaine iſt eine Anſtalt, wo die Mannſchaft eines ankommenden Schiffes eine Zeitlang, urſprünglich wohl 40 Tage, daher der Name, ohne Verkehr mit den Bewohnern der Küſte bleiben muß, bis ſich zeigt, daß niemand von der Peſt befallen ſey.) Die Stadt und der Hafen ſind befeſtigt. Die ſehr bedeutenden Fabriken liefern die vortreffliche Seife, die zur Bereitung der Seide unentbehrlich iſt, viel Seidenwaaren, Tücher, Zucker, Fayence, Glas u. ſ. w., außerdem werden feines Oel, eingemachte Oliven und getrocknete Früchte verſendet. Die Stadt beſitzt 2 Theater, wovon das eine nach dem Muſter des Pariſer **Odéon** gebaut iſt, eine Akademie und eine Gemälde-Sammlung. In der neueſten Zeit hat man endlich angefangen, die noch übrigen nicht ſehr bedeutenden Alterthümer, Statuen, Grabmäler, Münzen u. ſ. w. in einem Muſeum zu ſammeln. In der Hauptkirche, **la Majour** genannt, ſieht man noch einige ſchöne Granitſäulen von hohem Alterthum. Die Stadt zerfällt in 2 Theile: die ältere, höher gelegene mit engen und krummen Gaſſen; die neuere, tiefer gelegene iſt ungleich ſchöner gebaut; zwiſchen beiden iſt eine ſehr breite mit Bäumen beſetzte Straße, **le Cours**, die zum Spaziergang dient. Die Gegend von Marſeille, von Natur dürr und wenig fruchtbar, iſt indeß herrlich angebaut und mit mehreren tauſend hübſchen Landhäuſern, hier **Bastides** genannt, bedeckt. Dampfböte gehen von hier nach allen Häfen Italiens.

Toulon (Telo Martius), eine befeſtigte Stadt am Meere, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsſchiffe. Das Zeughaus, welches alles zum Ausrüſten einer Flotte Nöthige enthält, die Schiffswerfte und die Becken, worin die Schiffe ausgebeſſert werden, verdienen geſehen zu werden. Hier befindet ſich ein Theil der zu harter Arbeit verurtheilten Verbrecher, **forçats.** Ehemals nannte man ſie **galériens**, weil ſie wirklich zum Rudern auf den Galeeren gebraucht wurden, und dies Schickſal hat im 17ten Jahrhundert manche Proteſtanten, ihrer Religion wegen getroffen. Jetzt werden nur Verbrecher zur Strafarbeit, **travaux forcés**, verurtheilt und, wenn zu 10 Jahren oder weniger, nach Toulon, wenn zu längerer Strafe oder auf Lebenszeit, nach **Brest** und **Rochefort** geſchickt. Ihr Zuſtand, immer noch ſehr hart, hat in neuerer Zeit doch manche Erleichterung erfahren. Auf dem Transport werden viele an Eine Kette geſchloſſen; an dem Ort ihrer Beſtimmung angelangt, kommen ſie entweder in das **Bagne** (eigentlich Bad, welche Benennung in allen Häfen des mittelländiſchen Meers das Gefängniß der Galeerenſklaven bezeichnet) oder in die **Bagnes flottans**, alte, unbrauchbar gewordene Schiffe, wo ſie zu zwei und zwei zuſammengeſchloſſen die ſchwere Arbeit im Hafen und im Zeughauſe verrichten müſſen. Ihre Zahl beträgt gewöhnlich

zwiſchen 4—5000.*) Als die Stadt, um der Schreckensregierung des Convents zu entgehen, 1793 den Engländern ihre Thore geöffnet hatte und von der Armee der Republik belagert wurde, zeichnete ſich Buonaparte als Artillerie-Lieutenant hier zuerſt durch Kenntniſſe und Tapferkeit aus. — Toulon zählt etwa 30000 Einw. Drei Stunden öſtlich von Toulon liegt der von Fremden häufig beſuchte kleine Ort **Hyères** mit 7000 Einw. Seine von Bergen eingeſchloſſene Lage verſchafft ihm ein ſelbſt für die Provence noch auffallend mildes Klima. Seine herrlichen Orangengärten, wo die Bäume frei im Boden ſtehen, ſind berühmt. Der Winter iſt hier beſonders reizend und gleicht unſerm ſchönſten Frühling; der Sommer iſt wegen ſtehender Gewäſſer ungeſund. **Hyères** iſt der Geburtsort **Massillon's**, deſſen Büſte auf dem nach ihm benannten Platze aufgeſtellt worden iſt. An der Küſte, die eine vortreffliche Rhede bildet, liegen einige faſt ganz kahle Inſeln, welche von jenem Orte den Namen **Iles d'Hyères**, bei den Alten die S t ö c h a d e n, führen. Sie ſind, mit Ausnahme der Beſatzung einiger Forts, unbewohnt.

Arles (**Arelātum**), an der Rhone, mit etwa 20000 Einwohnern. Dieſe jetzt wenig bedeutende Stadt war einſt die Hauptſtadt Galliens und ſpäterhin des burgundiſchen Reichs. Unter den noch jetzt vorhandenen Alterthümern bemerkt man einige Ueberbleibſel eines Amphitheaters, mit deſſen Ausgrabung man jetzt beſchäftigt iſt, und vorzüglich einen ſchönen Obelisk von Granit, 47 Fuß hoch, welchen, nachdem er Jahrhunderte lang unter Schutt begraben gelegen, Ludwig XIV. auf dem Markte aufrichten ließ. Die Gegend um Arles iſt fruchtbar und ſchön, aber wegen vieler Sümpfe ungeſund. Um die beſchwerliche Schifffahrt auf der immer mehr verſandenden Rhone zu vermeiden, iſt ein Kanal von **Arles** nach dem Hafen von **Bouc** gezogen worden.

Avignon (**Avenio**), in einer angenehmen Ebene an der Rhone, mit etwa 24000 Einw. Auch ſie gehört zu den älteſten

---

*) Ein neues Geſetz von 1836 hat in Beziehung auf die zu den Zwangsarbeiten Verurtheilten folgende Abänderungen begründet. Die Abſonderung derer zu 10 Jahren und weniger von denen zu einer längeren Strafe Verurtheilten iſt aufgehoben. Alle ohne Unterſchied werden nach den 3 Häfen **Toulon**, **Brest** und **Rochefort** gebracht und zwar in dem Verhältniß, daß von 1000, die man etwa jährlich rechnet, 500 nach **Brest**, 350 nach **Toulon** und 150 nach **Rochefort** kommen. Auch ſollen ſie nicht mehr in **Bicêtre** geſammelt und von da in Maſſe an eine Kette geſchloſſen nach dieſen Häfen abgehen, ſondern höchſtens zu 12 in verſchloſſenen Wagen aus den Gefängniſſen der Departements unmittelbar nach dem zunächſt gelegenen von den 3 Straförtern abgeführt werden.

Städten Frankreichs. Der Diſtrict, worin ſie liegt, früher **le comtat d'Avignon**, nebſt der Grafſchaft **Venaissin**, gehörten bis zur Revolution den Päpſten, welche hier von 1305 bis 1377 ſich aufhielten. Ihr alter Pallaſt, auf dem höchſten Punkte der Stadt, iſt jetzt eine Caſerne. In der ehemaligen Franziskanerkirche will man das Grabmal der berühmten **Laura**, der Geliebten Petrarca's finden. Drei Stunden von Avignon befindet ſich das wilde romantiſche Thal **Vaucluse (Vallis clausa)**, in welchem der Dichter ſich häufig aufhielt, und wo am Fuß des ſteilen Felſens aus einer Höhle die Quelle der **Sorgue** hervorſtrömt. Petrarca's Liebe hat dieſen Ort berühmt gemacht, wovon das Departement jetzt den Namen erhalten hat. Neuere Reiſende haben das Thal eben nicht reizend, ſondern felſig und von aller Vegetation entblößt gefunden.

Andere weniger bedeutende Städte dieſer Provinz ſind: **Orange (Arausio)**, am kleinen Fluſſe Maine, $^1/_2$ Stunde von der Rhone, an einem kahlen Berge, mit einem römiſchen Triumphbogen, ehemals Hauptſtadt eines kleinen Fürſtenthums, welches im Mittelalter eigene und unabhängige Fürſten hatte. Durch Erbſchaft kam es im 16ten Jahrhundert an das Haus Naſſau, und als der letzte dieſes Stammes, König Wilhelm von England, 1702 ſtarb, ſollte es an Preußen fallen, ward aber 1713 an Frankreich überlaſſen. Das Ländchen war proteſtantiſch. — **Aix**, im Alterthum unter dem Namen **Aquae Sextiae**, wegen ſeiner warmen Quellen berühmt; ſie war lange Zeit die Hauptſtadt und Reſidenz mehrerer Grafen der Provence, jetzt zählt ſie etwa 24000 Einw. In der Nähe dieſer Stadt ſchlug Marius 102 vor Chriſti Geburt die Teutonen und Ambronen, germaniſche Völker, welche ſchon damals Gallien verwüſteten und Italien bedrohten. — **Fréjus**, im Alterthum **Forum Julii**, mit einem ehemals berühmten, jetzt verſandeten Hafen. — **Antibes**, ehemals **Antipolis**, mit 5000 Einw., von den Maſſiliern angelegt, jetzt eine kleine Gränzfeſtung gegen Italien. In der Nähe der kleine Ort **Cannes**, wo Napoleon am 1. März 1815 bei ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba landete. — Ferner **Tarascon**, an der Rhone, **Beaucaire** gegenüber, mit 8000 Einw., **Carpentras**, **Digne**, **Draguignan** und andre.

11. **Dauphiné**, oder die jetzigen Departements: **Drôme**, **Hautes Alpes** und **Isère**. Eine größtentheils gebirgige Provinz, von der Rhone nördlich und weſtlich umfloſſen, und von der Iſere und der Drome durchſtrömt; beide ſind, weil ſie von den Alpen kommen, oft durch Ueberſchwemmungen gefährlich. Der ganze öſtliche Theil der Provinz iſt ein Alpenland, wo Holz und Foſſilien, vorzüglich Blei, Kupfer und Eiſen, ſchöne Bergkryſtalle und Topfſtein, aus welchem man Töpfe und andre Geſchirre verfertigt, ſo wie auch Serpentin, die Hauptproducte

ſind. In den ebenen weſtlichen und ſüdlichen Gegenden wird viel Seidenbau getrieben, auch Getreide, etwas Oel, viele Nüſſe und einige edle Weine, wozu beſonders der von der **Côte rôtie** und der **vin de l'hermitage** gehört, gewonnen. Nachdem die Dauphiné lange Zeit einen Theil des burgundiſchen Königreichs ausgemacht, wurden die Grafen von Vienne mächtig und erlangten nach und nach die Herrſchaft über das ganze Land. Seit dem 11ten Jahrhundert führten die Grafen, man weiß nicht recht warum, den Namen **Dauphin**, der ſich bald in einen Titel verwandelte. Der letzte Dauphin Humbert **III.** überließ ſeine Staaten an einen Sohn König Philipps von Valois, 1349, unter der Bedingung, daß der jedesmalige Herrſcher den Titel Dauphin und das Wappen des Landes, einen Delphin, führen ſollte. Er ſelbſt ging in ein Kloſter. Seitdem führten die älteſten Söhne der Könige von Frankreich den Titel Dauphins, und bis zur Revolution nannten ſich die Könige ſelbſt, in Beziehung auf dieſe Provinz, **Dauphins de Viennois.**

Die einzigen Städte, welche einige Aufmerkſamkeit verdienen, ſind:

Grenoble (Gratianopŏlis), an der Iſere, welche die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt; die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer. Sie iſt befeſtigt und hat eine ſtarke Citadelle. Es werden hier gute Handſchuhe gemacht. Von Bergen umgeben, an einem reißenden Strome, kann die Stadt nur wenig Handel führen. Man zählt etwa 25000 Einw. — Etwa 4 Stunden nördlich von Grenoble liegt in einer äußerſt rauhen und wilden Gegend die große Karthauſe, **la grande Chartreuse**; ehemals der Hauport des durch ſeine ſtrengen Büßungen und ſein Schweigen bekannten Karthäuſerordens; der h. Bruno ſtiftete ihn im 11ten Jahrhundert, der Name kommt von dem nahe gelegenen Dorfe **Chartreuse.**

Vienne (Vienna), an der Rhone, eine alte ſchon zu den Zeiten der Römer blühende Stadt, mit einer der ſchönſten gothiſchen Kirchen in Frankreich und etwa 14000 Einw. Man verfertigt hier Tuch, gute Säbelklingen und überhaupt viel Stahl- und Eiſenarbeiten; in der Umgegend ſind viel Eiſengruben und Hammerwerke. Man findet in der Stadt und in der Gegend viele römiſche Alterthümer, welche in einer öffentlichen Sammlung aufbewahrt werden. Merkwürdig iſt beſonders in der Nähe der Stadt eine auf einem Gewölbe ruhende Pyramide, 2 F. hoch, hier **l'aiguille** genannt: ſie muß aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer ſeyn, ihre Beſtimmung iſt unbekannt.

Andre weniger bedeutende Städte ſind: **Valence** an der Rhone mit 10000 Einw. und einer ſchönen Hängebrücke. In der Hauptkirche befindet ſich das Grabmal des hier 1799 in der

Gefangenſchaft geſtorbenen Papſtes **Pius VI.**; ferner **Gap** und die Feſtung **Briançon** an der **Durance.**

12. **Bourgogne,** oder die heutigen Departements: **Ain, Saone et Loire, Côte d'or** und ein Theil von **Yonne.** Dies Land hat wegen der vielen Berge und bedeutenden Wälder ein etwas unbeſtändiges Klima, ſo daß die herrlichen Weine, die in einem Theile deſſelben wachſen, nicht immer gerathen. Die **Côte d'or,** eine ſanftere, nach Nordoſten ſtreichende Fortſetzung der höheren Gebirge von Auvergne, durchzieht die Provinz und verdankt ihren Namen ihrer Ergiebigkeit an edlen Weinen. Getreide, doch nicht im Ueberfluß, Kaſtanien, etwas Seide, Eiſen und, wegen der vielen Wieſen, gutes Vieh, ſind die wichtigſten Erzeugniſſe der Provinz. Die Saone und die Yonne ſind die Hauptflüſſe, auf letzterem wird viel Holz nach Paris geflößt. Die Einwohner werden **Bourguignons** genannt.

Dies Land, nachdem es von den Burgundern an die Franken gekommen, erhielt im 10ten Jahrhundert eigene Herzöge aus der Familie des Hugo Capet, des Stammvaters der franzöſiſchen Könige. Als dieſe 1361 ausgeſtorben, gab König Johann es ſeinem Sohne Philipp, dem Stammvater der zweiten Familie burgundiſcher Herzöge, welche im 15ten Jahrhundert zu den mächtigſten Fürſten gehörten und außer dieſer Provinz noch Franche Comté, einen Theil von Lothringen und die Niederlande beherrſchten. Auch dieſe ſtarben mit Karl dem Kühnen 1477 aus, und Ludwig **XI.** bemächtigte ſich dieſer Provinz, während die übrigen burgundiſchen Staaten an Oeſterreich kamen. — Die wichtigſten Städte ſind:

Dijon (Dibio), die ehemalige Hauptſtadt der Provinz, an der Ouche und an dem **Canal de Bourgogne,** welcher die Saone mit der Seine verbindet. Sie hat etwa 25000 Einw. und eine Akademie der Wiſſenſchaften; im ehemaligen herzoglichen Pallaſt befindet ſich eine Kunſtſammlung. In der Nähe der Stadt liegt ein kleines, zum öffentlichen Spatziergang eingerichtetes Gehölz, **le Parc.**

Chalons sur Saone (Cabillōnum), wo ſich der **Canal du centre,** der die Saone und Loire verbindet, in die Saone ergießt; dieſer Umſtand giebt der Stadt einen nicht unbedeutenden Handel. Sie iſt befeſtigt, hat außerdem noch eine Citadelle und etwa 12000 Einw. Aus den Schuppen eines kleinen in der Saone ſehr häufigen Fiſches, **ablette** genannt, bereitet man hier die **Essence d'Orient,** vermittelſt welcher man den Glasperlen eine täuſchende Aehnlichkeit mit den ächten giebt.

Auxerre (Antesiodorum), mit etwa 13000 Einw., an der Yonne, eine alte, ſchlecht gebaute Stadt mit einer merkwürdigen alten Kathedrale. Der Weinhandel der Stadt iſt bedeutend.

Andre minder bedeutende Oerter ſind: **Autun (Augustodunum)**, mit vielen Spuren römiſcher Alterthümer, die aber von den Einwohnern größtentheils ſchon zerſtört ſind. **Macon (Matiscone)**, an der Saone, und die durch ihre Weine berühmten Oerter: **Beaune, Nuits, Pomare, Chably, Chambertin, Romané.** Der geſchätzteſte wächſt auf einem vier Morgen großen Fleck, **le Clos de Vougeot** genannt. — In einem wilden Thale, in der Nähe von Autun, befinden ſich bedeutende Eiſengießereien und Glashütten; der Ort iſt erſt in der neueſten Zeit bekannt geworden und heißt **le Creuzot. Citeaux**, im Depart. **Côte d'or**, und **Clugny**, im Depart. **Saone et Loire** ſind berühmte Abteien, die erſte des Ciſterzienſer Ordens, die zweite der Benedictiner. **Ferney**, am Fuß des Jura, unweit Genf, wo **Voltaire** die letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte. Auf der Straße von Genf nach **Lyon**, da wo ſie zwiſchen der Rhone und hohen Bergen ſich hinzieht, liegt das **Fort de l'Ecluse**, welches in der neueſten Zeit durch viele Batterieen, auf den umliegenden Felſen ſo verſtärkt worden iſt, daß es den Einbruch eines Heeres von der Schweiz aus faſt unmöglich macht.

13. **Franche Comté**, oder die heutigen Departements: **Jura, Doubs** und **Haute Saone.** Dieſe Provinz, welche durch das Gebirge Jura von der Schweiz getrennt wird, iſt eben daher meiſtens bergig und hat mehr Holz und Viehzucht, als Getreide und Wein. Die Pferde dieſes Landes ſind geſchätzt. Eiſen und Salz gehören noch zu den Haupterzeugniſſen. Der Doubs, der ſich in die Saone ergießt, und dieſe ſelbſt, ſind die bedeutendſten Flüſſe. Dieſe Provinz hieß ſonſt auch die Grafſchaft Burgund, Ober- oder Hochburgund, zum Unterſchiede des Herzogthums dieſes Namens, welches die Bourgogne iſt. Sie hieß auch wohl in älteren Zeiten **Bourgogne cis Jurane** (dieſſeits des Jura) zum Unterſchiede von **B. trans Jurane** (jenſeits d. J.), ein Theil der Schweiz. In älteren Zeiten hatte dies Land eigne Grafen, welche Lehnsträger des deutſchen Reichs waren; durch Erbſchaft fiel es im **14ten** Jahrhundert an die mächtigen Herzöge von Burgund aus dem franzöſiſchen Hauſe, und nach dem Tode Carls des Kühnen, des letzten von ihnen, kam es durch Heirath an das Haus Oeſterreich. Unter Kaiſer Carl **V.** ward es mit den Niederlanden vereinigt und machte einen Theil des burgundiſchen Kreiſes von Deutſchland aus. Nach Carls Tode gehörte es zur ſpaniſchen Monarchie, bis Ludwig **XIV.** es in den Jahren **1668** und **1674** eroberte; ſeitdem iſt es bei Frankreich geblieben. In einigen Theilen dieſer Provinz an den Gränzen von Elſaß wird noch Deutſch geſprochen.

Unter den wenigen merkwürdigen Oertern dieſer Provinz bemerken wir:

Besançon (Vesontio), am Doubs, eine Feſtung mit 30000 Einw. Sie war ſonſt eine freie Reichsſtadt und behauptete ihre republikaniſche Verfaſſung auch noch unter ſpaniſcher Herrſchaft, verlor ſie aber als die Franzoſen ſie einnahmen. Sie gehört zu den Städten, die ſchon zu Cäſars Zeiten vorhanden waren, auch beſitzt ſie noch einen römiſchen Triumphbogen. Jetzt hat ſie eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, viele Uhrmacher und andre Metallarbeiter.

Ferner **Dôle (Didattium)**, am Fluſſe Doubs, in einem ſo ſchönen Thale, daß man ihm den Namen **Val d'amour** gegeben hat. **Salins** und **Lons le Saunier** mit wichtigen Salinen. Endlich **Montbelliard**, eigentlich Mümpelgard, eine kleine Feſtung, welche mit dem umherliegenden Lande, als gefürſtete Grafſchaft, bis zur Revolution dem Hauſe Würtemberg gehörte. Es iſt der Geburtsort des berühmten Naturforſchers **Cuvier** † 1832, dem eine Statue vor dem Hauſe, in welchem er geboren, errichtet worden iſt.

14. **Alsace**, Elſaß, oder die heutigen Departements **Haut Rhin** und **Bas Rhin.** Dies herrliche Land, weſtlich von den wasgauiſchen Gebirgen oder Vogeſen, **les Vosges**, und öſtlich vom Rheine begränzt, iſt eins der fruchtbarſten und bevölkertſten vom ganzen Reiche. Bis zu dem unſeligen weſtphäliſchen Frieden 1648 war es ein Theil des deutſchen Reiches und ſtand großentheils unter öſterreichiſcher Herrſchaft. Am Schluſſe des 30jährigen Krieges ward es an Frankreich abgetreten, für die Hülfstruppen, wodurch Frankreich nur das Elend des Krieges in Deutſchland verlängert hatte. Noch waren einige Reichsſtädte und namentlich die bedeutende Stadt Straßburg freigeblieben, aber auch ſie wurden bald darauf von den Franzoſen beſetzt und Straßburg 1697 vom Kaiſer und Reich förmlich abgetreten. Noch jetzt redet der größte Theil des Landes Deutſch und nur in den Städten und unter den höheren Ständen hat das Franzöſiſche auch hier überhand genommen. Der größte Theil der Einwohner iſt proteſtantiſch und hatte bis auf die Revolution mancherlei Bedrückungen und Zurückſetzungen zu leiden. Außer dem Rhein iſt die Ill der bedeutendſte Fluß des Landes. Elſaß iſt höchſt ergiebig an Getreide und Gemüſe aller Art, an Wein und Obſt; auch wird hier viel Taback gebaut. Die Vogeſen liefern Eiſen und andre Metalle, Marmor, viel Holz und treffliches Vieh.

Der Hauptort des Landes iſt **Strasbourg (Argentorātum)**, Straßburg, ½ Stunde vom Rhein, an der Ill und Breuſch, mit 50000 Einw. Dieſe alte freie Reichsſtadt, die ſowohl in der ältern Handelsgeſchichte Deutſchlands, wo ſie mit mehreren Städten am Rhein einen mächtigen Bund gebildet hatte, als auch in der Geſchichte der Wiſſenſchaften eine bedeutende Rolle

ſpielte, iſt jetzt eine Hauptfeſtung Frankreichs und wegen des leichten Rheinübergangs der Sicherheit des ſüdlichen Deutſchlands ſehr gefährlich. Die größte Merkwürdigkeit von Straßburg iſt das berühmte Münſter. Der erſte Grund dazu ward 1015 gelegt und das Münſtergebäude 1273 vollendet. Im Jahre 1275 ließ der Biſchof Conrad III. durch Erwin von Steinbach den Bau der Thürme beginnen, welchen nach Erwins Tode ſein Sohn Johann von 1318 bis 1339 bis auf 200 F. Höhe führte. Bis zum Jahre 1438 ward noch, nach manchen Unterbrechungen, von verſchiedenen Meiſtern, zuletzt von Johann Hülz von Cöln, daran gearbeitet. Nur der eine Thurm, herrlich, ſchlank und faſt ganz durchbrochen, iſt vollendet und hat 443 Pariſer Fuß Höhe; der andre nur 200 F. *). Auf dieſer Höhe iſt zwiſchen beiden ein von Fremden und Einheimiſchen viel beſuchter Altan. Das Ganze iſt von einem ſchönen, feinkörnigen, röthlichen Sandſtein und wird mit der größten Sorgfalt unterhalten. Es iſt nebſt dem Dome zu Cöln das größte und herrlichſte Werk deutſcher Baukunſt. Das Innere der Kirche hat ſehr während der Revolution gelitten. Das überaus künſtliche, mit vielen beweglichen allegoriſchen Figuren geſchmückte Uhrwerk, welches den Lauf der Sonne und der Planeten andeutete und 1571 von Conrad Daſypodius, Profeſſor der Mathematik, ausgeführt wurde, iſt ſeit 1785 ins Stocken gerathen. — In der lutheriſchen Thomaskirche bewundert man das ſchöne Denkmal des Marſchalls von Sachſen (Moritz Graf von Sachſen, natürlicher Sohn Königs Auguſt II. von Polen, geboren 1696, geſt. 1750) von dem Bildhauer Pigalle. In der ehemaligen Dominikaner- jetzt ebenfalls lutheriſchen Neuen- oder Predigerkirche, predigte der berühmte Tauler † 1361, deſſen Leichenſtein man hier ſieht. Straßburg hat eine in älteren Zeiten ſehr berühmte Univerſität, die aber jetzt an ihren Einkünften außerordentlich gelitten und deshalb ſehr heruntergekommen iſt, doch zeichnet ſie ſich noch immer unter den höheren Unterrichtsanſtalten Frankreichs vortheilhaft aus; die Lutheraner haben eine theologiſche Facultät und ein Seminarium. Außerdem giebt es hier eine königl. Artillerieſchule und einige gelehrte Geſellſchaften. Die Gewehr- und Tabacksfabriken und die Fabriken in Fayence, Wolle und Leinen ſind bedeutend. Die Straßburger Gänſeleberpaſteten ſind ſelbſt in Paris berühmt und geſucht. Die Stadt iſt nicht ſonderlich gebaut und hat nur wenige freie Plätze und breite Straßen. Die Brücke welche Straßburg mit dem gegenüberliegenden badi-

*) Nach dem nemlichen Maße hat die Peterskirche in Rom 485, die Pyramide zu Ghize 448, der Michaelisthurm in Hamburg 402, der Stephansthurm in Wien 353, die Paulskirche in London 338 und das Pantheon in Paris 280 F. Höhe.

ſchen Orte Kehl verbindet, war bis **1814** eine ſehr künſtlich gebaute hölzerne, welche aber in der damals herrſchenden Verwirrung zum Theil zerſtört wurde, ſtatt abgebrochen zu werden; jetzt ruht die Brücke, wie in älteren Zeiten, auf Kähnen. Auf einer Rheininſel hat Napoleon dem General Deſaix ein ſchönes Denkmal errichten laſſen.

Noch ſind zu bemerken:

Colmar, ehemals eine freie Reichsſtadt, unweit der Jll, mit 15000 Einw. und bedeutenden Fabriken in Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide. Schlettſtadt, ebenfalls eine alte freie Reichsſtadt, jetzt Feſtung an der Jll; **Saverne** oder vielmehr Zabern, auch Elſaß-Zabern, mit einem ſchönen biſchöflichen Pallaſt, welcher jetzt zur Kaſerne dient. Mühlhauſen, auf einer Jnſel der Jll, mit etwa **10000** Einw., hat ſich in neuerer Zeit durch ihre Tuch- und Baumwollen-Fabriken außerordentlich gehoben, ſie liefert vorzüglich ſchöne gedruckte Kattune. Endlich die Feſtungen **Fort Louis** oder **Fort Vauban**, auf einer Rheininſel; **Neuf Brisac** oder Neu-Breiſach, am Rhein, Alt-Breiſach gegenüber; Hüningen, deſſen Werke **1815** geſchleift worden, liegt ſo nahe an Baſel, daß es dieſe Stadt beſchießen konnte.

15. **Lorraine**, Lothringen, oder die jetzigen Departements: **Vosges, Meurthe, Moselle** und **Meuse**. Die Einwohner heißen **Lorrains.** Dieſes zwiſchen den Ardennen und Vogeſen gelegene Land iſt eben daher meiſtens gebirgig, doch nicht unfreundlich und unfruchtbar. Es bringt Getreide, Obſt und ſelbſt Wein, jedoch letztern von keiner beſondern Beſchaffenheit hervor; die Berge liefern Holz und Eiſen. Auch hat es einige ausgezeichnete Salz- und Mineralquellen. Die bedeutendſten Flüſſe ſind: die Maas, die Moſel, die Meurthe und die Saar. Lothringen hat ſeinen Namen von Lothar **II.**, einem Sohne Kaiſer Lothars. Als nach dem Tode Carls des Großen ſein Reich unter ſeinen Nachfolgern ſich immer mehr zerſplitterte, erhielt auch Lothringen eigene Herzöge, welche ſtets Vaſallen des deutſchen Reichs blieben. Die Lage des Landes machte es aber von jeher zu einem Zankapfel zwiſchen Deutſchland und Frankreich, und die Herzöge, mit dem franzöſiſchen Regentenhauſe oftmals verwandt, lebten vom **16ten** Jahrhundert an in einer drückenden Abhängigkeit von Frankreich. Jm Jahr **1552** beſetzte Frankreich die bis dahin freien Reichsſtädte und Biſthümer Metz, Toul und Verdun, wogegen es den Proteſtanten in Deutſchland Hülfe verſprach, und im weſtphäliſchen Frieden wurden dieſe Städte gänzlich an Frankreich überlaſſen. Von der Zeit an ſtrebte Frankreich ganz offen nach dem Beſitz von Lothringen, und das deutſche Reich vermochte die oft vertriebenen Herzöge nicht zu ſchützen. Endlich mußte der letzte derſelben, Franz Stephan,

Gemahl der Kaiſerin Maria Thereſia und alſo Stammvater des jetzigen öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, ſein Land gegen Toskana an den vertriebenen König von Polen Stanislaus Lescinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., 1737 abtreten, und Lothringen fiel, nach dieſes Letzteren Tode 1766, tractatenmäßig an Frankreich. Noch jetzt iſt das Land nur halb franzöſiſch und das Deutſche wird im ganzen öſtlichen Theile deſſelben geſprochen; daher die vielen doppelten und zum Theil verſtümmelten Namen der Oerter.

Dieſe Provinz hat mehrere bedeutende Städte.

Nancy, im Munde des Volks in der Gegend Nanzig, an der Meurthe, mit etwa 30000 Einw. Sie wird für die am beſten gebaute Stadt in Frankreich gehalten und verdankt dem Könige Stanislaus ihre Verſchönerung. Ausgezeichnet iſt beſonders die **place royale** mit der Bildſäule jenes Königs, von ſchönen Palläſten umgeben; die Zugänge zu den Hauptſtraßen ſind mit Triumphbogen und ſchönen eiſernen Gittern verziert. Der Wohlſtand und die Bevölkerung der Stadt ſtehn aber in keinem Verhältniß zur Schönheit ihrer Straßen und Gebäude. Vor ihren Mauern erlitt Carl der Kühne von Burgund 1477 die Niederlage, in welcher er ſelbſt den Tod fand.

Luneville, an der Meurthe, mit 12000 Einw.; auch dieſe Stadt iſt von Stanislaus verſchönert, nach ſeinem Tode aber ſehr herabgekommen. Sie iſt auch durch den hier 1801 gehaltenen Friedenscongreß bekannt.

Metz (ſpr. Meß) (**Divodurum**), eine Hauptfeſtung Frankreichs, an der Moſel und Seilles, mit über 45000 Einw. Sie war ſchon zu den Zeiten der Römer eine anſehnliche Stadt. Die Kathedralkirche iſt ſehr alt und ſchön. In einer andern Kirche liegt Ludwig der Fromme, Carls des Großen Sohn, begraben. In der Gegend findet man noch Trümmer römiſcher Waſſerleitungen. Sie hat bedeutenden Handel und Fabriken in Wolle und Baumwolle.

Toul (**Tullium**), leicht befeſtigt, an der Moſel, mit etwa 7000 Einw. Die Domkirche gehört zu den ſchönſten in Frankreich.

Ferner bemerken wir:

Bar le Duc oder **Bar sur Ornain**, mit 12000 Einw., ehemals Hauptort eines Herzogthums Bar. Der hieſige Wein und die eingemachten Früchte, beſonders Johannisbeeren, ſind berühmt. **Chateau Salins** (Salzburg), **Dieuze** und **Moyenvic**, in geringer Entfernung von einander, mit ſo guten Salzquellen, daß das Gradiren nicht nöthig iſt. Die Schweiz und die Niederlande werden von hier aus mit Salz verſehen. **Plombières**, welches ſeiner ſeifenartigen, ſanft eröffnenden Quellen wegen ein berühmter Badeort iſt. Die Feſtungen: **Verdun** an der Maas mit 10000 Einw., **Thionville** oder Diedenhofen,

Longwy, **Bitſch** u. a. Endlich das Dorf **Dom Remy**, der Geburtsort der Jungfrau von Orleans und der kleine Ort **Varennes**, wo Ludwig **XVI. 1791** auf der Flucht angehalten ward.

16. Champagne, welches die heutigen Departements: **Ardennes, Marne, Aube, Haute Marne**, und Theile von **Aisne, Seine et Marne** und **Yonne** enthält. Das Land iſt mit Ausnahme des nördlichen Theils, worin der Ardenner=Wald, flach und eben. Die Seine, die Marne, die Aube, die Aisne und die Maas durchſtrömen es. Die Ufer dieſer Flüſſe ſind meiſtens ſehr fruchtbar, beſonders die nach Paris zu gelegene Gegend, **la Brie** genannt; der innere Theil der Provinz hingegen, ſchlecht bewäſſert und ohne Holz, wird ſeiner Unfruchtbarkeit und der Armuth und des Schmutzes der Einwohner wegen im Lande ſelbſt **la Champagne pouilleuse** genannt. Hier beſteht der Boden meiſt aus Kreide und Feuerſteinen, ſo daß viele Dörfer ganz von Kreide gebaut ſind. Die Einwohner (**Champenois**, ſpr.: ſchampenoa), ſtehen im Rufe der Dummheit. Der bekannte Wein dieſer Provinz wächſt nur in einem kleinen Theile derſelben, vorzüglich an dem nördlichen Ufer der Marne, bis in die Gegend von Rheims; der edelſte in der Nähe von Epernay, Aÿ und Sillery, an der Marne. Man unterſcheidet weißen und rothen, letzterer heißt auch **Oeil de perdrix**; ferner **mousseux** und **non mousseux**. Der erſtere, der im Auslande der beliebteſte iſt, wird dadurch erhalten, daß man die Gährung auf dem Faſſe und in den Flaſchen ſelbſt noch unterbricht und den noch unvollkommenen Wein möglichſt feſt verkorkt. Alle dieſe Sorten ſind an Ort und Stelle beinahe eben ſo theuer, als man ſie bei uns hat: weil der Wein nicht oft geräth; weil nur ſehr kleine Diſtricte den guten hervorbringen; weil die Trauben mit der größten Sorgfalt gewählt werden müſſen, und weil viele Flaſchen durch die Gährung zerſpringen. Folglich iſt der größte Theil deſſen, was wir in Deutſchland trinken, entweder ſchlechtes Gewächs, oder gar durch künſtliche Mittel erzeugt.

Bis zum **14ten** Jahrhundert hatte dies Land eigne Herzoge und Grafen, Lehnsträger von Frankreich; durch Heirath kam es an die Könige und ward **1361** unter Johann mit der Krone vereinigt.

Hauptörter ſind:

Chalons sur Marne (Catalauni), eine leicht befeſtigte Stadt, größtentheils auf dem rechten Ufer gelegen, mit **12000** Einw. Der Wein= und Getreidehandel beſchäftigt die Einwohner. Das Rathhaus iſt eins der beſten in Frankreich. In den großen Ebenen ſüdlich von der Stadt, **campi catalaunici**, ward Attila von den vereinigten Weſtgothen und Römern, unter Theoderich und Aëtius, **451**, geſchlagen.

Rheims (**Durocortorum**) an der **Vesle**, mit 36000 Einw. Eine alte, ziemlich gut gebaute Stadt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend. Unter den vielen ausgezeichnet ſchönen Kirchen bemerkt man die herrliche Kathedrale, die ſchönſte in Frankreich, mit zwei ganz vollendeten Thürmen. In dieſer Kirche wurden ſonſt die Könige von Frankreich von dem Erzbiſchofe von Rheims geſalbt und gekrönt. In einer andern Kirche der ehemaligen Abtei St. Remy, bewahrte man die ſogenannte **Ste Ampoule** (**sancta ampulla**), eine kleine gläſerne Flaſche mit Oel, welche, nach einer fabelhaften Legende, ein Engel zur Taufe des Clovis 496 dem h. Remigius gebracht haben ſollte. Man nahm indeß ſtets etwas von dieſem vertrockneten Oele unter das übrige Salbungsöl. Rheims hat vortreffliche Tuchfabriken und bedeutenden Weinhandel. Man findet hier noch Trümmer von römiſchen Tempeln und Triumphbogen.

Ferner **Troyes** (**Augustobŏna**) an der Seine, mit 27000 Einw. und großen Baumwollenfabriken, ſie hat im Feldzuge 1814 ſehr gelitten; die Gränzfeſtungen **Sedan** und **Mezières** mit dem gegenüberliegenden **Charleville**; **Givet** und gegenüber **Charlemont** an der Maas, **Rocroy**, endlich **Epernay**, (**Imbernis**) **Aÿ**, **Sillery**, wo der beſte Champagner wächſt. Dieſe Provinz war im Jahr 1814 der Hauptſchauplatz des Krieges, und die ohnehin armen Gegenden zwiſchen der Marne, der Aube und der Seine haben dabei am meiſten gelitten. Bei **Brienne**, einem kleinen Orte unweit der Aube, wo ſonſt eine Kriegsſchule war, in welcher Napoleon erzogen worden, ward er am 2. Februar 1814 von den Deutſchen und Ruſſen geſchlagen, und bei dem Flecken **Fère Champenoise**, zwiſchen Aube und Marne, verloren die Franzoſen am 25. März 1814 eine entſcheidende Schlacht. Bei dem Flecken **Monmirail** hingegen und bei dem in der Nähe liegenden Dorfe **Champeaubert** hatten die Preußen und Ruſſen am 11. und 14. Februar nachtheilige Gefechte.

Zu dieſen Provinzen des eigentlichen Frankreichs kommt noch:

17. Die Inſel Corſica, **la Corse**, im Alterthum **Cyrnus**, ſpäter **Corsica**, zwiſchen der Küſte von Italien und der Inſel Sardinien gelegen. Sie hat einen Umfang von etwa 180 □ M. und 195000 Einwohner. Die Inſel iſt beinahe ganz gebirgig: eine Hauptkette durchſchneidet ſie in ihrer ganzen Länge, und einige der höchſten Gipfel, wie der **Monte rotondo** über 8000 F. hoch, ſind mit beſtändigem Schnee bedeckt. Die niedrigen Gegenden ſind ſumpfig und im Sommer ungeſund. Hauptflüſſe ſind der **Golo** (**Tavalo**), der **Tavignano** und der **Liamone** (**Locra**). Der Anbau des Landes iſt noch jetzt ſehr vernachläſſigt, doch liefert die Inſel außer Holz und einigen Metallen etwas Vieh, vorzüglich Ziegen, Oel und Wein, beides aber ſchlecht behandelt und daher nur mittelmäßig; Kaſtanien,

eine Hauptnahrung der Einwohner; und Korallen, welche von beſonderer Schönheit an der Küſte des Kanals **San Bonifacio**, welcher Corſica von Sardinien trennt, gefiſcht werden. Die Corſen ſtanden ſchon im Alterthum ihres Charakters wegen im übelſten Ruf. Schon der Römer verſchmähte corſiſche Sklaven wegen ihrer Faulheit, ihres Schmutzes und ihrer Bösartigkeit, und die Verbannung nach Corſica galt für eine der härteſten Strafen. Die lange Unterjochung hat nicht wenig dazu beigetragen, dies Volk träge, hinterliſtig und im höchſten Grade rachſüchtig zu machen. Der Corſe iſt gewohnt ſtets bewaffnet zu gehen; jede Beleidigung wird mit Blut gerächt und die ganze Familie übernimmt die Rache des Ermordeten. Nach der Zerſtörung der römiſchen Herrſchaft ſtand dieſe Inſel eine Zeitlang unter dem Joche der Araber, wovon ſie durch die Genueſer 806 befreit wurde. Nach einigem Wechſel der Herrſchaft zwiſchen Genueſern und Piſanern blieb ſie den erſteren zwar bis auf die neuere Zeit, das Joch dieſer Republik aber war den Corſen ſo unerträglich, daß ſie ſeit dem Ende des 16ten Jahrhunderts beinahe in beſtändigem Aufruhr waren und mehrere Male nur durch kaiſerliche und franzöſiſche Hülfe unterdrückt werden konnten. Ein Abenteurer aus Deutſchland, der Baron Theodor von Neuhof, ward 1736 an der Spitze der Aufrührer zum König ausgerufen, mußte zwar den franzöſiſchen Waffen weichen und nach England fliehen, doch kehrte er mehrmals zurück; bis er endlich in England, wo er Hülfe ſuchte, 1756 ſtarb. Der unverſöhnliche Haß der Corſen rief indeß immer neue Unruhen hervor, bis Genua endlich dieſe Inſel, die es doch nicht zu bezwingen vermochte, 1768 an Frankreich abtrat. Den Franzoſen gelang es indeß erſt nach einem blutigen Kampfe ſich des Landes zu bemeiſtern, und der tapfere **Páoli**, der Anführer der Corſen, mußte nach England entfliehen.

Unter den wenigen bedeutenden Städten dieſer Inſel zeichnen wir aus:

Ajaccio (Urcinium) an der weſtlichen Küſte, mit einem guten Hafen und etwa 9000 Einw. Hier ward Napoleon den 15ten Auguſt 1769 geboren. **Bastia** an der nordöſtlichen Küſte, mit einer Citadelle, einem geringen Hafen und etwa 10000 Einw., und die befeſtigten Oerter **Calvi** an der Nordküſte, wo jetzt eine ſogenannte Univerſität gegründet worden, **Corte**, in der Mitte der Inſel, mit 3000 Einw. und **S. Bonifacio** an der Meerenge gleiches Namens.

Außerhalb Europa beſitzt Frankreich noch:

1. In Afrika, und zwar a) auf der N. Küſte ſeit 1830 die Stadt und zum Theil das Gebiet des ehemaligen Dey's von Algier. b) Auf der Weſtküſte, am Ausfluß des Senegal, die Inſeln **St. Louis** und **Gorée**. c) An der Oſt-

küſte, die Inſel **Bourbon** und einige Handelsniederlaſſungen auf Madagaskar.

2. In Aſien: die Stadt und das Gebiet von **Pondichery** auf der Küſte Koromandel; **Mahé**, eine kleine Stadt auf der Küſte von Malabar, und einige Handelsniederlaſſungen in Bengalen.

3. In Amerika einen Theil von **Guiana** mit der Inſel **Cayenne.** Einige kleine Inſeln bei New = Foundland (**Terre neuve**), und von den Antillen: **Martinique, Guadeloupe, Désiderade, Marie galante** und **Saintes.**

Geſchichte und Litteratur.

Im höhern Alterthum war nicht allein das heutige Frankreich, ſondern auch noch das ganze linke Rheinufer mit den Niederlanden, und ein großer Theil des nördlichen Italiens von einem mächtigen Volke, den Galliern, bewohnt. Julius Cäſar, der römiſche Feldherr, welcher dieſe Länder unterjochte, beſchreibt uns die Gallier als ein tapferes, jedoch mehr im erſten Angriff als durch Ausdauer furchtbares, dabei zu Aufruhr und Neuerungen geneigtes Volk. An körperlicher Größe übertrafen ſie die Römer, wie ſie darin wiederum den Germanen nachſtanden. Wenn gleich den Germanen an Rohheit und Unvollkommenheit der bürgerlichen Einrichtungen und an politiſchem Freiheitsſinn ähnlich, waren ſie doch von dieſen durch Abſtammung (man rechnet die Gallier zu dem großen Völkerſtamme der Celten), Sprache und Religion geſchieden. Wie die Germanen, waren auch die Gallier in viele kleine unabhängige und oft feindſelige Volksſtämme getheilt, doch ſcheinen ſie mehr als jene durch das Band einer gemeinſamen Religion verbunden geweſen zu ſeyn. Bei allen galliſchen Völkerſchaften hatten die Druiden, die Prieſter, den größten Einfluß. Sie bildeten, ſo ſcheint es, eine abgeſonderte Kaſte, welche durch den ausſchließlichen Beſitz geheimnißvoller Lehren, und die Schrecken eines finſtern, blutigen Götzendienſtes, die Gemüther des Volkes beherrſchten. Jahrhunderte lang hatten die Römer mit den Galliern in Italien zu kämpfen, und die Unterjochung dieſer bahnte ihnen endlich den Weg in das eigentliche Gallien, das heutige Frankreich. Schon hatten ſie Städte, wie Aix und Narbonne, gegründet, ſchon die Provence unterjocht, als endlich Jul. Cäſar in 8 blutigen Feldzügen, von 58—50 vor Chriſti Geburt, die verſchiedenen Völkerſchaften der Gallier überwand und ganz Gallien in eine römiſche Provinz verwandelte. In keinem Lande ſchlugen römiſche Sprache, Sitten und Einrichtungen ſo tiefe Wurzeln als hier; ſo daß nach einigen Jahrhunderten Gallien zwar alle Wohlthaten eines gebildeten Zuſtandes genoß, aber auch alle Laſter der

Ver-

Verfeinerung angenommen hatte, und das entartete Volk nicht im Stande war, den vom Ende des 4ten Jahrhunderts an, von allen Seiten eindringenden Schwärmen germaniſcher Völker Widerſtand zu leiſten. Furchtbar war das Schickſal dieſes blühenden Landes während der Völkerwanderung, vom 4ten bis zum Ende des 5ten Jahrhunderts. Schon mit dem Ende des 3ten Jahrhunderts brachen die Franken, ein mächtiger deutſcher Stamm, oder vielleicht auch ein Bund mehrerer Völkerſchaften, über den Rhein und breiteten ſich immer mehr in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich aus. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts drangen Vandalen, Alanen, Sueven, andre germaniſche Völker, über den Rhein und durchzogen verwüſtend das Land bis an die Pyrenäen, von wo ſie in Spanien eindrangen. Um dieſelbe Zeit dringen die Weſtgothen aus Italien vor und überſchwemmen das ſüdliche Frankreich und Spanien; die Burgunder endlich, nachdem ſie von den ohnmächtigen Römern Land in der Schweiz und an der Rhone erhalten, verbreiten ſich über das ſüdliche Frankreich. Um den Greuel der Verwüſtung zu vollenden, erſcheint um die Mitte des 5ten Jahrhunderts Attila, an der Spitze der Hunnen, eines mongoliſchen Volkes aus dem Innern Aſiens, und vieler andrer ihm unterworfenen Völker, und dringt bis **Chalons** vor, wo aber die Anſtrengungen der Römer, Weſtgothen und andrer ihn zum Rückzug bewegen. Endlich gelingt es dem kühnen Anführer der Franken, Chlodowich (**Clovis**), der ſich zum Chriſtenthum bekehrte, von 482—486 den Römern den letzten Schatten der Macht in Gallien zu entreißen, die Weſtgothen beinahe ganz zu vertreiben und ſich die Burgunder unterwürfig zu machen. Zu gleicher Zeit hatte er auch ſeine ſiegreichen Waffen bis tief ins Innere von Deutſchland getragen und ward ſo der Stifter des großen Frankenreiches, welches ſich von den Gränzen der Sachſen und der ſlaviſchen Völker im öſtlichen Deutſchland bis an die Pyrenäen erſtreckte. Als nur erſt die Zeit der wildeſten Stürme und Kämpfe vorüber war, entſtand in Gallien, wie in den übrigen von Germanen eroberten Ländern, ein Zuſtand, der zwar von dem frühern durchaus verſchieden, indeß für die Umſtände noch erträglich genug war. Die Germanen führten überall die Einrichtungen ihres Vaterlandes ein. Dort hatten ſie in beinahe unbegränzter Freiheit gelebt. Leibeigene und Knechte waren meiſtens erkaufte und im Kriege gefangene Fremde, jeder Deutſche war frei, führte die Waffen und hatte eine Stimme bei den gemeinſamen Berathungen ſeines Stammes; Tapferkeit allein gab eine Auszeichnung, den Adel, der in einer an kriegeriſchen Tugenden reichen Zeit leicht und natürlich erblich werden konnte; aus dem Adel wählte man den Fürſten oder König, beſſer Anführer, denn nur im Kriege hatte er Macht.

Als nun weite Länder wenig zahlreichen Volksſtämmen zur Beute geworden, verfuhr man damit wie mit der unbedeutendern Beute früherer Kriege. Das Land ward vertheilt, jeder erhielt ſein Theil, das Loos, Allodium, das ihm nach Stand und Anſehen zukam, als völlig freies Eigenthum, der König den größten Theil. Jeder der Mächtigen und Edlen vertheilte eben ſo an die Freien, die ihm gefolgt waren, kleinere Theile ſeines Looſes, und um Ueberſicht und Ordnung zu erhalten, wurden über größere Provinzen Herzöge, über kleinere, Grafen geſetzt. Das Loos der überwundenen Provinzialen, ſo nannte man das Gemiſch von Römern und urſprünglichen Einwohnern der eroberten Länder, war nach der Sinnesart der Sieger verſchieden. Theils blieben ſie als Zubehör des Allodium Leibeigene des neuen Beſitzers, den ſie von ihrer Arbeit erhielten, theils ward das Grundeigenthum getheilt; der Sieger nahm hier ein Drittel, dort die Hälfte des Ganzen, das Uebrige blieb den Provinzialen, denen man ihre Sitten und Geſetze ließ, doch ſtanden ſie anfangs tief unter den Germanen. Am mildeſten zeigten ſich die an Ackerbau gewöhnten Burgunder, nicht ganz ſo mild die roheren Franken, am härteſten war das Loos der von den Weſtgothen unterjochten. Den Fürſten umgab in Frieden und Krieg ein Gefolge aus dem Adel, den Edlen ein Gefolge von Freien. Beide wurden ehemals durch Geſchenke, Gaſtmäler und Antheil an der Beute gelockt und feſtgehalten. Jetzt gab der Fürſt dem Edlen, der Edle dem Freien, um ſeine Dienſte zu belohnen oder ſie zu erhalten, Grundſtücke, die ihm nur auf Lebenszeit und gegen Verpflichtung zum Dienſt im Kriege verliehen wurden: dieſe Güter hießen daher Lehne, der ſie empfing, hieß Lehnträger oder Vaſall des Lehnsherrn, seigneur suzerain. Jeder aber war auf ſeinem Grund und Boden unumſchränkt, ein kleiner König, der natürliche Richter ſeiner Leibeigenen und ſeiner Vaſallen. Jeder lebte von dem Ertrag des Seinigen, die Könige von ihren Allodien oder Domainen, wie der Freie von den ſeinigen; Abgaben fanden nur Statt von Leibeigenen an ſeinen Herrn; das Volk d. h. die Germanen erhielten alſo Abgaben, zahlten aber keine, unbedeutende Geſchenke an Edle und von dieſen an die Fürſten etwa abgerechnet. Der freie Germane hatte gegen den Fürſten keine andre Verpflichtung, als auf ſeinen Aufruf ihm in den Krieg zu folgen. Nur der Germane führte die Waffen: wie hätte der verachtete und weichliche Römer (der Name ſelbſt war zum Schimpf geworden), oder der Provinziale an der Seite ſeiner Sieger kämpfen dürfen? Das ganze Land war das zerſtreute Lager eines ſchlagfertigen Heeres, denn Krieg und Jagd waren die einzigen Beſchäftigungen des Germanen. Allgemeine Angelegenheiten wurden in allgemeinen Verſammlungen, zu denen

freilich bald nur die Mächtigeren ſich einfinden konnten, verhandelt. Nur ausgezeichnete Talente gaben dem Fürſten Einfluß und Macht, ohne ſie war er nichts. Geordnete, erbliche Thronfolge und die heutigen Begriffe von Herren und Unterthanen ſind erſt viel ſpäter entſtanden. Ganz auf ähnliche Weiſe bildete ſich die Verfaſſung der Geiſtlichkeit. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe wurden von den Fürſten ernannt und beliehen, wie Herzöge und Grafen, und mit gleichen Verpflichtungen, ſo daß ſie nicht ſelten die Kriegsdienſte in Perſon leiſteten. Unter ihnen ſtand die niedere Geiſtlichkeit, wie die Freien unter den Edlen und Fürſten. Da ſie aber die einzigen waren, die in jenen Zeiten der Unwiſſenheit noch einige Kenntniſſe, wäre es auch nur des Leſens und Schreibens, bewahrt hatten, ſo wurden ſie bald den Fürſten unentbehrlich, ihre Rathgeber und Geſchäftsführer und als die friedlicheren Anhänger der Fürſten ein wichtiges und daher begünſtigtes Gegengewicht gegen den Trotz des Adels. Angelegenheiten der Kirche und des Staats wurden ſehr natürlich auf gemeinſamen Verſammlungen abgemacht; daher die Anweſenheit der Fürſten und Edlen auf Kirchenverſammlungen, und der große Einfluß der Geiſtlichkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit. So beſtand dieſe im Ganzen löbliche Einrichtung bis ins 9te Jahrhundert, wo, nach dem Tode Carls des Großen, von zwei Seiten her dies Gebäude erſchüttert und ein wilder gewaltſamer Zuſtand herbeigeführt wurde. Von der einen wurden die Lehne nach und nach erblich und die großen Vaſallen machten ſich als eigne Fürſten immer unabhängiger von den Königen; den kleineren und Freien blieb nichts übrig, da die Könige ſie nicht ſchützen konnten, als ſich unbedingt in die Arme der Mächtigen zu werfen; ſie wurden Leibeigene des Adels oder der Geiſtlichkeit; die Freiheit verſchwand, nur Adel und Geiſtlichkeit blieben frei; alle übrige, freie Germanen und Provinzialen, verſchmolzen zu einem Haufen niederer Leibeigener: ein Unweſen der neuern Zeit, welches keinesweges in der urſprünglichen Form der Lehns = oder Feudalverfaſſung begründet war. Von der andern Seite erhob ſich, durch mancherlei Umſtände begünſtigt, die Macht der Päpſte, welche die Geiſtlichen als ihre natürlichen Vaſallen immer mehr an ſich feſſelten, bis es ihnen gelang, im eilften und den folgenden Jahrhunderten, die bis dahin freiere Geiſtlichkeit gänzlich zu unterdrücken und durch ſie wiederum Fürſten und Völker zu beherrſchen. So zeigt uns das Mittelalter 3 deutlich bezeichnete Perioden: von der Völkerwanderung bis zum 9ten Jahrhundert die Blüthe der altgermaniſchen Lehnsverfaſſung; vom 9ten bis zum 11ten eine wilde, furchtbare Anarchie, wo die Freiheit zu Grunde geht; vom 11ten an die Herrſchaft der Päpſte, die, wie man ſie auch ſonſt beurtheilen mag, doch einige Ordnung nach und nach wieder

einführte und der rohen Willkühr der Fürſten und des Adels einen oft heilſamen Zaum anlegte. Das Streben nach Freiheit und das langſame Wiederaufblühen derſelben iſt die Geſchichte von den Zeiten der Kreuzzüge an bis auf die neueſte Zeit. — Nach dieſen allgemeinen, zum Verſtändniß der Geſchichte aber nothwendigen Betrachtungen nehmen wir den Faden der Begebenheiten wieder auf, wovon wir indeß nur die wichtigſten Momente herausheben können.

Die große fränkiſche Monarchie unter Chlodowig ſetzte der Völkerwanderung ein Ziel, aber innere Unruhen folgten auf ſeinen Tod, 511. Nach der Sitte der Zeit hatte er ſein Reich unter ſeine 4 Söhne getheilt, und über 200 Jahre hindurch bietet nun die fränkiſche Geſchichte das traurige Schauſpiel von Bruderzwiſt, Entthronungen und Ermordungen dar, in welchem beſonders zwei Weiber, Brunehild und Fridegunde, die ſchändlichſte Rolle ſpielen. Gegen das Ende dieſes Zeitraums war das Anſehen der Könige faſt gänzlich geſunken, und ihre vornehmſten Hofbediente, die **majores domus (maires du palais,** urſprünglich Aufſeher über das Hofgeſinde), hatten alle Gewalt an ſich geriſſen und regierten an der Stelle der unfähigen und trägen Fürſten. Auch dieſes Amt ward endlich wie andre Aemter und Lehne erblich; Pipin von Herſtall übertrug es ſeinem Sohne, dem Helden Carl Martell, welcher durch ſeinen Sieg über die Sarazenen bei Tours 732 berühmt iſt. Dieſer konnte es ſchon wagen, den Thron eine Zeitlang unbeſetzt zu laſſen. Unter ſeinen Söhnen Carlman und Pipin ward zwar noch einmal ein Abkömmling Chlodowigs, Childerich III., 742 auf den Thron geſetzt; als aber Carlmann den geiſtlichen Stand ergriffen, ſteckte Pipin den unfähigen Schattenkönig in ein Kloſter und ließ ſich mit Bewilligung des Volks zu Soiſſons 752 zum König krönen und ſalben. So endete die erſte Dynaſtie der fränkiſchen Könige, die der Merowinger, von Merowäus, einem Vorfahren Chlodowigs, genannt. Pipin der Kurze oder Kleine, Vater Carls des Großen, begründete die 2te Dynaſtie, die der Carolinger. Pipin hinterließ 768 zwei Söhne, Carlmann und Carl; letzterer beherrſchte ſeit dem Tode ſeines Bruders 771 das ganze fränkiſche Reich. Große Siege, ausgezeichnete Talente zur Verwaltung eines ungeheuern Reichs, vortreffliche Einrichtungen und Geſetze, und Liebe zu den Wiſſenſchaften, haben Carln mit vollem Rechte den Namen des Großen erworben. In ſeinen früheren Jahren beſchäftigten ihn beinahe unaufhörliche Kriege. Die unruhigen Araber wurden kräftig zurückgewieſen und eine fränkiſche Mark (Gränzprovinz), die ſich bis an den Ebro erſtreckte, in Spanien errichtet, 778. Die Longobarden, deren Reich das nördliche Italien umfaßte und die in ewigem Streite mit den Päpſten lebten, beſiegte Carl 773; der letzte

König Deſiderius wird gefangen und in ein Kloſter geſchickt und die Beſitzungen des Papſtes anſehnlich erweitert. Die ſlaviſchen Völker im Oſten von Deutſchland werden theils unterjocht, theils in ihre Gränzen zurückgetrieben. Den hartnäckigſten Kampf indeß hatte Carl mit den noch heidniſchen Sachſen im nördlichen Deutſchland zu beſtehen. Häufig geſchlagen und zum Frieden gezwungen, brachen ſie mehrmals unter ihrem tapfern Wittekind wieder hervor, und es koſtete Carln 32 Jahre, von 772—804, ehe es ihm gelang, die Sachſen zu überwinden und ſie zur Annahme des Chriſtenthums zu zwingen. So erſtreckte ſich ſein Reich von der Eider bis jenſeits Rom, und von der Raab in Ungarn bis an den Ebro. Unermüdlich war dabei Carl, für die innere Wohlfahrt ſeiner Staaten zu ſorgen; er demüthigte die mächtigen Vaſallen, brach ihre Macht, indem er an die Stelle großer Herzöge mehrere Grafen ſetzte; durchzog in unaufhörlichen Reiſen ſein weites Reich, um mit eigenen Augen zu ſehen, und ſendete häufig Abgeordnete, **missi regii**, welche die Verwaltung der Grafen und Biſchöfe unterſuchen mußten. Er ſelbſt hatte wohl nur wenig Bildung, aber liebte die Wiſſenſchaften, zog fremde Gelehrte an ſeinen Hof, und zwang überall die Geiſtlichkeit, bei jedem Kloſter und jeder Hauptkirche Schulen anzulegen. Um den Glanz ſeines Reiches zu vermehren, ließ er ſich 800 zu Rom vom Papſte Leo III. zum römiſchen Kaiſer krönen und ſtellte ſo das durch die Völkerwanderung zerſtörte abendländiſche Kaiſerthum wieder her, welches ſeitdem bei ſeinen Nachfolgern in Deutſchland bis auf unſre Tage geblieben iſt. Er ſtarb 814. Unwürdige Nachkommen, welche die Geſchichte nur nach ihren geiſtigen und körperlichen Gebrechen: der Kahle, der Dicke, der Stammler, der Einfältige, der Faule, unterſcheidet, führten bald die Zertrümmerung ſeines großen Reiches herbei. Schon ſein Sohn Ludwig der Fromme vermochte nicht das große Gebäude aufrecht zu erhalten und ſtarb 840 als ein Gefangener ſeiner unnatürlichen Söhne, denen er das Reich getheilt und die ihn zweimal abſetzten. Unter dieſen Söhnen kam die Theilung des Reichs durch den Vertrag von **Verdun** 843 zu Stande; Lothar erhielt Italien, Ludwig der Deutſche Deutſchland und Carl der Kahle die weſtlichen Theile des Reiches, woraus von nun an ſich das franzöſiſche Reich entwickelte.

Bis 987 herrſchten noch dem Namen nach die elenden Carolinger, aber ihre Schwäche vermochte es nicht zu hindern, daß große Provinzen von ihrem Reiche abgeriſſen wurden: die ſpaniſche Mark ging verloren; im Süden entſtand das burgundiſche Reich, im Oſten das lothringiſche, und der kühne Rollo, ein Anführer normänniſcher Abenteurer, erzwang ſich den Beſitz von Neuſtrien oder der Normandie. Zu gleicher Zeit ertrotzten die mächtigen Vaſallen die Erblichkeit ihrer Lehne, ja der Verwal-

tungsämter im Staate, und unterjochten immer mehr die ſchwachen Städte, die minder mächtigen Vaſallen und Freien, ſo daß am Ende dieſer Periode den Königen nichts als ein leerer Titel geblieben war, und außer dem Adel das ganze Volk unter der ſchmählichſten Knechtſchaft ſeufzte. Wie einſt unter den Merowäern die Majordomen, ſo erhoben ſich unter den letzten Carolingern die tapfern Nachkommen Roberts, Grafen von Paris, bis endlich einer derſelben, Hugo, mit dem Zunamen Capet (Kopf, tüchtiger Mann), ſich nach dem Tode des letzten Carolingers Ludwigs des Faulen 987 zum Könige krönen ließ und ſo das noch jetzt vorhandene Geſchlecht franzöſiſcher Könige, das der Capetinger, gründete. Von hier an zeigt die franzöſiſche Geſchichte das von allen Königen mit mehr oder weniger Glück und Geſchick verfolgte Beſtreben, die Uebermacht ihrer Vaſallen zu brechen, einen freien, den Königen allein ergebenen Mittelſtand zu ſchaffen und die königl. Macht auf den Trümmern jener furchtbaren Adels-Ariſtokratie zu erheben: ein Beſtreben, welches vom 15ten Jahrhundert an raſche Fortſchritte machte und unter Ludwig XIV. ſeine höchſte Vollendung erhielt. Wir übergehen die minder bedeutenden Regierungen der erſten Capetinger, (Hugo Capet von 987—997, Robert 997—1031, Heinrich I. 1031—60), um zu einer Begebenheit zu kommen, welche ganz Europa in Bewegung ſetzte und in jeder Rückſicht einen neuen Zuſtand der Dinge herbeiführte, den Kreuzzügen. Schon längſt gehörten Wallfahrten nach heilig geachteten Oertern, aus Andacht oder zur Abbüßung einzelner Vergehungen unternommen, zu den Sitten des chriſtlichen Europa; das heilige Land, Judäa oder Paläſtina, wo der Heiland gelebt und geſtorben, wo man noch ſeine Grabſtätte zeigte, mußte natürlich das häufigſte und wichtigſte Ziel ſolcher Pilgerfahrten ſeyn. Das heilige Grab befand ſich zwar ſeit 637 unter der Herrſchaft der Araber; ſo lange ſie indeß die Herren von Jeruſalem blieben, wurden die Pilger freundlich geduldet, und hatten keine Urſach ſich über Bedrückungen zu beſchweren. Als aber die wilden ſeldſchuckiſchen Türken den Stuhl der Chalifen zu Bagdad eingenommen und nun auch in Paläſtina herrſchten, 1072, hatten die chriſtlichen Pilger unſäglich von der Unduldſamkeit, der Raub- und Blutgier dieſer Barbaren zu leiden, und der Schimpf, das Grab des Erlöſers in den Händen der Ungläubigen, wie man die Muhammedaner nannte, zu ſehen, verbunden mit den jammervollen Berichten heimgekehrter, ausgeplünderter und zuweilen verſtümmelter Pilger, hatten ſchon den mächtigen und geiſtvollen Papſt Gregor VII. auf den Gedanken gebracht, die Chriſtenheit gegen die Muhammedaner zu bewaffnen; ſeine eigenen Händel aber mit den deutſchen Kaiſern hatten ihn an der Ausführung dieſes Planes gehindert. Es gelang ſeinem Nachfolger Urban II.

1087—1100. Ein abenteuerlicher Mönch, Peter von Amiens, auch der Eremit genannt, erfüllte bei ſeiner Rückkehr von Jeruſalem Italien und Frankreich mit ſeinen grauenvollen Erzählungen von den Grauſamkeiten der Türken gegen die morgenländiſchen Chriſten und Pilger, und überall äußerte ſich laut die brennendſte Begier, das heilige Grab jenen rohen Barbaren zu entreißen. Urban benutzte dieſe Stimmung, und nachdem er auf einer Kirchenverſammlung zu Piacenza 1095 die Gemüther vorläufig geprüft, ward endlich 1096 auf der Verſammlung zu Clermont en Auvergne unter ſeinem Vorſitze von einer unendlichen Menge jedes Standes, unter den begeiſterten Zuruf: Gott will es! der Krieg beſchloſſen. Jeder Theilnehmer bezeichnete ſich mit einem rothen Kreuze auf ſeinen Kleidern, daher die Namen Kreuzzüge, Kreuzfahrer. Erlaß jeder bürgerlichen und geiſtlichen Strafe und die Zuſicherung der ewigen Seligkeit ward jedem ertheilt, der das Schwerdt ergriff, und unzählbare Schaaren jedes Standes, jedes Alters, jedes Geſchlechts ſtrömten herbei, um an dieſem ruhmwürdigen und heiligen Unternehmen Theil zu haben. Zwei Hauptmaſſen bildeten den erſten Kreuzzug 1096. Die erſtere, unter der Anführung Peters von Amiens, beſtand aus einer unermeßlichen Zahl niedrigen Geſindels aller Art, worunter ſich nur wenige Ritter und wahre Krieger befanden. Sie zogen durch Deutſchland, wo ſie ihre Wuth zuerſt an vielen tauſend armen Juden ausließen, welche ſie plünderten und mordeten; durch Ungarn, wo ſchon ein großer Theil von ihnen ihrer Raubſucht und Zügelloſigkeit wegen von den kriegeriſchen Einwohnern unter ihrem Könige Corboga aufgerieben wurde; durch die Staaten der damaligen griechiſchen Kaiſer nach Conſtantinopel, von wo ſie über die Meerenge nach Aſien gingen, größtentheils aber in Kleinaſien unter dem Schwerdt des türkiſchen Sultans von Iconium den Tod fanden. Der Ueberreſt flüchtete nach Conſtantinopel, um ſich an die nachkommenden Schaaren anzuſchließen. Die zweite Hauptmaſſe dieſes Kreuzzuges beſtand hingegen aus den edelſten Fürſten und Rittern von Frankreich, Deutſchland und Italien, unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Niederlothringen. Auch ſie nahmen ihren Weg größtentheils durch Ungarn, zum Theil auch von Italien aus zur See. Sie ſammelten ſich unter den Mauern von Conſtantinopel, und nachdem ſie alle Hinderniſſe der griechiſchen Argliſt überwunden, in blutigen Gefechten den Sultan von Iconium geſchlagen, mehrere feſte Plätze erobert und alle Schreckniſſe des Hungers und Durſtes überſtanden, gelang es endlich dem ſchwachen Ueberreſt des großen Heeres, Jeruſalem ſelbſt zu erreichen und nach einer hartnäckigen Gegenwehr mit Sturm zu erobern, den 19. July 1099. Unerhörte Grauſamkeiten befleckten den Ruhm der Sieger, wie

denn überhaupt der Ehrgeiz und Eigennutz der Fürſten, die mehr eignen Länder=Erwerb als das Ziel der Unternehmung im Auge hatten, und die Sittenverderbniß des großen Haufens, das mit Begeiſterung unternommene Werk ſchändeten und dem neuen Reiche von Jeruſalem einen baldigen Untergang brachten. Gottfried ward zum König von Jeruſalem erwählt, ſtarb aber leider ſchon 1100, ein Jahr nach Eroberung der Stadt. Der Krieg mit allen ſeinen verderblichen Folgen hatte die Kreuzfahrer ſo geſchwächt und die ſie umgebenden Türken und Araber bedrängten den neuen Staat ſo mächtig, daß unaufhörlich in Europa um Hülfe gefleht werden mußte. So zogen in einem Zeitraum von beinahe 200 Jahren unzählige Schaaren europäiſcher Krieger nach Paläſtina, um das ſinkende Reich zu ſtützen, oder das verlorne wieder zu gewinnen. Man giebt daher die Zahl der Kreuzzüge ſehr verſchieden an; am beſten aber unterſcheidet man 5 Hauptunternehmungen. Die erſte unter Gottfried von Bouillon; die zweite 1147 unter den Königen Conrad III. von Deutſchland und Ludwig VII. von Frankreich; die dritte 1189 unter Kaiſer Friedrich I. und den Königen Philipp II. von Frankreich und Richard Löwenherz von England; die vierte 1228 unter Kaiſer Friedrich II.; die fünfte endlich 1248 und 1270 unter Ludwig IX. von Frankreich. Dazwiſchen fällt noch ein ſogenannter Kreuzzug, welcher aber ſein Ziel gar nicht berührte und in welchem 1203 und 1204 die Venezianer und Franzoſen Conſtantinopel eroberten und ein Lateiniſches Kaiſerthum gründeten, welches aber nur bis 1261 beſtand. Alles dies konnte indeß nicht verhindern, daß Jeruſalem ſchon 1187, 88 Jahre nach der Eroberung, durch den tapfern Selaheddin oder Saladdin wieder in die Hände der Muhammedaner fiel. Alle Anſtrengungen der ſpäteren Kreuzfahrer, es wieder zu erobern, blieben vergebens. Zwar gelang es dem Kaiſer Friedrich II. 1229, durch friedliche Unterhandlungen Jeruſalem auf 10 Jahre wieder zu gewinnen, 1244 aber ward es den Chriſten für immer wieder entriſſen, und bis 1291 verloren ſie auch den letzten Reſt ihrer Beſitzungen in Paläſtina. — Wie wenig auch das eigentliche Ziel aller dieſer Anſtrengungen erreicht ward, wie ſehr auch Herrſchſucht der Päpſte und Fürſten an dieſen Unternehmungen Theil genommen, wie ſehr auch die niedrigſten Leidenſchaften viele der Kreuzfahrer entehrten; ſo gehören doch immer die Kreuzzüge zu den wichtigſten und in vieler Hinſicht rühmlichſten Begebenheiten der Weltgeſchichte, und trugen unendlich viel dazu bei, Europa aus der leiblichen und geiſtigen Knechtſchaft zu befreien. Von dieſer Zeit an ſank die Uebermacht des Adels, die Macht der Könige ſtieg und durch ſie wiederum die Freiheit der Städte und des Volks. Viele Edle mußten, um die Koſten dieſer Unternehmungen zu beſtreiten, ihre Güter an die Könige oder an

die Kirche verkaufen oder verpfänden; viele ihren Leibeigenen die Freiheit verkaufen oder auch ſchenken, damit ſie nur nicht den Kreuzheeren zuliefen. Viele adelige Familien ſtarben aus, oder verarmten. Von der andern Seite gewannen viele Städte, beſonders in Italien Venedig, Genua, Piſa u. a., große Reichthümer, indem ſie die Kreuzheere zu Schiffe nach Paläſtina brachten, ihnen Lebensmittel nachführten und einen einträglichen Handel mit den Morgenländern eröffneten. Die Könige, die anfänglich keinen perſönlichen Antheil an den Kreuzzügen genommen, vermehrten ihre Beſitzungen durch die erkauften und ſonſt erledigten Lehne außerordentlich, und unter ihrem Schutze entſtand wieder ein freier Mittelſtand und wohlhabende Städte, die nun dem Uebermuthe des Adels trotzen konnten. Alle Völker Europa's, bisher ein jedes mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, kamen durch die Kreuzzüge in mannigfaltige Berührung, der Handel und durch ihn Kenntniſſe mancherlei Art kamen immer mehr empor: ja ſelbſt auf die geiſtigen Angelegenheiten, welche bisher von den Päpſten unumſchränkt waren verwaltet worden, fing der wieder erwachende Geiſt an ſich zu lenken, und die gegen den geiſtlichen Despotismus der Kirche gerichteten Bewegungen der Albigenſer und Waldenſer im ſüdlichen Frankreich, im 12ten und 13ten Jahrhundert, obwohl ſie damals mit Feuer und Schwerdt unterdrückt, und wahre Kreuzzüge gegen dieſe Unglücklichen, die man Ketzer nannte, gepredigt wurden, müſſen doch als die erſten Regungen des geiſtigen Lebens angeſehen werden, welche ſich von nun an in allen Jahrhunderten immer mächtiger zeigten, Wiklef im 14ten, Huß im 15ten, bis ſie endlich in der Reformation in Deutſchland und in der Schweiz den Sieg davontrugen. Endlich gaben die Kreuzzüge Veranlaſſung zu der Ausbildung des eigentlichen Ritterthums, jener dem Chriſtenthum ganz eigenthümlichen Verbindung der Tapferkeit, der Frömmigkeit, der Liebe, des Edelmuths und der feinen Sitte, wozu ſich bald noch die Liebe zur Poeſie geſellte, die im 12ten und 13ten Jahrhundert die erſte Ausbildung der jetzigen europäiſchen Sprachen veranlaßte; zuerſt in der Provence, wo die **Troubadours**, dann auch in Deutſchland, wo die Minneſinger eine ſchöne, leider nur bald wieder verſchwindende Blüthezeit bezeichnen. Das eigenthümliche Weſen des chriſtlichen Ritterthums bildete ſich in den zur Zeit der Kreuzzüge entſtandenen geiſtlichen Ritterorden aus, welche gleich den Mönchsorden die Gelübde der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth ablegten, wozu noch die Pflicht kam, die Ungläubigen unabläſſig zu bekämpfen. Der älteſte von dieſen iſt der Johanniterorden. Kaufleute aus Amalfi in Italien hatten ſchon 1048 zu Jeruſalem ein Hoſpital für kranke Pilger gegründet und es Johannes dem Täufer geweiht; aus den Mönchen, die

hier den Dienſt verſahen, entſtanden im Anfange des 12ten Jahrhunderts jene Ritter, welche nun theils die Kranken verpflegten, theils die Waffen führten. Anfänglich hießen ſie Johanniter oder Hoſpitaliter. Als Paläſtina verloren ging, zogen ſie ſich nach Cyprus, von da vertrieben nach Rhodus, wo ſie ſich beinahe 200 Jahre behaupteten und Rhodiſer hießen. Als auch dieſe Inſel 1522 von den Türken nach einer der hartnäckigſten Belagerungen erobert ward, erhielten ſie vom Kaiſer Carl V. die Inſel Malta, woher ſie Malteſer hießen, bis ſie endlich auch dieſe 1798 an die Franzoſen verloren. Der Orden, der ſchon ſeit einem Jahrhundert ſeine Beſtimmung nicht mehr erfüllte, iſt jetzt als aufgehoben zu betrachten. Kurze Zeit nach jenem entſtand zu Jeruſalem 1118 ein zweiter ähnlicher Orden, der der Tempelherren, die ihren Namen davon hatten, daß ſie zu Jeruſalem, in der Nähe des Orts, wo der alte Tempel geſtanden, wohnten. Urſprünglich gering an Zahl und äußerſt arm, führten ſie den Namen: arme Ritter, bald aber vermehrte ſich ihre Zahl und ſie erwarben große Reichthümer und viele Güter in allen Ländern von Europa, vorzüglich in Frankreich. Dieſer Reichthum und der Uebermuth, der eine Folge davon war, bereiteten ihnen den Untergang. Philipp IV. oder der Schöne von Frankreich in Verbindung mit dem Papſte Clemens V. hatte ihnen das Verderben geſchworen. An einem Tage 1305 wurden alle Tempelherren in Frankreich gefangen genommen, um durch die grauſamſte Marter zum Eingeſtändniß der Verbrechen, deren man den Orden beſchuldigte, gebracht zu werden. Die meiſten läugneten hartnäckig; viele, die um den Qualen zu entgehen geſtanden hatten, widerriefen ſpäter ihre Ausſage und ſtarben in den Flammen. Auch der Großmeiſter des Ordens Jakob von Molay hatte das nemliche Schickſal, er ward 1314 zu Paris verbrannt und der Orden vom Papſte aufgehoben. Seine Güter eignete ſich der König größtentheils zu. In andern Ländern verfuhr man weniger gewaltſam und die Tempelherren wurden zum Theil mit den Johannitern vereinigt. Die gewaltſame und in der Form unverantwortliche Art dieſer Aufhebung hat von jeher die Tempelherren als unſchuldige Märtyrer betrachten laſſen; neuere Unterſuchungen haben indeß mehr als wahrſcheinlich gemacht, daß ſie ſchwerlich von dem Vorwurf geheimer antichriſtlicher Lehren und unnatürlicher Laſter, die ſie beide wohl im Orient mochten kennen gelernt haben, freigeſprochen werden können. — Endlich 1190 entſtand ebenfalls zu Jeruſalem der Deutſche Ritterorden, der, nachdem Paläſtina verloren gegangen, ſeine Waffen im 13ten Jahrhundert gegen die heidniſchen Preußen kehrte, und nicht allein dieſes Land, ſondern noch einen großen Theil der jetzt ruſſiſchen Provinzen an der Oſtſee ſich unterwarf. Auch hier führte der Reichthum den

Uebermuth, den Stolz und den Untergang herbei. Der Orden verlor nach und nach durch die Empörung ſeiner gedrückten Unterthanen die meiſten ſeiner Beſitzungen; Oſtpreußen ward zur Zeit der Reformation dem damaligen Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg als ein weltliches Herzogthum überlaſſen, und die deutſchen Beſitzungen des Ordens gingen 1809 beim Wiener Frieden, wo der Orden aufgehoben wurde, gänzlich verloren.

An die Kreuzzüge ſchließen ſich für die Geſchichte Frankreichs, der Zeit und der Wichtigkeit nach, zunächſt die Kriege mit England. Die erſte Veranlaſſung dazu gab die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer, Herzog der Normandie 1066, der zugleich alſo nun ein Vaſall Frankreichs und ein unabhängiger König war. Die Veranlaſſungen zur gegenſeitigen Eiferſucht wurden noch vermehrt, als die verſtoßene Gemahlin Ludwigs VII., Eleonore, 1152 ihr Erbgut Guyenne und Poitou ihrem zweiten Gemahl Heinrich von Anjou, in der Folge König von England, zubrachte, ſo daß England nunmehr beinahe alle weſtliche Provinzen Frankreichs beſaß. Schon hatten die gegenſeitigen Neckereien und Kriege mit abwechſelndem Erfolge über 2 Jahrhunderte gedauert, als endlich das Emporkommen des Hauſes Valois in Frankreich ernſtlichere Kriege mit England veranlaßte. Philipps des Schönen 3 Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Carl IV. ſtarben ſchnell nach einander, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, und nach des Letzten Tode ward Philipp VI. von Valois, Philipps des Schönen Bruders-Sohn, von den Ständen ohne Ausnahme 1328 als König anerkannt. Nur Eduard III., König von England, machte Anſprüche auf die Krone Frankreichs, wegen ſeiner Mutter, einer Schweſter des letzten Königs. Seine Gründe, allerdings unbedeutend, waren es indeß weniger in einer Zeit, wo noch in keinem Reiche die ſtrenge Erbfolge in männlicher Linie geſetzlich beſtimmt war, und auch in Frankreich ihm nur das alte Herkommen entgegengeſetzt werden konnte; und nur zu gut wußte er und ſein tapferer Sohn, Eduard Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen des ſchwarzen Prinzen, ſeine Anſprüche mit den Waffen zu unterſtützen. Mit einem an Zahl weit geringeren Heere erfocht er 1346 den großen Sieg bei Crecy in der Picardie, worauf Calais in ſeine Hände fiel, und 10 Jahre nachher 1356 ward ſogar der König Johann von Frankreich in der Schlacht bei Poitiers gefangen. Mit dem Tode dieſer beiden Helden verſchwand das Kriegsglück der Engländer; Carl V. der Weiſe, 1364—80, entriß ihnen, vorzüglich durch den tapfern **Bertrand du Guesclin**, eine Provinz nach der andern; aber noch Einmal erreichte ihr Glück ſeinen Gipfel unter dem blödſinnigen Carl VI. 1380—1422 um dann unter deſſen Sohne Carl VII. 1422—61 auf immer

vernichtet zu werden. Die Minderjährigkeit und dann der Wahnſinn Carls VI. ſtürzten ſein Reich in einen Abgrund von Verwirrung; von außen durch England bedrängt, ward es innerlich durch die Herrſchſucht der Königin Iſabella von Baiern, ihre Feindſchaft gegen ihren Sohn den Dauphin Carl (VII.), den ſie von der Regentſchaft verdrängte, und durch die Eiferſucht und Zwietracht mächtiger Vaſallen, vorzüglich der Herzöge von Burgund und von Orleans, zerfleiſcht. Iſabella hatte ſich mit dem Herzoge von Burgund gegen ihren Sohn verbunden und an den kriegeriſchen Heinrich V. von England angeſchloſſen, dem ſie ihre Tochter zur Gemahlin gegeben, damit er nach des blödſinnigen Königs Tode beide Reiche vereinigen ſollte. Der große Sieg bei Azincourt 1415 hatte den Engländern Paris und ganz Frankreich eröffnet, und ſelbſt der bald erfolgte Tod Heinrichs änderte wenig in der Lage Frankreichs; ſein Sohn Heinrich VI. ward als Kind von 9 Monaten zum König von England und Frankreich zu Paris ausgerufen, die Heere Englands unter den tapfern Brüdern Heinrichs V., Bedford und Gloſter, ſiegten überall, und ſchon blieb dem Dauphin Carl kein Platz an dem rechten Ufer der Loire übrig, außer dem hart bedrängten Orleans, als plötzlich ein unbekanntes Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, aus dem Dorfe Dom Remi, ſich dem Dauphin darſtellt und ſich ihm als eine von Gott geſendete Retterin Frankreichs ankündigt. Alle Zweifel ſchwinden vor ihrer einfachen und beſtimmten Rede; ihr Anblick, ihr Wort, ihr Beiſpiel begeiſtert das Heer, Orleans wird entſetzt, die Engländer in mehreren Gefechten geſchlagen; ihr Ruf verbreitet ſich mit reißender Schnelle, erfüllt die Ihrigen mit unüberwindlicher Zuverſicht, die Feinde mit Grauen und Schrecken, und ihrer Zuſage gemäß geleitet ſie den Dauphin mitten durch ſeine Feinde nach Rheims, wo er zum König gekrönt wird. Unbegreiflich iſt es, wie nach ſolchen Thaten Carl VII. nichts zu ihrer Rettung unternahm, als ſie bei einem Ausfall aus Compiegne von den Burgundern gefangen, von dieſen an die Engländer verkauft, und von einem bloß aus Franzoſen zuſammengeſetzten Gerichte und auf Betrieb der Univerſität von Paris als Zauberin zum Tode verurtheilt und zu Rouen 1431 verbrannt wurde. Lange Zeit war ihr Andenken in Frankreich vergeſſen, ja durch ein nichtswürdiges Gedicht Voltaire's, dem Hohne einer geiſtloſen Zeit Preis gegeben, und Schillern war es vorbehalten, dieſe edelſte Geſtalt des franzöſiſchen Mittelalters in einer würdigen Dichtung zu verherrlichen. — Ihr Tod hemmte indeß nicht die Fortſchritte der franzöſiſchen Heere; ihrer beſten Heerführer nach und nach beraubt und in bürgerliche Fehden verwickelt, vermochten die Engländer nicht, ihre franzöſiſchen Beſitzungen zu behaupten, ſie gingen alle in wenigen Jahren, bis 1451, mit Ausnahme Calais, verloren.

Dieſe langen, verheerenden Kriege, indem ſie den Wohlſtand der Städte und des Adels zerrütteten, trugen nicht wenig dazu bei, die Macht der Könige zu vergrößern. Schon wurden ſie als die höchſten Richter des Reichs betrachtet, und unter dem Vorwande der Noth erlaubten ſie ſich immer häufiger Abgaben ohne Zuziehung der Stände auszuſchreiben, welche ſie leicht beitreiben konnten, da eben dieſe Kriege die erſte Veranlaſſung zur Errichtung ſtehender Heere gaben, welche von jeher die nothwendigen und kräftigen Stützen des Despotismus geweſen ſind. Bald fand ſich auch der Mann, der von den Umſtänden begünſtigt die königliche Macht auf einen damals unerhörten Gipfel erhob. Der feige Ludwig **XI.** **1461—83**, der auch Meineid und Meuchelmord nicht ſcheute, um ſeine Abſichten durchzuſetzen, verſtärkte noch ſeine Macht durch 6000 Schweizer, die er in Sold nahm, und vernichtete auf gleiche Weiſe die bisherigen Vorrechte des Adels und der Städte. Er iſt als der wahre Gründer jenes abſcheulichen, willkührlichen und unterdrückenden Regierungsſyſtems anzuſehen, welches, von ſeinen Nachfolgern immer höher geſteigert, endlich wohl die Revolution herbeiführen mußte. Sobald die Könige von Frankreich auf dieſe Weiſe zu einer beinahe unumſchränkten Herrſchaft gelangt waren, fingen ſie an, auch auf andre Länder ihre Aufmerkſamkeit zu richten. Die verſchiedenen Staaten von Europa traten nunmehr in häufigere Berührung mit einander, und Anſprüche auf oft entlegene Provinzen, Eiferſucht über die wachſende Macht des einen, veranlaßten nunmehr jenes Gewebe von gegenſeitiger Hinterliſt, welches man mit dem Namen der neuern Politik bezeichnet und welches ſeitdem Bündniſſe und Kriege hervorgerufen hat, die zwar oft für die Zeitgenoſſen wichtig und verheerend genug waren, in der Weltgeſchichte aber immer nur einen ſehr untergeordneten Platz einnehmen. So waren die zahlreichen Kriege beſchaffen, welche die Regierungen Carls **VIII.** **1483—98**, Ludwigs **XII.** **1498—1515**, und ſelbſt Franz **I.** **1515—47** ausfüllten und meiſtens den Beſitz von Neapel und von Mailand zum Gegenſtande hatten. Unter Franz **I.** kam noch die Eiferſucht gegen Carl **V.** von Spanien hinzu, welcher trotz der Bemühungen ſeines Gegners zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde. Beide Fürſten bekriegten ſich zeitlebens, ohne daß ein bedeutendes Reſultat aus dieſen Kämpfen hervorging, obgleich Franz **I.** in der Schlacht von Pavia 1525 gefangen genommen, nach Spanien gebracht und dort 1 Jahr lang zurückgehalten wurde. Dieſe Kriege legten den erſten Grund zu jener auf alle ſpätere franzöſiſche Könige fortgeerbten Eiferſucht gegen das Haus Oeſterreich, wodurch in Deutſchland ſo viel Blut gefloſſen. Bedeutender ſind die Bewegungen, welche die Reformation in Frankreich veranlaßte. Die Meinungen Luther's und Zwingli's hatten gleich Anfangs

bedeutenden Eingang, beſonders im ſüdlichen Frankreich, gefunden; den größten Einfluß aber auf die Bildung des Proteſtantismus in Frankreich hatte Johannes Calvin (Chauvin), geboren zu Noyon 1509, der ſich lange Zeit in Frankreich aufhielt, dann durch Verfolgung gezwungen nach der Schweiz und nach Straßburg ging, in Genf ſowohl die Kirche als den Staat nach ſeinen ſtrengen Grundſätzen einrichtete und daſelbſt 1564 ſtarb. Franz I. verfolgte die Proteſtanten mit Feuer und Schwerdt, mehr indeß aus politiſchen Gründen, als aus Religionseifer*). Unter ſeinem Sohne Heinrich II. 1547—59 und deſſen ſchwachen Söhnen und Nachfolgern Franz II. 1559—60, Carl IX. 1560—74, Heinrich III. 1574—89 gewann der Proteſtantismus immer zahlreichere Anhänger und veranlaßte beinahe unaufhörliche Unruhen und Kriege. Was anfänglich die reine Sache frommer Ueberzeugung geweſen, das ward bald unter den Händen der Großen zu einer politiſchen Partei-Angelegenheit. Es war bei der körperlichen und geiſtigen Schwäche der 3 letzten Valois beinahe mit Gewißheit vorauszuſehen, daß mit ihnen ihr Haus ausſterben würde. Neben ihnen hatten ſich damals die Guiſen, ein Nebenzweig der lothringiſchen Fürſten, erhoben, und beherrſchten das Reich bald in Verbindung mit der Königin Mutter, der abſcheulichen Catharina von Medicis, bald auch mit ihr entzweit. Eifrig für die Sache des Katholicismus eingenommen, verletzte es eben ſo ſehr ihre Ueberzeugung als ihren Ehrgeiz, daß das Haus Bourbon, die Abkömmlinge eines jüngern Sohnes Ludwigs IX., die nächſten Anſprüche auf den Thron hatten und zugleich die erklärten Häupter der Proteſtanten waren. Verſchwörungen, Meuchelmord, Aufruhr und häufige Kriege waren die Folgen dieſer Spannungen unter den 3 letzten Valois. Schon ließ die gegenſeitige Erſchöpfung einen dauerhaften Frieden hoffen: Heinrich von Bourbon, König von Navarra, in der Folge Heinrich IV., damals das Haupt der Proteſtanten, ward zu einer dauernden Verſöhnung nach Paris gelockt, die Schweſter des Königs Karl IX. ſollte ſeine Gemahlin werden und ward es; der Admiral von Coligny, ein ehrwürdiger Greis und viele andre der vornehmſten Häupter der Proteſtanten, begleiteten ihn nach Paris, als plötzlich auf das Geheiß der Guiſen und der Königin Mutter, in der Nacht des 24. Aug. 1572 die Sturmglocke ertönte, zum Zeichen der Ermordung aller Proteſtanten. Viele Tauſende fielen unter den Dolchen der Meuchelmörder, Coligny einer der erſten, und ſelbſt ſein Leichnam ward auf das

*) Man nannte und nennt wohl noch jetzt die Proteſtanten in Frankreich Hugenots, Hugenotten, wahrſcheinlich eine Verſtümmelung von Eidgenoſſen, d. h. Schweizer, weil die Meinungen der Reformatoren zuerſt von der Schweiz aus nach Frankreich kamen.

unwürdigſte gemißhandelt. Nur Heinrich von Navarra ward verſchont. Befehle waren nach allen Provinzen geſchickt, dort ein ähnliches Blutbad zu veranſtalten, welches jedoch von einzelnen chriſtlichen Biſchöfen und Commandanten gehindert ward. Doch rechnet man, daß in dieſer Schreckensnacht, die Pariſer Bluthochzeit genannt, in Paris und in den Provinzen an 30000 Proteſtanten dem Fanatismus zum Opfer fielen. In Rom ließ der Papſt Gregor XIII. dieſe Nachricht durch Abfeuern der Kanonen und durch Proceſſionen feiern und dieſe Begebenheit durch eine Denkmünze verewigen, welche auf der einen Seite ſein Bildniß, auf der andern einen Würgengel mit der Umſchrift: **strages Hugonottorum 1572**, darſtellt. Dieſe Schandthat konnte die Macht der Proteſtanten nicht brechen; Carl ſtarb bald darauf in der Blüthe ſeiner Jahre an einer entſetzlichen Krankheit, in welcher ihm das Blut aus allen Theilen der Haut herausdrang, und ſein letzter Bruder Heinrich III., den die Polen zu ihrem König erwählt hatten, entfloh auf dieſe Nachricht von Warſchau und eilte ſeinen Thron einzunehmen. Schwächer, aber eben ſo grauſam als ſein Bruder, konnte er doch den Uebermuth der Guiſen nicht ertragen, und ſah ſich bald genöthigt, ſich in die Arme ſeines Feindes Heinrichs von Bourbon zu werfen. Beide vereint belagerten Paris, worin die Guiſen ſich hartnäckig vertheidigten, und hier war es, wo Heinrich III., der letzte Valois, 1589 von der Hand des Meuchelmörders Jaques Clément fiel. Die Krone fiel nun auf das Haupt Heinrichs IV., welcher indeß noch 4 Jahre um den Beſitz derſelben kämpfen mußte. Die Guiſen und ihre Anhänger hatten unter dem Beiſtande Philipps II. von Spanien eine Verbindung unter dem Namen der Ligue geſchloſſen, um den proteſtantiſchen König vom Throne zu entfernen, und bildeten eine mächtige Partei im Reiche. Um ferneres Blutvergießen zu verhüten, war Heinrich endlich 1593 ſchwach genug, ſich zur katholiſchen Religion zu bekennen, und nun erſt unterwarfen ſich ihm nach und nach alle Städte ſeines Reiches. Um ſeine treuen Freunde die Proteſtanten zu verſöhnen, gab er 1598 das berühmte Edict von Nantes, worin ihnen völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den katholiſchen Unterthanen eingeräumt wurden: eine Wohlthat, der ſie indeß nur ſo lange vollkommen genoſſen, als dieſer edelſte und beſte aller franzöſiſchen Könige lebte. Seine ritterliche Tapferkeit, ſeine ungeheuchelte Liebe für ſein Volk, ſein heiteres, einfaches, leutſeliges Weſen, ſeine Bemühungen, den geſunkenen Wohlſtand der niederen Volksklaſſen zu heben, haben ſein Andenken in Segen erhalten, und noch jetzt haben die Pariſer ſeine in der Revolution geſtürzte Statue mit der höchſten Begeiſterung wieder errichten helfen. Nur dem finſtern Fanatismus blieb ſein Uebertritt zur

katholiſchen Kirche verdächtig, und ein Ungeheuer, Ravaillac, deſſen Anſtifter und Mitſchuldige man nie erfahren hat, ermordete mit 2 Meſſerſtichen den Liebling des Volks auf öffentlicher Straße in ſeinem Wagen 1610. Die Regierung ſeines ſchwachen Sohnes und Nachfolgers Ludwigs XIII. war voll bürgerlicher Unruhen, welche der Ehrgeiz ſeiner Mutter Maria von Medicis, der Großen des Reichs und die Bedrückung der Proteſtanten hervorriefen. Das innere Glück Frankreichs, durch Heinrich IV. und ſeinen großen Miniſter Sully begründet, verfiel immer mehr und mehr, aber eine Reihe großer Miniſter erhoben dagegen die Macht Frankreichs auf den Gipfel, welchen ſie unter Ludwig XIV. eine Zeitlang behauptete. Sully hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Ackerbau und die Finanzen gerichtet und durch Ordnung und weiſe Sparſamkeit das Land erleichtert und bereichert. Der allmächtige Cardinal Richelieu unter Ludwig XIII. brachte durch Verſchwendung und Kriege die Finanzen zwar in Unordnung, aber ſeine Strenge und ſeine großen Talente unterdrückten nicht nur die unruhigen Großen, zertrümmerten die Macht der Proteſtanten und begründeten aufs neue die unumſchränkte Macht der Könige, ſondern ſtets darauf bedacht, die Macht Oeſterreichs zu brechen, nahm er durch Geld und Truppen einen thätigen Antheil an dem 30jährigen Kriege, welcher damals Deutſchland verwüſtete, und legte den erſten Grund zu dem Vergrößerungsſyſtem Frankreichs, welches ſich unter Ludwig XIV. vollkommen ausbildete. Die Regierung Ludwigs XIV. 1643—1715 iſt als das Zeitalter des höchſten Glanzes für Frankreich berühmt, aber nur der geringſte Theil des Verdienſtes fällt davon auf ihn ſelbſt zurück. Er herrſchte unumſchränkt und ohne Widerſtand zu finden, aber Richelieu hatte die Macht der Könige begründet, und Mazarin, welcher bis 1661 das Staatsruder führte, ſie befeſtigt. Seine Armeen erfochten glänzende Siege, aber nur ſo lange, als Condé und Turenne ſie führten; die letzten Kriege liefen höchſt unglücklich für Frankreich ab. Er hat Frankreich und beſonders Paris mit den ſchönſten Gebäuden und Denkmälern verziert, aber 4500 Millionen Schulden hinterlaſſen. Künſte und Wiſſenſchaften blühten unter ihm, wie nie vorher, er zog viel bedeutende Gelehrte und Dichter an ſeinen Hof, ja er ließ ſogar ausländiſchen Gelehrten Penſionen zahlen; er ſelbſt aber war höchſt unwiſſend und daher oft ſehr ungeſchickt in der Wahl derer, die er begünſtigte. Sein Zeitalter heißt das goldene der franzöſiſchen Litteratur, aber er ſelbſt war ſo wenig gebildet, ſo ſehr von Maitreſſen und Beichtvätern beherrſcht, daß er 1685 das wohlthätige Edict von Nantes aufhob und durch ſchändliche Verfolgung und Grauſamkeiten 50000 Familien der fleißigſten, betriebſamſten ſeiner Unterthanen zur Auswanderung zwang, welche unter dem Namen Réfugiés in Deutſchland, England

und

und den Niederlanden mit offenen Armen aufgenommen wurden. Er hatte das Glück zu einer Zeit zu leben, wo nach den Unruhen langer bürgerlicher Kriege große Talente jeder Art emporgekommen und ſich gebildet hatten; dieſen unendlich mehr als ſeinen perſönlichen Eigenſchaften verdankt Frankreich den Glanz jener Zeit, und den ausgebreiteten Einfluß, welchen ſeitdem franzöſiſche Sprache, Anſichten, Gebräuche und Moden über ganz Europa, leider über Deutſchland am meiſten, ausgeübt haben. Deutſchland war gerade damals durch den 30jährigen Krieg über alle Vorſtellung verwüſtet und verarmt, ſeine Einheit und Kraft durch den weſtphäliſchen Frieden aufgelöſt und gebrochen; kein Wunder wenn unter ſolchen Umſtänden die übermüthigen Anmaßungen Frankreichs in ſeiner höchſten Kraft, ſchwächlich geduldet, ja dieſes ſelbſt als das höchſte Muſter der Bildung der Wiſſenſchaft und der Kunſt verehrt wurde. Ludwig XIV. fand beim Antritt ſeiner Regierung 1661, wo er ſich für volljährig erklärte, nachdem die unbedeutenden Unruhen während ſeiner Minderjährigkeit, unter dem Namen der **Fronde** bekannt, beigelegt waren, ein zahlreicheres Heer, als irgend ein Monarch damals hatte, treffliche Feldherren und einen nach Kriegsruhm dürſtenden, übrigens ganz unterjochten Adel; für Ordnung und Wohlſtand im Innern ſorgte der große Colbert, dem Frankreich ſeine Fabriken und ſeinen Handel verdankt. Anreizungen genug für einen jungen und eitlen Monarchen, ſeine Macht nach außen zu wenden. Die ſpaniſchen Niederlande, auf welche er einige unbedeutende Anſprüche vorgab, waren das erſte Ziel ſeiner Kriege. Siegreich zwar mußte er ſich doch im Aachener Frieden 1668 mit einigen feſten Gränzplätzen begnügen, weil Holland und England ſich mit Spanien verbunden hatte. Ein neuer Krieg ſollte Holland dafür ſtrafen und brachte dieſen damals zu Lande beinahe wehrloſen Staat an den Rand des Verderbens. Die Franche-Comté und der größte Theil vom Elſaß waren die Früchte dieſer Feldzüge, welche der Friede zu Nimwegen 1678 endete. Bald darauf wurden mitten im Frieden eine Menge Ortſchaften an der deutſchen Gränze in Beſitz genommen, unter dem Vorwande, daß ſie zu dem im letzten Frieden abgetretenen Landestheilen gehörten. Das ohnmächtige Spanien und Deutſchland, von den Türken bedroht, mußten dieſe unerhörten Gewaltthaten dulden. So ward auch Straßburg ohne irgend einen Schein des Rechts in Beſitz genommen. Der aufs neue mit dem deutſchen Reiche, Holland, England und Spanien ausgebrochene Krieg 1688—97 ward von Frankreich im Ganzen ſiegreich, aber mit ſolcher Grauſamkeit geführt, daß die Pfalz zweimal auf das furchtbarſte verwüſtet und viele Städte und Dörfer auf Befehl des Kriegsminiſters Louvois mit kaltem Blute eingeäſchert wurden. Der Ryswicker Friede 1697, der

dieſen Krieg beendigte, ließ Frankreich im Beſitz von ganz Elſaß und bezeichnet überhaupt den Gipfel der höchſten Macht in der Regierung Ludwigs XIV. Deſto verderblicher für Frankreichs Wohlſtand, wenn auch ſeiner Ausdehnung nicht nachtheilig, war der letzte, durch das Abſterben Carls II. von Spanien 1700 veranlaßte Krieg über ſeine Erbfolge, 1702—13. Carl II. hatte den Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou, zum Erben eingeſetzt, und Oeſterreich, von England unterſtützt, focht für die näheren Rechte des Erzherzogs Carl. Colbert war geſtorben; Kriege, Hoffeſte und Verſchwendungen aller Art hatten die Finanzen in Unordnung gebracht, die Widerrufung des Edicts von Nantes das Land entvölkert; Condé und Turenne waren nicht mehr, Weibergünſtlinge vertraten ihre Stelle, und Marlborough und Eugen führten die verbündeten Heere. Daher war dieſer Krieg nur eine Reihe von Niederlagen der Franzoſen in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien. Das Elend des Landes ſtieg aufs höchſte, als Uneinigkeit unter den Verbündeten und andre günſtige Umſtände auch diesmal noch Frankreich retteten; der Utrechter Friede veränderte nichts an den Gränzen Frankreichs, und Philipp V. blieb König von Spanien. Noch erlebte der unglückliche Ludwig den Tod beinahe aller ſeiner Kinder und Enkel, ſo daß, als er 1715 ſtarb, ſein Urenkel Ludwig XV., ein Kind von 5 Jahren, ſein Nachfolger wurde. Was der Regierung Ludwigs XIV. den meiſten Glanz verlieh und den bedeutenden Einfluß Frankreichs auf ganz Europa am meiſten begründete, war das Aufblühen der Litteratur und das Zuſammenwirken vieler ausgezeichneter Gelehrten und Dichter, welche dieſem Zeitraum den Namen des goldnen Zeitalters der franzöſiſchen Litteratur erworben haben. Die franzöſiſche Sprache hat ſich ſpäter als die meiſten übrigen europäiſchen Sprachen gebildet. Von der Urſprache der Gallier hat ſich vielleicht noch das **Bas-Breton** erhalten, im übrigen Lande hatte das Lateiniſche die Herrſchaft unter den Römern erworben, und als bei der Völkerwanderung die verſchiedenen deutſchen Stämme Gallien durchzogen und eroberten, bildete ſich nach und nach aus dem Deutſchen und dem verdorbenen Lateiniſchen eine äußerſt rohe und mangelhafte Sprache, ſo unvollkommen, daß man zu allen öffentlichen Verhandlungen ſich des Lateiniſchen bedienen mußte. Erſt im 11ten Jahrhundert entſtand etwas dem jetzigen Franzöſiſchen ähnliches, und auch dies blieb noch in der Barbarei, während im ſüdlichen Frankreich das Provençaliſche im 12ten und 13ten, in Italien das Italieniſche ſich ſchon im 13ten und 14ten Jahrhundert vollkommen ausgebildet hatte. Die Natur hat dem nördlichen Frankreich die Gabe der Poeſie von jeher ſpärlich ertheilt, und die rohen **Fabliaux** der franzöſiſchen **Trouvères** verdienen keine Erwähnung neben den zarten Dich-

tungen der provençaliſchen **Troubadours** und deutſchen Minneſinger. Der **Roman de la rose**, ein rohes, allegoriſches Gedicht aus dem 14ten Jahrhundert, erhielt jedoch damals eine große Berühmtheit. Die franzöſiſche Litteratur im eigentlichen Sinne entſtand erſt unter Franz **I.** im 16ten. Unter ihm lebten **Clément Marot**, geb. 1495, geſt. 1544, von dem man viele kleine Gedichte in einer Art von Knittelverſen hat, die man noch jetzt den **genre marotique** nennt. Um dieſelbe Zeit lebte der berühmte **François Rabelais**, geb. 1483, geſt. 1553, deſſen ſatiriſcher Roman in Proſa, **Gargantua et Pantagruel**, unter dem Schleier abenteuerlicher Fratzen, große Menſchenkenntniß und eine edle, gebildete Geſinnung verbirgt. Bald nachher erſcheint die Sprache ſchon viel veredelter in den geiſtvollen philoſophiſchen **Essais** von **Michel de Montaigne** 1533—92. Eine Menge jetzt vergeſſener Dichter füllten die Zeit von Marot bis auf Ludwig **XIV.** aus, worunter nur **François de Malherbe**, geb. 1555, geſt. 1628, zuweilen der Vater der franzöſiſchen Poeſie genannt, ſchon darum die meiſte Aufmerkſamkeit verdient, weil man in ihm zuerſt das ängſtliche Streben nach einer pedantiſchen Correctheit wahrnimmt, welche eben ſeitdem das Ziel aller franzöſiſchen Schriftſteller geweſen iſt. Die unter Ludwig **XIII.** von Richelieu 1635 geſtiftete **Académie françoise** machte es ſich zum eifrigſten Geſchäft, durch eine Grammatik und ein Lexikon den noch immer ſchwankenden Sprachgebrauch feſtzuſtellen und hemmte dadurch für immer jede freiere Ausbildung der franzöſiſchen Sprache. Seitdem erlangte dieſe Sprache ſchnell den höchſten Gipfel ihrer einſeitigen Vollendung, trat aber damit auch beinahe in die Reihe der todten Sprachen ein. Eine bedeutende Anzahl vortrefflicher Schriftſteller und Dichter, die nun auftraten, ſetzten die Welt in Erſtaunen und begründeten das bei den Franzoſen durchaus eingewurzelte Vorurtheil, daß ihre Litteratur ohne Vergleich die vollkommenſte ſey. Unter dieſen nennen wir zuerſt **Nicolas Boileau Despréaux**, geb. 1636, geſt. 1711, den vollendeten Verskünſtler, der aber von allem poetiſchen Geiſt entblößt, durch ſein dürres, pedantiſches Urtheil einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf die litterariſchen Anſichten der Franzoſen gehabt hat. Sein **art poétique** galt lange Zeit und gilt zum Theil noch jetzt bei ihnen als die ewige Regel des Geſchmacks. Unendlich größer als er waren **Pierre Corneille**, geb. 1696, geſt. 1684, und vorzüglich **Jean Racine**, geb. 1639, geſt. 1669, wohl unſtreitig der erſte franzöſiſche Dichter. Beide haben nur für das Theater geſchrieben. Aus der rohen, oft unanſtändigen Darſtellung religiöſer Gegenſtände, **Mystères** genannt, im 14ten und 15ten Jahrhundert, hat ſich bei allen Nationen Europa's das Theater entwickelt. Bald traten ihnen zur Seite und verdrängten ſie ganz die allegoriſch moraliſchen Stücke und die

reinen Poſſen, **moralités** und **farces** von den **clercs de la bazoche**, einer Verbrüderung luſtiger Advocaten und Gerichtsſchreiber, und von den **enfans sans souci**, im 16ten Jahrhundert aufgeführt. Endlich als die Kenntniß des Alterthums wieder erwachte, verſuchte man Nachahmungen der Alten, wie dies beſonders **Etienne Jodelle** am Ende des 16ten that, gerieth aber bald, durch Mißverſtand der Ariſtoteliſchen Regel der 3 Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Orts, auf jene peinliche und beſchränkte Form, wovon ſich das franzöſiſche Theater erſt jetzt loszumachen ringt. Die Bekanntſchaft mit den großen ſpaniſchen Dichtern, wovon man noch in Corneilles herrlichem **Cid** einige wohlthätige Spuren wahrnimmt, hätte heilſam wirken können, aber dieſe Bahn ward bald auf immer verlaſſen, und eine höchſt mangelhafte und manierirte Nachahmung der Alten trug den entſchiedenſten Sieg davon. Höchſt vortrefflich in dieſer Art iſt **Racine**, der die edelſte Sprache, die wohlklingendſten Verſe, mit einem innigen Gefühle vereinigt. Nur Schade, daß man ſeinen Stücken allzuſehr anſieht, daß ſie nicht für ein Volk, denn das gab es ja damals nicht, ſondern für den Hof geſchrieben ſind. Unter ſeinen Nachfolgern kann man nur noch **Marie Arouet de Voltaire**, geb. 1694, geſtorben 1778, nennen, dem die Bekanntſchaft mit den Engländern manche neue Anſicht verſchaffte und der ſich in vielen Fällen über das ſüßliche und fade, politiſche oder Liebesgeſchwätz in ſeinen Tragödien erhob. Zugleich mit jenen erſteren lebte der ausgezeichnete Komiker **Jean Baptiste Poquelin Molière**, geb. 1622, geſt. 1673, der freilich manche ſeiner Späße den Spaniern und Italiänern verdankt, doch aber vom keinem ſeiner zahlreichen Nachfolger iſt erreicht worden. Neben dieſen Dichtern kann man nur noch den berühmten Fabeldichter **Jean de La Fontaine**, geb. 1621, geſt. 1695, nennen, und den etwas ſpätern Lyriker **Jean Baptiste Rousseau**, geb. 1669, geſt. 1741. In der epiſchen Poeſie haben die Franzoſen nichts als die **Henriade** von Voltaire aufzuweiſen, die aber unpoetiſch und langweilig keinen Vergleich mit den großen Epikern andrer Nationen aushält. — Das älteſte Werk franzöſiſcher Proſa ſind die **Mémoires** des **Sire de Joinville**, eines Zeitgenoſſen und Waffengefährten Ludwigs **IX.** des Heiligen, der ihn auf dem unglücklichen Kreuzzuge in Aegypten 1248 begleitete. Die Sprache in dieſem intereſſanten Werke iſt freilich noch ſehr roh, und bis auf Ludwig **XIV.** findet ſich kein einziger ausgezeichneter Proſaiker, wohl aber mehrere Verfaſſer ſolcher hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten oder Memoiren, woran überhaupt die franzöſiſche Litteratur reich iſt und unter welchen man vorzüglich die **Mém. de Philippe de Comines**, die Regierung des abſcheulichen Ludwigs **XI.** betreffend, auszeichnet. In der eigentlichen Geſchichte beſitzt die franzöſiſche Litteratur

kein einziges ausgezeichnetes Werk aus der Zeit vor der Revolution. Auch die Proſaiſten des Zeitalters Ludwigs **XIV.** gelten als ausgezeichnete Muſter, doch iſt nicht zu läugnen, daß der wiſſenſchaftlichere Geiſt, der erſt ſpäter erwachte, tiefer gedachte und gründlichere Werke hervorgebracht hat. Unter den Zeitgenoſſen Ludwig **XIV.** zeichnen ſich in der Proſa vorzüglich aus: der edle fromme **François de Salignac de la Motte Fénélon,** Verfaſſer des **Telémaque,** geb. 1652, geſt. 1715; **Jacques Bénigne de Bossuet,** geb. 1627, geſt. 1704, der noch bei Vielen für den erſten franzöſiſchen Kanzelredner gilt, obgleich er dem beinahe gleichzeitigen **Jean Baptiste Massillon,** geb. 1663, geſt. 1742, an Innigkeit und frommen Sinn unendlich nachſteht. Unter den ſpäteren verdienen die ehrenvollſte Erwähnung: **Charles de Secondat Baron de Montesquieu,** geb. 1689, geſt. 1755, deſſen **Esprit des loix** und **Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains** das Tiefſte ſind, was die Franzoſen in dieſer Art beſitzen; **Georges Louis Leclerc comte de Buffon,** geb. 1707, geſt. 1788, mehr geſchätzt wegen ſeiner herrlichen Sprache, als wegen der Gründlichkeit ſeiner Forſchungen in ſeiner **Histoire naturelle. Jean le Rond Dalembert** und **Denis Diderot,** jener geb. 1717, geſt. 1783; dieſer geb. 1713, geſt. 1784, jener mehr Philoſoph und Mathematiker, dieſer durch mehrere Werke über die Künſte und einige Romane, beide als Herausgeber der berühmten **Encyclopédie** bekannt; endlich **Jean Jacques Rousseau,** geb. 1712, geſt. 1778, ein Genfer von Geburt, deſſen **Emile, Nouvelle Héloise** und **Contract social** mehr Tiefe des Gemüths zeigen, als man ſonſt bei franzöſiſchen Schriftſtellern findet. Durch eine vielſeitige Bildung, ſeltene Bekanntſchaft mit der ausländiſchen Litteratur und Erhebung über Nationalvorurtheile, wie durch eine glänzende Sprache, hat ſich in der neueſten Zeit die Frau v. **Staël (Anne Germaine de),** geb. 1768, geſt. 1817, eine Tochter des berühmten Necker, ausgezeichnet. —

Nach dieſer kurzen Ueberſicht des Wichtigſten aus der franzöſiſchen Litteratur kehren wir zur Geſchichte zurück. Sie zeigt uns in dem Zeitraume von 1715 bis zur Revolution das unaufhaltſame Forteilen zum gänzlichen Umſturz der bisherigen Ordnung der Dinge. Die Schuldenlaſt von 4500 Millionen, die Ludwig **XIV.** hinterlaſſen, vermehrt ſich von Jahr zu Jahr durch unſinnige Verſchwendung, grenzenloſe Unſittlichkeit des Hofes, Untüchtigkeit und Unredlichkeit der Miniſter. Von der andern Seite verbreitet ſich zwar das Licht der Wiſſenſchaften nach allen Richtungen, aber der unwürdige Gang der Regierung, die Sittenloſigkeit der Vornehmen, der Druck des Adels und das Elend des Volks wecken immer mehr die Stimmen des Unwillens aller Beſſeren, und alles reift einer Revolution entgegen,

deren Urſachen in der ganzen frühern Geſchichte, nicht aber, wie Kurzſichtige wohl behaupten, in dieſem oder jenem Fehler der letzten Miniſter Ludwigs **XVI.** geſucht werden müſſen. So ſtirbt der Menſch ſein ganzes Leben hindurch, und ein einzelner Fehler in der Diät im höhern Alter kann den Tod höchſtens um einige Tage beſchleunigen. — Ludwigs **XIV.** Nachfolger war ſein Urenkel Ludwig **XV.**, ein Kind von 5 Jahren; an ſeiner Statt führte bis 1723 der Herzog von Orleans ſein Vetter, bekannter unter dem Namen der Regent, die Regierung. Die niedrigſte Sittenloſigkeit und die tollſte Verſchwendung bezeichnen dieſen Zeitraum. Ludwig **XV.** war ein durchaus unfähiger in die gemeinſte Sinnlichkeit verſunkener Menſch. Seine Maitreſſen, die Pompadour und ſpäter die Dubari, verſchwendeten ungeheure Schätze, beſetzten alle Stellen, und die koſtſpielige, wenn gleich ſchwache Theilnahme an dem ſchleſiſchen und dem 7jährigen Kriege in Deutſchland ſtürzten vollends alles in die ſchrecklichſte Verwirrung. So betrat der gutmüthige, redliche, aber untüchtige Ludwig **XVI.** 1774 den wankenden Thron. Sein beſter Wille, ſeine Sparſamkeit vermochten nicht das ſinkende Gebäude zu ſtützen. Ueberall herrſchten Verwirrung und Mangel bei der Regierung, Elend und Unzufriedenheit beim Volke, und die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege, wodurch Nordamerika ſeine Freiheit errang, trug nicht wenig dazu bei, den Wunſch nach einer freien Verfaſſung in Frankreich zu verbreiten. Es blieb endlich kein anderes Mittel übrig, als dem allgemeinen Wunſche nachzugeben und die ſeit Jahrhunderten nicht verſammelt geweſenen Reichsſtände, **etats généraux**, beſtehend aus Deputirten der Geiſtlichkeit, des Adels und des Bürger- oder dritten Standes, **tiers état**, zuſammenzuberufen. Es geſchah; ſie verſammelten ſich zum erſten Male den 5. Mai 1789 zu Verſailles; weil aber Adel und Geiſtlichkeit hartnäckig auf ihren Vorrechten beſtanden, ſich jedem Opfer zum allgemeinen Beſten entziehen wollten, ſo erklärten die Deputirten des dritten Standes, von der ganzen Macht der öffentlichen Meinung unterſtützt, ſich zu einer ungetheilten National-Verſammlung, an welche ſich viele Beſſergeſinnte oder Furchtſame der beiden erſten Stände anſchloſſen. Dies kann man als den erſten Schritt und den Anfang der Revolution betrachten, die nun bald unaufhaltſam ihre zerſtörenden Wirkungen nach allen Seiten äußerte und eine ſo unüberſehbare Maſſe von Begebenheiten herbeiführte, daß wir uns hier begnügen müſſen, nur die wichtigſten derſelben anzuführen. Indeß waren in Paris unruhige Auftritte ausgebrochen, die Baſtille war erſtürmt worden, und der Pöbel eilte nach Verſailles und zwang die königliche Familie, ihm nach Paris zu folgen. Auch die National-Verſammlung kam dahin, und ein Decret, eine Neuerung folgte nun raſch der andern. Mehrere

der königlichen Prinzen und viele Adlige wanderten aus, in der Hoffnung, durch die Unterſtützung der übrigen Mächte Europa's die Unruhen zu dämpfen. Auch der unglückliche König, dem man kaum noch einen Schatten von Macht gelaſſen, verſuchte zu entfliehen, 1791, ward aber zu Varrennes in der Champagne erkannt und unter lauten Verwünſchungen des Volkes nach Paris zurückgebracht. Oeſterreich, Preußen und das deutſche Reich hatten nach und nach ſich zum Kriege gerüſtet, die National-Verſammlung aber erwartete den Angriff nicht, ſondern erklärte dieſen Mächten 1792 den Krieg, worauf ſogleich die Verbündeten in Frankreich einrückten, mehrere Gränzfeſtungen einnahmen und bis Chalons sur Marne vordrangen, von wo aber üble Witterung, Krankheiten und Mangel ſie im Spätherbſt zu einem verderblichen Rückzuge nöthigten. Dieſer Angriff ward dem unglücklichen Ludwig verderblich; ſchon am 10. Aug. 1792 ſtürmte das Volk die Tuilerien, ermordete die Schweizergarde, die allein dem Könige treu geblieben war, und ſchleppte die königliche Familie in das Gefängniß des Temple. Der National-Convent, denn dieſen Namen führte nun die National-Verſammlung, ward immer mehr von einer wüthenden Partei, den Jakobinern, beherrſcht, die königliche Würde ward abgeſchafft, und ſchon im folgenden Jahre fiel die königliche Familie als Opfer ihrer Wuth. Ludwig XVI. ward am 21. Januar 1793, ſeine Gemahlin Marie Antoinette von Oeſterreich den 16. October, ſeine Schweſter Madame Eliſabeth den 10. Mai 1794 guillotinirt, und ſein einziger Sohn der Dauphin, Ludwig XVII., ſtarb 1795 an empörender Behandlung und Kerkerluft. Ein furchtbarer Despotismus laſtete jetzt auf Frankreich: Robespierre und ſeine Gehülfen vergoſſen Ströme des Bluts; zu Hunderten wurden ohne Unterſchied des Standes, des Geſchlechts, des Alters, Reiche, Gelehrte, Vornehme, jeder irgend Ausgezeichnete zum Tode geführt. Mehrere Provinzen, die Vendée, die Bretagne, die bedeutendſten Städte, Lyon, Marſeille, Toulon, griffen zu den Waffen gegen dieſe unſinnige Tyrannei, und während an den Gränzen, vorzüglich in den Niederlanden, die republikaniſchen Heere überall unterlagen, wüthete der Bürgerkrieg im Innern mit unerhörter Grauſamkeit. Eine revolutionaire Regierung, d. h. die abſolute Despotie des ſogenannten Wohlfahrts-Ausſchuſſes, trat an die Stelle des Convents, alle waffenfähige Mannſchaft ward aufgeboten, ganz Frankreich verwandelte ſich in eine Waffenwerkſtatt, und von Carnots Talenten geleitet erhielten bald die ungeübten, aber an Zahl und Begeiſterung überlegenen Heere überall das entſchiedenſte Uebergewicht. Robespierre fiel 1794, und das Directorium, aus 5 Mitgliedern beſtehend, mit etwas gemäßigteren Geſinnungen, trat an ſeine Stelle. Die Hinrichtung des Königs hatte alle übrige Mächte,

England, Spanien, Sardinien, gegen Frankreich bewaffnet, aber nach allen Seiten ſiegte die Republik: ſchon 1795 ward Holland in einem ſtrengen Winter erobert und republikaniſirt, Deutſchland bis an den Rhein war verloren, und Preußen, wegen der polniſchen Unruhen beſorgt, trat leider zuerſt, durch den Baſeler Frieden 1795, vom Kampfplatz zurück. Die Jahre 1796 und 97 ſind durch große Siege der Republik ausgezeichnet. Bonaparte, aus Ajaccio in Corſika, in der Kriegsſchule von Brienne erzogen, hatte ſich zuerſt bei der Belagerung von Toulon durch Kenntniſſe und Tapferkeit ausgezeichnet; er leiſtete dem Convent in Paris blutige Dienſte gegen die beſſer geſinnten Bürger und erhielt zum Lohn die Führung der Armee in Italien. Seine raſchen Siege erſetzten reichlich die Niederlagen Jourdans in Deutſchland, der vom Erzherzog Carl vernichtet wurde. Er drang bis ins Herz der öſterreichiſchen Staaten vor und erzwang in einer höchſt mißlichen Lage den Frieden von Campo Formio 1797, wodurch das ganze linke Rheinufer verloren ging und ganz Italien, bis auf Venedig, welches an Oeſterreich fiel. Nun entſtanden raſch in dem ausgeplünderten und gebrandſchatzten Italien eine Ciſalpiniſche Republik, welche den größten Theil des nördlichen Italiens, eine Liguriſche, welche das Genueſiſche, und eine Römiſche, welche den Kirchenſtaat umfaßte. Der Papſt Pius VI. ward nach Frankreich geführt, wo er 1799 zu Valence in der Gefangenſchaft ſtarb. Dieſer Friede konnte nicht von langer Dauer ſeyn; überall erlaubte ſich das Directorium die gewaltſamſten Anmaßungen, die Schweiz ward revolutionirt, Genf abgeriſſen und zu Frankeich geſchlagen, eben ſo das Bisthum Baſel. England war jetzt noch allein auf dem Kampfplatze geblieben, und wahrſcheinlich um es in ſeinen oſtindiſchen Beſitzungen anzugreifen, ward der tollkühne und räthſelhafte Zug nach Aegypten, 1798, unter Bonaparte unternommen. Glücklich entging er der engliſchen Flotte, Malta ward ihm durch Verrätherei übergeben und er landete bei Alexandrien in Aegypten. Hier aber erreichte ihn Nelſon und vernichtete vom 1. bis 3. Auguſt die ganze franzöſiſche Flotte in der Rhede von Abukir. Das Jahr 1799 war reich an großen Begebenheiten. Oeſterreich mit Rußland vereint hatte den Krieg aufs neue begonnen, und Souwarow, Kray, Melas in Italien, der Erzherzog Carl in Deutſchland erfochten die glänzendſten Siege; ganz Italien, mit Ausnahme Genua's, welches Maſſena aufs äußerſte vertheidigte, waren in den Händen der Verbündeten. Indeß war Bonaparte am 9. October in Fréjus gelandet. Nachdem er Aegypten leicht erobert, auf ſeinem Zuge nach Syrien aber bei der Belagerung von St. Jean d'Acre geſcheitert war und abgeſchnitten von Frankreich den Untergang ſeiner Armee vorausſah, kehrte er heimlich nach Frankreich zurück, wo er als ein Retter empfangen

wurde. Klug benutzte er dieſe Stimmung, und ſchon am 9. Nov. (18. Brûmaire) war das Directorium geſtürzt und Bonaparte zum erſten Conſul mit zweien ihm ganz untergeordneten Collegen auf zehn Jahre ernannt. Sogleich dachte er nur auf die Bildung neuer Armeen, ging Anfang 1800 durch die Schweiz über die Alpen, überraſchte die von dorther keinen Feind erwartenden Oeſterreicher, und die blutige, lange zweifelhafte Schlacht bei Marengo am 14. Juny brachte das ganze nördliche Italien in ſeine Gewalt. Aehnliche Unfälle in Deutſchland nöthigten das erſchöpfte Oeſterreich 1801 zum Frieden von Lüneville, welchem endlich 1802 auch die Engländer zu Amiens beitraten. Auch dieſer Friede, wie alle nun folgenden, war nur ein längerer Waffenſtillſtand; unmöglich konnten die Mächte Europa's die beiſpielloſen Anmaßungen und Ungerechtigkeiten dulden, welche ſich Bonaparte mitten im Frieden erlaubte. Schon 1803 brach der Krieg mit England wieder aus. Oeſterreich brauchte längere Zeit, um ſich zu erholen. Bonaparte fuhr indeß fort, Länder an ſich zu reißen, kleinere Fürſten in Italien zu verdrängen und ſeine Macht auf eine wahrhaft furchtbare Höhe zu erheben. Im Jahre 1804 ließ er ſich vom Papſt Pius VII. zum Kaiſer krönen und vereinigte zugleich auf ſein Haupt die eiſerne Krone des Königreichs Italien, denn die dortigen Republiken hatte er aufgehoben, und vermuthlich um den Bourbons jede Hoffnung der Verſöhnung zu benehmen, ließ er den talentvollſten unter ihnen, den Herzog von Enghien, auf deutſchem Boden, in der Nähe von Straßburg, mitten im Frieden überfallen, nach Vincennes bei Paris ſchleppen und dort in den Schloßgräben bei Nacht erſchießen. Ein neuer Krieg mit Oeſterreich, dem ſich Rußland anſchloß, brach 1805 aus; Preußen rüſtete ſich zwar, blieb aber dennoch unthätig, obwohl es durch Verletzung ſeines Gebiets mehr als zuviel Urſache zum Krieg gehabt hätte. Drei Monate entſchieden das Schickſal Oeſterreichs. Ein bedeutender Theil der Armee wird bei Ulm den 14 — 19. Oct. geſchlagen, abgeſchnitten und gefangen genommen; raſch eilt der Sieger durch die wehrloſen Provinzen; Wien fällt ohne Schwerdtſtreich, und nach der entſcheidenden Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dez. wird ein übereilter Friede geſchloſſen, in welchem Oeſterreich Venedig und ganz Tyrol aufgeben muß. Raſch ſchreitet nun Napoleon auf ſeiner Bahn vorwärts. Baiern und Würtemberg werden für ihre Dienſte durch Länderzuwachs und den Königstitel belohnt. Neapel wird ohne Mühe erobert und Napoleons Bruder, Joſeph, zum König eingeſetzt, Holland in ein Königreich für einen andern Bruder, Ludwig, umgeſchaffen, endlich die meiſten deutſchen Fürſten zu einem Vereine, dem Rheinbund, unter dem Beſchützer Napoleon verbunden; Oeſterreich legte die deutſche

Kaiſerkrone nieder. Zu ſpät verſuchte nun Preußen allein ſich der Uebermacht Frankreichs zu widerſetzen. Die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerſtädt am 14. Oct. 1806 entſchied über ſein Schickſal; Preußen hatte damals nur eine Armee. Dieſe iſt ſo gut als vernichtet, alle Feſtungen fallen durch Feigheit und Verrath, mehrere beim erſten Anlauf, viele nach unbedeutendem Widerſtande, das Land iſt in wenigen Wochen bis an die Weichſel vom Feinde überſchwemmt. In Preußen ſammeln ſich die ſchwachen Trümmer des Heeres, und vereint mit den zu ſpät erſchienenen Ruſſen wird die blutige aber nichts entſcheidende Schlacht bei Preußiſch Eylau, am 7. und 8. Febr., geliefert. Mit neu geſammelten Kräften ſiegt Napoleon noch einmal bei Friedland, 14. Juny, und Preußen muß den unglücklichen Frieden von Tilſit, 9. July 1807, annehmen, wodurch es die Hälfte der Monarchie, alle Länder bis zur Elbe verliert, unerſchwingliche Contributionen bezahlt und die Oder-Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin in franzöſiſchen Händen läßt. Aus den abgetretenen preußiſchen Provinzen, und Hannover, Braunſchweig und Heſſen wird ein neues Königreich, Weſtphalen, für den jüngſten Bruder Napoleons, Hieronymus, gebildet; der preußiſche Antheil von Polen, unter dem Namen des Herzogthums Warſchau, dem nunmehrigen Königreiche Sachſen einverleibt. Oeſterreich fiel 1805 ohne preußiſche Hülfe, Preußen 1806 ohne öſterreichiſche. — England blieb nun abermals allein auf dem Kampfplatze; da es aber wegen der längſt vernichteten Marine für Frankreich unangreifbar war, ſo beſchloß Napoleon durch gänzliche Ausſchließung der Engländer von den europäiſchen Häfen, ihren Handel zu vernichten, und leicht war es ihm, alle Mächte zur Annahme dieſes Continentalſyſtems zu vermögen. Nur Portugal unter unmittelbarem engliſchen Schutz nahm keinen Theil daran, franzöſiſche Heere ſollten es dafür züchtigen, und dies gab die erſte Veranlaſſung zu den ſchändlichen Auftritten in Spanien und zu dem hartnäckigen Kriege, von welchem wir ſchon bei Spanien geredet haben. Joſeph Bonaparte mußte den Thron von Neapel gegen den von Spanien vertauſchen, und Napoleons Schwager, Murat, erhielt Neapel. Auch Rom ward unter mancherlei Vorwänden erſt beſetzt, dann dem franzöſiſchen Reiche einverleibt und der Papſt Pius VII. als Gefangener nach Savona geſchleppt. Noch einmal verſuchte Oeſterreich den langen Kampf zu erneuern und Deutſchland von dem immer ſchwerer laſtenden Joche zu befreien. Zahlreicher als je traten ſeine Heere 1809 auf, und der wackere Sinn der Tyroler wie die Stimmung in einem großen Theile von Deutſchland ließen einen beſſern Ausgang erwarten. Aber von der ganzen Macht des Rheinbundes nur allzu ſehr unterſtützt, gelang es Napoleon in den blutigen Tagen bei Tann, Abensberg, Eckmühl und Re-

gensburg, vom 19—23. April die Oeſterreicher zu überwältigen und ſich den Weg nach Wien zu öffnen, welches auch diesmal nach einer leichten Vertheidigung am 12. Mai ſeine Thore öffnen mußte. In Böhmen hatte der Erzherzog Carl das Heer wieder geſammelt und ſiegte in der blutigen Schlacht bei Aspern, 22. Mai. Nach Zerſtörung der großen Donaubrücke, auf der Inſel Lobau eingeſchloſſen, war Napoleon verloren, wenn man ihm nicht Zeit ließ die italiäniſche Armee an ſich zu ziehen. Man zögerte, und als er zum zweiten Male über die Donau hervorbrach, beendigte die zweitägige Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Jul., den Krieg. Oeſterreich verlor einen Theil von Galizien, Salzburg und einen breiten Küſtenſtrich am adriatiſchen Meere, welcher unter dem Namen der Illyriſchen Provinzen dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wurde. Die Tochter des Kaiſers, die Erzherzogin Marie Louiſe, ward die Gemahlin Napoleons. Jetzt, 1810, nachdem auch Holland, deſſen König die Krone niedergelegt hatte, weil er ſeine Unterthanen nicht länger ſchützen konnte, und ein bedeutender Theil vom nordweſtlichen Deutſchland bis nach Lübeck dem Koloſſe des franzöſiſchen Reiches einverleibt, wo Deutſchland vollkommen unterjocht war, ſtand Napoleon auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht. Der nächſte Schritt ſollte ihn hinabſtürzen. Nur unwillig hatte Rußland bisher ſich dem Continentalſyſtem gefügt und Napoleon ihm mehr als eine gegründete Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gegeben. Gegenſeitige Rüſtungen begannen, und verblendet von ſeinem bisherigen Glück wies Napoleon jede friedliche Annäherung von ſich, in der Hoffnung, Rußland, die letzte Macht auf dem feſten Lande, zu vernichten. Eine halbe Million Krieger, Franzoſen, Italiäner, Deutſche, (ſelbſt Oeſterreich und Preußen mußten Hülfsvölker ſtellen), wälzte ſich im Sommer 1812 nach Rußlands Gränzen und am 24. Juny ward der Niemen überſchritten. Raſchen Laufes, obwohl ſchon unter manchen Beſchwerden und Entbehrungen, eilte Napoleon ohne alle Vorſicht nur immer vorwärts; Smolensk fiel nach einem blutigen Kampfe, 18. Aug., halb eingeäſchert in ſeine Gewalt, und die ungeheure Schlacht bei Moſaisk, 7. September, öffnete ihm die Straße nach Moskwa, wo er am 14. einzog. Er wähnte den Krieg beendigt und nun erſt ſollte er beginnen. Moskwa, von beinahe allen ſeinen Einwohnern verlaſſen, gerieth die nächſten Tage in Brand, wohl ohne Verdienſt der Ruſſen und ohne Abſicht der Franzoſen, und in ſeinen rauchenden Trümmern erloſch die letzte Hoffnung des Heeres. Bis zum 18. October bleibt Napoleon mit der ihm eignen, diesmal verderblichen Hartnäckigkeit in Moskwa ſtehen und läßt beim Abzuge, aus kleinlicher Rache, den Kreml, die alte Reſidenz der Czaren, ſprengen. Nun begann jener in der Geſchichte ewig denkwürdige Rückzug, der nach we-

nigen Wochen und einigen Gefechten, durch die mit ungewöhnlicher Strenge einbrechende Kälte, den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, die unabläſſige Verfolgung der Ruſſen, bald in eine wilde Flucht ausartete, in welcher, weniger durch das Schwerdt der Feinde als durch Hunger und Kälte, Hunderttauſende umkamen, und alle Beute, alles Geſchütz in die Hände der Sieger fiel. Wenige Tauſende, und auch dieſe elend und verſtümmelt, entkamen, und ſchon am 5. Jan. 1813 rückten die erſten Ruſſen in Königsberg ein. Napoleon, wie einſt in Aegypten, hatte auch hier ſein Heer in der höchſten Noth verlaſſen und war nach Frankreich geeilt, um neue Hunderttauſende mit unerhörter Schnelligkeit aufzubieten. Die Oeſterreicher zogen ſich in ihr Land zurück und Preußen ſchloß ſich ſchon im Februar an Rußland an, um zum letzten Male für ſein Daſeyn zu kämpfen. Denn noch war Frankreichs Macht nicht gebrochen, und mit wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit erſchien Napoleon ſchon Ende Aprils mit einer den Verbündeten weit überlegenen Macht in Sachſen. Die Schlacht bei Lützen oder vielmehr bei Groß-Görſchen, am 2. Mai, blieb unentſchieden; doch mußten die Verbündeten, zu ſchwach auf die Länge zu widerſtehen, ſich hinter die Elbe zurückziehen. Napoleon folgte ihnen mit gewohnter Schnelligkeit, doch ohne auch nur Ein Geſchütz erbeuten zu können. Mörderiſcher noch war die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai, welche mehr abgebrochen als verloren, dennoch die Verbündeten zwang, ſich tiefer nach Schleſien zu ziehen. Beide Theile hatten viel verloren; es kam ein Waffenſtillſtand vom 5. Juny bis 10. Aug. zu Stande, welchen beide zu ihrer Verſtärkung benutzten und welcher Napoleons Untergang entſchied. Der Uebermuth, womit er auch die billigſten Friedensbedingungen auf dem Congreß zu Prag verwarf, beſtimmten endlich Oeſterreich, am 27. July, ſich an die Sache Deutſchlands anzuſchließen. Eine Reihe von Siegen begleitete für die Verbündeten den Wiederanfang der Feindſeligkeiten. Zwei bedeutende Abtheilungen der franzöſiſchen Heere wurden, das eine von Bülow bei Groß-Beeren, in der Nähe von Berlin, am 23ſten, das andre von Blücher in Schleſien an der Katzbach, am 26. Aug. aufgerieben. Noch einmal lächelte Napoleon das Glück: er warf die Verbündeten, nicht ohne großen Verluſt, von Dresden, am 27ſten, nach Böhmen zurück, aber ſchon 3 Tage nachher war das Vandamme'ſche Corps, welches zu unvorſichtig verfolgte, vernichtet. Ein neuer Verſuch auf Berlin ward von Bülow bei Dennewitz am 6. Sept., mit ſehr ungleichen Kräften, höchſt verderblich für die Franzoſen zurückgewieſen. Von allen Seiten war nun Napoleon umſtellt, und genöthigt, ſich von Dresden nach Leipzig zurückzuziehen. Hier, in einer im Fall des Unglücks höchſt nachtheiligen Stellung, wollte er noch

einmal ſein Glück verſuchen, und die Rieſenſchlacht bei Leipzig, vom 14. bis 19. October, vernichtete alle ſeine Hoffnungen in Deutſchland. Mit den Trümmern ſeines gewaltigen Heeres zog er nun ohne Raſt nach dem Rhein; die indeß zur deutſchen Sache übergetretenen Baiern fochten, wenn auch nicht glücklich, doch ausgezeichnet bei Hanau, am 29. Oct., ſo daß etwa nur 40000 Franzoſen, und auch dieſe größtentheils erſchöpft und krank, das linke Rheinufer wiederſahen. Im raſchen Siegeslaufe ward noch im November und Dezember Holland erobert. Auch jetzt war Napoleons Starrſinn noch nicht gebrochen, unwillig verwarf er jede Bitte um Frieden, welche ihm ſein ganzes Volk durch den Senat und das geſetzgebende Corps vortrug; neue gewaltſame Aushebungen ſollten den ungeheuern Menſchenverluſt decken; ſie gingen aber diesmal nur langſam und höchſt unvollſtändig von ſtatten. Die Verbündeten hatten indeß ſchon im Dezember und Januar den Rhein überſchritten, ohne Widerſtand zu finden, und drangen von mehreren Seiten auf Paris los. Nicht unwürdig ſeines alten Feldherrn-Ruhms, ſtellte ſich ihnen Napoleon, beſonders zwiſchen der Seine und Marne entgegen. Am 2. Februar bei Brienne von den Oeſterreichern und Ruſſen geſchlagen, gelang es ihm doch, den etwas zu vereinzelt vorrückenden Preußen und Ruſſen bei Montmirail am 11ten, und bei Champeaubert am 14. Februar empfindlichen Verluſt beizubringen. Bald hierhin bald dahin in geſchloſſener Maſſe ſich wendend, trieb er nun auch die Hauptmacht der Oeſterreicher und Ruſſen an der Seine zurück. Noch einmal bei Laon von den Preußen und Ruſſen am 9. März geſchlagen, wendete er ſich nach Lothringen, um in Verbindung mit den Beſatzungen der dortigen Feſtungen die große öſterreichiſche Armee im Rücken zu bedrohen. Hier aber hatte er falſch gerechnet. Die Verbündeten eilten mit vereinten Kräften nach Paris, und die Schlacht von Paris am 30. März öffnete ihnen am folgenden Morgen die Thore der Stadt. Eine proviſoriſche Regierung erklärte Napoleon für abgeſetzt, die Verbündeten verweigerten mit ihm zu unterhandeln, und von ſeiner Hauptſtadt und dem Heere ſelbſt verlaſſen, mußte er am 11. April ſeine Entſagung unterzeichnen. Die Inſel Elba, an den Küſten von Toskana, wurde ihm als Eigenthum, mit Beibehaltung des Kaiſertitels eingeräumt; die Bourbons wurden zurückberufen, und Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwigs XVI., hielt am 3. Mai ſeinen Einzug in Paris. Der am 30ſten geſchloſſene Friede ließ Frankreich ſeine alten Gränzen wie vor der Revolution, ja bei Landau und in Savoyen erhielt es ſogar noch einigen Zuwachs. — Die Freude über den wiederhergeſtellten Frieden währte nicht lange in Frankreich; zu tief fühlte das Volk die Demüthigung, die es erfahren; zu groß war die Zahl der nun unbeſchäftigten,

an Krieg und Beute gewöhnten Krieger; zu unvorſichtig ließen ſich zurückgekehrter Adel und Geiſtlichkeit die Hoffnung merken, wieder zum Beſitz ihrer Güter und verlornen Vorrechte zu gelangen. Unzufriedenheit und Mißtrauen herrſchten überall. Napoleon, wenn auch nicht durch eine Verſchwörung zurückberufen, doch von der ihm günſtigen Stimmung vollkommen unterrichtet, verließ mit etwa 1100 Mann ſeiner ihm treu gebliebenen Garde die Inſel Elba und landete am 1. März bei Cannes. Vergebens waren alle Gegenanſtalten der von allen verlaſſenen und verrathenen Bourbons; Napoleons Marſch glich einem Triumphzuge; alle gegen ihn geſendete Truppen gingen freudig zu ihm über, und ohne daß auch nur Ein Schuß gefallen wäre, langte er am 20. März in Paris an, nachdem der König es mit wenigen Treuen Tags vorher verlaſſen und ſich nach Gent begeben hatte. Zum Glück waren die Monarchen Europa's noch auf dem Wiener Congreß verſammelt, die Heere noch nicht allzu ſehr zerſtreut und konnten raſch nach der franzöſiſchen Gränze beordert werden. Auch Napoleon war nicht unthätig, von der Armee höchſt bereitwillig, von den wichtigſten Perſonen und Behörden weniger unbedingt begünſtigt, bereitete er ſich, unter Verſicherung mäßigerer Grundſätze und eines bald zu erringenden Friedens, zum Kampfe vor. Die Ruſſen und Oeſterreicher waren noch im Anmarſch, Preußen und Engländer hatten ſich in den Niederlanden und an der Gränze geſammelt. Napoleon, der die Vortheile eines raſchen Angriffs wohl erkannte, griff den 15. Juny 1815 die preußiſchen Vorpoſten an und drängte ſie mit ungeheurer Uebermacht zurück; am folgenden Tage gelang es ihm, jedoch nur nach dem hartnäckigſten Kampfe, die Preußen bei Ligny ein paar Meilen zurückzuwerfen. Sie vernichtet glaubend, eilte er nun über die indeß geſammelten Engländer unter Wellington am 18ten bei Waterloo herzufallen. Auch hier fand er ungeachtet ſeiner Uebermacht einen unbezwinglichen Widerſtand, doch hätte die Ueberzahl wohl endlich geſiegt, wenn nicht gegen Abend die Preußen unter Blücher ihn in der Seite und im Rücken ſtürmiſch angegriffen hätten. Schrecken und Verwirrung ergriff die ſchon erſchöpften und ſich des Sieges gewiß glaubenden Franzoſen und riß ſie nach wenigen Stunden in einer beiſpielloſen Flucht fort. Kaum 20 Geſchütze, von vielen hunderten wurden gerettet und Napoleon ſelbſt entkam mit genauer Noth in der Dunkelheit; ſein Wagen, ja ſein Hut, Mantel und Degen fielen den verfolgenden Preußen in die Hände. Schon am 20ſten war er in Paris und am 21ſten mußte er abermals ſeine Entſagung unterzeichnen. Da diesmal an keine Unterhandlung und Schonung von den Verbündeten zu denken war, eilte er nach Rochefort, in der Hoffnung ſich dort nach Amerika einzuſchiffen. Die den Hafen beobachtende engliſche Flotte machte

dies unmöglich, und um nicht den Preußen oder Ruſſen in die Hände zu fallen, begab er ſich am 8. July an Bord des engliſchen Kriegsſchiffs Northumberland, von wo er, auf den Beſchluß der Verbündeten, nach St. Helena gebracht wurde, wo er nach beinahe 6jähriger harten Gefangenſchaft, am 5. Mai 1821, an einem krebsartigen Geſchwüre im Magen, ſtarb, und auf der Inſel an einer von ihm ſelbſt früher bezeichneten Stelle begraben ward. Paris mußte nach einigen unbedeutenden Gefechten am 7. July 1815 ſeine Thore den Siegern öffnen, am 8ten kehrte auch Ludwig XVIII. dahin zurück. Die Trümmer der franzöſiſchen Armee mußten ſich hinter die Loire zurückziehen, wo ſie nach und nach entlaſſen wurden. Der in Paris am 2. October geſchloſſene Friede gab nur Landau mit ſeinen Umgebungen an Deutſchland, einige kleine Gränzfeſtungen an die Niederlande und Savoyen an Sardinien zurück. Frankreich machte ſich anheiſchig, eine Kriegsſteuer von 700 Millionen zu bezahlen, und zur Sicherung dieſer Summe und der Ruhe im Lande blieben 150,000 Mann verbündeter Truppen in Frankreich, welche indeß ſchon im Herbſte 1818 wieder abzogen. So waren nun die Bourbons zum zweiten Mal auf den Thron geſetzt, allein es war eine ſchwere Aufgabe für ſie, ſich darauf zu erhalten. Der unendlich größte Theil des Volks war ihnen entſchieden abgeneigt, weil ſie durch fremde Mächte zurückgeführt worden, weil mit ihrer Rückkehr Frankreich allen ſeinen in ſo vielen Kriegen erworbenen Ruhm und alle ſeine Eroberungen verloren hatte, und mehr als dies alles, weil man immer fürchtete, daß ſie der neuen Ordnung der Dinge nicht redlich zugethan, vielmehr heimlich darauf bedacht wären, die alten Zeiten der Adels- und Prieſterherrſchaft und der Willkühr wieder herbeizuführen. Die unbeſonnenen Aeußerungen der ehemaligen Emigranten, der Höflinge, der Prieſter trugen nicht wenig dazu bei, Argwohn und Widerwillen im Volke zu erhalten. Nur mit Mühe gelang es der Klugheit des wohlgeſinnten Ludwigs XVIII., bis zu ſeinem Tode 1824 Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten; obgleich der Mord des Herzogs von Berry im J. 1820 deutlich genug zeigte, welcher Haß heimlich unter dem Volke gährte. Der Nachfolger Ludwigs, ſein Bruder, bisher Herzog von Artois, beſtieg unter dem Namen Carl X. den Thron, und glaubte durch ſeine feierliche Krönung zu Rheims ſein königliches Anſehen und ſeine Macht zu befeſtigen. Ein Mann von ſo beſchränkten Fähigkeiten, von ſo eiſernem Starrſinn, und dabei gänzlich dem Einfluß ſeiner jeſuitiſch geſinnten Umgebung hingegeben, war wenig geeignet, in ſo ſchwierigen Zeiten den Thron zu behaupten. Die immer deutlicher hervortretende Begünſtigung des alten Adels, die ungerechte Zurückſetzung aller derer, welche unter Napoleon ſich rühmlich ausgezeichnet hatten, der immer entſchiede-

ner ſich zeigende Einfluß der Jeſuiten, die kaum noch ſchlecht verhehlte Abſicht, die von Ludwig XVIII. gegebene Verfaſſungs-Urkunde (Charte) bei erſter Gelegenheit umzuſtoßen, verbreiteten eine unglaubliche Erbitterung unter alle Stände des Volks. Vergebens ſuchte die Regierung durch ihre Theilnahme an der Schlacht von Navarin 1827, und durch die Sendung eines Truppencorps nach Morea 1828, um dies unglückliche Land von den ägyptiſchen Horden zu befreien, die Stimmung des Volkes zu gewinnen: ſelbſt die mit großen Koſten unternommene und rühmlich in kurzer Zeit, vom Mai bis July 1830, vollendete Eroberung von Algier, machte keinen der Regierung günſtigen Eindruck auf die Gemüther. Die Hofpartei dagegen ſtolz auf dieſe Siege glaubte nun entſcheidendere Schritte thun zu dürfen. Die Deputirten-Kammer war, weil ſie ſich den allgemein verhaßten Miniſtern feindlich gezeigt, im Anfang des J. 1830 aufgelöſt worden; allein die neuen Wahlen fielen, trotz aller Mittel die man angewendet hatte, wenig nach dem Wunſche des Hofes aus. Da erſchienen plötzlich am 25. July 1830 mehrere königliche Verordnungen (Ordonnances), wodurch die Freiheit der Preſſe aufgehoben, das Wahlgeſetz verändert und die Wahlen der Deputirten in die Hände einer geringen Zahl von Wählern gelegt wurde, und die neu gewählte Kammer, noch ehe ſie zuſammengetreten war, wieder aufgelöſt wurde. Dieſe Befehle, offenbare Verletzungen der beſtehenden Verfaſſung, erregten ſchon am folgenden Tage eine dumpfe Gährung und Aufläufe in Paris; am 27ſten aber begann der blutige Kampf. Die Garden, einige Schweizerregimenter und mehrere Regimenter Linientruppen, vom Marſchall Marmont befehligt, ſuchten vergebens die Hauptpunkte von Paris gegen die immer zahlreicher heranſtürmenden Volkshaufen zu vertheidigen. In allen Straßen, worin gefochten wurde, hatte das Volk, von ehemaligen Soldaten, Offizieren und von den Jünglingen aus der polytechniſchen Schule geleitet, das Pflaſter aufgeriſſen, Bollwerke (barricades) in den Straßen errichtet und warf und ſchoß aus den Fenſtern und von den Dächern auf die Truppen, denen es bald auch an Lebensmitteln und an Munition gebrach. Mehrere Regimenter gingen nach und nach zum Volke über, ſo daß endlich, am Abend des 29ſten, alle angegriffene Punkte, das Stadthaus, das Louvre, zuletzt auch die Tuilerien vom Volke beſetzt waren und die Trümmer der königlichen Truppen ſich nach St. Cloud zogen, wohin der Hof ſchon am 28ſten gegangen war. Zu gleicher Zeit war die 1827 aufgelöſte Nationalgarde, unter dem alten General Lafayette, zum Theil wieder zuſammengetreten, eine proviſoriſche Regierung hatte ſich gebildet und der Herzog von Orleans war zum Generallieutenant (ſtellvertretenden Verwalter) des Königreichs ernannt worden. Schon am 30.

ver-

verließ der Hof mit einigen Truppen St. Cloud und zog ſich nach Rambouillet; als aber viele Tauſende von Paris dahin aufbrachen, entſchloß ſich der König am 2. Auguſt, in ſeinem und ſeines Sohnes des Dauphins bisherigen Herzogs von Angouleme Namen zu Gunſten des Herzogs von Bourdeaux, des nachgebornen Sohnes des ermordeten Herzogs von Berry, dem Throne zu entſagen. Dieſe Erklärung ward nicht angenommen, und es blieb dem unglücklichen Greiſe nichts übrig als um ſicheres Geleit für ſich und ſeine Familie nach den Küſten zu bitten. Von wenigen Schwadronen der Garde dû corps begleitet zog nun die königliche Familie langſam, unbeſchimpft, aber auch ohne irgendwo Theilnahme zu finden nach Cherbourg, wo ſie ſich am 10. Auguſt nach England einſchiffte. Aber auch hier zeigte ſich die Volksſtimmung dem vertriebenen Könige ſo ungünſtig, daß er mit den Seinigen bald nach Edinburgh ging, um das nemliche Schloß Holyrood wieder zu beziehen, wo er ſchon früher in der Verbannung gelebt hatte. Nach zwei Jahren, 1832, verließ er auch dieſe Wohnung um ſich vorläufig in Prag niederzulaſſen, von wo er 1836 nach Grätz in Steiermark ging, wo er bald nach ſeiner Ankunft ſtarb. In Paris herrſchte indeß eine furchtbare Aufregung, welche die wildeſten Gräuel der Anarchie befürchten ließ. Um dieſem äußerſten Unglück zu ſteuern, ward ſchon am 7ten Auguſt der Herzog von Orleans, **Louis Philippe**, von der Deputirten-Kammer und den Pairs zum König erwählt, und er leiſtete am 9ten als König der Franzoſen den Eid auf die weſentlich veränderte Verfaſſungs-Urkunde. Mit Blitzes Schnelle verbreitete ſich die Nachricht von dieſen Begebenheiten durch alle Provinzen und bis nach Algier, und überall wurden mit Jubel die alten Nationalfarben an die Stelle der weißen Fahne der Bourbons aufgepflanzt; nur im Süden, namentlich in Nimes, entſtanden einige Unruhen, welche indeß mehr einen religiöſen als einen politiſchen Charakter trugen und ohne bedeutendes Blutvergießen gedämpft wurden. Auf dieſe allgemeine Freude ſind indeß neuerdings vielfältige Unruhen gefolgt. Die vertriebene Dynaſtie zählte noch viele Anhänger, beſonders in der Vendée, wo die Anweſenheit der Herzogin von **Berry** ernſthafte Unruhen veranlaßte, welche indeß mit der Gefangennehmung der Herzogin endeten, die nachdem ſie eine zeitlang in **Blaye**, bei **Bordeaux**, gefangen gehalten, aus dem Lande geſchafft wurde. Blutiger noch waren die Aufſtände, welche durch nahrungsloſe Arbeiter in **Lyon** veranlaßt wurden, und die ſehr ernſthaften Verſuche einer meiſt aus jungen Leuten beſtehenden republikaniſchen Partei in **Paris** 1832 und 1834, welche nur nach hartem Kampfe unterdrückt werden konnten. Seitdem hat zwar Ruhe geherrſcht, aber die wiederholten Verſuche gegen das Leben des Königs, von dem Corſen **Fieschi**, vermit-

telſt einer ſogenannten Höllenmaſchine, wodurch viele Perſonen in der Nähe des Königs am 28. July 1835 getödtet wurden, von einem gewiſſen **Alibaud**, und einem Namens **Meunier**, beide 1836, ſo wie die tolle und daher augenblicklich geſcheiterte Unternehmung des jungen **Bonaparte**, Sohns des ehemaligen Königs Ludwig von Holland, in Straßburg, zeigen nur allzu- deutlich, wie wenig noch in Frankreich an einen vollkommen ge- ſicherten Zuſtand der Dinge zu denken iſt.

Wie im Politiſchen, ſo haben die letzten 25 Jahre auch in der Litteratur mancherlei Unruhe, Gährung und neue bisher un- erhörte Erſcheinungen hervorgebracht. Merkwürdig genug hatten weder die ungeheuren Begebenheiten der Revolution noch die krie- geriſch glänzende Periode Napoleons irgend eine weſentliche Ver- änderung in den litterariſchen Anſichten der Franzoſen erzeugt. Erſt mit der Rückkehr der Bourbons beginnt eine wahrhaft neue Epoche für die franzöſiſche Litteratur. Die vielen Berührungen, in welche durch die letzten Kriege Frankreich mit Deutſchland und England gerathen, mögen wohl auch das Ihrige dazu bei- getragen haben, bei weitem mehr aber ſcheint auf Rechnung der Abneigung gegen die veralteten Ideen geſetzt werden zu müſſen, als deren Repräſentanten die Bourbons erſchienen. So wie dieſe durch ihr unabläſſiges Streben, die alten Feudalverhältniſſe zu- rückzuführen, den Unwillen und die Proteſtation des ganzen Volkes gegen ſich erregten, ſo erwachte auch, vorzüglich in den jüngeren Talenten, eine entſchiedene Oppoſition gegen die veral- teten Ideen in der Litteratur. Diejenigen, welche die Legitimi- tät der Bourbons beſtritten, konnten auch die bisherige Vergöt- terung der für klaſſiſch geachteten Muſter, welche dem Hofe zu- ſagten, nicht ertragen, und wie in der Politik ſo ſuchte man auch in der Litteratur neue Bahnen auf. So entſtand, vorzüg- lich in der Poeſie, eine neue Schule, welche man im Gegenſatz der Anhänger des Klaſſiſchen die romantiſche nannte, und zu welcher jetzt beinahe alle bedeutenden Talente Frankreichs gezählt werden müſſen. Das Theater, ſonſt der Stolz Frankreichs, ſollte die erſten und gefährlichſten Angriffe erfahren. Man hatte Shakespeare, Göthe, Schiller kennen gelernt; man verſuchte ſich in Ueberſetzungen und Nachbildungen, welche großes Glück auf dem Theater machten; ja, eine engliſche Truppe konnte ſo- gar mit Beifall engliſche Stücke, in engliſcher Sprache, in Paris darſtellen. Das alte Syſtem der franzöſiſchen Tragödie ward nicht bloß theoretiſch angegriffen, ſondern durch Aufſtellung von geiſtreichen Werken, in der Manier von England und Deutſch- land, welche den allgemeinen Beifall des Publikums ernteten, ſo gut wie gänzlich über den Haufen geworfen, und jetzt iſt es dahin gekommen, daß, während ſonſt wöchentlich mehrere Male die ſogenannten Meiſterſtücke Corneille's, Racine's und Voltaire's

bei ſtets vollem Hauſe gegeben wurden, es jetzt zu den Seltenheiten gehört, wenn noch eins oder das andere dieſer Stücke, und dann doch immer ohne bedeutende Theilnahme des Publikums, gegeben wird. Als die Häupter dieſer neuen Schule, die, wenn ſie auch in der That noch nicht vollendete Meiſterwerke geliefert hat, doch unleugbar ſich auf dem Wege der Wahrheit und Natur befindet, können wir nur nennen: **Alfred de Vigny** und **Emile Deschamps**, als geiſtreiche Ueberſetzer und Bearbeiter des Shakeſpeare; **Alexandre Dumas**, der es zuerſt gewagt eine Tragödie in Proſa zu ſchreiben; **Casimir de la Vigne**, der glückliche Nebenbuhler des mehr royaliſtiſch geſinnten **Alphonse de Lamartine**; endlich der ausgezeichnetſte und genialſte von allen, **Victor Hugo**. Im Komiſchen hat von den älteren Dichtern ſich nur **Molière** in der Gunſt aller Parteien erhalten, und wenn auch kein neuerer ſich auch nur auf das entfernteſte mit ihm vergleichen darf, ſo haben doch die zahlreichen und zum Theil recht artigen Stücke von **Louis Benoit Picard** † 1828, und die noch viel zahlreicheren, vorzüglich **Vaudeville's**, von **Scribe**, geboren 1791, ſich eines großen Beifalls erfreut. Auch andre Gattungen der Poeſie haben eine ähnliche Regeneration erfahren, und die lyriſchen Producte der vorhin erwähnten **de Lamartine**, **de la Vigne**, **Dumas**, **Hugo** u. A. zeichnen ſich höchſt vortheilhaft vor allen älteren Dichtungen dieſer Art aus. Der beliebteſte Volksdichter war und iſt **Pierre Jean Béranger**, deſſen **Chansons** (Volkslieder) nicht wenig dazu beigetragen haben, die Bourbons verhaßt und verächtlich zu machen. — Selbſt die deutſche Philoſophie, ſonſt in Frankreich unbekannt oder verſpottet, iſt durch **Cousin**, den Ueberſetzer des Plato, **Lerminier** u. A. zu Ehren gekommen. Unter den neueren Proſaikern nehmen die noch lebenden, der **Vicomte de Chateaubriand**, Verfaſſer des **Génie du christianisme** und einiger intereſſanten Romane, ſo wie der exaltirte **Abbé Lamennais** einen ehrenvollen Platz ein. Die Geſchichte, welche vor der Revolution niemals mit rechtem Ernſt und Wahrheitsliebe war bearbeitet worden und welche unter Napoleon entweder ſchwieg, oder nur knechtiſch ſein Lob durfte ertönen laſſen, hat in der neuern Zeit eine Menge ausgezeichneter Namen aufzuweiſen, zu denen vorzüglich **Sismondi, Michaud, Guizot, Ségur, Barante, Mignet, Thiers** u. A. gehören. Die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften endlich, von jeher in Frankreich mit großem Erfolge getrieben, finden auch jetzt noch, nach dem Tode ſolcher Männer wie **La Place, Monge, Berthollet** und **Cuvier**, fleißige und talentvolle Bearbeiter.

III. Das Britiſche Reich.

(Britannia.)

Das britiſche Reich, im gemeinen Leben Großbritannien, auch wohl bloß England, in der poetiſchen Sprache zuweilen Albion genannt, beſteht aus zwei großen Inſeln, im Norden von Frankreich und im Weſten von Holland, Dänemark und Norwegen. Sie werden umfloſſen von dem atlantiſchen Ocean, der öſtlich von dieſen Inſeln die Nordſee, ſüdlich der Kanal oder **la Manche**, und wo er am ſchmalſten iſt, **Strait of Dover** oder **Pas de Calais** (**Fretum Gallicum**) genannt wird. Der Kanal, welcher beide Inſeln trennt, heißt die Irländiſche See (**Mare Hibernicum**); der ſüdliche Theil deſſelben, der Kanal von St. Georg; der nördliche, der Nordkanal. Sie liegen zwiſchen dem 50ſten und 60ſten Grad N. Breite und dem 7 — 19° O. L. Die öſtliche, die größte dieſer Inſeln, führt eigentlich allein den Namen Großbritannien, im Gegenſatz der Provinz **Bretagne** in Frankreich, und umfaßt die beiden Königreiche England im Süden und Schottland im Norden; die weſtliche Inſel iſt das Königreich Irland, **Ireland** (Eirlend). Beide Inſeln zuſammen enthalten an 5761 □ M., wovon auf England etwa 2728, auf Schottland an 1460 und auf Irland 1500 kommen. Die Bevölkerung beträgt im Ganzen nahe an 25 Millionen, wovon in England 14½, in Schottland 2½ und in Irland 8 Millionen wohnen. Die herrſchende Sprache in beiden Inſeln iſt die engliſche, doch wird noch in der Provinz Wales, im weſtlichen und nördlichen Schottland, auf den Inſeln an dieſen Küſten und in Irland die gäliſche oder keltiſche, auch wohl die erſiſche, iriſche oder hiberniſche Sprache genannt, vom Volke geredet, wovon ein Mehreres in der Geſchichte geſagt werden ſoll.

Klima.

Das Klima der britiſchen Inſeln iſt für ihre Lage ausgezeichnet milde. Wenn man bedenkt, daß der ſüdlichſte Punkt derſelben unter 50°, der nördlichſte unter 60° liegt, ſo ſollte man hier ein Klima wie das zwiſchen Dresden und Stockholm vermuthen; ſo iſt es aber keineswegs. Die höheren Berggegenden des nördlichen Schottlands etwa abgerechnet, ſind die Winter zwar lang, aber durchaus nicht kalt. London hat nicht ſo

kalte Winter als Paris; Edinburgh unter 56° nicht ſo kalte als Berlin unter 52; ſelten nur friert die Themſe zu, ſelten bleibt der Schnee länger als einige Tage liegen. Nebel und Regen ſind hier ungleich häufiger als Schnee und Froſt. Aber auch die Sommer ſind nicht ſo heiß, nicht ſo heiter als in andern Gegenden unter gleicher Breite, daher die Vegetation zwar äußerſt friſch und üppig, aber Früchte, die eine bedeutende Hitze erfordern, hier doch nicht zur Reife gelangen. Der ſicherſte Beweis des milden Klima iſt der, daß man ſich auf beiden Inſeln durchaus nur des Kaminfeuers im Winter bedient. Nebel und Regen ſind hier ungleich häufiger als auf dem benachbarten feſten Lande, und wiederum häufiger auf der Weſtküſte als auf der Oſtſeite des Landes; ein vollkommen heiterer Sommertag gehört in England, und noch mehr in Irland, zu den ſchon ſeltenen Erſcheinungen. Dieſer Beſchaffenheit des Klima ſchreibt man von der einen Seite die ausgezeichnet ſchöne Hautfarbe der Engländer, beſonders beim weiblichen Geſchlechte, von der andern aber auch die unter ihnen häufige Melancholie, hier **Spleen** (Splihn) genannt, zu.

Boden.

Der Boden beider Inſeln kann im Ganzen fruchtbar genannt werden, obwohl es in England bedeutende Strecken unfruchtbaren Haidelandes giebt, in Schottland beinahe der ganze Norden dürr, gebirgig und mit Haidekraut bewachſen iſt, und auch in Irland Moräſte, Sümpfe und Torfmoore bedeutende Räume einnehmen. Die engliſche Landwirthſchaft iſt im Auslande berühmt, und hat ſeit den letzten 50 Jahren unglaubliche Fortſchritte gemacht. Ehemals konnte England, bei ſeiner ſtarken Bevölkerung, nicht ohne Zufuhr fremden Getreides beſtehen; ſeitdem aber das ſogenannte Continentalſyſtem Napoleons England mehr auf ſeine eignen Hülfsmittel zurückgewieſen hatte, iſt der Anbau des Landes ſo geſtiegen, daß es jetzt nur ſelten noch ſeiner Nachbarn in dieſer Hinſicht bedarf.

Gebirge.

Großbritannien iſt im Ganzen genommen ein ebenes oder hügeliges Land; nur im Weſten und Norden ſind eigentliche Gebirge, doch auch dieſe nur von mäßiger Höhe, ſo daß die höchſten Gipfel nicht viel über 4000 Fuß hoch ſind. In England ſelbſt ſind die Gebirge des Fürſtenthums Wales, ferner das **Peak** (Pihk)-Gebirge in Derbyſhire und die Gebirge in den Grafſchaften Weſtmoreland und Cumberland die bedeutendſten. Auf der Gränze von Schottland iſt das **Cheviot** (Tſchiwiot)-

Gebirge, mehr eine Hügelreihe als ein Gebirge, welches ſich in das **Pentland**-Gebirge verlängert. Durch das mittlere Schottland ſtreicht das **Grampian**-Gebirge. Das nördliche und weſtliche Schottland ſind durchaus gebirgig; nirgend aber ſieht man in Großbritannien ſo ſchöne Waldgebirge wie in Deutſchland. Die Berge ſind meiſtens kahl und in Schottland beſonders ganz mit Haidekraut bewachſen, welches ihnen ein ödes, trauriges Anſehen giebt. Unter den vielen Vorgebirgen zeichnet man aus: die VGb. **Landsend** (**Bolerium**) und **Lizard** (liſſert) (**Damnonium**), die ſüdweſtlichen Spitzen der Provinz Cornwall in England; das VGb. **Wrath** (Rädt), die nördlichſte Spitze von Schottland, und das VGb. **Clear** (Klihr), die ſüdlichſte Spitze von Irland.

Gewäſſer.

Da die Weſtküſte Englands höher liegt als die öſtliche, ſo haben die meiſten und die bedeutendſten Flüſſe einen öſtlichen Lauf. Die wichtigſten Flüſſe Englands ſind: Die Themſe (**Thames**, ſpr. Tähms) (**Tamesis**), ſie entſpringt im weſtlichen England in Glouceſterſhire (Gloſter—), fließt nach Oſten, wo ſie ſich unterhalb London zu einem Meerbuſen erweitert und in die Nordſee fließt. Sie nimmt von N. den **Isis**, **Charwel**, **Colne** und **Lea**; von S. den **Kernet**, **Wey** und **Mole** auf. Bis London kann ſie Seeſchiffe aufnehmen und bis Lechlade iſt ſie überhaupt ſchiffbar. Die **Ouse**, ſpr. Auſe (**Abus?**), ein kleiner Fluß, der ſich in den Meerbuſen der Nordſee **the Wash** ergießt. Der **Trent**, entſpringt in der Mitte der Inſel am Fuße der Peak-Gebirge und bildet, nach einem nordöſtlichen Laufe, bei ſeiner Mündung, wo er eine andre von Norden herabkommende **Ouse** aufnimmt, den Meerbuſen **Humber**, ſpr. Dember. Der Trent nimmt vom linken Ufer den **Derwent** und vom rechten den **Soar** auf. Außerdem ergießen ſich noch in die Nordſee, der **Tees**, der **Tyne** (teine) und der **Tweed** (Twihd); dieſer und die **Esk**, welche in die irländiſche See mündet, bilden zum Theil die Gränze gegen Schottland. In das iriſche Meer ergießen ſich die kleinen Flüſſe **Mersey** (Merßi) (**Belisana**), **Dee** (Dih) (**Deva**) und die anſehnliche **Savern** (Sewern) (**Sabrina**), ſie entſpringt im Innern von Wales und nimmt in ihrem ſüdlichen Laufe, von Oſten her, den **Avon** (Aewen) (**Autona?**), von Weſten die **Wye** (Uei) (**Juctius**) auf, und bildet bei ihrer Mündung den großen Meerbuſen, Kanal von Briſtol genannt. An Seen hat England nur einen einigermaßen bedeutenden, das durch die Schönheit ſeiner gebirgigen Ufer und vieler darauf zerſtreuten, mit Landhäuſern bedeckten Inſeln berühmte Winander (Weinender) Meer, gewöhnlich auch **Win-**

dermere genannt, nicht weit von der weſtlichen Küſte, in der Grafſchaft Weſtmoreland. Dieſe und die Grafſchaft **Cumberland** heißen wegen der anmuthigen kleinen Seen, die ſich hier finden, **Country** (kontri) **of the lakes** (läks), die Seegegend. Von den Gewäſſern Schottlands und Irlands wird bei der Beſchreibung dieſer Länder geredet werden. Obgleich England eigentlich nur 2 bedeutende Flüſſe hat, die Themſe und die Sewern, ſo iſt doch die Waſſerverbindung im Innern in keinem Lande der Welt ſo vortrefflich, als in England. Durch unzählige Kanäle ſind die größeren Flüſſe verbunden und kleinere ſchiffbar gemacht. Nur die wichtigſten können hier genannt werden. Der Kanal von Bridgewater, nach ſeinem Erbauer dem Herzog v. B. alſo genannt, geht über Berge, Thäler und Flüſſe, daher zuweilen in einer 38 Fuß hohen Waſſerleitung, und verbindet die bedeutende Fabrikſtadt Mancheſter mit der Seeſtadt Liverpool. Der **great trunk** (greth tronk) (große Stamm) durchſchneidet die Inſel von Liverpool bis Nottingham an dem Trent und verbindet ſo das iriſche Meer und die Nordſee. Von dieſem geht ein Arm nach Süden, theilt ſich nachher iu zwei, wovon der eine der **Oxford-Canal** nach Oxford an der Themſe, der andre die **grand junction** (gränd dſchonkſchen) (große Verbindung) oberhalb London in die Themſe fällt und alſo eine doppelte Verbindung des iriſchen Meers mit der Themſe und der Nordſee bildet. Eine dritte Verbindung dieſer Meere entſteht durch den Kanal von Oxford, welcher nach Glouceſter an der Sewern geht. Unzählige andre ſind zur Bequemlichkeit einzelner Städte und ihrer leichtern Verbindung mit dem Meere oder unter einander vorhanden.

Chauſſeen. Reiſen.

Noch mehr aber wird dieſe Verbindung durch die das ganze Land nach allen Richtungen durchſchneidenden und vortrefflich unterhaltenen Chauſſeen befördert. Sie machen das Reiſen höchſt angenehm und zugleich wohlfeil in dem übrigens ſo theuern England, weil man ſo unglaublich ſchnell fortkommt. Fußreiſen ſind hier durchaus nicht Sitte, und der Fußgänger würde beinahe überall für einen verdächtigen Landſtreicher angeſehen und kaum in dem ſchlechteſten Dorfwirthshauſe aufgenommen werden. Es giebt hier 3 vorzügliche Arten zu reiſen. Mit Extrapoſt, **in a post chaise**, welches aber außerordentlich theuer und weil man allein fährt langweilig iſt. Anſtändig, bequem und äußerſt ſchnell zugleich reiſt man mit der fahrenden Briefpoſt, **mail coach** (mähl kohtſch). Sie trifft beinahe auf die Minute in den beſtimmten Gaſthöfen ein, wo man das Eſſen bereit findet und in 1/4 höchſtens 1/2 Stunde weiter fährt. Sie legt in der Regel

$1^2/_5$ deutſche Meilen in 1 St. zurück, d. h. eine engliſche Meile in etwa 8 Minuten. Eben ſo ſchnell beinahe, viel wohlfeiler, aber oft in höchſt unbequemer Geſellſchaft reiſt man mit den unzähligen stage (ſtehdſch) coach, Landkutſchen, die Privatunternehmern gehören, und wo nicht allein oft 12 bis 14 Menſchen im Innern, ſondern beinahe noch eben ſo viele, oben auf der Kutſchendecke, up the outside (autſſeit), in freier Luft ſitzen. Die Annehmlichkeit des Reiſens wird noch durch die vortrefflichen Gaſthöfe, die man überall, ſelbſt auf den Dörfern findet, erhöht, wo freilich die höchſte Reinlichkeit, aber nicht immer die Wohlfeilheit herrſcht. Läſtig ſind die vielen Trinkgelder, welche die von den Wirthen nicht beſoldeten Aufwärter als ein ihnen mit Recht gebührendes fordern. Zu dieſen an ſich ſchon vortrefflichen Einrichtungen ſind in der neueſten Zeit noch die Eiſenbahnen gekommen, welche ſich gewiß in Kurzem über alle Theile des Landes ausbreiten werden. Schon vor längerer Zeit hatte man, beſonders in den Kohlendiſtricten von Newcastle und Südwales, Wege von Holz und Eiſen angelegt, worauf ein Pferd ſehr große Laſten zu ziehen im Stande war, jetzt aber haben die Dampfwagen den Gebrauch der Pferde verdrängt. Die erſte größere Eiſenbahn mit Dampfwagen war die von Liverpool nach Manchester, 31 engliſche Meilen lang, welche 1830 fertig geworden; hierauf ſind noch mehrere ander , zuſammen eine Ausdehnung von 50 deutſchen Meilen betragend, entſtanden und noch viel mehrere ſind theils ſchon angefangen, theils wenigſtens entworfen. Bei der durch dieſe Mittel ſo ſehr vermehrten Bewegung auf den engliſchen Landſtraßen iſt den ehemals nicht ſeltenen Räubereien der Highwaimen (heiwehmen) und der footpads (fuhtpädds) (Räuber zu Pferde und zu Fuße) vollkommen Einhalt gethan und Angriffe der Reiſenden kommen jetzt in England nicht häufiger als auch wohl bei uns vor.

Producte.

Das britiſche Reich hat zwar einen großen Reichthum an Producten, er reicht aber weder zur Erhaltung der Einwohner, noch für die unendliche Mannigfaltigkeit der Fabriken zu. Noch immer, wenn auch viel weniger als ſonſt, braucht England eine Zufuhr von Getreide aus dem Auslande. Das Obſt iſt gut und ſo häufig in England, daß man Aepfelwein, Cyder (ßeider), und Birnenwein, Perry, davon macht. Sehr beliebt iſt auch der aus Stachelbeeren, goose (guſe) berry, bereitete Wein. Der Weinſtock gedeiht hier nur noch als ſeltene Ausnahme und nur im Einzelnen bei beſonderer Pflege. Frankreich, Deutſchland und vorzüglich Portugal verſehen das Land mit Wein. Die Rindviehzucht iſt ſehr bedeutend und wird von vielen Großen

mit verſchwenderiſcher Liebhaberei ſelbſt zum Nachtheil des Ackerbaues betrieben. Die engliſchen ſehr zahlreichen veredelten Schafe geben eine Wolle, die an Güte nur der ſpaniſchen nachſteht; doch muß für die unermeßliche Fabrikation noch viel Wolle aus Spanien und jetzt auch aus Deutſchland, beſonders aus Sachſen, eingeführt werden. Die engliſchen Pferde ſind mehr wegen ihrer Schnelligkeit als wegen ihrer Dauer berühmt. Die Reichen verſchwenden große Summen, um ſich die ſchnellſten Läufer, **Racehorses** (räße—), zu verſchaffen, und die Pferde-Wettrennen, **Horseraces**, gehören zu den Lieblingsvergnügen der Engländer. Nicht die Eigenthümer, ſondern beſonders dazu eingelernte Reitknechte, **Jockeys** (dſchocki), pflegen die Pferde bei ſolchen Gelegenheiten zu reiten. Die Reiter ſowohl als das Sattelzeug werden vorher ſorgfältig gewogen, denn nach dem Alter der Pferde wird beſtimmt, wie viel es tragen muß; iſt der Jockei zu leicht, ſo wird ihm Blei in die Taſche gegeben, um das volle Gewicht herauszubringen. Tauſende von Menſchen ſtrömen zu einem ſolchen Wettrennen, wobei oft ungeheure Summen verwettet werden. Ehemals mehr als jetzt gehörten auch die Hahnenkämpfe zu den beliebteſten Volksbeluſtigungen, wozu man eine beſondre Art ſtarker und muthiger Streithähne erzog, die man noch durch eiſerne Stacheln, die an die Füße befeſtigt wurden, bewaffnete. Wild kann es nur wenig in England geben, weil das Land keine Wälder hat. Sogenanntes Hochwild, als Hirſche, Rehe u. ſ. w. giebt es im wilden Zuſtande gar nicht; nur in den Parks der Großen werden einige, beſonders Damhirſche, gehalten; und um ſie zu ſchonen, iſt es nichts ungewöhnliches, daß man einen einzelnen Hirſch herausläßt, hetzt, aber nicht tödtet, damit er noch öfter gebraucht werden könne. Die Hauptjagd der Engländer beſteht in Haſen und Füchſen, die aber alle mit Hunden gehetzt werden müſſen, da Treibjagen, wo man die Treiber bezahlen müßte, und das Wild ſehr ſelten iſt, allzu koſtbar würden. Die Fiſcherei an den Küſten iſt höchſt wichtig, beſonders der Heringsfang an den nördlichen Küſten. Die engliſchen Auſtern gehören zu den beſten in der Welt.

Der Mineral-Reichthum Englands iſt ſehr bedeutend. Steinſalz findet ſich vorzüglich bei **Norwich** (norriſcht) in der Grafſchaft Cheſter. Blei in großer Menge, vorzüglich in Cornwall, Wales und in der Grafſchaft Cumberland. Kupfer, vorzüglich auf der Inſel Angleſea, in Wales und Cornwall. Eiſen, vorzüglich in Wales, doch iſt die Fabrikation in dieſem Artikel ſo ungeheuer, daß, obgleich jährlich an 700000 Tonnen (zu 2000 Pfund) gewonnen werden, doch noch viel fremdes, beſonders ſchwediſches Eiſen, eingeführt werden muß. Zu den England mehr eigenthümlichen Producten dieſer Art gehören: das Zinn, ein in Europa

überhaupt ſeltenes Metall, in England findet es ſich von vorzüglicher Güte in den Provinzen Cornwall und Devonſhire, außerdem beinahe nur noch im Erzgebirge in Deutſchland und in Böhmen: das Beſte aber und meiſte kommt aus Oſtindien und China. Die Alten kannten ſchon dies Metall, und die Phönicier, die zuerſt damit handelten, holten es wahrſcheinlich aus England; denn die Caſſiteriſchen Inſeln (Zinninſeln), woher es kommen ſollte, hält man gewöhnlich für die Inſeln **Scilly** oder **Sorlingues**, an der ſüdweſtlichen Spitze von England; wahrſcheinlicher indeß bezeichnete man mit dieſem Namen die Küſte von Cornwall ſelbſt. Das Reißblei oder der Graphit, ein eigenthümliches brennbares Foſſil, wovon die Bleiſtifte gemacht werden; das engliſche aus **Borrowdale** in Cumberland iſt von vorzüglicher Güte: man muß es nicht mit dem Waſſerblei, Molybdän, einem zwar äußerlich ähnlichen, aber durchaus verſchiedenen Foſſil verwechſeln. Der Flußſpath iſt zwar ein beinahe in allen Gebirgen nicht ſelten vorkommendes Foſſil, das engliſche aus der Provinz Derbyſhire zeichnet ſich aber durch die Schönheit und Mannnigfaltigkeit der Farben aus, ſo daß man Vaſen, Leuchter und andere zierliche Geräthe davon verfertigt. — Ohne allen Vergleich wichtiger als dies alles zuſammengenommen, ſind für England die Steinkohlen, die ſich beinahe in allen weſtlichen Provinzen, wie auch im ſüdlichen Schottland und in Irland, vorzüglich aber im nördlichen England, in einem Striche von Weſten nach Oſten, zwiſchen Whitehaven und Newcaſtle in ungeheurer Menge finden; die Gruben bei Newcaſtle, der Hauptort für dieſen Gegenſtand, beſchäftigen allein über 1000 Schiffe, welche weit über 2 Millionen Tonnen Steinkohlen jährlich, vorzüglich nach London, ausführen. Ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß der Wohlſtand, die Vollkommenheit der Fabriken und folglich auch der Handel Englands durch dieſes unſchätzbare und in ſo unendlicher Fülle vorhandene Brennmaterial bedingt ſind. In älteren Zeiten gab es in England, wie überall in Europa, bedeutende Wälder, und noch zur Zeit der Königin Eliſabeth klagten einige Mitglieder des Parlaments, daß Färber, Brauer und Schmiede anfingen ſich der Steinkohlen ſtatt des Holzes zu bedienen und dadurch die Luft in London verdürben. Der immer zunehmende Holzmangel, die Ueberzeugung, die man bald von der Unſchädlichkeit und Vortrefflichkeit der Steinkohlenfeuerung erlangte, haben ſeitdem den Gebrauch des Holzes zum Brennen gänzlich verbannt; und jetzt wo die Bevölkerung ſo außerordentlich zugenommen, die Wälder aber beinahe gänzlich verſchwunden ſind, könnte England ſchon in dieſer Hinſicht nicht ohne die Steinkohlen beſtehen. Der Verbrauch und die Wichtigkeit derſelben hat aber in neuerer Zeit noch unendlich zugenommen, ſeitdem man nicht allein gelernt hat, ſie als Feuerung bei

jeder Art von Fabrikation anzuwenden, ſondern wo auch die Steinkohlen zugleich die bewegende Kraft für tauſend verſchiedene Maſchinen hervorbringen müſſen. Dies geſchieht vermittelſt der Dampfmaſchinen (Fig. 10.), deren weſentliche Beſchaffenheit eben ſo leicht zu begreifen iſt, als es ſchwer ſeyn würde ſie in der Vollkommenheit, wozu man ſie gebracht hat, zu beſchreiben. Das Weſentlichſte einer Dampfmaſchine beſteht in Folgendem. In einem ſtarken, wohl verſchloſſenen Keſſel **A** wird Waſſer durch darunter angemachtes Feuer zum Sieden gebracht und, weil es eingeſchloſſen iſt, zum Theil in Dämpfe verwandelt. Dieſe bringen mit ungeheurer Gewalt durch die Röhre **a** in den metallenen Cylinder **B** und treiben den darin genau ſchließenden Kolben **C** in die Höhe. Nun wird die Verbindung zwiſchen Keſſel und Cylinder für einen Augenblick durch einen Hahn unterbrochen, zu gleicher Zeit läßt man ſeitwärts etwas kaltes Waſſer in den Cylinder ſpritzen, wodurch die Dämpfe augenblicklich niedergeſchlagen und ein beinahe luftleerer Raum entſteht, und der Kolben **C** wird nun durch den Druck der Atmoſphäre wieder hinabgetrieben, das eingeſpritzte Waſſer fließt durch eine Seitenröhre wieder ab. Im nächſten Augenblick öffnet ſich der Hahn in **a** wieder, die Dämpfe treiben den Kolben wieder in die Höhe u. ſ. w. Der Kolben ſteht in Verbindung mit einem Hebel **DE**, auch der Balancier genannt, welcher durch ihn in Bewegung geſetzt wird, und am Ende **E** des Hebels befindet ſich eine Kette oder Tau, wodurch Pumpen in Bewegung geſetzt, Waſſer gehoben oder andre Maſchinen getrieben werden. So etwa waren die erſten Dampfmaſchinen beſchaffen, welche zwei ungelehrte Männer in England, **Newcomen** (nju—) ein Eiſenkrämer, und **Cawley** (kahli) ein Glaſer, **1705** erfanden und **1711** zu Stande brachten, nachdem man ſchon früher noch viel unvollkommenere Verſuche, die Kraft der Waſſerdämpfe zur Bewegung von Maſchinen anzuwenden, gemacht hatte. Den vielen Mängeln dieſer erſten Einrichtung und beſonders dem großen Aufwande von Brennmaterial, den ſie verurſachte, iſt durch die ſinnreichen Verbeſſerungen von **Boulton** (bohlt'n) und **Watt** ſeit **1773** abgeholfen worden. Sie beſtehen im Weſentlichen darin, daß, wie Fig. **10** zeigt, der Dampf aus dem Keſſel **A** zuerſt durch die Röhre **a** in den Cylinder tritt und den Kolben **C** emportreibt. Im nächſten Augenblicke wird **a** verſchloſſen und durch die Röhre **b** bringt neuer Dampf in den Cylinder und treibt den Kolben **C** wieder herunter; der unter den Kolben befindliche Dampf wird durch die Röhre **c** in das Gefäß **G** abgeleitet. Bei einer neuen Erhebung des Kolbens, wobei **c** und **b** verſchloſſen bleiben, weicht der über dem Kolben befindliche Dampf durch die Röhre **d** ebenfalls nach **G**, welches Gefäß der Condenſator oder Verdichter heißt, weil hier die heißen

Dämpfe mit kaltem Waſſer in Berührung kommen und dadurch ſelbſt in Waſſer verwandelt werden. e und f ſind kleinere Geſtänge, welche ebenfalls durch den großen Hebel EF in Bewegung geſetzt und zu mancherlei Behuf verwendet werden können. Ihre Zahl läßt ſich nach Umſtänden vermehren. Schnell ward nun dieſe Erfindung auf alle mögliche Gewerbe angewandt, wobei man großer Kräfte bedurfte, und was bisher Menſchen oder Pferde, ja Wind und Waſſer gethan hatten, das verrichten jetzt die Dampfmaſchinen; ſie pumpen das Waſſer aus dem tiefſten Schachte, ſie fördern zugleich das Erz, oder ſetzen auch tauſende von Spindeln in den Spinnmaſchinen, ja Nadeln in Bewegung, wodurch Stickmuſter ausgeführt werden. Kleinere Dampfmaſchinen hat man ſeitdem auf Schiffen erbaut, wo ſie an beiden Seiten des Schiffes Waſſerräder in Bewegung ſetzen und ſo die ununterbrochene Wirkung vieler Ruder thun und das Schiff gegen Strom und Wind, nach jeder beliebigen Richtung treiben: das ſind die Dampfböte, die ſich ſeit kurzem in England, Frankreich, Nordamerika und ſelbſt in Deutſchland, wo es nur allzuſehr an Brennmaterial fehlt, unglaublich vermehrt haben. Ja noch mehr, man hat noch kleinere Maſchinen dieſer Art auf beſonders dazu eingerichtete Wagen geſetzt, wo ſie die Räder, die in einer Eiſenbahn laufen, in Bewegung ſetzen. Ein ſolcher Wagen wird nun ſtatt der Pferde vor ein Dutzend andrer ſchwer beladener Wagen geſpannt und führt ſie meilenweit fort, von einem einzigen Aufſeher geleitet. So beleben in England die Steinkohlen die unzähligen Fabriken, erſetzen die koſtſpielige Unterhaltung vieler Menſchen und Pferde, und ſetzen ihre Beſitzer in den Stand, ihre Waaren in dem theuerſten Lande zu den wohlfeilſten Preiſen zu liefern. Die Steinkohlen thun noch mehr, ſie erleuchten wie ſie wärmen. Eine Quantität Steinkohlen in einem wohlverſchloſſenen Gefäße erhitzt, entwickelt eine Luftart, welche im gemeinen Leben brennbare Luft (Hydrogen) genannt wird, dieſe ſammelt man, leitet ſie durch Röhren in die Werkſtätte, Zimmer, Straßen, läßt ſie aus einer ſehr kleinen Oeffnung hervordringen, zündet ſie an und beleuchtet ſo Häuſer und Straßen; dieſe Gasbeleuchtung hat ſeit wenigen Jahren außerordentlich ſchnell in England zugenommen. Dabei ſind die abgeglühten Kohlen keineswegs verloren, ſie ſondern zu gleicher Zeit noch einen Theer ab, der zum Beſtreichen der Schiffe beſſer iſt, als der aus Kiefernholz bereitete; und dieſe abgeglühte, oder abgeſchwefelte Kohle ſelbſt, wie man ſie nennt (engl. cokes, kohks), ſind noch immer ein vortreffliches Brennmaterial; Schmiede und andre Handwerker bedienen ſich ihrer mit Vortheil ſtatt der Holzkohlen, und zum Schmelzen in den Hohenöfen ſind ſie ganz unentbehrlich. Dieſes Verfahren, die Steinkohlen in Kokes zu verwandeln, wendet man beſonders mit Vortheil bei den vielen

kleineren, ſogenannten klaren Steinkohlen an, welche man, weil ſie mit den gleichen Abgaben belaſtet wie die großen Stücke und in Kaminen nicht brauchbar waren, ehemals beinahe ganz unbenutzt liegen ließ. Jetzt werden ſie in eigens dazu eingerichteten Oefen geglüht oder geröſtet, wodurch ſie zu großen Maſſen zuſammenfließen und dann als Kokes verkauft werden. Um ſich einen Begriff zu machen von dem ungeheuern Steinkohlenverbrauch in England, darf man nur wiſſen, daß deren jährlich in London allein über 1200000 Fuder verbraucht werden; viele werden indeß auch nach Dänemark, Holland, Deutſchland und den Colonieen verfahren.

Betriebſamkeit und Handel.

Kein Volk in der Welt hat aber auch jemals alle Hülfsquellen ſeines Bodens und ſeiner Lage mit einer ſo raſtloſen Betriebſamkeit benutzt, wie die Engländer. Tauſende von Fabriken aller Art findet man in England, faſt in allen Theilen des Landes; ſie vermehren, vereinfachen, vervollkommnen ſich täglich, ſo daß jede Beſchreibung und Aufzählung derſelben nur für den Augenblick gilt, wo ſie entworfen. Die wichtigſten Gegenſtände der engliſchen Fabrikation ſind: die Verarbeitung der Wolle; dieſer in England älteſte Zweig der Induſtrie iſt jetzt bei weitem nicht mehr der vornehmſte, obgleich er 4 bis 500000 Menſchen beſchäftigt und der Werth der Waare jährlich auf 20 Millionen Pfund Sterling ſteigt. Die Wolle ſelbſt kommt zum Theil aus Spanien, Deutſchland und in der neueſten Zeit auch aus Neu-Süd-Wales. Franzoſen, Niederländer und Deutſche halten in dieſem Artikel den Engländern vollkommen die Wage; wie ſie denn auch in ſeidenen Zeugen es Frankreich und Deutſchland nicht ganz gleich thun können. Unübertroffen ſind dagegen die engliſchen Baumwollenfabriken. Es werden jährlich 288 Millionen Pfund Baumwolle von mehr als 1400000 Menſchen verarbeitet; die Baumwolle kommt meiſt aus N. Amerika, Braſilien, O. und W. Indien, und aus Aegypten. Nicht minder bedeutend in ihrer Art iſt die Verarbeitung der Metalle, welche allein 350000 Arbeiter beſchäftigt, des Glaſes, des Leders, des Steinguts u. ſ. w. Handel und Fabriken ſind hier Eins. Die nämlichen Schiffe, welche die rohen Materialien einführen, verfahren die verarbeiteten in alle Welttheile, und verſorgen überdies noch Europa mit Thee aus China, mit Kaffee, Zucker, Gewürzen aller Art aus beiden Indien. Man kann annehmen, daß an 25000 Schiffe mit einer Bemannung von 166000 Menſchen mit dem auswärtigen und dem Küſtenhandel beſchäftigt ſind, ohne die königliche Seemacht zu rechnen. Die Einfuhr betrug

in den letzten Jahren 45 Millionen Pfund Sterling; die Ausfuhr dagegen 48 Millionen.

Schiffe.

Wer kein größeres Seeſchiff geſehen hat, würde Mühe haben, auch nach der ſorgfältigſten Beſchreibung ſich einen Begriff davon zu machen. Indeß iſt vielleicht eine ſich auf das Weſentlichſte der Sache beſchränkende Beſchreibung, wie wir ſie überall nur haben geben wollen, auch hier nützlicher, als eine ganz genaue Schilderung, die ſelbſt mit den beſten Zeichnungen doch immer nur ein verworrenes Bild giebt. Rieſenſchritte mußten alle Wiſſenſchaften gemacht haben, ehe man von dem rohen, aus wenigen verbundenen Baumſtämmen beſtehenden Floſſe, oder dem aus einem einzelnen ausgehöhlten Baumſtamm verfertigten Canot zum Bau eines jetzigen Linienſchiffes gelangte. Griechen und Römer, obwohl im Seehandel und Seekriege nicht unerfahren, kannten doch keine andre Fahrzeuge, als die mit Rudern bewegten, unſern Galeeren und Böten nicht unähnlichen, womit ſie größtentheils ſich an den Küſten halten und die hohe See ſo viel als möglich vermeiden mußten; unmöglich hätten ſie, auf ſo kleinen Fahrzeugen, ohne Compaß, und mit geringer aſtronomiſcher Kenntniß das große Weltmeer nach allen Richtungen mit Sicherheit durchſchneiden können. — Jedes Schiff iſt weſentlich ein hohles, hölzernes Gefäß, beſtimmt, auf dem Waſſer zu ſchwimmen und Menſchen und Waaren zu tragen. Damit es nicht leicht von Wind und Wellen umgeworfen werde, mußte es ziemlich tief ins Waſſer gehen und nach unten ſcharf zulaufen; (Flußkähne werden der flachen Ufer wegen auch flach gebaut und gehen weniger tief); damit es ſich ſchneller bewegen, das Waſſer durchſchneiden und ſeine Richtung leichter beſtimmt werden könne, mußte es länglich, an einem Ende zugeſpitzt gebaut werden: mit einem Worte, die Geſtalt der meiſten Waſſervögel mußte weſentlich zum Muſter dienen. Um dies zu erreichen, wird der Grund zum ganzen Gebäude durch ein verhältnißmäßig langes Stück Holz (bei größeren Schiffen beſteht es aus mehreren zuſammengefügten Stücken), der **Kiel** genannt, gelegt: es iſt am Schiffe, was der Rückgrath am Menſchen iſt. Hieran werden zu beiden Seiten gebogene Hölzer, die **Spanten**, befeſtigt, gleich den Rippen am menſchlichen Körper. An beiden Enden des Kiels werden ſenkrecht ſtehende Balken, die **Steven**, errichtet und an dieſe und die Spanten die **Planken** oder Bretter befeſtigt, die den **Rumpf** des Schiffes bilden. Um das Eindringen des Waſſers zu verhindern, werden alle Fugen dieſer Bretter mit Werg, Theer, Pech u. ſ. w. **gekalfatert**, d. h. zugeſtopft, und das ganze Schiff überdies noch auswendig ge-

theert, auch wohl mit Kupfer- oder Zinkplatten beſchlagen. Entſteht trotz dieſer Vorſicht eine Oeffnung, wodurch das Waſſer eindringt, ſo heißt dies ein Leck, und es befinden ſich auf jedem Schiffe Pumpen, um das eindringende Waſſer wieder fortzuſchaffen. Das Innere dieſes großen hohlen Kaſtens iſt wie ein Gebäude in mehrere Stockwerke, die durch Treppen verbunden werden, eingetheilt; jedes dieſer Stockwerke, deren bei den größeren Schiffen 3 ſind, wird ein Verdeck genannt, weil der gedielte Boden das ganze Schiff nach oben verſchließt. Der unterſte Theil des innern Schiffes, zwiſchen dem Kiel und dem nächſten Verdecke heißt der Raum, und dient nur zur Aufbewahrung ganz ſchwerer, ſonſt wenig brauchbarer Dinge, gewöhnlich Steine, dieſe heißen der Ballaſt, und dienen dazu, das Schiff, welches mit der ganzen Ladung und Bemannung doch noch zu leicht ſeyn würde, zu beſchweren, damit es tief genug ins Waſſer gehe. Das untere Verdeck dient zum Behälter für Waaren, Mund- und Kriegsvorräthe, Segel, Taue und Anker u. ſ. w., die oberen Verdecke zur Wohnung für die Mannſchaft, die hier gewöhnlich in Hangematten, an Seilen an der Decke hängende Matratzen, oder in Kojen, an den Seiten des Schiffes befeſtigten Betten, ſchläft. Die Offiziere und Reiſenden wohnen etwas bequemer und haben eigne kleine Zimmer, Kajüten. Die Seitenwände des Schiffes haben Oeffnungen, die aber auch beim Sturm verſchloſſen werden können, die Pforten genannt, hinter welchen das Geſchütz ſteht, deſſen es ſo viel Reihen oder Batterieen giebt, als das Schiff Verdecke hat. Das ſchwerere Geſchütz ſteht immer in der unterſten Reihe. — So weit wir es jetzt beſchrieben, würde das Schiff wohl Menſchen und Waaren faſſen und ſich auf dem Waſſer ſchwimmend erhalten; es ſoll aber auch von der Stelle bewegt und nach Willkühr gelenkt werden. Größere Schiffe werden allein vom Winde in Bewegung geſetzt, den man in großen ausgeſpannten Tüchern, die Segel, auffängt. Zu ihrer Aufſtellung gehören weſentlich die Maſten, dies ſind ſenkrecht aufgerichtete Bäume von verſchiedener Höhe, oft 80 bis 100 Fuß, daher auch die größeren aus mehreren zuſammengefügten Bäumen beſtehen. An den Maſten ſind wagerechte Bäume oder Stangen befeſtigt, die Raaen oder Segelſtangen, und an dieſen hängen die Segel. Ein größeres Seeſchiff hat gewöhnlich 4 Maſten: den großen Mittelmaſt, der große Maſt; den vordern oder Fockmaſt; den hintern oder Beſaansmaſt, und das Bugſpriet, ein am Vordertheile des Schiffes ſchräg vorwärts geneigter Maſt. An den Spitzen der Maſten läßt man Fahnen und Bänder, Wimpel genannt, flattern, theils als Zierath, theils um damit in der Ferne Befehle, Signale ꝛc. zu geben. Am vordern und hintern Theile oder auf dem großen Maſte führen die Schiffe

die Flagge, eine größere Fahne, deren Farben die Nation anzeigen, der das Schiff gehört. Nur das Hauptſchiff einer Flotte führt die Flagge am großen Maſte. Die Flagge ſtreichen, oder ſchlechthin ſtreichen, heißt die Flagge herunternehmen, zum Zeichen, daß das Schiff ſich im Gefecht ergiebt. An jedem Maſte ſind mehrere Segel über einander befeſtigt. Die Maſten ſelbſt werden nach allen Richtungen von ſtarken Tauen gehalten, um ſie gegen das Schwanken zu ſchützen. Alles Tauwerk, Segel und Maſten zuſammengenommen, heißt die Takelage eines Schiffes. Die Segel können nach allen Seiten gewendet werden, um ſo auch einen minder günſtigen, ſeitwärts wehenden Wind zu benutzen. Gelenkt wird das Schiff durch das Steuerruder, welches ungefähr eben ſo beſchaffen iſt, wie das auf den Flußkähnen. Das Schiff an den Orten, wo es ſtill liegen ſoll, zu befeſtigen, dienen die Anker, welche an ſtarken Tauen, Kabel- oder Ankertaue genannt, auf den Grund herabgelaſſen werden. Die Anker lichten, heißt die Anker wieder emporwinden, wenn das Schiff unter Segel gehen ſoll; kann dies nicht geſchehen, weil irgend eine Gefahr augenblickliche Abfahrt nothwendig macht, ſo wird das Ankertau gekappt, d. h. abgehauen, wobei denn freilich der Anker verloren geht. Den Lauf des Schiffes aber zu beſtimmen, zu wiſſen, wo es ſich in jedem Augenblicke auf dem unabſehbaren Ocean befinde, wie viel Raum es in einer beſtimmten Zeit durchſegele: dies alles erfordert ſehr mannigfaltige Kenntniſſe, welche die Schifffahrtskunde oder die Seewiſſenſchaft oder Nautik lehrt. Der Compaß, die Beobachtung der Geſtirne, ſehr genau gearbeitete Uhren, Chronometer genannt, und gute Seecharten ſind die gewöhnlichen Hülfsmittel. — Die Seeſchiffe führen nach ihrer verſchiedenen Größe, Bauart und Beſtimmung ſehr verſchiedene Namen. Im Allgemeinen unterſcheidet man Kauffahrdeiſchiffe und Kriegsſchiffe, erſtere meiſtens ohne Kanonen oder nur mit kleinen Stücken verſehen, und vorzüglich zum Transport von Waaren und Menſchen eingerichtet; letztere mit mehr oder weniger Geſchütz und mit bewaffneter Mannſchaft beſetzt. Kriegsſchiffe, welche von 60 bis 100 und 120 Kanonen führen, heißen Linienſchiffe, weil ſie in einer Seeſchlacht die eigentliche Schlachtlinie bilden. Schiffe von 20 bis 50 Kanonen heißen Fregatten. Noch kleinere Kriegsſchiffe werden Corvetten, Brigs, Cutter, Schooner u. ſ. w. genannt. Jedes größere Schiff pflegt mehrere Böte und eine Schaluppe, zum Rudern und Segeln eingerichtete kleine Fahrzeuge, am Bord zu führen. Solcher Kriegsſchiffe jeder Art hat England in den letzten Jahren an 1000 gehabt, wovon freilich nur immer ein Theil im Dienſt iſt; im Frieden hingegen der größte Theil davon abgetakelt, d. h. ohne Segel, Tauwerk und Bemannung, in den Häfen liegt.

liegt. Zur Bemannung dieſer Flotte gehören in Kriegszeiten über 140000 Matroſen und einige 30000 Mann Seeſoldaten, im Frieden dahingegen nur etwa 22000 Matroſen und 10000 Seeſoldaten. Die Offiziere der königlichen Flotte führen nach den Rangſtufen die Titel: Admiral, Vizeadmiral, Contreadmiral; dieſe ſind Anführer von ganzen Flotten oder größeren Geſchwadern. Jede dieſer Stufen hat noch eine dreifache Rangordnung: es giebt Admirale von der rothen, von der weißen und von der blauen Flagge; ebenſo Vizeadmirale und Contreadmirale. Die Befehlshaber kleinerer Geſchwader aus einigen Fregatten oder einem Linienſchiffe und mehreren Fregatten beſtehend, oder auch nur einzelner größerer Kriegsſchiffe, heißen Capitains, Comodors; unter ihnen ſtehen die Lieutenants, Maſters u. ſ. w. Letztere ſtehen an Rang und Sold viel höher als die gleichbenannten Offiziere der Landmacht. — Die Laſt, die ein Schiff tragen kann, wird nach Tonnen beſtimmt; eine Tonne beträgt 20 Centner; ein Schiff von 100 Tonnen kann alſo eine Ladung von 2000 Centner oder von 200000 Pfund aufnehmen. — Das Erbauen der Schiffe geſchieht theils an einem beſonders dazu eingerichteten Orte, das Schiffswerft, am Ufer eines Fluſſes oder Hafens, wo es dann während der Arbeit auf einem Gerüſte, der Stapel genannt, ruht und wenn es fertig iſt, von dieſem Gerüſte mit Vorſicht ins Waſſer hinabgelaſſen wird; dies heißt vom Stapel laufen; theils, und jetzt viel gewöhnlicher und mit größerer Sicherheit, erbaut man die Schiffe in ausgegrabenen, mit dem Meere oder einem Fluſſe zuſammenhängenden Becken, Docks, welche man beliebig vom Waſſer leeren und nach vollendetem Bau des Schiffes wieder mit Waſſer füllen kann, wodurch das Schiff ohne alle Gefahr flott gemacht, d. h. zum Schwimmen gebracht wird. Nun erſt wird es mit der Takelage verſehen, oder ausgerüſtet. — Da nach den engliſchen Geſetzen niemand weder zum Land- noch zum Seedienſt verpflichtet iſt, ſo würde die Bemannung der Kriegsflotte, bei plötzlich ausgebrochenem Kriege, durch freiwillig Angeworbene oft nicht ſchnell genug gehen. Man erlaubt ſich daher in dieſem Falle eine Ausnahme von dem Geſetze, und bewaffnete Matroſen rauben mit Gewalt auf den Straßen, in den Wirthshäuſern, ja ſelbſt von den Kauffahrdeiſchiffen, die ihnen zum Dienſte tauglich ſcheinenden Menſchen. Dies Verfahren, wozu man jetzt ſeltener als ehemals ſchreitet und wobei oft blutige Händel vorfallen, heißt das Matroſenpreſſen. Die Landmacht Englands iſt verhältnißmäßig viel geringer. Sie beträgt jetzt in allem etwa 106000 Mann, wovon noch 18000 in Oſtindien von der Compagnie beſoldet werden.

Reichthum.

Wenn man den Welthandel Englands, die Zahl und Vortrefflichkeit ſeiner Fabriken, die Größe ſeiner Seemacht betrachtet, ſo ſollte man glauben, es wäre das reichſte und glücklichſte Land auf Erden. Und das iſt es freilich in einem gewiſſen Sinne, denn nirgends findet man wohl eine ſo große Anzahl außerordentlich reicher Privatleute, einen ſo weit verbreiteten Wohlſtand und einen ſo hoch geſteigerten Luxus: in keinem Lande aber iſt auch der Gegenſatz des Reichthums und der bitterſten Armuth ſo groß und zugleich ſo furchtbar, als in England. Die Unterhaltung der Flotten und Armeen in langwierigen Kriegen hat ſeit einer Reihe von Jahren die engliſche Nationalſchuld, d. h. die Summen, welche die Regierung nach und nach von Privatleuten hat erborgen müſſen, auf die ungeheure Summe von mehr als 800 Millionen Pfd. gebracht, wovon die jährlich auszuzahlenden Zinſen einige dreißig Millionen Pf. betragen. Bedenkt man, daß zu dieſer an ſich ſchon ungeheuern Ausgabe noch die gewöhnlichen Ausgaben für die Land= und Seemacht, die Civilbeamten, den Hofſtaat *) u. ſ. w. kommen, daß die engliſche Geiſtlichkeit ihre Einnahmen größtentheils von den Zehnten des Landes bezieht; daß alſo alle dieſe Summen alljährlich nur durch Auflagen und Abgaben gedeckt werden können: ſo wird man ſich nicht wundern, daß es auch dem Fleißigſten ſchwer wird, ſo viel zu erwerben, als er bedarf, in einem Lande, wo eben dieſe Abgaben die Wohnungen und alle Lebensbedürfniſſe außerordentlich vertheuern. Dazu kommt noch, daß die Vervollkommnung der Fabriken beinahe einzig darin beſteht, durch Maſchinen zu verrichten, wozu ſonſt Menſchenhände nöthig waren, daß alſo der Aermere nicht einmal immer Arbeit findet, oder im günſtigſten Falle für einen ſpärlichen Lohn ganz in die Gewalt des Fabrikherrn geräth. Wenn man dies alles erwägt, ſo wird man die gewöhnliche Vorſtellung von der glücklichen Lage des engliſchen Volkes ſehr

---

*) Vorzüglich hat man ſich in der neueſten Zeit über den Mißbrauch der Sinecures (ßeinikjuhr) beklagt. Dies ſind Stellen, womit durchaus keine Geſchäfte verbunden ſind und welche doch ungeheure Gehalte eintragen. Jüngere Söhne vornehmer Familien, ja Weiber und Kinder, Freunde und Verwandte der Miniſter pflegen ſie zu erhalten. Die Aemter des Aufſehers der ſogenannten 5 Häfen, des Siegelbewahrers von Irland; oder auch an ſich niedrige und lächerliche, wie das des Schleppenträgergehülfen beim Großkanzler, eines Pack= und Krahnmeiſters in irgend einem bedeutenden Hafen, ja ſelbſt das der Auskehrerin der Park=Alleen, ſind ſolche reich beſoldete Sinekuren, die zuſammen jährlich mehrere Millionen verſchlingen.

herabſtimmen müſſen, und ſich nicht wundern die Zahl der von Unterſtützung ganz oder zum Theil lebenden Armen ſo groß zu finden, daß die Armentaxe, eine Abgabe, die jeder Einwohner eines Ortes zur Erhaltung der dort befindlichen Armen zahlen muß, in England allein an 60 Millionen Thaler, d. h. etwas mehr als die ſämmtliche Einnahme des preußiſchen Staates, beträgt.

Verfaſſung. Orden.

Die engliſche Verfaſſung, obgleich nicht frei von manchen drückenden Mängeln, gehört ſchon deshalb zu den vorzüglichſten in der Welt, weil ſie nicht von der Willkühr eines Fürſten, oder von gewaltſamen Bewegungen des Volkes plötzlich ausgegangen, ſondern in einer langen Reihe von Jahrhunderten ſich nach den Bedürfniſſen und Verhältniſſen des Landes gebildet hat. Nach dieſer Verfaſſung iſt der König das geheiligte Oberhaupt des Volks, ſeine Perſon unantaſtbar und für keine ſeiner Handlungen iſt er verantwortlich; wohl aber ſind es die Miniſter, auch wenn ſie auf ausdrücklichen Befehl des Königs gehandelt hätten. Der König hat allein die vollziehende Gewalt, er kann nach Willkühr Standeserhöhungen vornehmen und Verbrecher begnadigen. Er entſcheidet allein über Krieg und Frieden, er ernennt zu allen geiſtlichen, Civil= und Militär=Aemtern. Seine perſönlichen Einkünfte beſtehen einzig und allein in einer ein= für allemal feſtgeſetzten Summe, die Civilliſte genannt; doch genießen auch die erwachſenen Kinder des Königs eigene Einkünfte. Nach Abzug der vom Könige zu zahlenden Gehalte der Miniſter, Geſandten, Richter u. ſ. w. bleiben ihm für ſeine Perſon nicht viel über eine halbe Million Pfd. Sterling. In allem aber, was die innere Regierung, die Geſetzgebung und die Erhebung von Abgaben betrifft, kann der König nicht eigenmächtig verfahren, hierzu gehört die Einwilligung des Parlaments. Das Parlament, **the Parliament** (pa'rliment) dieſe Schutzmauer der Freiheit, beſteht im Ganzen genommen aus den Stellvertretern des Volks: es theilt ſich aber in 2 Abtheilungen. Die erſte, **House** (hauſ') **of Lords** oder **Peers** (pihrs), die Kammer der Pairs, gewöhnlich das Oberhaus genannt, beſteht aus Mitgliedern des hohen Adels und aus den Erzbiſchöfen und Biſchöfen. Da der König jedem die Pairswürde verleihen kann, auch ſämmtliche geiſtliche Würden vergiebt, womit Sitz und Stimme im Oberhauſe verbunden iſt, ſo hat er einen bedeutenden Einfluß auf die Mitglieder dieſes Hauſes; ihre Zahl beträgt jetzt 426, und zwar für England: 2 Erzbiſchöfe, 26 Biſchöfe und 350 weltliche **Lords**, worunter 21 Herzöge, 19 Marquis, 108 Grafen oder **Earls** (ärls), 17 **Viscounts** (weikaunts), 185

Barons; für Schottland 16 weltliche **Lords**; für Irland 1 Erzbiſchof, 3 Biſchöfe und 28 weltliche **Lords**. Der Lord-Großkanzler führt den Vorſitz. Geſetzlich wenigſtens ganz unabhängig von dem Könige, iſt die zweite Kammer, das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, **House** (hauſ') oder **Chamber of commons**. Es beſteht aus den Deputirten der Grafſchaften und der Städte. Bei den Wahlen der Mitglieder des Unterhauſes herrſchten bisher die ärgſten Mißbräuche. Die Städte und Flecken, welche vor Jahrhunderten blühend und volkreich das Recht gehabt hatten Deputirte ins Parlament zu ſchicken, hatten dies Recht behalten; allein manche von dieſen Städten waren bis auf wenige Häuſer herabgekommen, daraus entſtand nun, daß die wenigen Bewohner ſolcher verfallener Flecken, **rotten boroughs** (borro's), mehrere Deputirte ernannten, während Städte, wie Mancheſter, Birmingham, welche jetzt Hunderttauſende von Einwohnern zählen, nicht Einen ernannten; es geſchah, daß mächtige Familien großer Landeigenthümer durch ihren Einfluß mehrere Deputirte ernennen ließen; daß bei geringen Städten die Stimmen geradezu durch Beſtechung erkauft wurden: mit einem Worte, daß von 500 Repräſentanten, welche England und Wales ins Parlament ſchicken, kaum 70 durch wirkliche Volkswahl ernannt wurden. Vergebens hatten rechtlich geſinnte Männer ſeit mehr als 60 Jahren häufige Verſuche gemacht, dieſen ſchreienden Mißbräuchen zu ſteuern; erſt jetzt, 1832, iſt es nach langen und hartnäckigen Kämpfen im Parlament zu einer ſogenannten Parlaments-Reform gekommen, wodurch die Zahl der Mitglieder des Unterhauſes zwar die nemliche geblieben, aber 56 Flecken ihr bisheriges Wahlrecht verloren, welches auf andre wichtigere Städte übergegangen iſt. Die Folgen dieſes erſten Schrittes zu einer gründlichen Verbeſſerung der engliſchen Verfaſſung, ſind zwar nicht abzuſehen, werden aber ohne Zweifel höchſt bedeutend ſeyn. Das Unterhaus zählt 658 Mitglieder, nemlich 500 aus England und Wales, 53 aus Schottland und 105 aus Irland; der Sprecher, **Speaker** (ſpihker), den das Haus ſelbſt wählt, führt den Vorſitz darin, und jede Rede eines Mitgliedes, auch wenn es im Streite mit einem andern begriffen iſt, wird an ihn gerichtet. Das Parlament wird vom König zuſammenberufen und entlaſſen. In älteren Zeiten war die Dauer eines Parlaments auf 3 Jahr, jetzt auf 7 beſtimmt, wenn der König es nicht früher auflöſt. Jedes Mitglied des Parlaments hat das Recht einen Antrag oder Geſetzesvorſchlag, **motion** (moſchen), zu machen; dieſer muß ſchriftlich abgefaßt und an 3 verſchiedenen Tagen verleſen werden, dann erſt heißt er **Bill**, und es wird darüber berathſchlagt. Hat das eine Haus den Vorſchlag angenommen, ſo geht er ans andre: nimmt auch dieſes ihn an, ſo kommt er an den König,

der ihn beſtätigt oder verwirft; nur erſt wenn der König einen ſolchen vom Parlament angenommenen Vorſchlag genehmigt, erhält er Geſetzeskraft und heißt nun eine Parlamentsacte, act of parliament (pahrliment). In England kennt man das Heer von beſoldeten Regierungsbeamten nicht, welche man in den übrigen Ländern, vorzüglich aber in Deutſchland antrifft. Die höchſte Behörde iſt the privy council (kaunßill) oder geheime Rath des Königs, welchen er aus Perſonen jedes Standes, in beliebiger Zahl wählen kann. Eben ſo wählt und entläßt er ſeine Miniſter, unter welchen, nach altem Herkommen der erſte Lord der Schatzkammer den Vorſitz führt. Außerdem ſind nur noch als höchſte Behörden vorhanden: die Schatzkammer, Exchequer (Ektſcheker), das Finanzcollegium; und die Admiralität, das Collegium des Seeweſens. Alle übrige Angelegenheiten werden an jedem Orte durch die Gemeinde ſelbſt abgemacht, an deren Spitze der von der Bürgerſchaft gewählte Mayor (mähr), zuweilen auch Bailiff (behliff) genannt (Bürgermeiſter oder Schulze), mit einigen Beiſitzern, Aldermen, ſteht. Jede Grafſchaft hat außerdem noch einen Sherif, der zugleich eine polizei- und richterliche Perſon iſt. Die engliſche Gerichtsverfaſſung empfiehlt ſich zwar durch ihre äußerliche Einfachheit und die Oeffentlichkeit ihrer Formen, iſt aber beſonders in peinlichen Fällen darin ſehr mangelhaft, daß ſie Todesurtheile auf den Eid weniger Zeugen, ohne vollſtändigen Beweis, zuläßt. Außer dem Admiralitätsgericht, welches nur in Schifffahrtsangelegenheiten entſcheidet, iſt das höchſte Gericht das Oberhaus, aber nur in gewiſſen Fällen. Die gewöhnlichen Gerichte ſind: das Kanzleigericht, Court (kohrt) of Chancery, das einzige, welches fortdauernd in Thätigkeit iſt und ohne Zulaſſung von Geſchwornen, Jurys, (dſchuri's) entſcheidet; die königliche Bank, Kings Bench, für peinliche Fälle; das Schatzkammergericht, C. of the exchequer, für die Finanzſachen; und der Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel, C. of common pleas (plihs). Jedes dieſer 3 letzteren Gerichte beſteht aus 4 Richtern und zugezogenen Geſchwornen, und verſammelt ſich nur viermal im Jahre zu London. Außerdem reiſen dieſe 12 Richter von England zu Zweien in die verſchiedenen Gerichtsbezirke und halten zweimal jährlich Gerichtsſitzungen, Assizes (äſſeihs), über die vorgefallenen Criminal-Angelegenheiten. Die ordentlichen Richter im Lande ſind zuerſt die Friedensrichter, justice (dſchoßti's) of peace (pihs), die unter Zuziehung der Geſchwornen die erſte Entſcheidung geben, und zugleich durch ihre Gerichtsdiener, Constables, Polizeigewalt üben. Alle Vierteljahre verſammeln ſich die Friedensrichter einer Grafſchaft, rufen die Geſchwornen zuſammen und halten Gericht, sessions oder great inquests, über bürgerliche und peinliche Sachen.

Von dieſen kann dann die Sache an die höheren Gerichtshöfe gebracht werden. Einen hohen Werth für die perſönliche Freiheit hat die ſogenannte **Habeas corpus-Acte**, ein Geſetz, wonach jeder ohne Anzeige der Urſach Verhaftete befugt iſt zu verlangen, ſogleich freigelaſſen oder verhört und vor Gericht geſtellt zu werden. In bedenklichen Zeiten iſt aber dies Geſetz ſchon oft auf gewiſſe Zeit ſuspendirt worden.

Jeder Engländer iſt perſönlich frei, kann zu jedem Amte im Staate gelangen und jeder ohne Ausnahme oder Bevorrechtung trägt nach ſeinen Verhältniſſen zu den Staatslaſten bei; die Geſetze ſind gleich für jedermann. Jeder iſt befugt, ſeine Meinung ſchriftlich oder mündlich öffentlich zu äußern, (Preßfreiheit), und iſt nur den Geſetzen, vor den ordentlichen Gerichtshöfen, dafür verantwortlich. Jeder, ſo wie jede Gemeinde, die ſich zu dieſem Behufe öffentlich verſammeln darf, kann über Staatsangelegenheiten ſprechen, berathſchlagen und dem Parlamente in dieſer Hinſicht Bittſchriften überreichen. In Hinſicht des Standes erkennt das Geſetz in England nur den Unterſchied von Adel und Volk; jener, **Nobility**, begreift das, was wir den höhern Adel nennen würden, nemlich Herzöge, Marquis, Grafen (Earl) (ärl), **Viscount** (weikaunt) (**vicomte**) und Barone; alle dieſe werden **Lords** genannt, haben Sitz und Stimme im Oberhauſe und können nur von dieſem in peinlichen Fällen gerichtet werden, haben übrigens aber durchaus keine Vorrechte. Dieſe Titel verleiht der König, und man behält immer noch die Namen alter längſt ausgeſtorbener Geſchlechter bei, die ſeitdem auf manche andre Familien übergegangen ſind. Der Titel erbt nur auf den älteſten Sohn, ſo daß wenn ein Herzog mehrere Söhne hat, der älteſte bei Lebzeiten des Vaters nur Marquis, der zweite Earl u. ſ. w. heißt; der jüngſte heißt dann oft nur **Esquire** oder **Squire** (ſkweir) (eigentlich **écuyer**, Schildknapp), eine Benennung, die man auch jedem höhern Staatsbeamten giebt. Der Gebrauch, nicht das Geſetz, hat aber zwiſchen dem höhern Adel und dem geringen Volke noch verſchiedene Abſtufungen eingeführt. So giebt es **Knights** (neits) Ritter und Baronets, bloße Ehrentitel, die der König verleiht. Ferner der weitumfaſſende Ausdruck **Gentry**, den man den niedern Adel nennen möchte, wenn nicht auch jeder Gelehrte, Gebildete, Wohlhabende, jeder, der kein Handwerk treibt, den Titel **gentleman** (dſchentelmenn) forderte und erhielte. Die eigentlichen Bauern ſind entweder **Freeholders** oder **Yeomen** (johmenn), freie Grundeigenthümer, oder **Farmers**, Pächter, doch iſt dies letztere die gewöhnlichere Benennung jedes Landmannes. — Jede männliche Perſon, vom König bis zum Geringſten, wird mit **Sir**, unſer Herr, angeredet; ſteht aber **Sir** vor dem Tauf- und Familiennamen z. B. **Sir Francis B** —, ſo iſt es Ehren-

titel der höheren Stände; gewöhnliche Gentlemens werden durch **Master**, abgekürzt **Mr.** (ſpr.: miſter) vor dem Familiennamen bezeichnet. Vornehme Damen werden einzeln mit **Lady** (lehdi), wie Frauen überhaupt, wenn mehrere angeredet werden, mit **Ladies**, alle verheirathete mit **Mistress** (mißis) und alle unverheirathete mit **Miss** angeredet.

Die Krone von England iſt erblich in männlicher und weiblicher Linie; der König führt den Titel König von Großbritannien und Irland, Beſchützer des Glaubens; der älteſte Sohn heißt bei ſeiner Geburt Herzog von Cornwall und wird vom Könige zum Prinzen von Wales ernannt. Die übrigen Söhne des Königs erhalten verſchiedene Titel, als Herzog von York, von Cumberland u. ſ. f.

Man zählt 4 Ritterorden in England. Der Orden des blauen Hoſenbandes, **the garter**, von Eduard **III.** 1349 geſtiftet, er wird um das linke Knie getragen; nur fürſtliche und Perſonen vom höchſten Adel können ihn erhalten. Der Bathorden, von Heinrich **IV.** 1399 geſtiftet; ſeit 1815 ſind die Ritter in 3 Klaſſen getheilt und die dritte Klaſſe vielen verdienten Offizieren ertheilt worden. Der ſchottiſche Andreas- oder Diſtelorden, von Jakob **V.** 1540 geſtiftet. Der irländiſche des heiligen Patrik, von Georg **III.** 1783 geſtiftet, wird nur an iriſche Pairs gegeben.

Religion.

Die herrſchende Religion in England iſt die proteſtantiſche, die aber hier unter mancherlei abweichenden Formen und verſchiedenen Benennungen beſteht; nur in Irland iſt die Mehrheit der Einwohner katholiſch. Seit 3 Jahrhunderten beſtanden in England die härteſten und ungerechteſten Geſetze gegen die Katholiken. Sie waren nicht allein von allen Aemtern ausgeſchloſſen und durften geſetzlich keine Grundſtücke beſitzen, ſondern waren ſelbſt wegen Ausübung ihres Cultus den härteſten Strafen unterworfen. Natürlich waren ſolche Verordnungen wohl eigentlich nie zur Ausführung gekommen, indeß war doch der Haß des Volks noch vor kurzem ſo heftig gegen die Katholiken, daß, als 1780 unter Georg **III.** jene Geſetze nur etwas gemildert wurden, darüber mehrere Tage lang in London wüthende Volksaufläufe entſtanden. Noch mehr geſchah 1790 zur Erleichterung der Katholiken und ſie blieben nur noch vom Parlament und den höchſten Staatsämtern ausgeſchloſſen. Auch dieſe Einſchränkung ward endlich, nach langen und heftigen Streitigkeiten im Parlament, 1829 aufgehoben, wo die ſogenannte Emancipations-Bill (Befreiungs-Geſetz) den Katholiken den Sitz im Parlament und den Zutritt zu faſt allen Staatsämtern gewährte, mit Aus-

nahme einiger wenigen, welche ihrer Natur nach nur von Proteſtanten bekleidet werden können. Die Staatsreligion in England und Irland iſt die ſogenannte Hohe Kirche, high church (heih tſchortſch), oder establishet church, auch die biſchöfliche oder die anglikaniſche Kirche genannt; der König iſt das Oberhaupt derſelben. Sie iſt in ihren Lehren durchaus proteſtantiſch, namentlich nähert ſie ſich in der Lehre vom heil. Abendmahl am meiſten der reformirten Kirche; dabei aber hat ſie doch manches von der katholiſchen Kirche in ihren äußeren Formen und in den Grundſätzen über die Kirchengewalt beibehalten, und die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen dieſes Syſtems, welches man in Deutſchland und in der Schweiz weislich vermieden hat, zeigen ſich auch hier. Die höhere Geiſtlichkeit, die 2 Erzbiſchöfe (von Canterbury und von York), die Biſchöfe und viele Rectors und Vicars (wikkers), die eigentlichen Beſitzer der Pfarreien, haben meiſtens ſehr bedeutende Einkünfte; die Hauptquelle derſelben iſt der Zehnte, welcher von allen Erzeugniſſen des Landes, aber nicht in natura, ſondern, nach einer jedesmaligen Uebereinkunft, in Gelde bezahlt wird. Viele von ihnen haben mehrere Pfarreien und beziehen außerdem noch, als Dechanten, Domherren u. ſ. w., reiche Beſoldungen. Aber viele Rectoren ſind Laien, welche die reichen Einkünfte ziehen und einen armen Geiſtlichen, Curate (kjurät') mit einem äußerſt ſpärlichen Lohn für die eigentliche Amtsführung beſolden. Auch die Rectoren, die wirklich Geiſtliche ſind, halten ſich, da ſie meiſtens aus wohlhabenden Familien ſtammen, mehrere Pfründen zugleich beſitzen und große Einkünfte haben, einen Stellvertreter, Curate, und kommen oft nur äußerſt ſelten in ihre Pfarrei. Die anglikaniſche Kirche iſt die reichſte auf Erden, man ſchätzt ihr geſammt Einkommen auf mehr als 3 Millionen Pfd. St. d. h. über 21 Millionen Thaler; dieſe ungeheure Summe iſt aber höchſt ungleich vertheilt; der Biſchof von Durham, der reichſte von allen hat 30,000 Pfd. jährlich, während der von Landaff nur 3000 hat. Auch manche Pfarreien ſind außerordentlich reich beſoldet, während mancher Curate kaum 80 Pfd. bezieht; doch iſt in der neueſten Zeit viel geſchehen um eine beſſere Ausgleichung zu bewirken. Man wirft ferner noch der hohen Kirche vor, daß ſie, wie einſt die katholiſche, ſich den Cultus zum einzigen Geſchäft mache, als ein beſonderer Stand ſich zu ſehr von ihren Gemeinden entfernt halte und beſonders den Unterricht der Jugend verabſäume; wie es denn auch nicht leicht ein Land giebt, wo die Kinder der Aermeren ſo gänzlich verwahrloſet würden und in der Rohheit aufwüchſen. Der Pfarrer hat außer dem ſonntäglichen Gottesdienſte wenig mit ſeiner Gemeinde zu thun, keinen Unterricht zu ertheilen, keine Schule zu beſuchen. Nach dem vierzehnten Jahre werden alle Kinder, ohne Unter-

ſchied und ohne Prüfung, vom Biſchof, der deshalb alle 3 Jahre ſeinen Sprengel bereiſt, durch Auflegung der Hände und einen Segensſpruch confirmirt. Dieſe Mängel, die man ſchon längſt gefühlt, haben die große Menge kleinerer Religionsparteien erzeugt, die ſich in England finden, die zwar alle, bei der herrſchenden Gewiſſensfreiheit, geduldet, aber von Staatsämtern ausgeſchloſſen und gezwungen ſind zur Erhaltung der biſchöflichen Kirche gleich den Mitgliedern derſelben beizutragen. Alle dieſe kleineren Religionsparteien werden unter dem Namen **Dissenters** (Andersdenkende) oder **Noncorformists** begriffen. Unter dieſen ſind die bedeutendſten die Presbyterianer (nicht mit den Presbyterianern in Schottland zu verwechſeln), auch wohl Puritaner genannt; ſie haben ſich wie alle **Dissenters** von der Kirche getrennt, weil ſie die Kirchengewalt und die liturgiſchen Formen als etwas Unchriſtliches und Geiſtloſes verabſcheuen. Geſang und Predigt machen wie bei uns die Hauptbeſtandtheile ihres Gottesdienſtes aus, und beides, beſonders der Geſang, wird in der hohen Kirche beinahe ganz vernachläſſigt, die Predigt aber iſt in der Regel, wegen der Länge der vorgeſchriebenen Liturgie, äußerſt kurz und wird allemal abgeleſen; wo es denn nichts ſeltenes ſeyn ſoll, daß geiſtloſe oder nachläſſige Prediger Arbeiten andrer borgen oder kaufen, ja aus gedruckten Sammlungen welche abſchreiben und vorleſen. Die Baptiſten kommen in der Lehre beinahe ganz mit den Reformirten überein, nur haben ſie die Taufe der Erwachſenen eingeführt, weil alles, auch der Zutritt zur Gemeine, frei ſeyn ſoll. Die Quaker (quäker) (Zitterer), ſie ſelbſt nennen ſich: chriſtliche Geſellſchaft von Freunden. Ihr Stifter war Georg Fox und einer ihrer eifrigſten Verbreiter der bekannte William Penn. Sie entſtanden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, als religiöſe Streitigkeiten gegenſeitigen Haß und Verfolgung in der Kirche erzeugt hatten. Nach ihren Anſichten bedarf es weder beſonders dazu beſtimmter Geiſtlicher, noch irgend eines äußern Gebrauches. Sie erwarten daher in ihren Verſammlungen ſchweigend, ob der Geiſt einen zum Reden erwecke, Mann oder Weib gleichviel, und weil ſie in den erſten Zeiten ihres Eifers ihre Reden mit Zuckungen begleiteten, ſo haben ſie den Spottnamen Quaker erhalten. Die große Strenge ihrer Sitten, ihr Haß gegen jedes weltliche Vergnügen, die Einfachheit ihrer Kleidung, daß ſie vor niemand, nicht einmal in ihren Verſammlungen, das Haupt entblößen, jedermann duzen, keinen Eid leiſten und Kriegsdienſte verweigern, iſt bekannt genug. — Die zahlreichſten und bedeutendſten von allen aber ſind die Methodiſten von Wesley und Whitefield, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtiftet. Sie weichen durchaus nicht von der Lehre der hohen Kirche ab und haben ſelbſt lange Zeit die Liturgie beibehalten. Der Eifer ihrer Stif-

ter für das Heil beſonders der rohen niedern Volksklaſſen, um welche die hohe Kirche ſich zu wenig bekümmert, iſt die Veranlaſſung ihrer Entſtehung geweſen. Von der Kirche ausgeſtoßen, haben ſie ſich eine eigne Verfaſſung gebildet. Ihr Gottesdienſt iſt dem der Reformirten ganz ähnlich; ihre Prediger werden nicht beſonders ordinirt, und die meiſten von ihnen ſind beſtändig auf Reiſen von einer Gemeinde zur andern. Sie zeichnen ſich durch nichts aus, als durch eine größere Strenge, ja Pedanterie der Sitten, und daß ſie unaufhörlich auf Buße und Bekehrung dringen. Ihre Zahl in England iſt ſehr bedeutend und vergrößert ſich noch immer; in Schottland ſind ſie bei weitem weniger zahlreich. — In Schottland iſt die Landeskirche die **Presbyterianiſche**, in ihren Lehren, Grundſätzen und Gebräuchen nach der reformirten Genfer Kirche gebildet. Sie verwirft daher jede Art von Hierarchie, und die geiſtlichen Angelegenheiten werden allein durch die von den Gemeinden gewählten Prediger und Presbyter (Aelteſten) in Synoden verhandelt. Der beſſere Geiſt dieſer Kirchenverfaſſung zeigt ſich auffallend in dem beſſern Jugendunterricht und in der daraus fließenden ſittlichern Bildung der ärmern Volksklaſſe.

Unterrichts-Anſtalten.

Bei allem Reichthum Englands ſind die Unterrichts-Anſtalten noch immer mangelhaft und unzureichend. Für die bemittelten Stände giebt es zwar die beiden Univerſitäten zu Oxford und Cambridge, die ſich aber keineswegs mit den deutſchen meſſen können: alte Sprachen und ein höchſt beſchränkter geiſtloſer Unterricht in der Theologie und Philoſophie, ſind alles, was man dort findet. Medizin, Jurisprudenz kann man nur in den Spezial-Schulen zu London erlernen. Die von freiſinnigen und das Bedürfniß einer allgemeineren Bildung fühlenden Männern vor mehreren Jahren in London neu begründete Univerſität fand bei den ſtrengen Anhängern der Kirche heftigen Widerſpruch, weil die Theologie von dem Kreiſe der Lehrgegenſtände ausgeſchloſſen worden, und es wurde, unter dem Namen **Kings College**, der Verſuch gemacht der neuen Anſtalt eine andere, nach altem Zuſchnitt entgegenzuſtellen; beide haben daher kein rechtes Gedeihen gefunden. Die wenigen königlichen Schulen, **colleges**, (die bedeutendſten ſind die von **Westminster**, **Eton**, **Winchester** und **Harrow**), beſchäftigen ſich ebenfalls ausſchließlich mit den philologiſchen Studien und ſind dabei äußerſt koſtſpielig, ſo daß nur Kinder vornehmer und reicher Leute ſie beſuchen können; außerdem giebt es nur noch eine Menge Privat-Schulen und Penſions-Anſtalten **Boarding schools**, (bohrding ſkuhls) ohne alle öffentliche Aufſicht. Vornehme halten daher lieber eigene

Erzieher für ihre Kinder. Für die unendliche Mehrheit des Volks aber iſt ſo gut als gar nicht geſorgt. Keine Dorfſchulen, keine Schulen bei den Kirchen; wo Dorfſchulen ſich finden, ſind es Privat-Einrichtungen, wo bezahlt werden muß und alſo dem Armen nunütz, der ſeine Kinder wohl ſchon in dem zarteſten Alter in die Fabriken ſchicken muß. Das Uebel war und iſt noch ſo groß, daß nach dem letzten Parlamentsbericht 1816 in London allein 90000 Kinder ohne allen Unterricht aufwuchſen. In den letzten Jahren iſt denn doch einiges in dieſer Hinſicht geſchehen; vorzüglich durch den Eifer vieler zuſammengetretenen Privatgeſellſchaften ſind an 4000 neue Schulen für Arme geſtiftet worden, und beſonders in den Fabrikſtädten ſind freie Sonntags-Schulen für die ärmeren Kinder eingerichtet; aber ſelbſt die Mittel, die man anwendet und als vorzüglich anpreiſt, namentlich die nach der Methode des Quakers Joſua Lancaſter eingerichteten Schulen, wo Ein Lehrer mit Hülfe der ſchon etwas unterrichteten Schüler und einer pedantiſchen Diſciplin, über tauſend Kindern einen freilich ſehr dürftigen Unterricht ertheilt, beweiſen mehr als alles andre, zu welchem Uebermaaß die Vernachläſſigung der ärmern Jugend gediehen war. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich Schottland höchſt vortheilhaft aus.

Münzen. Maaß.

Man rechnet in England nach **Pound** (paund) **sterling**, **Shilling** und **Penny**. Ein **Penny** beträgt etwa 10 Spfennige, 12 **Pences** machen einen **Shilling** = 10 Sgroſchen, und 20 **Shillings** machen ein **Pound**; dies letztere iſt aber nur eine eingebildete Münze und beträgt etwa 6 ℛ. 20 Sgroſchen. An wirklichen Münzen ſind vorhanden: a) kupferne, **Farthing** = $^1/_4$ **penny**, und **Halfpenny** = $^1/_2$ **penny**; b) an ſilbernen: **Sixpence** oder $^1/_2$ **Shilling**, **Shilling**, **Krown** (kraun), ganze Kronen = 5 **Shillings**, und halbe Kronen; c) an goldenen die **Guinee** (ginni) = 21 **Shillings** oder etwa 7 ℛ; auch hat man halbe und Drittelguineen. In neuerer Zeit werden nur noch **Sovereigns** (ſowerins), Goldmünzen von einem **Pound** an Werth, geſchlagen. Im Ganzen ſieht man wenig baares Geld in England, und bedient ſich ungleich häufiger des Papiergeldes, oder der ſogenannten Banknoten. — Die Entfernung wird in England nach Meilen, **Mile** (meil), gemeſſen, wovon $69\frac{1}{10}$ auf einen Grad des Aequators gehen; alſo eine engliſche Meile = $^1/_5$ einer deutſchen; die irländiſchen Meilen von $54^1/_2$ und die ſchottländiſchen von $49^3/_4$ auf einen Grad, ſind alſo etwas größer. Zur See rechnet man aber nach **Leagues** (lihks), Seemeilen, wovon 20 auf einen Grad gehen. — Das gewöhnliche Längenmaaß iſt das **Yard** (jahrd), Elle von 3 Fuß; ein **Yard land**

oder eine Hufe iſt von ſehr unbeſtimmtem Umfang von 15 bis 40 acres oder Morgen.

Eintheilung.

Das britiſche Reich beſteht aus 3 Haupttheilen, England, Schottland nnd Irland.

A) Das Königreich England.

England ſelbſt umfaßt das eigentliche England und das Fürſtenthum **Wales** (Uäls). Die älteſte geſchichtliche Eintheilung Englands in 7 Königreiche: **Essex**, **Kent**, **Sussex**, **Wessex**, **East Englas**, **Mercia** und **Northumberland** iſt längſt aus der Erinnerung der Einwohner verſchwunden. Die heutige faſt eben ſo alte Eintheilung in Grafſchaften, **counties** (kaunti's), wird dem König Alfred zugeſchrieben. England wird in 40 **counties** oder **shires** (ſchir's), Wales in 12 getheilt. Sie haben ihre Namen theils von dem Hauptort, wie **Yorkshire**, theils von den ehemaligen Königreichen, wie **Essex**, **Kent**, **Northumberland**. Sie alle einzeln zu beſchreiben, würde eine unnütze Weitläuftigkeit veranlaſſen, um ſo mehr als England an Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunſt weniger reich iſt, als die bisher beſchriebenen Länder, und die überall verbreitete Betriebſamkeit des Handels und der Fabriken den Städten eine größere Einförmigkeit giebt, als in andern Ländern. Wir werden daher, nach einer genauern Beſchreibung Londons, die übrigen Städte des Reichs in gewiſſe Klaſſen theilen, und ſo nach einander die See- und Handelsſtädte die Fabrikſtädte, die Univerſitäten, die Badeörter und andre von Alters her oder ſonſt berühmte Orte beſchreiben.

London (**Londinium**), an beiden Ufern der Thames, unter 51° 30′ nördl. Br., die Hauptſtadt, **the metropolis**, des britiſchen Reiches und eine der größten Städte in der Welt. Ihre Länge von Oſten nach Weſten beträgt jetzt an 8 engliſche Meilen, ihre Breite von Norden nach Süden über 5. Die Gränzen der Stadt laſſen ſich, da ſie weder Mauern noch Thore hat und ſich täglich vergrößert, nicht genau angeben. Der Fluß trennt ſie in eine ungleich größere nördliche und eine kleinere ſüdliche Hälfte. Die älteſten Beſtandtheile der Stadt ſind die eigentliche City (ßitti) und die Stadt **Westminster** auf dem nördlichen und der Flecken, (**borough**), **Southwark** auf dem ſüdlichen Ufer, mit welchen nach und nach eine Menge benachbarter Dörfer und Flecken ſind vereinigt worden, welche den verſchiedenen Stadttheilen ihre Namen gegeben haben. **Southwark** macht einen Theil

der Grafſchaft Surrey (ßorreh) aus; das linke Ufer hingegen gehört zur Grafſchaft Middlesex. Die Zahl der Einwohner überſteigt vielleicht 1500000; eine genaue Angabe iſt nicht möglich, theils wegen der Tauſenden von Fremden, die täglich ab- und zuſtrömen; theils auch weil die meiſten wohlhabenden Einwohner nur einen Theil des Jahrs in der Stadt, in town (taun), ſich aufhalten, den Herbſt und Winter aber auf ihren Landgütern, in country (contri), zubringen. Von dieſer Bevölkerung kommt kaum $^1/_{10}$ auf Southwark. — Die Themſe iſt bei London ſchon ein mächtiger Strom, und da ſie nur 12 Meilen davon ſich ins Meer ergießt, wo ſie ſich beträchtlich erweitert, und die Fluth bis zur Stadt dringt, ſo finden hier die größten Kauffahrdeiſchiffe den bequemſten und ſicherſten Hafen von der Welt. Sechs Brücken führen über die Themſe, wovon 4 von Stein und 2 von Eiſen. Wenn wir von Weſten beginnen, ſo treffen wir zuerſt die Vauxhall (wahkshall) bridge, in einer geringen Entfernung oberhalb der Stadt; ſie iſt von Gußeiſen, ruht auf ſteinernen Pfeilern und wurde 1813 angefangen und 1816 beendigt. Auf ſie folgt die **Westminster br.** von Stein, 1223 F. lang und 44 breit; ſie iſt in den Jahren von 1739—1759 erbaut. Von dieſer kommen wir zu der neuen prächtigen **Waterloo br.** oder **Strand br.**; ſie iſt ganz aus Granit-Quadern erbaut, mit ſo flachen Bogen, daß die Oberfläche der Brücke eine gerade Linie bildet: ihre Länge beträgt 1242 F., die Breite 42; ſie ward 1811 angefangen und am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den 18. Juny 1817, zuerſt eröffnet. Die darauf folgende iſt die **Blackfriars** (bläckfreiers) **br.** (ſchwarze Brüder- d. h. Dominikaner-Br.), 995 F. lang und 42 breit, und ward von 1760 bis 1768 von Stein erbaut. Auf dieſe folgt die **Southwark br.**, die in Hinſicht auf die Weite ihrer Bogen nicht ihres Gleichen in der Welt hat; ſie beſteht aus Gußeiſen und ruht auf ſteinernen Pfeilern; von den 3 Bogen der Brücke, welche eine Länge von 708 F. hat, meſſen die beiden Seitenbogen jeder 210 F., der mittlere aber 240 F.; ſie ward 1814 angefangen und 1819 beendigt. Die öſtlichſte und älteſte von allen und bis 1740 die einzige war die **London br.**; ſie war im 12. Jahrhundert von Steinen erbaut, mit gothiſchen, ziemlich engen Bogen, worunter nicht zwei gleiche waren. Ehemals war ſie zu beiden Seiten mit Häuſern überbaut, welche den Fahrweg außerordentlich verengten; in der Mitte ſtand ein Thurm, welcher die Brücke ſchloß und an welchem ehemals die Häupter hingerichteter Staatsverbrecher zur Schau ausgeſtellt wurden. Häuſer und Thurm wurden 1756 abgebrochen. Da ſie baufällig geworden war und ihre engen Bogen die Schifffahrt behinderten und gefährlich machten, ſo wurde 1823 vom Parlament die Erlaubniß zum Bau einer neuen

Brücke gegeben. Dieſe **New (nju) London br.**, in geringer Entfernung weſtlich von der alten, ward 1825 angefangen und 1831 beendigt; ſie iſt von Stein, hat 5 Bogen, wovon der mittelſte 152 F. weit iſt, und iſt 782 F. lang und 53 breit. Die alte Brücke iſt abgebrochen. Dieſe Brücke bildet die Gränze, wie weit die großen Schiffe gehen können, und der eigentliche Hafen iſt öſtlich derſelben; aber auch oberhalb iſt der Fluß mit kleineren Fahrzeugen bedeckt, welche größtentheils mit Lebensmitteln aus dem Innern des Landes kommen; man zählt allein an 10000 kleine Ruderkähne, zum Ueberſetzen, Spatzierenfahren, Ausladen der größeren Schiffe u. ſ. w. beſtimmt. Oeſtlich von der Londner Brücke wurde zwar das Bedürfniß eines Ueberganges über den Fluß ſchon längſt gefühlt, allein da die Schifffahrt die Anlegung einer Brücke nicht geſtattete, ſo kam man auf den rieſenhaften Gedanken, eine unterirdiſche Verbindung der beiden Ufer anzubringen. Faſt am öſtlichſten Ende der Stadt ward 1825 der Anfang damit gemacht. Zwei nebeneinander herlaufende gewölbte Gallerieen, jede 20 F. hoch, 14 F. breit und 1300 F. lang, in der Mitte des Fluſſes noch 15 F. unter ſeinem Bette, ſollen die Fahrwege bilden, neben welchen ſich noch Raum für Fußgänger befindet, das Ganze ſoll mit Gaslicht erleuchtet werden. Um zu dieſen unterirdiſchen Gängen zu gelangen, ſollen ſchneckenförmig hinabführende Wege ſowohl für Wagen als für Fußgänger erbaut werden. Beinahe $^2/_3$ dieſes unterirdiſchen Weges, **Tunnel** (tonnel) genannt, ſind ſchon wirklich zu Stande gekommen, allein da die Themſe zu verſchiedenen Malen ihr Bett durchbrach und das Ganze mit Waſſer füllte, ſo überſtiegen die Koſten zu ſehr alle früheren Berechnungen und der Bau blieb einige Jahre unterbrochen; jetzt aber, 1836, wird er mit neuem Eifer wieder begonnen, und da die Hauptſchwierigkeiten überwunden ſind, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß er glücklich beendigt werden wird. Zur Bequemlichkeit des Handels ſind ſeit mehreren Jahren, am äußerſten öſtlichen Ende der Stadt, auf beiden Ufern, vornehmlich aber auf dem linken, mehrere ſogenannte **Docks** oder Becken angelegt worden, **East India D.**, **West India D.** und **London D.** auf dem linken; **Commercial D.** und **Grand Surrey D.** auf dem rechten Ufer. Dies ſind wahre kleine Landſeen, dicht am Ufer und mit dem Fluſſe durch Kanäle verbunden. Durch Oeffnen der Schleuſen werden ſie mit Waſſer gefüllt, und die beladenen Schiffe aus Oſt- und Weſtindien können hier einlaufen. Sie ſind von prächtigen Schalungen (Quais) eingefaßt und mit großen Waarenlagern umgeben, in welche die Güter unmittelbar aus den Schiffen gebracht werden. Sollen die Schiffe ausgebeſſert werden, ſo ſchafft man das Waſſer durch Pumpen aus dem Becken, und die Schiffe ſtehen nun auf dem Trocknen. Die größten dieſer Docken kön-

nen über 200 der anſehnlichſten Kauffahrdeiſchiffe aufnehmen. Schade nur, daß man das unbeſchreibliche Gewühl und Leben auf dem Fluſſe nur von ſehr wenigen Punkten und auch da nur theilweiſe überſchauen kann; die Ufer des Fluſſes ſind nirgend frei, ſondern mit dicht an einander gedrängten Häuſern bedeckt, was freilich den Beſitzern den großen Vortheil gewährt, die Schiffe unmittelbar an ihre Häuſer anlegen zu laſſen. — Es iſt unmöglich, von dem Total=Anblick der Stadt ein paſſendes Bild zu geben; Volksgewühl, unglaubliche Regſamkeit, Wohlſtand und Nettigkeit zeigen ſich zwar überall, doch aber hat jeder von den drei Haupttheilen der Stadt einen durchaus verſchiedenen Charakter. Die **City**, der älteſte Theil, zeigt neben mehreren geraden und breiten Straßen freilich auch viel enge, winklige und krumme Gaſſen; Weſtminſter im Gegentheil hat beinahe durchaus nur herrliche, gerade, in rechten Winkeln ſich durchſchneidende Straßen; Southwark endlich mit ſeinen unordentlich zuſammengehäuften Häuſern hat mehr das Anſehen einer alten Fabrikſtadt. Auch iſt die Lebensart durchaus verſchieden. Die City iſt der Sitz des großen Handels, der wohlhabenden mittlern Bürgerklaſſe; die öſtlicheren Theile derſelben ſind dem Großhandel ganz ausſchließlich eigen: hier ſieht man nichts als ungeheure Waarenlager, Docken und ziemlich ärmliche Häuſer, von Matroſen, Seilern und allen den Handwerkern und Arbeitern bewohnt, die der Handel und die Schifffahrt beſchäftigen. Weſtminſter iſt der ausſchließliche Aufenthalt des Hofes, der Großen, der reichen Gutsbeſitzer, kurz aller derer, die zur vornehmen und glänzenden Welt gehören. Dieſer Theil der Stadt, auch **West End** genannt, hat ſich in den letzten Jahren unglaublich vergrößert, beſonders nach Nordweſt, wo ein ganz neuer glänzender Stadttheil um den **Regent Park** herum entſtanden iſt. In ganz London iſt die Ordnung der Tageszeiten mehr oder weniger verkehrt, die Nacht zum Tage gemacht. Vor 8 bis 9 Uhr ſind ſelbſt die Straßen der City einſam, erſt um 10 Uhr giebt Weſtminſter einige Lebenszeichen, und für die eigentlich vornehme Welt bricht der Tag nicht vor 11 Uhr an. Natürlich wird nun der Abend und die Nacht die Zeit des eigentlichen Lebens für die Bewohner von Weſtminſter, und eben dies nöthigt auch den betriebſamen Bürger der City, ſeinen Laden bis ſpät in die Nacht hinein zu erleuchten. Eben dieſem Umſtande iſt es vielleicht mit beizumeſſen, daß keine Stadt in der Welt ſo vortrefflich erleuchtet iſt als London; die Hauptſtraßen vorzüglich, wo ein glänzender Laden ſich an den andern drängt, bieten jeden Tag ein Schauſpiel dar, welches man nur mit den prachtvollſten Illuminationen andrer Städte eingermaßen vergleichen könnte. Auch die eigentliche Beleuchtung der Straßen durch Gaslicht iſt vortrefflich. Das Pflaſter iſt durchweg ausgezeichnet, und überall ſind an

den Seiten für die Fußgänger breite mit flachen Steinen gepflaſterte Nebengänge, ſo daß der mittlere Raum einzig von Pferden und Wagen benutzt wird. Ein Verſuch, den man kürzlich gemacht hat, die Straßen mit Fließen von Gußeiſen zu belegen, iſt als unzweckmäßig zwar wieder aufgegeben worden, zeugt aber doch für den ungeheuern Aufwand, den man in England in ſolchen Dingen nicht ſcheut. Ein andrer Verſuch, den Fahrweg einiger Straßen und Brücken mit kleingeſchlagenen Steinen von ziemlich gleicher Größe zu überſchütten, ſo daß ſie nach und nach eine treffliche Chauſſee bilden, ſcheint beſſern Erfolg gehabt zu haben; man nennt dieſe Art die Fahrwege zu befeſtigen nach dem Erfinder (M'Adam) macadamiſiren. Wer ſich, von dem Reichthume des Landes auf die Pracht der Gebäude ſchließend, eine große Vorſtellung von den Palläſten der Hauptſtadt gemacht hätte, der würde ſich in London ſehr getäuſcht finden. Keine andre große Stadt hat wohl ſo wenig ausgezeichnete Privatgebäude als London. Beinahe alle Häuſer ohne Ausnahme ſind von Backſteinen, ohne Bewurf und werden in kurzer Zeit von dem ewigen Steinkohlendampfe geſchwärzt; dabei ſind ſie ſelten über drei Stockwerke hoch, nur 3 höchſtens 4 Fenſter breit, und nur für Eine Familie eingerichtet; denn der Engländer, dem Freiheit und Bequemlichkeit über alles gehen, ſcheut es, mit irgend jemand anders unter einem Dache zu wohnen. Das untere Stockwerk enthält oft nichts mehr als den Laden. Auch die Häuſer der Reichſten und Vornehmſten zeichnen ſich äußerlich durch nichts aus; aber in dieſen kleinen, unſcheinbaren Häuſern herrſcht eine Reinlichkeit, eine Bequemlichkeit, ein Luxus und eine Verſchwendung, wovon man ſich anderswo ſchwerlich einen Begriff machen kann. Die meiſten Häuſer in London, und in England überhaupt, haben eben ſo wenig Dauerhaftigkeit, als äußere Pracht. Die Wände werden ganz unglaublich dünn gemacht; die Hauptwände oft nur 6 Zoll ſtark, die Zwiſchenwände nur zwei. Auch iſt es gar nichts ſeltenes, daß man die Häuſer ſich contractmäßig nur auf 40—50 Jahre erbauen läßt. Der Grund dieſer auffallenden Gewohnheit liegt darin, daß meiſtens der Grund und Boden irgend einem reichen Gutsbeſitzer gehört, welcher ihn zum Behuf des Hausbaues nicht verkauft, ſondern auf gewiſſe Jahre verpachtet, nach deren Verfluß das Grundſtück an ihn zurückfällt. Hieraus erklärt ſich zum Theil die unglaubliche Leichtigkeit, womit ſich London von Jahr zu Jahr verändert und an Umfang zunimmt. Reiche Privatleute erbauen hier nicht ſelten auf Speculation ganze Straßen, um die Häuſer einzeln zu vermiethen. Prachtgebäude muß man alſo in London nicht ſuchen, dafür aber geben die unzähligen glänzenden Laden und die Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen und Häuſer einen Anblick, wie ihn keine andre Stadt der Welt ge-

gewährt. Vorzüglich reizend in dieſer Hinſicht ſind die **Squares** (ſkwärs), viereckige oder runde Plätze, von zierlichen Häuſern eingefaßt und in der Mitte ein von einem eiſernen Gitter umſchloſſener Raſenplatz mit Bäumen, zu welchem jeder angränzende Hausbeſitzer den Zutritt hat. Die **Squares** ſind vorzüglich häufig in Weſtminſter, wo **Grosvenor**= **Leicester**= (leſter), **St. James**= **Berkeley**= und **New Carlton square** die glänzendſten ſind. Und ſolcher **Squares** zählt London **71**; außerdem noch **34** öffentliche Plätze, meiſt als Marktplätze benutzt. — Was dem Fremden am meiſten in die Augen fällt, iſt freilich die unglaubliche Zahl und der ungewohnte Glanz der Kaufladen, wie ſie in den Hauptſtraßen: **Bond-Street** (ſtriht), **Piccadilly, Pallmall, Strand, Oxford-Street, Holborn** (hobborn), **Regent-Street** und vielen andern dicht an einander gedrängt ſich finden: und in der That beſitzen auch die engliſchen Kaufleute ein eigenthümliches Talent, ihre Waaren, gleichviel ob Obſt, Hüte oder die herrlichſten Stoffe, Stahl= und Glasarbeiten, auf eine eben ſo geſchmackvolle als glänzende Art aufzuſtellen und vorzüglich des Abends zu beleuchten. Indeß wie bedeutend auch dieſer Handel anderwärts ſcheinen würde, ſo iſt dies doch nur der Londner Kleinhandel, **mercery**; der wahre, ungeheure Reichthum des Großhandels fällt bei weitem weniger in die Augen. Oft in den engſten Gaſſen iſt das finſtere Comptoir eines Großhändlers, und nur ein ſolcher heißt hier **merchand** (märtſchend), — wer einen offenen Laden hat, iſt nur ein **shopkeeper** (ſchopkieper), Krämer, — der über Millionen gebietet und deſſen Schiffe beide Indien beſuchen. Er ſelbſt wohnt vielleicht, doch auch nur in einem beſcheidenen Hauſe, in Weſtminſter, und kommt nur täglich zu ſeinem Geſchäft in die City.

London beſitzt nur äußerſt wenige ausgezeichnete Werke der Baukunſt; bei weitem die meiſten öffentlichen Gebäude ſind durch ihre Beſtimmung ungleich bedeutender als durch ihre Schönheit; ja viele derſelben ſind ſelbſt ihrer großen Wichtigkeit ganz unwürdig. Wir wollen jetzt die merkwürdigſten derſelben kennen lernen, und zwar zuerſt in der City, oder im öſtlichen Theile der Stadt überhaupt. Hier finden wir, beinahe am öſtlichen Ende der Stadt und am Ufer der Themſe, den **Tower** (Tauer) oder Thurm, eine alte Burg, die viele Gebäude enthält und mit einem Waſſergraben umgeben iſt. Wilhelm der Eroberer ſoll hier einen feſten Thurm erbaut haben, um London im Zaum zu halten; nachmalige Erweiterungen haben ihm ſeine jetzige Geſtalt gegeben. Bis auf Eliſabeth wohnten hier die Könige von England. Man findet jetzt darin ein ſehr reich verſehenes Zeughaus, nebſt einer Sammlung alter Waffen, worunter ſich auch Beuteſtücke von der **1588** vernichteten ſpaniſchen **Armada** befinden; ferner die Reichskleinodien, die aber nur hinter einem eiſernen

Gitter in einem dunkeln Gewölbe gezeigt werden; eine unbedeutende Menagerie wilder Thiere, mehrere Archive, Staatsgefängniſſe u. ſ. w. Der Tower hat von jeher zum Staatsgefängniß gedient, daher auch manche bedeutende Perſonen aus der engliſchen Geſchichte, Könige und Königinnen hier ihr Leben geendigt haben und in der Kirche, die ſich hier befindet, begraben liegen. Die Thorwächter dieſer Burg tragen noch die alterthümliche Kleidung, wie ſie zur Zeit der Königin Eliſabeth üblich war.

Das große Zollhaus, **the custom house** (koſtom hauſ'), nahe am Tower und am Ufer des Fluſſes, iſt in den Jahren **1813—1817**, nachdem das alte unanſehnliche abgebrannt war, ſehr ſchön und meiſt von Werkſtücken wieder aufgebaut worden. Es ſteht ganz frei, damit man in Feuersgefahr mit den Spritzen beſſer zukommen könne.

Die Münze, **the Mint**, ein neues und eins der ſchönſten Gebäude in London liegt nordöſtlich dicht am Tower. Ehemals war die Münze im Tower ſelbſt.

Die **Börſe**, **the royal exchange** (reuel ertſchänje), iſt ein ſehr großes, ſchönes Gebäude, faſt in der Mitte der City. Schräg gegenüber iſt die **Bank**, **the bank of England**, eins der größten aber auch der unregelmäßigſten Gebäude von London.

Etwas öſtlich von dieſen liegt das ſchöne **East** (ihſt) **India house**, oder das Haus der Oſtindiſchen Compagnie, mit einer an oſtindiſchen Manuſcripten reichen Bibliothek.

In der Nähe der Bank befindet ſich das **Mansion** (mendſchen) **house**, die Amtswohnung des jedesmaligen **Lord mayor** von London. Der Lord Mayor iſt die erſte Magiſtratsperſon der ganzen Stadt und beinahe als der König der City anzuſehen. Alle Jahre wird er von der Bürgerſchaft aus ihrer Mitte gewählt; es gehört aber ein bedeutendes Vermögen zur Annahme dieſer viele Unkoſten verurſachenden Ehrenſtelle. Der Lord Mayor tritt ſein Amt in einem etwas nördlicher gelegenen Gebäude, **Guildhall** (gildhahl), das eigentliche Rathhaus der Stadt, an; wo in einem ſchönen alterthümlichen Saale, welcher mit Denkmälern zu Ehren Nelſons, der beiden Pitt und Andrer geſchmückt iſt, öffentliche Verſammlungen der Bürgerſchaft und Feſte gehalten werden. — Ferner ſind noch zu bemerken: das ſchöne, neue, erſt **1825** erbaute, **general Post-office**, unweit der Paulskirche; das große Gefängniß für die Verbrecher der Stadt und der Grafſchaft Middleſex, **Newgate** (njugät), deſſen einer Flügel für die Männer, der andre für die Weiber beſtimmt iſt; auch iſt das Innere ſo abgetheilt, daß jede Klaſſe von Verbrechern von der andern abgeſondert iſt.

St. Luke's (Lukas) **hospital**, im Norden der City, ein Irrenhaus, welches **300** Kranke aufnehmen kann. Die Grün=

dung und Unterhaltung dieſer ſchönen Anſtalt iſt lediglich das Werk der Privat-Wohlthätigkeit. Bis 1814 ſtand im nördlichen Theil der City das königliche Irrenhaus **Bethlem**, welches nach dem Plane der Tuilerien in Paris erbaut war, aber wegen Baufälligkeit abgebrochen und nach Southwark verlegt worden iſt. Im N. W. der City liegt das große Findelhaus, **Foundling** (faundling) **hospital.**

Im Grunde beſitzt die City nur 2 ausgezeichnete Werke der Baukunſt, die Paulskirche und das ſogenannte **Monument** (monnjument). Die Paulskirche liegt beinahe im Mittelpunkt der Stadt auf einer Anhöhe, auf welcher früher eine ſchöne gothiſche Kirche ſtand, welche in der großen Feuersbrunſt 1666 zu Grunde ging. Sie wurde größtentheils nach dem Muſter der Peterskirche in Rom, in einem Zeitraum von 35 Jahren, von 1675—1710, von dem berühmten Architekten Chriſtoph Wren erbaut und iſt unſtreitig das herrlichſte Denkmal der neuern Baukunſt in England. Sie hat 500 F. Länge, 250 F. Breite und der Thurm eine Höhe von 340 F. Die herrliche Kuppel, die ſie ziert, hat 145 F. im Durchmeſſer. Sehr Schade iſt es, daß dies herrliche Gebäude von den naheliegenden Häuſern zu eng umbaut iſt. Das Innere dieſer Kirche iſt wie in allen engliſchen Kirchen höchſt einfach, und da ſie keine Pfarrkirche iſt, ſo wird ſie wenig beſucht; eine Abtheilung, die kaum 1/10 ihres Umfangs ausmacht, dient jetzt zum Gottesdienſt. In der neueſten Zeit hat man angefangen, auch in dieſer Kirche einige Denkmäler berühmter Männer zu errichten, wie dies namentlich mit Nelſon und dem Erbauer der Kirche der Fall iſt. Die übrigen Kirchen in London ſind mit wenigen Ausnahmen in architektoniſcher Hinſicht unbedeutend. Man zählt in London an 500 gottesdienſtliche Gebäude, davon 246 für die Hohe Kirche, 207 für Diſſenters und 33 für Fremde, als deutſche und franzöſiſche Proteſtanten, Katholiken, Griechen u. ſ. w. Nur die der biſchöflichen Kirche werden hier wie überall in England auf öffentliche Koſten erhalten. Die Zahl der eigentlichen Pfarrkirchen iſt viel zu unbedeutend für den gegenwärtigen Umfang der Stadt; der Grund und Boden nemlich, auf welchem die neuen Häuſer bei den Erweiterungen errichtet werden, gehört zu irgend einem Dorfe, deſſen Kirche aber theils zu entlegen, theils auch für die ſtets wachſende Zahl der Einwohner höchſt unzureichend iſt. In einem ſolchen Fall erbaut nun jemand auf Speculation eine Kapelle, läßt ſie bequem einrichten, auch wohl im Winter heizen, beſoldet dafür irgend einen guten Prediger und vermiethet nun mit großem Vortheil die Plätze an die Bewohner des neuen Stadtviertels. So ſind ſehr viele Kapellen in London entſtanden. Trotz dem iſt nicht Raum genug für die Bewohner, und vor kurzem hat daher das Parlament große

Summen zur Erbauung neuer Kirchen, verſteht ſich allein für die biſchöfliche Kirche, bewilligt.

Das **Monument** iſt eine über 200 F. hohe, doriſche, cannelirte Säule, von dem Baumeiſter der Paulskirche, Wren, von 1671—77 ausgeführt und zum Andenken der großen Feuersbrunſt errichtet, welche 1666 über 13000 Häuſer in Aſche legte und an der Stelle, wo die Säule ſteht, in der Nähe der Londner Brücke, ihren Anfang nahm. Im Innern der Säule geht eine Treppe hinauf und oben iſt das Kapital mit einer Gallerie umgeben.

In Weſtminſter bemerken wir vor allem die herrliche Weſtminſter-Abtei unweit des Ufers, eins der größten und zugleich zierlichſten Ueberbleibſel der gothiſchen Baukunſt, deren vollendetſter und ſchönſter Theil die von Heinrich **VII.** 1502 auf der Weſtſeite angebaute Kapelle iſt, worin ſein Begräbniß, das der Eliſabeth und der Maria Stuart und mehrerer Könige und Königinnen von England ſich befinden. Das Innere der eigentlichen Weſtminſter-Abtei iſt durch eine doppelte Reihe von Grabdenkmälern aller Art, in der bunteſten Unordnung neben einander aufgeſtellt, mehr entſtellt als geziert. Hier ruhen auf der einen Seite, im ſogenannten **Poet's corner** (kahrner oder Poeten-Ecke) die ausgezeichnetſten Dichter, Schriftſteller und Künſtler, auf der andern eine große Anzahl von Helden und Staatsmännern Britanniens. Aber alle dieſe Monumente, von denen nur ſehr wenige wahre Kunſt verrathen, viele hingegen die gröbſte Geſchmackloſigkeit zeigen, machen in ihrer bunten, oft höchſt contraſtirenden Miſchung, einen läſtigen und widrigen Eindruck. Der Gedanke iſt vortrefflich, die Ausführung aber mußte unangenehm ausfallen, weil keine leitende Idee das Ganze ordnete. An ſchönen Werken der Bildhauerei iſt überhaupt London ſehr arm. Außer den wenigen wahrhaft gelungenen Denkmälern in der Weſtminſter-Abtei giebt es nur wenig Vortreffliches der Art in London. Zu dem Schönſten gehören die eherne Statue Carls **I.** zu Pferde auf dem Platze **Charingcross**, und die vortreffliche Statue Jakobs **II.** in einem Hofe eines der ſchönſten Gebäude von Weſtminſter, **Banquetinghouse** oder **Whitehall** (ueitehahl) genannt, vor welchem Carl **I.** enthauptet ward. Das Fenſter, aus welchem er das davor errichtete Blutgerüſte beſtieg, iſt zugemauert worden. Ganz abſcheulich iſt dagegen die Statue der Königin Anna, mit Zepter, Krone und einem gewaltigen Reifrock, welche den Eingang zur herrlichen Paulskirche verunziert. Nicht viel beſſer iſt die eherne Statue des verſtorbenen Königs Georgs **III.** auf dem **Berkeley Square.** In neuerer Zeit iſt dem berühmten Fox eine Statue auf dem **Bloomsbury Square** im nördlichen Theile der Stadt, und dem Herzog von Wellington zu Ehren eine Statue des Achilles aus erober-

ten Kanonen gegoſſen, im ſüdöſtlichen Theil des Hyde-Park errichtet worden.

Der Weſtminſter-Abtei gegenüber, am Ufer der Themſe, liegt **Westminster Hall**, ein ſchönes, altes gothiſches Gebäude, welches einen der größten Säle in der Welt enthält, worin ehemals oft große Hoffeſte gegeben, Parlamentsſitzungen gehalten worden und noch jetzt die Könige gekrönt zu werden pflegen. In andern Theilen des Gebäudes halten verſchiedene Gerichtshöfe ihre Sitzungen. An der Oſtſeite von Weſtminſter Hall lagen die beiden unanſehnlichen Gebäude, in welchen die beiden Häuſer des Parlaments ſich verſammelten. Das **House of Commons** (Unterhaus) ſtieß an Weſtminſter Hall ſelbſt; es war eine ehemalige Kapelle und ſo klein, daß es kaum die Mitglieder und auf den Gallerieen höchſtens 150 Zuſchauer faſſen konnte. Dem Eingange gegenüber war der Sitz des Sprechers, vor ihm ein grün behangener Tiſch, an welchem 2 Schreiber ſaßen; dieſe und der Sprecher ſind wie die engliſchen Richter gekleidet, d. h. ſie tragen einen ſchwarzen Mantel mit einem weißen Ueberſchlag und eine große Perücke. Die übrigen Mitglieder ſitzen auf Bänken in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Durch einen gothiſchen Säulengang hing dies Gebäude mit dem ſüdlicher gelegenen **House of Lords** (Oberhaus) zuſammen. Der Raum war hier faſt noch enger als im Unterhauſe, und das Innere nur durch einen Thron für den König geſchmückt. Die Wände waren mit alten Tapeten, welche den Sieg über die Spaniſche Armada darſtellten, behangen. Der Lord Kanzler, als Sprecher des Oberhauſes, ſaß auf einem Wollſack. Beide Häuſer ſind am 16. October 1834 faſt ganz niedergebrannt und es iſt jetzt im Werke, dem Parlamente ein neues, viel größeres und ſchöneres Gebäude am Strande, unterhalb der Weſtminſter Brücke, zu errichten; es ſoll 870 Fuß lang und 340 Fuß breit werden.

Eins der unanſehnlichſten Gebäude in ganz London iſt die ehemalige Reſidenz des Königs, **St. James's** (dſchäms) **palace**, ein altes, finſteres, von Backſteinen erbautes und von der Zeit ſehr angegriffenes Gebäude, worin die Könige, ſeitdem 1695 der größte Theil des Whitehall-Pallaſtes abgebrannt war, wohnten. Ehemals ſtand auf dieſem Platze ein Hospital, dem h. Jakob, **St. James**, geweiht; daher der Name. Seine Lage, am weſtlichen Ende der Stadt, iſt deſto angenehmer. Hier befinden ſich, unter einander zuſammenhängend, die 3 einzigen Spaziergänge der Stadt. An den Pallaſt ſelbſt ſtößt der **St. James's Park**; weſtlicher von dieſem der **Green** (grihn) **Park** und nordweſtlich von dieſem der **Hyde** (heide) **Park**. Dieſe beſtehen alle nur aus großen, unregelmäßig mit Bäumen bepflanzten Wieſen, in deren Mitte ſich ein Waſſerbecken befindet. Die das Ganze umgebenden Alleen, ſo wie auch die ganz in der Nähe befindlichen

königlichen Gärten von **Kensington** werden häuſig von Londner Spaziergängern beſucht. Der jetzige königliche Pallaſt, früher **Buckinghamhouse**, jetzt **the king's palace**, liegt zwiſchen dem **St. James's** und dem **Green Park**. Das ältere Gebäude iſt ſeit 1825 bedeutend erweitert worden, ohne dadurch an Schönheit gewonnen zu haben. Vor demſelben ſteht ein Triumphbogen, welcher den Namen **Waterloo monument** führt. **York house**, dem alten St. James-P. gegenüber, 1825 erbaut, iſt ein ſchönes aber ſchwerfälliges Gebäude. **Carlton-house**, wo der letzte König als Prinz Regent wohnte, iſt jetzt abgebrochen worden. — Endlich **Somerset house**, ein großes, prächtiges, aber ſchwerfälliges Gebäude am Ufer der Themſe, wo die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, **royal** (reuel) **society** (ßoßeiheti), und die der Alterthumsforſcher ihre Verſammlungen halten. Nach Norden zu hat ſich Weſtminſter in den letzten Jahren durch die Anlage des **Regents Park** anſehnlich vergrößert. Dies iſt ein öffentlicher Spaziergang von der Größe des Hyde-Parks, wie dieſer mit Baumgruppen, Alleen und Waſſerpartieen geſchmückt, um welchen herum eine Menge der ſchönſten und größten neuen Häuſer erbaut worden iſt. Unweit davon öſtlich liegt das ſehr großartige Gebäude der neuen Londner Univerſität.

Im ſüdlichen Theile der Stadt, oder in Southwark, befinden ſich nur 3 bedeutende Gebäude. 1) **Lambeth palace**, ein altes, in verſchiedenen Zeiten aufgeführtes und daher unförmliches Gebäude, am äußerſten weſtlichen Ende, am Ufer des Fluſſes, die Wohnung des Erzbiſchofs von Canterbury. Hier, wie häuſig in England, tritt der Fall ein, daß die Biſchöfe nicht an dem Orte wohnen, wovon ſie den Titel führen, ſondern da, wo ſie urſprünglich Pfarrer ſind. So war das ehemalige Dorf **Lambeth** die eigentliche Pfarre des Erzbiſchofs von Canterbury. 2) Das große Gefängniß **Kingsbench** blos für Zahlungs unfähige Schuldner, welche darin oft mit ihren Familien wohnen und alle mögliche Freiheit genießen, ſo daß Bälle und Concerte darin gegeben werden. 3) Das **New-Bethlem**-Hospital, wovon oben (S. 323.) die Rede geweſen.

Der Fremde, der nicht ganz vorzügliche Empfehlungsſchreiben mitbringt, wird den Aufenthalt in London und in England überhaupt ſehr langweilig finden. Geſelligkeit und bereitwillige Aufnahme der Fremden gehören keineswegs zu den National-Tugenden der Engländer; vielmehr macht das von Natur etwas finſtere, ungeſellige, mißtrauiſche Weſen des Engländers es dem Fremden ſehr ſchwer, Eingang in die Familien zu finden. Zwar wird er bei genauerer Bekanntſchaft wahre Theilnahme und biedere Freundſchaft finden, aber es iſt nicht leicht dies zu erlangen. Die große Geſchäftigkeit von der einen und die Liebe zum ungeſtörten häuslichen Leben, welche die beſſeren Familien auszeichnet,

von der andern Seite, machen den Engländer mißtrauiſch und verſchloſſen; nur ungern und nur für wahre Freunde opfert er ſeine Zeit und ſeine Bequemlichkeit. Auch an öffentlichen Vergnügungen iſt London ärmer als manche viel kleinere Stadt in Frankreich oder Deutſchland. Die Zahl und die Größe der Schauſpielhäuſer ſteht in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuern Bevölkerung. Man zählt zwar im Ganzen hier 13 bis 14 Theater, wovon indeß die meiſten und vornehmſten nur im Winter geöffnet ſind. Der Engländer iſt bei weitem nicht ſo ſchauſpielluſtig als der Franzoſe, ja ſelbſt als der Deutſche. Im Winter, d. h. vom 15. September bis zum 15. Mai, wird auf allen Theatern geſpielt. Die größeren ſind: **The king's theatre** oder die italiäniſche Oper, ſeit 1818 nach der Art der neapolitaniſchen Theater erbaut, mit Logen, welche durch Vorhänge zu verſchließen ſind: ein Hauptverſammlungsort der feinen Welt. **Drury-lane**, ein ſchwerfälliges, ſeit 1811 errichtetes Gebäude, welches über 3500 Zuſchauern faſſen kann. **Covent-garden**, ein ſchönes Gebäude, welches ſeit 1809 ſteht und über 3000 Menſchen enthalten kann. Dieſe beiden größeren Theater geben zwar noch vorzüglich die Shakeſpeariſchen Stücke, allein meiſt mit großen Veränderungen und zur Beluſtigung der Menge kommen dann noch Pantomimen, Poſſen und andre Dinge dieſer Art vor. Beide ſpielen nur im Winter. Kleinere Theater ſind: **Haymarket**, ſeit 1821 erbaut; **Royal Circus** oder **Surrey theatre** in Southwark; **Coburg th.** ebendaſelbſt; **Sadler's wells**, im nördlichſten Theile der Stadt, worin außer den Pantomimen, Poſſen und Balletten auch ſogenannte Naumachien oder Schiffkämpfe auf dem Waſſer gegeben werden. **The royal amphitheatre**, ſonſt Aſtley's Amphitheater in Southwark, wo vorzüglich Seiltänzer= und Pferdekünſte dargeſtellt werden. Alle dieſe letzteren ſpielen vorzugsweiſe im Sommer. Uebrigens hat kein Londner Theater eine ſtehende Truppe, ſondern die Schauſpieler werden immer nur für eine Theaterzeit, **season** (ßi'ſen), angenommen, gehen daher oft von einem zum andern und bereiſen in der Regel während des Sommers die Provinzen. England hat viele ausgezeichnete Schauſpieler gehabt: der größte von allen, deſſen Ruhm alle überſtrahlt, iſt **Garrick**, geſtorben 1779, eben ſo ausgezeichnet im Tragiſchen wie im Komiſchen. — Eine andre gewöhnliche Zuflucht für Fremde in großen Städten, die Kaffeehäuſer, tragen hier ebenfalls das Gepräge des ungeſelligen Nationalcharakters. Es ſind meiſt große, tiefe und daher finſtere Säle. An den Seitenwänden entlang ſtehen eine Menge kleiner Tiſche, jeder mit 2 Bänken; dieſe Bänke haben aber ſehr hohe Lehnen, an welchen ſich Vorhänge befinden, ſo daß die Geſellſchaft, die an einem dieſer Tiſche ſitzt, von der am benachbarten nicht geſehen werden kann; häufig bilden auch Bretterwände die

Abtheilung dieſer kleinen Behältniſſe, **boxes.** Eine Folge davon iſt, daß man an einem ſolchen Orte das tiefſte Stillſchweigen, höchſtens nur ein dumpfes Gemurmel wahrnimmt. Die Zeitungen, deren in London eine unglaubliche Zahl täglich erſcheinen, machen die einzige Unterhaltung aus. Das berühmteſte von allen iſt das bekannte **Lloyds**-Kaffeehaus im Gebäude der Börſe, der gewöhnliche Sammelplatz der großen Kaufleute, Mäkler ꝛc., wo auch die Nachrichten aus entfernten Ländern zuerſt ausgebreitet werden.

Zu den beliebteſten Vergnügungsörtern ſowohl der bemittelten Bürgerklaſſe, als ſelbſt der höheren Stände, gehört der **Vauxhall**-(wa'ks—) Garten am rechten Ufer der Themſe, unweit der Vaurhall-Brücke, in welchem eine prächtige Rotunde von vielen tauſend Lampen erleuchtet, und viele Zimmer im Sommer ein häufig beſuchter Sammelplatz der vornehmſten Welt ſind. Hier werden Concerte und kleine Schauſpiele gegeben, Feuerwerke abgebrannt, optiſche Darſtellungen u. ſ. w. gegeben, hier wird gegeſſen, getrunken, getanzt. Die geringere Bürgerklaſſe ſucht mit ihren Familien eine Erholung in den vielen Theegärten, wo in Lauben, die gewöhnlich einen ſchönen Raſenplatz umgeben, Thee und Wein gereicht wird. Bierſchenken und **Alehouses** (åhlhauſes) für die geringere Klaſſe, ſind unzählige in London. Die vornehme Welt hat wie überall ihre Concerte, Schauſpiele, Bälle und eine in London ganz eigenthümliche Art von großen Verſammlungen, **Routs** (rauts) (d. h. Verwirrung und Gedränge) genannt, wozu viele hundert Gäſte eingeladen und mit Erfriſchungen bedient werden, ſo weit es nemlich die unglaubliche Ueberfüllung der Zimmer erlaubt. An Sitzen, an Geſpräch iſt hier nicht zu denken; mit Mühe ſich aus einem Zimmer in das andre drängen und halb erdrückt wieder in den Wagen ſteigen, das iſt das Vergnügen eines glänzenden **Routs.** In der neueſten Zeit ſind die ſogenannten Almacks-Bälle, welche in einem Hauſe am St. James-Square gehalten werden, beſonders dadurch berühmt geworden, daß mit unerbittlicher Strenge alles davon abgehalten wird, was nicht zur feinſten modiſchen Welt gehört.

Nicht ganz ſo ſehr als in Frankreich, aber doch mehr als irgendwo in Deutſchland, ſind auch hier die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, Geſellſchaften und Sammlungen in der Hauptſtadt zuſammengedrängt. An der Spitze aller gelehrten Geſellſchaften Englands ſteht durch Alter und Ruhm ausgezeichnet die **royal society** (reuel ßoſſeiheti) (königl. Geſellſchaft), geſtiftet **1645**, deren zahlreiche Mitglieder einen anſehnlichen Geldbeitrag bei ihrer Aufnahme und ſonſt noch Beiträge zahlen. Sie verſammelt ſich in dem prächtigen **Somerset house.** In eben dieſem Pallaſte hat auch die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher ihre Säle. In

einem andern ähnlichen Gebäude am Strande, **Adelphi** genannt, hat die Geſellſchaft der Künſte ihren Sitz. Andre gelehrte Geſellſchaften, als: die **royal institution** (inſtitjuſchen) und die **London institution**, haben vorzüglich zum Zweck, chemiſche, phyſikaliſche und mechaniſche Kenntniſſe zu verbreiten. Da die engliſchen Univerſitäten ſich beinahe ausſchließlich auf Theologie und Philologie beſchränken, ſo waren für andre Zweige der Wiſſenſchaften Spezial-Schulen ein weſentliches Bedürfniß, und ſolcher giebt es viele in London, beſonders für Medizin, Jurisprudenz und Seewiſſenſchaften. Am ausgezeichnetſten durch ihr Alter und manche Sonderbarkeit ihrer Einrichtungen ſind die Inſtitute zur Bildung der Juriſten. Sie heißen **Inns of Court** und beſitzen jedes ſehr anſehnliche Gebäude, unter welchen der ſogenannte **Tempel** (einſt den Tempelherren zugehörig) an der Themſe, in der City, an der Gränze von Weſtminſter, das berühmteſte iſt. In dieſen Gebäuden wohnen die Studenten, um unter der Leitung der Lehrer, hier **Benchers**, die Rechtswiſſenſchaft theoretiſch und praktiſch zu ſtudiren; doch genießen ſie einer völligen Freiheit, niemand bekümmert ſich um ihre Fortſchritte, daher auch viele junge Leute ſich in dieſe Collegien bloß zu ihrem Vergnügen aufnehmen laſſen. Was dieſe Inſtitute ſo wichtig macht, iſt die Befugniß, ihren Zöglingen den Titel **Barristers** und damit das Recht der Advocatur zu ertheilen. — Das ganze Schulweſen liegt in England noch ſehr im Argen, nur die Univerſitäten und diejenigen Spezial-Schulen, die zu einem beſtimmten Berufe vorbereiten ſollen, ſtehen unter Aufſicht der Regierung; alle allgemeinere Bildungsanſtalten, die wir Schulen und Gymnaſien nennen würden, ſind Privatunternehmungen, um deren Beſchaffenheit ſich niemand bekümmert; daher findet man ihrer unzählige in den Städten und ſelbſt auf Dörfern; ſie heißen gewöhnlich **boarding schools** (bohrding ſkuhls) (Koſtſchulen), weil durchgängig in England die Schüler in der Schule wohnen, nehmen aber auch wohl den Titel **Academy** an. Eine ſtrenge Disciplin iſt das, was man noch am meiſten von ihnen rühmen kann, doch auch hierin zeigt ſich das Gepräge des Nationalcharakters. Nur Fehler des Ungehorſams oder Uebertretungen der eingeführten Geſetze beſtraft der Lehrer, und zwar mit unerbittlicher Strenge und ohne Unterſchied des Alters ſeiner Schüler; dieſe aber bilden wiederum unter ſich eine kleine Republik, worin Tadel und Auszeichnung allein durch die Meinung der Mitſchüler ertheilt und Gerechtigkeit geübt wird; denn in die Privat-Angelegenheiten und Streitigkeiten ſeiner Schüler miſcht der Lehrer ſich nie. Auch für Mädchen giebt es ähnliche Schulen, denn häusliche Erziehung iſt höchſt ſelten in England. Von dieſen Schulen gehen die Knaben im 12ten oder 14ten Jahre in Spezial-Schulen, oder nach einigem häuslichen

Unterricht auf die Univerſitäten. — Für die ſo zahlreiche Klaſſe der ärmeren Kinder iſt wenig geſorgt; von Schulen bei den Kirchen weiß man hier nichts, und wenn auch in London und in einigen Fabrikſtädten ſeit kurzem viele Sonntags- und Freiſchulen angelegt worden ſind, beſonders ſeitdem die Bell-Lancaſterſche Methode eingeführt worden, ſo reicht dies doch noch bei weitem nicht hin, der unglaublichen Verwilderung der niedern Jugend zu ſteuern.

Unter den vielen Bücher- und Kunſtſammlungen, wovon die meiſten jedoch Privateigenthum ſind, nimmt das Britiſche Muſeum unbeſtritten den erſten Rang ein. Es iſt aus Geſchenken und Ankauf mehrerer Privatſammlungen im vorigen Jahrhundert entſtanden, hat ſich ſeitdem und beſonders noch in der neueſten Zeit außerordentlich vermehrt, und umfaßt außer einer ſehr anſehnlichen Bibliothek, die an 60000 Manuſcripte zählt, und für welche ein neues, an das alte ſich anſchließende Gebäude errichtet worden iſt, ſehr reiche Sammlungen von Alterthümern, indiſchen Seltenheiten und Naturgegenſtänden. Alles dies iſt in einem weitläuftigen Gebäude, in dem nördlichen Theile von Weſtminſter, in great Russel street, aufgeſtellt, und wird, was in England als Merkwürdigkeit aufgeführt zu werden verdient, jedermann an mehreren Wochentagen unentgeldlich geöffnet. Wie groß aber auch die hier aufgehäuften Schätze ſeyn mögen, ſo machen ſie doch nur einen kleinen Theil von den Kunſt- und Naturſchätzen aus, welche in England zerſtreut ſind. Beinahe in allen den prächtigen Landhäuſern, womit England überſäet iſt, findet man die herrlichſten Gemälde, Antiken und andre Gegenſtände dieſer Art, die aber durch ihre Zerſtreutheit und die nicht ſelten ungefällige Sinnesart der Beſitzer, für das Studium ſo gut als verloren ſind.

Die wohlthätigen Stiftungen in London kann man ausgezeichnet nennen, und obwohl ſie nicht im Stande ſind dem Elende und dem Verbrechen ganz zu ſteuern; (denn welche Mittel könnten ausreichen in einer Stadt, wo täglich mehr als 30000 Menſchen erwachen, ohne zu wiſſen wovon ſie den Tag über leben ſollen); ſo zeigt ſich doch in der großen Zahl und Vortrefflichkeit der meiſten die Wohlthätigkeit des engliſchen Volkes im ſchönſten Lichte. Mit Ausnahme einiger wenigen ſind alle Hospitäler und ſonſtige Verſorgungsanſtalten in London theils von einzelnen Privatleuten geſtiftet und reichlich ausgeſtattet, theils werden ſie von freiwilligen Beiträgen erhalten. Unter den vielen Londner Hospitälern zeichnen ſich durch ihre Größe das Bartholomäus-Hospital in der City und das Thomas-Hospital in Southwark aus. In dieſen wie in allen übrigen herrſcht eine wahrhaft bewundrungswürdige Reinlichkeit. Unter den Erziehungshäuſern für arme Kinder ſind die bedeutendſten

das große Chriſtus-Hospital nahe beim Bartholomäus-Hospital, worin über 1000 Knaben erzogen werden, (für die Mädchen iſt ein ähnliches eingerichtet), und das große Findelhaus, welches ungefähr 400 Kinder erzieht. Außerdem giebt es in London noch über 100 Verſorgungsanſtalten für Alte, Arbeitsunfähige u. ſ. w. Am merkwürdigſten in ihrer Art ſind: das Erziehungs-Inſtitut für Kinder grober Verbrecher, deren Zahl leider in London jährlich ſehr groß iſt*), und das Magdalenen-Hospital zur Beſſerung der verworfenſten Klaſſe des weiblichen Geſchlechts: beide liegen in Southwark.

Die vielen Geſellſchaften, die es ſich zum Zweck gemacht haben, die Kenntniß des Chriſtenthums unter die Heiden zu verbreiten und auch die deutſchen Miſſionare thätig unterſtützen, ſind ein redender Beweis der frommen Geſinnung eines großen Theils des engliſchen Volks. In der neueſten Zeit haben die ſogenannten Bibelgeſellſchaften die größte Theilnahme in England, wo ſie entſtanden, erweckt. Große Summen werden fortdauernd auf den Druck der Bibel in mehreren aſiatiſchen Sprachen verwendet und ähnliche Unternehmungen in andern Ländern kräftig unterſtützt. Unleugbar aber iſt dieſer an ſich löbliche Eifer aus der beiſpielloſen Vernachläſſigung des Jugendunterrichts der ärmeren Klaſſen in England hervorgegangen, und wenn daher die Bibelgeſellſchaften bei uns eine weniger lebendige Theilnahme zu finden ſcheinen, ſo liegt der Grund wohl nur darin, daß das Bedürfniß bei uns nicht in dem Maaße vorhanden iſt, als in England. London iſt der Mittelpunkt des engliſchen Buchhandels; man rechnet den Werth der jährlich hier gedruckten Bücher auf 1 bis 2 Millionen Pf. St. Ganz unglaublich groß iſt vorzüglich die Zahl der täglich erſcheinenden Zeitungen (Newspaper) (njuspäpers) und Journale, wovon manche einen Abſatz von 8000 Exemplaren täglich haben. Die Zahl der einzelnen ſo erſcheinenden Blätter ſoll jährlich an 16 Millionen betragen.

Der Handel der Stadt London, der viele tauſend Menſchen beſchäftigt, iſt ſo bedeutend, daß er $^3/_5$ des ganzen britiſchen Handels ausmacht. Seinen höchſten Glanzpunkt hatte er zur Zeit der Continentalſperre erreicht und iſt ſeitdem eher wieder etwas geſunken. Von den größeren Kaufmannsverbindungen iſt die bedeutenſte in London und folglich in der Welt die berühmte oſtindiſche Compagnie. Sie beſteht aus einer Anzahl Kaufleuten, welche bisher das ausſchließliche Recht hatten nach Oſtindien zu handeln; an der Spitze derſelben ſtehen 24 Directoren, theils Kaufleute, theils ehemalige Beamte in Indien, die von der Geſellſchaft ſelbſt gewählt werden. Sie ward im Jahre

*) Man rechnet im Durchſchnitt jährlich über 1000 Verbrecher aller Art in London, in ganz Schottland hingegen nur einige 80.

1600 von der Königin Eliſabeth geſtiftet, blieb lange Zeit ziemlich unbedeutend, hat aber ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Einmiſchung in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten und durch glückliche Kriege, an Länderbeſitz ſo ungeheuer zugenommen, daß ihr Gebiet den Umfang des europäiſch-britiſchen Reiches wohl 5mal überſteigt. Sie zählt in Indien über 100 Millionen Unterthanen, und die abhängigen Gebiete mitgerechnet beherrſcht ſie über 115 Millionen; doch ernennt der König den dortigen Gouverneur, der mit einer ſehr ausgedehnten Macht bekleidet iſt. Erſt ſeit wenigen Jahren iſt für Indien eine kirchliche Einrichtung zu Stande gekommen und ein Biſchof hingeſendet worden. Bis 1813 hatte die Compagnie das Monopol des Alleinhandels mit Indien und China; mit dem Jahre 1814 traten ſchon einige Erleichterungen ein und der Handel mit Indien, nicht aber der mit China ward jedem britiſchen Unterthan unter gewiſſen Bedingungen freigegeben, wodurch der Handel ſich ſo ungemein gehoben hat, daß in der neueſten Zeit alle Beſchränkungen des Verkehrs, auch mit China, hinweggefallen ſind.

Die Londner Fabriken liefern eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden, vorzüglich Luxusartikel in Seide, Gold und Silber, Tiſchler- und Sattlerarbeiten u. ſ. w., wie ſich von einer ſolchen Stadt und bei einem ſo lebhaften Handel wohl denken läßt. Zu den bedeutendſten Gewerben gehört vorzüglich die Bierbrauerei. Bier iſt das Hauptgetränk der Engländer; der Wein iſt mit zu ſtarken Abgaben belaſtet und daher ſo theuer, daß man auch in den beſten Bürgerhäuſern bei der Mahlzeit nur Bier trinkt und den Wein für das Nacheſſen aufſpart, wo ſich dann die Frauen vom Tiſche entfernen, um in einem andern Zimmer den Thee zu bereiten, während die Männer oft noch ſtundenlang ſitzen und trinken, wobei häufige Toasts (tohſts) oder Geſundheiten und Trinkſprüche ausgebracht werden. Man hat zwei Hauptarten von Bier: das gewöhnliche, der Porter, ein ſchönes ſtark gehopftes Bier, welches eben ſo geſund als wohlſchmeckend iſt, und das Ale (ähl), ein ſtärkeres und daher ſehr erhitzendes und berauſchendes Bier ohne Hopfen. Unter den Londner Brauereien ſind einige wahrhaft rieſenhaft zu nennen. Außer den Menſchen und Pferden, welche das Verfahren des Biers beſchäftigt, ſieht man im Innern der Anſtalt wenig Menſchen. Eine Dampfmaſchine iſt der unſichtbare Hebel, der alles, das Getreide, das Waſſer, die Tonnen, in Bewegung ſetzt. Das fertige Bier wird in den Kellern in ſo ungeheuern Fäſſern aufbewahrt, daß die größeren beinahe ½ Million Maaß faſſen und das Zerſpringen eines derſelben vor einiger Zeit einige Häuſer zerſtörte und überſchwemmte. Solcher großer Anſtalten zählt London wohl ein Dutzend und es werden jährlich weit über 1 Million Tonnen Bier gebraut. Auch die Branntweinbrenne-

reien ſind höchſt bedeutend, da der **Gin** (dſchin), eigentlich Wachholderbranntwein, ein Lieblingsgenuß des Pöbels iſt.

Die Gegend um London, ohne beſondere Naturſchönheiten, iſt begreiflicher Weiſe außerordentlich angebaut. Vorzüglich an der Themſe, oberhalb und unterhalb der Stadt, drängen ſich Städte und Dörfer ſo an einander, daß es kaum möglich iſt die Gränzen der Stadt gegen die zunächſt liegenden Ortſchaften zu beſtimmen. Verfolgen wir die Themſe öſtlich, nach ihrem Ausfluſſe zu, ſo finden wir den faſt noch zur Stadt ſelbſt gehörigen Ort **Deptford** (dettford), wo ſich große Magazine für die Flotte befinden, ſo wie weiter öſtlich in **Woolwich** (wuhlitſch) an der Themſe eine Militair-Akademie und das große Artillerie-Depot. **Chatam**, am Ausfluß des Medway und **Sheerness**, auf der Inſel **Sheppey**, beide in der Nähe der Themſe Mündung, ſind ebenfalls reich an Anſtalten zur Ausrüſtung und Ausbeſſerung der Kriegsflotte. **Greenwich** (Grinitſch), öſtlich an Deptford gränzend, iſt berühmt durch ſeinen von den Londnern vielbeſuchten Park, das prachtvolle Hospital für Seeleute und die königliche Sternwarte. Das Hospital für drei tauſend invalide Matroſen iſt eins der größten Gebäude in England, urſprünglich ein von Carl **II.** erbautes Schloß; unter Wilhelm und Maria und der Königin Anna wurden noch 3 ähnliche Gebäude, welche die Namen ihrer Stifter führen, hinzugefügt, und auf dem freien Platz zwiſchen den 4 Gebäuden ſteht eine Marmorſtatue Georgs **II.** Die Reinlichkeit im Innern, die vortreffliche Verpflegung und Bekleidung der Invaliden, die jeder ein eignes kleines Kabinet bewohnen und außer der ſehr guten Koſt noch ein kleines Taſchengeld erhalten, haben wohl ihres Gleichen nicht in der Welt. Außerdem erhalten 5400 Exſpectanten jeder jährlich 4½ bis 27 Pfund Sterling bis zu ihrer Aufnahme. Die 150 Aufwärterinnen müſſen ſämmtlich Wittwen von Seeleuten ſeyn. Mit dieſer Anſtalt iſt eine Schule für verwaiſete Kinder von Seeleuten verbunden, wo ſie zum Seedienſt vorbereitet werden. Auf einem Hügel im Park ſteht die große Sternwarte, von welcher man eine herrliche Ausſicht über die Themſe hat. Die engliſchen Geographen nehmen den Meridian dieſes Orts für den erſten an. Die neue Eiſenbahn von London nach Greenwich iſt von der **London bridge** beginnend über viele Häuſer und Straßen auf Bogen ruhend weggeführt und zum Theil wenigſtens 1836 vollendet und eröffnet worden. — Weſtlich von London drängen ſich die Ortſchaften nicht weniger an einander; hier liegen die königlichen Luſtſchlöſſer und die Landſitze einer großen Menge reicher Privatleute. Wir bemerken hier:

Chelsea, am linken Ufer der Themſe, mit mehr als 28000 Einwohnern, hat ſich in der neuern Zeit ſo erweitert, daß es

ſchon als ein Theil von London zu betrachten iſt. Hier befindet ſich das große Invalidenhaus für die Landtruppen; es iſt eben ſo vorzüglich eingerichtet, als das zu Greenwich, faßt aber nur an 400 Perſonen; mehrere Tauſend anderswo lebende erhalten nur Penſion. Mit dem Hospital iſt eine Erziehungsanſtalt für 1000 Soldatenkinder verbunden.

Das prächtige Dorf **Richmond**, am rechten Ufer der Themſe, von deſſen Hügel man eine entzückende Ausſicht über den Strom und die reich bebaute Gegend genießt. Richmond iſt der Lieblings=Sommeraufenthalt der feinen Welt und beſitzt ein gutes Theater. An den Park von Richmond ſtoßen die königlichen Gärten von **Kew** (kju). Das Schloß iſt ein ſehr unbedeutendes Gebäude und der Garten mit geſchmackloſen Pavillons, Pagoden, Ruinen ꝛc. überladen, aber der eigentliche botaniſche Garten einer der beſten und reichſten in der Welt.

Einige Meilen weiter gegen Weſten am rechten Ufer der Themſe liegt das berühmte Schloß **Windsor**, früher der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie. Das Schloß beſteht aus mehreren nicht zuſammen paſſenden Gebäuden aus ſehr verſchiedener Zeit, wovon das älteſte, im gothiſchen Style, mit Thürmen verſehen iſt. Schon Wilhelm der Eroberer ſoll hier ein feſtes Schloß angelegt haben; mehrere ſpätere Könige fügten eine Capelle und andre Gebäude hinzu; am meiſten verdankt das Schloß den beiden letzten Königen Georg III., deſſen Lieblingsaufenthalt es war, und Georg IV. Die Parks und Gärten ſind ſehr weitläuftig, alles aber zeugt von der edelſten Einfachheit, und alles Steife und Läſtige des gewöhnlichen Hoflebens war aus dieſem Aufenthalte verbannt. Windſor gegenüber am linken Ufer liegt der berühmte Schulort **Eton** oder **Eaton** (It'n). Die Schule oder das Collegium zu Eton ward von Heinrich VI. 1440 geſtiftet und hat im Weſentlichen ſeine erſte Einrichtung bis jetzt behalten. Ein Probſt und 7 **Fellows**, oder Gehülfen, bilden das Collegium, oder eigentlich ein Domherrn=Capitel, denn mit dem Unterrichte haben ſie gar nichts zu ſchaffen, genießen aber außer freier Wohnung und Tiſch noch anſehnliche Einkünfte. Zur Stiftung gehören 70 Schüler, die unentgeltlich erhalten werden und unter zwei Lehrer vertheilt ſind. Außerdem aber wird die Schule von mehreren Hunderten reicher Knaben beſucht, welche in mehreren, unter Aufſicht des Collegiums ſtehenden Häuſern wohnen. Der Aufenthalt auf dieſer Schule iſt ziemlich theuer, und Latein, Griechiſch und etwas Geographie, ſind die einzigen Gegenſtände des gewöhnlichen Unterrichts; für andre Gegenſtände müſſen beſondere Lehrer bezahlt werden. — Dicht bei Eton liegt das Dorf **Slough** (ſloh), wo der berühmte Aſtronom Herſchel wohnte und 1822 geſtorben iſt. — Außerdem iſt

die ganze Gegend zwiſchen Windſor und London mit Landſitzen der Reichen und Großen überſäet.

Nach unſerer weiter oben angekündigten Eintheilung werden wir nun die bedeutendſten Städte Englands anführen, und zwar zuerſt die Handels- und Seeſtädte. Kein Land in der Welt hat eine für den Handel ſo günſtige Lage und eine verhältnißmäßig ſo große Zahl vortrefflicher Häfen, vorzüglich an der ſüdlichen Küſte; hier finden wir, von Weſten an gerechnet:

Falmouth (falmauds), in dem Herzogthum **Cornwall**, einer gebirgigen und beſonders an Zinn, Kupfer und Blei reichen Provinz, mit einem vortrefflichen Hafen, aus welchem die Packetboote nach Spanien, Portugal und Amerika abgehen, und etwa 12000 Einw. An der ſüdweſtlichen Spitze dieſer Provinz liegen die **Scilly**-Inſeln, **les Sorlingues**, bei den Alten **Silūres** oder **Cassiterīdes** genannt, 145 an der Zahl, wovon nur 6 bewohnt ſind. Die Hauptinſel heißt **St. Mary**.

Plymouth (plimmauds), in **Devonshire**, oder vielmehr die 2 Orte **Plymouth**, und **Devonport** oder **Plymouth Dock**; letzteres, die Schiffswerfte enthaltend, iſt der bedeutendſte von ihnen; zuſammen zählen ſie an 80000 Einw. Plymouth iſt ſtark befeſtigt, und der treffliche Hafen, bei welchem ſich die nöthigen Magazine und Zeughäuſer befinden, nimmt in Friedenszeiten einen Theil der Kriegsflotte auf. Um die Gewalt der in den Hafen, oder vielmehr Meerbuſen, eindringenden Wogen des Oceans zu brechen iſt ein Rieſenwerk, ein queer vor dem Eingange des Hafens liegender **Breakwater** (brehkwater), Waſſerbrecher oder Felſendamm, der an 8 Millionen Thaler gekoſtet hat, geworfen worden. Einige Meilen vom Hafen hat man auf einen nur wenig aus der See hervorragenden, und daher höchſt gefährlichen Felſen, **Eddystone**, einen ſchönen 80 F. hohen Leuchtthurm erbaut, der zu den herrlichſten und kühnſten Werken dieſer Art gehört; ein früher dort errichteter wurde 1703 ſo gänzlich von den Wellen verſchlungen, daß keine Spur davon übrig blieb. Ein zweiter 1706—8 dort erbauter brannte 1755 bis auf den Grund ab; der jetzige ſteht ſeit 1756.

Southhampton (ſaudshämpten) mit 19000 Einw., in der Grafſchaft gleiches Namens, auch **Hamp**- oder **Hantshire** genannt, an einem tief ins Land gehenden Meerbuſen; die Gegend um dieſen Ort iſt ſo ſchön und fruchtbar, daß man ſie den Garten von England zu nennen pflegt. In einiger Entfernung ſüdlich von der Stadt findet man am öſtlichen Ufer des Meerbuſens die herrlichen Ruinen der alten Abtei **Netley** (netli). Auf dem weſtlichen Ufer liegt der bedeutende Wald **New** (nju) **forest**, welchen Wilhelm der Eroberer, nach Vernichtung von 36 Dörfern und Vertreibung ihrer Einwohner, anlegte, um hier der Jagd zu pflegen; zwei ſeiner Söhne und einer ſeiner Enkel fan-

den hier auf der Jagd den Tod. Der Wald bei Windſor iſt auf die nemliche Weiſe entſtanden.

Portsmouth (**Portus magnus**), Hauptkriegshafen und Hauptfeſtung Englands; ſie liegt auf dem weſtlichen Ufer der Halbinſel **Portsea**, am Eingange eines tiefen Meerbuſens, der die ganze engliſche Seemacht aufzunehmen im Stande wäre. Ihr gegenüber, am weſtlichen Ufer des Meerbuſens, liegt die Stadt **Gosport**, mit einem Hafen für Kauffahrdeiſchiffe und einem Seehospital. Zwiſchen beiden Städten und der davor liegenden Inſel **Wight** iſt die berühmte Rhede von **Spithead** (—hedd), eigentlich der Name einer ſpitz auslaufenden Sandbank, wo oft große Kriegs- und Handelsflotten ſich vor dem Auslaufen zu verſammeln pflegen. Die Schiffswerft, Docken, Magazine, Ankerſchmieden, Taudrehereien und andre zur Ausrüſtung einer Flotte nöthigen Anſtalten ſind hier im größten Maaßſtabe vorhanden. Portsmouth mit der viel größeren Vorſtadt **Portsea**, hat allein über 50000 Einw. und Gosport 16000.

Die Inſel **Wight** (ueit) (**Vectis**), mit etwa 24000 Einw., hat ein ſo mildes Klima, iſt ſo ſchön angebaut und gewährt ſo viele liebliche und großartige Ausſichten, daß ſie ſehr häufig von Reiſenden beſucht wird und ſeit mehreren Jahren ſich auch viele Reiche und Vornehme hier Landhäuſer erbaut haben. Die Inſel iſt beinahe überall, beſonders auf der weſtlichen Seite, von ſchroffen Kreidefelſen begränzt, deren zackige Spitzen am weſtlichſten Ende den Namen **Needles** (nidDls), Nadeln, führen. Der Boden eignet ſich vorzüglich für die Schafzucht. Der Hauptort **Newport**, (njuport) ein niedlicher Flecken, liegt in der Mitte der Inſel, und nicht weit davon das jetzt verfallene, ehemals feſte Schloß **Carisbrook** (kährisbruhk), wo Carl **I.** eine Zeitlang gefangen ſaß und einen vergeblichen Verſuch zu entfliehen machte.

Brighthelmstone, gewöhnlich nur **Brighton** (breitn) genannt, in der Grafſchaft **Sussex**, urſprünglich ein kleiner, unbedeutender, in einer traurigen und öden Gegend am Meere gelegener Ort, den aber die Mode zu einem berühmten Badeort erhoben hat, jetzt iſt es eine hübſche Stadt mit 40000 Einw. Der königliche Pallaſt iſt ein buntſcheckiges, geſchmackloſes Gebäude in orientaliſchem Styl. Man badet hier auf eine beſondere Weiſe. In andern Seebädern werden bedeckte zweiräderige Karren ins Meer geſchoben, aus welchen der Badende ins Waſſer ſteigt: hier aber legt man ſich am Ufer nieder und läßt ſich ſo von dem Wellenſchlage beſpülen. Uebrigens iſt Brighton der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Dieppe.

Der ſonſt unbedeutende Hafen **Pevensey** iſt berühmt, weil hier Wilhelm der Eroberer zuerſt ans Land ſtieg und bald darauf den 14. Oct. 1066 bei dem Flecken **Hastings** die entſcheidende Schlacht gewann, in welcher ſein Nebenbuhler Harald fiel. Zum An-

Andenken dieſes Sieges erbaute er, in der Nähe von Haſtings die Abtei **Battle** (Schlacht), jetzt ein kleiner Ort, mit der ſchönen Ruine der Abtei.

Dover (**Dubrae**), in der Grafſchaft **Kent**, ein kleiner Ort mit einem unbedeutenden Hafen und etwa 15000 Einw. Von hier gehen die Packetboote nach Calais und Oſtende. Die Citadelle liegt auf einer Höhe bei der Stadt. Hier befindet ſich auch der berühmte ſchroffe Kreidefelſen am Ufer, welchen Shakeſpeare im Lear beſchreibt und welcher daher Shakeſpeares Felſen genannt wird.

An der öſtlichen Küſte bemerken wir:

Deal (dihl) mit 11000 Einw., den ſogenannten Dünen (**Downs**) (dauns) gegenüber, wo die Schiffe Lebensmittel einzunehmen pflegen.

Ramsgate und **Margate**, beide auf der Inſel **Thanet**, ſind viel beſuchte Seebäder.

Bei **Gravesand** (grehwſend), am Ausfluß der Themſe, ſind unzählige Küchengärten, welche London und die Flotten mit Gemüſe verſehen.

Colchester, mit 16000 Einw. iſt durch ſeine Auſtern berühmt.

Harwich (herritſch), an der Mündung der **Stour** (ſtaur), in der Grafſchaft **Essex**, mit 14000 Einw.; gewöhnlicher Ueberfahrtsort nach Holland, Hamburg und Schweden.

Yarmouth in **Norfolk** (norfock) **shire**, an der Mündung der **Yare**, mit 21000 Einw. Sie treibt ſtarken Handel, beſonders mit Heringen, die hier in großer Menge gefangen werden; dieſer Fang allein beſchäftigt an 150 Schiffe. Dem Lord Nelſon zu Ehren hat die Stadt eine 78 F. hohe Säule errichten laſſen.

Norwich (norritſch) an der **Yare**, mit 60000 Einw. iſt eine der ſchönſten Städte des öſtlichen Englands; ihre Kathedrale gehört zu den älteſten und ſchönſten im Lande. Die Tuchmachereien ſind ſehr bedeutend.

Hull, oder vielmehr **Kingston upon** (opan) **Hull**, in **Yorkshire**, am kleinen Fluſſe **Hull**, an der Mündung des **Humber**, die vierte unter den großen Handelsſtädten Englands, da ſie nur **London**, **Liverpool** und **Bristol** in dieſer Hinſicht weicht, mit 54000 Einw., Schiffswerften und Docks. Hier wird ſeit 1815 ein Theil der Güter aus Oſtindien ausgeladen. Die Hauptgeſchäfte werden indeß mit Rußland, Deutſchland, Holland und dem britiſchen Amerika gemacht. Die Stadt beſaß 1832, 557 eigne Schiffe. Der Wallfiſchfang beſchäftigt einige 50 Schiffe.

Newcastle (njukahſl) in **Northumberland** (nortómber —) am **Tyne** (tein). Ehemals eine ſtarke Gränzfeſtung gegen Schott-

land, alle Spuren der alten Zeit ſind aber hier verſchwunden und die unermeßlich reichen Steinkohlenwerke in der Nähe haben zu einem ſo ausgedehnten Handel und ſo vielen Fabriken Veranlaſſung gegeben, daß **Newcastle** mit dem gegenüberliegenden **Gateshead** (gätesheddd) und den weiter abwärts liegneden Orten **Shields** und dem Hafen **Tynemouth** (teinemauds) faſt nur Eine Stadt von mehr als 100,000 Einw. bildet. Die Verſchiffung der Kohlen allein beſchäftigt über tauſend Schiffe, und dieſer Theil der Schifffahrt wird für die beſte Schule gehalten, woraus England ſeine Seeleute zieht. Der Ueberfluß an Steinkohlen hat die ganze umliegende Gegend mit Fabriken überſäet, vorzüglich in Glas, Metall und Steingut. Von Newcaſtle bis Carlisle (karleil) findet man quer durch das Land noch Spuren des **Picts-wall**, einer ehemals 8 F. dicken und wohl 12 F. hohen Mauer, welche die Römer als Schutzwehr gegen die häufigen Einfälle der wilden Picten, damals Bewohner Schottlands, unter Hadrian und ſpäter unter Septimius Severus aufführten.

An der weſtlichen Küſte:

Liverpool (liwwerpuhl), in der Grafſchaft **Lancaster**, am Ausfluß des Merſey, nach London die größte Handelsſtadt in England, mit 165000 Einw., während ſie in älteren Zeiten kaum einige Hunderte zählte, und rechnet man noch hinzu, daß die nahe gelegenen Dörfer durch den Ueberſchuß der Stadtbevölkerung zu anſehnlichen Städten erwachſen ſind, ſo kann man die Geſammtbevölkerung auf mehr als 200,000, ſchätzen. Ihre Lage iſt ſehr ſchön und mehrere öffentliche Gebäude und Anſtalten verdienen Aufmerkſamkeit: dazu gehören vorzüglich das ſchöne Stadthaus mit einer prächtigen Kuppel und die dahinter liegende Börſe; letztere, bildet ein im Innern mit Säulenhallen umgebenes Viereck; welches ein Denkmal dem Lord Nelſon zu Ehren umgiebt. Ferner der Hafen mit 13 Docks, die älteſten und ſchönſten in England, und großen Schiffswerften. Ein vortrefflicher botaniſcher Garten und das Athenäum, eine Anſtalt, welche alle engliſche Zeitſchriften und eine bedeutende Bibliothek beſitzt, ſind durch freiwillige Beiträge der Einwohner geſtiftet, ſo wie auch die erſte Blinden-Unterrichtsanſtalt in England. Der Hauptgegenſtand des Handels waren ehemals die Negerſklaven, und noch jetzt iſt der Handel nach Afrika und Weſtindien ſehr bedeutend, mit Elfenbein, Farbehölzern, Taback, Zucker u. ſ. w. Durch Kanäle und Eiſenbahnen mit den großen Fabrikſtädten des Innern verbunden iſt **Liverpool** der Hauptplatz für die Ausfuhr aller Producte der Induſtrie, beſonders der Baumwollenwaaren. Eben ſo iſt der Zwiſchenhandel mit Irland, von wo Getreide und andere Lebensmittel bezogen werden, höchſt bedeutend. Die Stadt beſitzt über 850 eigne Schiffe und über 10000 beſuchen jährlich ihren Hafen. Viele Packetboote gehen faſt täglich von hier nach

mehreren Punkten von N. und S. Amerika, nach dem Mittelmeer und nach Portugal; und Dampfſchiffe nach Irland, Schottland und mehreren engliſchen Häfen. Auch wird größtentheils hier das Steinſalz, aus den nicht ſehr entfernten Gruben von **Northwich** (norditſch), mit Seewaſſer vermiſcht verſotten und verſendet. Von hier nach dem betriebſamen Mancheſter führt eine 1830 fertig gewordene Eiſenbahn, auf welcher Dampfwagen, mehrere ſchwer beladene Frachtwagen nach ſich ziehend, den Weg von 6¼ Meilen in kurzer Zeit zurücklegen. Dieſe Anlage bot unermeßliche Schwierigkeiten dar; es mußten hohe Dämme durch tiefe Moräſte und mehrere Thäler gezogen werden, um den Weg faſt vollkommen wagerecht zu machen; mehrere Hügel mußten durchſtochen werden, worüber wieder Brücken geſchlagen werden mußten, um die alten ſchon vorhandenen Straßen nicht zu unterbrechen. Das ſchwierigſte aber war zum Hafen von Liverpool ſelbſt zu gelangen; zu dieſem Ende wurde durch den Hügel, auf welchem die Stadt liegt, ein Tunnel oder unterirdiſcher Weg, unter der Stadt weg, über 6700 F. lang, gebrochen, und da er auf dieſe Länge über 120 F. anſteigt, ſo mußten wieder eigne Dampfmaſchinen angelegt werden, um die Wagen bis da hinauf zu ziehen, wo die Straße wagerecht nach Mancheſter fortläuft.

Chester (tſcheſtr) (**Deva**), in der Grafſchaft gleiches Namens, am Ausfluß des **Dee** (di), mit etwa 22000 Einw. in einer ſehr fruchtbaren und lachenden Gegend. Die Stadt gehört zu den älteſten in England, ſie hat daher noch zum Theil herrliche alte Mauern, die breit und wohl unterhalten zum Spaziergang dienen, und ein altes, auf einer Höhe gelegenes, etwas verfallenes Caſtell. Die Bauart der Häuſer iſt ganz von der in England üblichen verſchieden. Die Häuſer ſind alle von Holz, mit Fachwerk, die Giebel nach den Straßen zu, wie in alten Städten in Deutſchland, gewöhnlich 4 Stock hoch; das zweite aber tritt ſtark zurück und bildet alſo Gallerieen, zu welchen man durch eine Treppe von außen gelangt, und wo die Kaufladen angelegt ſind. Einen ſonderbaren Contraſt mit dieſen alterthümlichen und ſchlechten Häuſern bildet das neue, im ägyptiſchen Style höchſt ſolid aufgeführte Gefängniß, das prächtigſte in England.

Bristol (briſtl), in der Grafſchaft **Somerset**, am **Avon** (ehven) unweit ſeines Einfluſſes in die Severn, die hier einen Meerbuſen bildet, die dritte Handelsſtadt des Landes, mit über 105,000 Einw. Sie liegt ſchön, auf mehreren Hügeln, hat aber nur wenige gut gebaute Straßen, die meiſten ſind eng, düſter, ſchmutzig und werden von armen Fabrikarbeitern bewohnt. Die Nähe bedeutender Kohlengruben hat hier und in der Gegend die Anlage von vielen Glashütten, Kupfer-, Meſſing-, Eiſen- und Bleiwerken, Steingutfabriken, Zuckerſiedereien, Brauereien

u. ſ. w. veranlaßt. Die Stadt zählt an 300 eigne Schiffe. Der Handel verſchlingt hier alles, an Künſte und Wiſſenſchaften wird nicht gedacht, ſelbſt die Schulen ſind höchſt elend. Die Methodiſten ſind hier überaus zahlreich; das nemliche bemerkt man beinahe in allen Fabrikſtädten Englands. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt in einem engen Felſenthale, durch welches der Avon ſtrömt, die Briſtoler heiße Quelle **Hotwell**, deren jedoch nur lauwarmes Waſſer häufig von Kranken genoſſen wird. Die Enge des Raums hat nur die Anlage weniger Häuſer geſtattet; das neue Brunnenhaus liegt auf einem Felſen und hat eine ſchöne Ausſicht.

Fabrikſtädte.

Der ausgebreitete und in den letzten Jahrzehenden beinahe ausſchließliche Handel Englands hat die Fabriken zu einer unglaublichen Höhe gebracht, und der an immer neuen Erfindungen fruchtbare Scharfſinn der Engländer, ihre raſtloſe Thätigkeit und ihre großen Reichthümer haben ſie in dieſer Hinſicht über alle ihre Nebenbuhler erhoben. Es giebt beinahe keine Stadt in England, wo nicht irgend ein Erwerbzweig auf eine ausgezeichnete Weiſe betrieben würde, und die vor kurzem noch unbedeutendſten Oerter ſind dadurch zu anſehnlichen und volkreichen Städten angewachſen. Freilich aber, weil Mode und Zufall, Krieg und Friede einen oft plötzlichen und entſcheidenden Einfluß auf den Abſatz gewiſſer Artikel haben, hat auch die Zahl der verarmten Fabrikarbeiter, die der öffentlichen Unterſtützung bedürfen, unglaublich zugenommen. Wir begnügen uns hier die größten und bedeutendſten Fabrikſtädte zu erwähnen.

An der Spitze von allen ſteht jetzt **Birmingham** (börminghem) in **Warwikshire**, an einem Arm des großen Kanals, der die Stadt mit Liverpool und London in Verbindung ſetzt. Sie zählt über 142,000 Einw. Sie bietet nichts weniger als einen erfreulichen Anblick dar, hohe und weitläuftige Fabrikgebäude, kleine unanſehnliche Häuſer und alles von ewigen Rauchwolken eingehüllt und geſchwärzt, ärger noch als in London. Kein einziges öffentliches Gebäude, das Theater und das neue Rathhaus etwa ausgenommen, fällt in die Augen. Auf dem Markte iſt indeß Nelſon eine Statue errichtet. Und eben ſo ſieht es in der Gegend weit und breit aus, überall einzelne Häuſer, Kohlendampf und Maſchinengeraſſel. In der großen Mannigfaltigkeit der Fabriken aller Art zeichnen ſich die in Stahl und Eiſen, Kupfer, Blech, plattirten und lackirten Waaren vorzüglich aus. Leider iſt ſeit mehreren Jahren jedem Fremden der Zutritt in die Werkſtätte unerbittlich unterſagt, weil man allzu häufig die Erfahrung gemacht hatte, daß die ſinnreichſten Erfindungen durch

die frühere Gefälligkeit dem Auslande mitgetheilt wurden. Die ganze Gegend bis **Wolverhampton**, 3 Meilen von **Birmingham** iſt mit Fabrikanlagen bedeckt.

In dem nahe gelegenen Orte **Sohó** ſind außer ſehr bedeutenden Eiſen= und Stahlfabriken die großen Fabrikanlagen der berühmten Unternehmer **Boulton** und **Watt**, wo beſonders die ſchönſten plattirten Waaren verfertigt werden und eine Münzwerkſtätte ſich befindet, auf welcher ſelbſt die engliſche Regierung ihre Kupfermünze prägen läßt. Die einzige Nebenbuhlerin **Birminghams** iſt **Sheffield**, in **West Riding** (reiding) (W. Diſtrict) **Yorkshire**. Sie war ſchon in älterer Zeit wegen ihrer Waffenfabriken berühmt, jetzt aber iſt ſie es durch ihre Stahl= und Meſſer=Fabriken aller Art. Sie zählt über 90000 Einw.

Unter den Steingutfabriken nimmt den erſten Rang ein die von dem 1793 verſtorbenen **Wedgwood** (— wuhd) angelegte Anſtalt unweit **Newcastle under Lyne**, welche ſich über mehrere Ortſchaften mit einer Bevölkerung von 60,000 Einw. verbreitet hat und deren Hauptort das ehemalige Dorf **Burslem**, jetzt eine Stadt mit 15000 Einw. iſt. Dieſer Diſtrict heißt daher **the Potteries**. Sowohl die Schönheit der Form als die Leichtigkeit und Dauer des ſogenannten Wedgwood haben es in der ganzen Welt beliebt gemacht. Auch viel gemeines Steingut wird in dieſer Gegend gemacht und heißt daher in England **Staffordshire ware** (uähr).

Unter den Baumwollen= und andern Zeugfabriken ſind die zahlreichſten die von **Manchester** (**Mamucium**) in **Lancasshire**, am Irwell und mehreren Kanälen. Sie wird als der Hauptort der britiſchen Induſtrie betrachtet, und hat ſich ſeit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts unglaublich ſchnell erhoben. Alle Arten von Baumwollenwaaren werden hier und in allen umliegenden Städten und Dörfern in höchſter Vollkommenheit verfertigt und außerdem wird noch ſehr viel auf Maſchinen geſponnenes Garn ausgeführt. Eiſengießereien ſchaffen die zur Fabrikation nöthigen Maſchinen. In neuerer Zeit ſind auch die hieſigen Seidenfabriken berühmt geworden. Ueber 20,000 Menſchen, darunter aber leider über 8000 Kinder, ſind allein in den Baumwollenfabriken beſchäftigt. Die Stadt iſt zum Theil eng und finſter, nur die äußern, neu angebauten Straßen ſind ſchön. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen Erwähnung, das große Krankenhaus, wo jährlich über 12000 Menſchen verpflegt werden, das ungeheure Gefängniß **New Bailey** und mehrere große Hospitäler. Mit den daranſtoßenden Oertern **Salford** und **Chorlton Row** ſteigt die Bevölkerung auf beinahe 300,000 Menſchen, **Manchester** allein zählt an 190,000.

Von den vielen andern Fabrikſtädten nennen wir nur noch: **Derby**, in der Grafſchaft gleiches Namen, am **Derwent** mit

20,000 Einw., wo außer den Seiden=, Porzellan= und Steingutfabriken, besonders der in der Gegend brechende buntfarbige Flußſpath verarbeitet wird. **Bradley** (—li) in **Staffordshire**, wo große Eiſenwerke mehrere tauſend Arbeiter beſchäftigen. **Nottingham**, in der Grafſchaft gleiches Namens, am Trent, mit 50000 Einw., wo die größten engliſchen Strumpfwebereien und Spitzenſabriken ſich befinden. **Leeds** (lihds), in **Yorkshire** am Aire, mit nahe an 130,000 Einw. Hauptſitz der engliſchen Wollenfabriken; die Tücher werden meiſtens in den benachbarten Städten und Dörfern gewebt und im rohen Zuſtande nach **Leeds** gebracht, wo ſie die letzte Bereitung erhalten. **Keswik**, in Cumberland, wo die beſten Bleifedern gemacht werden. Die Grube, woraus das Reißblei genommen wird, beim Dorfe **Borrowdale** (borrodáhl), pflegt man nur alle 7 Jahre zu eröffnen; dennoch ſoll ſie jetzt beinahe erſchöpft ſeyn.

Frome (fruhm) und **Bradford**, in **Wiltshire**, jede mit etwa 10000 Einw., wo die feinſten engliſchen Tücher gemacht werden. Die bedeutendſten Eiſenfabriken für gröbere Waaren befinden ſich in **Northumberland**, zu **Crawleys** (kralihs), **New Deptford**, **Swalwell** u. ſ. w., wo die Nähe der Newcaſtler Kohlengruben die Verarbeitung ſehr erleichtert.

Univerſitäten.

England hat nur zwei Univerſitäten alter Stiftung, zu Oxford und zu Cambridge; die Entſtehung beider verliert ſich in das höchſte Alterthum: ſchon im 13ten Jahrhundert waren ſie wahrſcheinlich vorhanden, wenn gleich nicht in der Form und Ausdehnung, welche ſie ſpäterhin erhielten. Die Verfaſſung dieſer Univerſitäten iſt etwas höchſt verwickeltes und weicht gänzlich von der der deutſchen Univerſitäten ab. Sie ſind weder vom Staate, noch von Königen, ſondern größtentheils von Privatleuten geſtiftet, ſind daher von der Regierung völlig unabhängig, regieren ſich nach ihren eigenen Geſetzen, und zerfallen jede in mehrere Collegien, oder Stiftungen, die wieder jedes ſeine beſondre Verfaſſung hat. Jedes Collegium hat ſeine eigenen Gebäude, Kapelle u. ſ. w. An der Spitze der ganzen Univerſität ſteht ein Kanzler, ein **High steward** (heiſtjuard) (Ober-Vorſteher), ein Vize=Kanzler und andre Beamte, jedes **College** hat wieder ſeinen eignen Vorſteher, unter den Namen **Master**, **Warden**, **Rector**, **Principal** und **Provost**, der über die eigentlichen Mitglieder, **Fellows** (fellohs), eine gewiſſe Aufſicht führt. Dieſe Fellows haben alle eine anſtändige Wohnung im Collegio, einen gemeinſchaftlichen Tiſch und noch mehr oder minder bedeutende Einkünfte. Wer 4 Jahre im Collegio gewohnt hat, kann es verlaſſen, behält ſeine Einkünfte, die von Jahr

zu Jahr zunehmen, vermiethet ſeine Wohnung, und lebt, wo er will: er verliert ſeine Stelle, **Fellowship**, nur wenn er heirathet oder eine Pfarrei annimmt. Manche bleiben zeitlebens im Collegio. Die eigentlichen Mitglieder einer engliſchen Univerſität haben alſo wahre, lebenslängliche Pfründen, die ſelbſt der Staat ihnen nicht rauben kann. Alle Schüler, die für ihr Geld leben, müſſen im Collegio wohnen, und alle ohne Ausnahme, Fellows und andre, müſſen täglich einem Gottesdienſte in der Kapelle beiwohnen und dürfen keine Nacht außer dem Hauſe zubringen. Solcher Collegien oder Stiftungen ſind in Oxford allein 24 und zählen zuſammen über 1000 ordentliche Mitglieder, ohne die unabhängigen Schüler. Studenten im deutſchen Sinne des Wortes giebt es in England nicht, ſondern Schüler; jeder nemlich, der die Univerſität bezieht, muß in einem Collegio wohnen und ſteht unter der Leitung eines **Tutors** (tjut'r), der ſein wahrer Lehrer iſt und ihn 3 Jahre lang vorzüglich in den philologiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften Anleitung giebt. Nach dieſen 3 Jahren wird der Schüler nach überſtandenem öffentlichen Examen Baccalaureus der Künſte, und nun erſt hört er bei den Profeſſoren Collegia über die Fakultäts-Wiſſenſchaften, die aber hier äußerſt kurz, gewöhnlich in 20 bis 30 Stunden, abgefertigt werden. Vier Jahre ſpäter kann er **Master of arts (Magister)** werden. Für die verſchiedenen Fakultäten ſind übrigens die Promotionstermine verſchieden, ſo daß an 19 Studienjahre dazu gehören den höchſten Rang eines **Doctor in divinity (Dr.** der Theologie) zu erlangen. Nur Söhne ſehr reicher Familien können auf einer engliſchen Univerſität ſtudiren, da der nothwendigſte Aufwand eines Studenten zum mindeſten 150 Pf. St. beträgt. So viel im Allgemeinen.

Oxford, eine der ſchönſten Städte Englands, liegt in der Grafſchaft gleiches Namens, an der Iſis, welche einige Meilen weiter unten, nachdem ſie den Bach Thames aufgenommen, dieſen letzten Namen führt. Sie zählt etwa 20,000 Einw. Die Gebäude der Univerſität nehmen wohl die Hälfte der Stadt ein. Man zählt in Oxford 19 eigentliche **Colleges** (kolledſchs) und 5 geringere Stiftungen oder **Halls**, Hallen. Unter dieſen Gebäuden iſt kein einziges ſchlecht, die meiſten höchſt anſehnlich, und einige, namentlich **Christ College**, gehören zu den herrlichſten Denkmälern gothiſcher Baukunſt. Ein Gebäude verdient vor allen andern erwähnt zu werden, die **public schools**, es enthält außer vielen öffentlichen Hörſälen die große gemeinſchaftliche Univerſitäts-Bibliothek, welche auch die Bodleyaniſche, von ihrem Stifter **Bodley** † **1612**, genannt wird; ſie enthält einige hunderttauſend Bücher und an 30000 Manuſcripte; doch wird kein Buch außer dem Hauſe verliehen. Außerdem hat noch jedes Collegium ſeine eigene oft ſehr bedeutende Bibliothek. In

demſelben Gebäude befinden ſich noch: eine Antiken-Sammlung, beſonders reich an Inſchriften; eine unbedeutende Gemälde-Gallerie und eine Münzen-Sammlung. Das ſogenannte Sheldonſche Theater iſt ein in Geſtalt der römiſchen Theater, von dem berühmten Wren erbautes, zu öffentlichen Verhandlungen und Promotionen beſtimmtes Gebäude. Die Univerſitäts-Druckerei befindet ſich in einem ſehr ſchönen Gebäude, welches von ſeinem Stifter den Namen Clarendonſche Druckerei führt. Aus der Erbſchaft des im Anfange des vorigen Jahrhunderts verſtorbenen Doctor **Radcliff** iſt hier ein prächtiges Gebäude, mit einer anſehnlichen Bibliothek, errichtet; und eine Sternwarte, die an Schönheit des Gebäudes und der Inſtrumente eine der erſten in der Welt iſt. Die Zahl der in Oxford Studirenden ſoll im Durchſchnitt an 3000 betragen.

Cambridge (**Camboricum**), in der Grafſchaft gleiches Namens, am Bache Cam, mit 20,000 Einw., iſt ſowohl als Stadt wie als Univerſität minder glänzend und reich als Oxford; hat übrigens ganz die nemlichen Einrichtungen und 18 Collegien, wovon aber nur 14 dieſen Namen führen, die übrigen heißen Hallen. Unter den Gebäuden ſteht die berühmte Kapelle des **King's College** oben an. Selbſt der große Wren erſtaunte vor der Kühnheit dieſes gothiſchen Gebäudes, deſſen Schönheit, Größe und Leichtigkeit nicht ſeines Gleichen in England hat. Unter den andern Gebäuden zeichnen ſich aus: das **Trinity College**, das Senat-Haus, im edelſten Styl erbaut; und die **public schools** (ſkuhls), in deren unteren Räumen Vorleſungen gehalten werden und in deren oberen ſich die öffentliche Bibliothek befindet.

Bäder.

Außer den verſchiedenen Seebädern, wovon wir die berühmteſten ſchon angemerkt haben, beſitzt England mehrere viel beſuchte Heilquellen. Der glänzendſte Badeort von allen iſt **Bath** (bahds), in der Grafſchaft **Somerset**, am Avon, einige Meilen oberhalb Briſtol. Auch dieſe Stadt hat in der neuern Zeit bedeutend zugenommen, und zählt jetzt nahe an 50000 Einw. Auf dem linken Ufer des Avon iſt eine neue Stadt entſtanden, die aber mit Bath zuſammenhängt; ſie wird, von der Erbauerin, **Miss Pulteneys town** genannt. Sie hat eine ſchöne Lage in einem ziemlich engen Thale, ſo daß die verſchiedenen Theile der Stadt terraſſenförmig über einander emporſteigen. Die beliebteſte Bauart in allen engliſchen Badeörtern, und vorzüglich hier, iſt die, daß man eine Anzahl Häuſer mit architektoniſcher Gleichförmigkeit in einem Halbkreiſe, **Crescent** (kreſſent), erbaut, die einen Raſenplatz einſchließen. Solcher **crescents** giebt es

mehrere zu Bath, welches ſonſt, als eine meiſt neu erbaute Stadt, eben keine ausgezeichneten Gebäude hat. Die gewöhnliche Badezeit iſt hier der Frühling und Herbſt, bis in den Januar, weil die Sommermonate wegen der eingeſchloſſenen Lage des Orts zu heiß ſind; übrigens, was man in England kaum erwarten ſollte, iſt der geſellſchaftliche Ton hier ſehr ſteif und nach den ſtrengſten Regeln des Standes-Unterſchiedes abgemeſſen. Die Zahl der Badegäſte ſteigt hier oft auf 8000. Die Quelle iſt eine heiße Schwefelquelle. Das Baden geſchieht in großen für viele Perſonen gemeinſchaftlichen Bädern. Das Waſſer wird auch in dem prächtigen Verſammlungsſaale, pump room (pomp ruhm) (Pumpenzimmer, weil das Waſſer hinaufgepumpt und hier aus einem Hahne gelaſſen wird), getrunken. Schon die Römer kannten und benutzten dieſe Heilquelle unter dem Namen **aquae calidae.**

Von der warmen Quelle bei Briſtol haben wir ſchon geſprochen. Andre Badeörter ſind: **Cheltenham**, in **Gloucester** (gloſter) **shire**, welches erſt ſeit etwa 50 Jahren bekannt geworden, jetzt aber von der feinen Welt faſt mehr als **Bath** beſucht wird. Die Stadt hat ſchon über 20,000 Einw. **Burton** und **Matlock**, am Fuße des Peak-Gebirges, in **Derbyshire**; und mehrere andre.

Das Emporblühen des Handels und der Fabriken in den letzten Jahrhunderten hat, wie ſchon bemerkt, eine Menge ehemals unbedeutender Oerter zu Städten erſter Größe emporgehoben; andre, in älteren Zeiten anſehnliche und berühmte Städte, ſind dagegen, weil ſie dem Handel nicht günſtig lagen, beträchtlich geſunken; von dieſen und einigen andern ſonſt merkwürdigen Orten haben wir noch zu reden.

Canterbury (kentrbri) (**Cantabrigia** oder **Durovernum**), in der Grafſchaft **Kent**, am **Stour** (ſtaur), mit etwa 15000 Einw. Der Erzbiſchof v. C. iſt Primas des Reichs und erſter Pair, er reſidirt aber in London in Lambethhouſe. Die ſchöne Kathedralkirche iſt die einzige Merkwürdigkeit der Stadt.

York, in der Grafſchaft gleiches Namens, an der Ouſe (auſe), jetzt mit etwa 24000 Einw. Ehemals war ſie viel bedeutender. Im Alterthum hieß ſie **Eboracum**, und die römiſchen Kaiſer Septimius Severus und Conſtantinus Chlorus ſind hier geſtorben. Die Kathedralkirche, im 12ten Jahrhundert angefangen und erſt im 14ten beendigt, gilt für das größte und ſchönſte Gebäude dieſer Art in England. Die Orgel iſt vielleicht die größte in Europa. Sie hat zwar 1828 durch Brand im Innern ſehr gelitten, iſt aber ſeitdem wieder hergeſtellt worden. Der Erzbiſchof von York iſt der zweite im Reiche. Eben ſo alt und eben ſo berühmt iſt die Kathedrale von **Ely**, an der Ouſe

in der Grafſchaft **Cambridge**; der Ort iſt übrigens ganz unbedeutend.

Noch ausgezeichneter als dieſe letztere iſt die prachtvolle Kathedrale von Salisbury (ſählsbri), in **Wiltshire**, am Zuſammenfluß des Avon mit einigen kleineren Bächen. Die Kirche iſt aus dem 13ten Jahrhundert und der Thurm hat 410 F. Höhe. Dieſe Stadt verfällt von Jahr zu Jahr mehr und zählt jetzt kaum 11000 Einw.; doch liefert ſie einige Stahlwaaren, die ſelbſt in England gerühmt werden. Auf einem Hügel in der Nähe der Stadt befindet ſich jetzt eine Meierei mit wenigen Häuſern; dies ſind die Ueberreſte von **Old Sarum**, das **Sorbiodunum** der Alten, ehemals ein großer berühmter Ort. Mangel an Waſſer bewog die Einwohner im 12ten Jahrhundert, ſich im Thale, wo jetzt Salisbury, anzubauen, welches daher auch **New Sarum** heißt; eben daher ſendete auch bisher jene Meierei zwei Deputirte ins Parlament, Salisbury aber nicht. Ein paar Stunden von Salisbury in einer baumloſen hügeligen Gegend liegt auf einem kahlen Hügel das berühmte und räthſelhafte Denkmal des Alterthums, **Stonehenge** genannt. Es beſteht aus 4 concentriſchen Kreiſen, oder vielmehr Ellipſen, wovon jede aus ſenkrecht ſtehenden und zum Theil noch durch querüber liegende ungeheure Steine, verbundenen rohen Pfeilern gebildet wird. Im äußern Umfange, welcher etwa 108 F. im Durchmeſſer hat, ſind die niedrigſten, im dritten Kreiſe die höchſten; erſtere ſind etwa 5 Fuß, letztere 20 bis 25 Fuß hoch. Die Engländer halten es für Reſte eines Druidentempels. Ein ganz ähnliches Denkmal findet man in der Gegend von Cork in Irland, welches aber nur 3 Kreiſe zählt; auch ſoll es noch mehrere ähnliche in Irland geben. In der Gegend findet man, wie ſo häufig in unſern Gegenden, eine Menge alter Grabhügel. Ungleich intereſſanter, wenn gleich viel weniger berühmt, iſt das ſogenannte weiße Pferd, unweit **Cherhill** in **Wiltshire**. Es iſt dies ein mit großer Kunſt, in den beſten Verhältniſſen, in einem Kalkhügel ausgehauenes Pferd, von ſo rieſenhafter Größe, daß es 160 □ Ruthen einnimmt; es iſt galloppirend dargeſtellt und die Zeit ſeiner Anfertigung ganz unbekannt; die Volksſage ſchreibt es dem König Alfred zu.

Nur wegen der Pferderennen, die hier im April, July und October gehalten werden, iſt der ſonſt ganz unbedeutende Flecken **Newmarket** (njumarket), halb in **Cambridge**- halb in **Suffolkshire** gelegen, berühmt. Im Auslande weniger bekannt aber ebenfalls ſehr beſucht ſind die Pferderennen zu **Manchester**, zu **Ipswich** (ipſitſch) in **Suffolk**, zu **Epsom** in der Grafſchaft **Surry**, und zu **Ascot** in der Nähe von London.

Aus der Geſchichte der unglücklichen Maria Stuart ſind berühmt das Schloß **Chatsworth** in **Derbyshire**, wo Maria

16 Jahre gefangen ſaß, und wo noch das Zimmer, welches ſie bewohnte, in ſeinem damaligen Zuſtande erhalten wird; und **Fotheringay Castle** in **Northamptonshire**, wo ſie ihre letzten Jahre zubrachte und 1587 enthauptet ward. Von der eigentlichen Burg ſind kaum noch einige Spuren vorhanden; Maria's Sohn, König Jakob, ließ ſie, nachdem er den Thron von England beſtiegen, dem Erdboden gleich machen. In dem nahen **Peterborough** (piterborό) (**Petuarium**) zeigt man ihr Grab im Dome.

Eine vorzügliche Zierde Englands ſind mehrere zum Theil vortrefflich erhaltene Ueberbleibſel älterer Baukunſt, und wenn England weniger Ruinen dieſer Art aufzuweiſen hat, ſo liegt der Grund wohl nur darin, daß viele ſolcher Gebäude, namentlich Kirchen, aus einem hohen Alterthume hier ſo ſorgfältig unterhalten wurden, daß ſie noch jetzt zum gottesdienſtlichen Gebrauche dienen, viele aber auch ſchon unter Heinrich VIII. abſichtlich niedergeriſſen, oder in den Bürgerkriegen unter Cromwell verwüſtet worden ſind. Von den Ruinen der **Netley Abbey** haben wir ſchon geſprochen. Das Herrlichſte in dieſer Art ſind die Ruinen der **Tintern Abbey** in **Monmouthshire**, in einem wilden Felsthale, am Ufer der Wye. Nur die Kirche iſt übrig geblieben, die ſehr weitläuftigen Kloſtergebäude ſind gänzlich verſchwunden. Nur das Dach und die Fenſter fehlen, aber Säulen und Mauerwerk, überall üppig von Epheu umſchlungen, geben Zeugniß, daß dieſe Kirche einſt zu den Meiſterwerken der gothiſchen Baukunſt gehörte. — Von andrer Art, aber nicht minder merkwürdig, iſt das herrliche Stammſchloß der Grafen von Warwick, auf einem Felſen, bei der Stadt gleiches Namens. Es ſoll zum Theil aus dem 10ten Jahrhundert ſeyn, und iſt noch in allen ſeinen Theilen wohl erhalten, bewohnbar, und enthält eine vorzügliche Gemäldeſammlung.

Zu den berümteſten Naturmerkwürdigkeiten gehört die Höhle von **Castleton** in **Derbyshire**, in dem Peak-Gebirge. Sie iſt eine Kalkhöhle voller Stalaktiten wie die Baumannshöhle im Harz, aber von viel bedeutenderm Umfange. Moritz Reiſe durch England liefert eine ſchöne Beſchreibung derſelben.

Endlich bemerken wir noch die kleine Stadt **Stratford**, in **Warwickshire**, wo Shakeſpeare am 23. April 1564 geboren ward; er ſtarb am nemlichen Tage 1616. Man zeigt noch das Haus und das Zimmer, wo er zur Welt kam.

Es bleibt uns noch von dem Fürſtenthum **Wales** (Uähls) zu reden.

Das Fürſtenthum **Wales** (Uähls) liegt im Weſten des eigentlichen Englands, von dem Briſtoler Kanal und der iriſchen See umfloſſen; es enthält 350 □ Meilen und über 800000

Einw. Es wird in 12 Grafſchaften eingetheilt. Das ganze Land iſt gebirgig, beſonders der nördliche Theil, daher Viehzucht hier beſſer gedeiht als Ackerbau; auch enthält es ſehr viel reiche Eiſen-, Kupfer- und Bleigruben und im Süden viel Steinkohlen. Die Severn und die Wye, die ſich mit jener verbindet, entſpringen in dieſer Provinz; die Wye iſt wegen ihrer überaus reizenden Felſenufer berühmt, wie denn überhaupt ganz Wales ſeiner Naturſchönheiten wegen ſtark von reiſenden Engländern beſucht wird. Die nördlichen Gebirge, unter denen der **Snowdon** (ſnodd'n) 3700 F. hoch hervorragt, ſind die höchſten und wildeſten und werden daher auch wohl die britiſchen Alpen genannt. Die ſüdlichen Gegenden ſind zwar ebenfalls bergig, aber milder und angebauter. Unter den vielen ſchönen Burgruinen in Wales iſt die von **Carew** (kärju) **Castle**, eine ſtarke Meile von Pembroke, die ausgezeichnetſte. Die Einwohner von Wales, die Welſchen oder Walliſen, ſind die Abkömmlinge der alten Briten, welche, vor der Unterjochung der Angelſachſen weichend, in dieſen Bergen eine Zuflucht fanden. Lange behaupteten ſie ihre Unabhängigkeit unter eigenen Fürſten und waren den Engländern oft ſehr läſtige Nachbarn, bis ſie 1282 von Eduard **I.** beſiegt, lange noch nach Unabhängigkeit ſtrebten und erſt unter Heinrich **VIII.** 1536 ganz mit England vereinigt wurden. Sie haben aber dennoch viel von ihren alten Sitten und großentheils, namentlich in den nördlichen Gegenden, noch ihre Sprache, die kimriſche, erhalten. Noch findet man häufig umherwandernde Sänger, welche zur Harfe alte welſche Lieder ſingen. Dieſe Sprache ſoll ſehr wohllautend und anmuthig ſeyn. Das Land iſt größtentheils arm, daher Städte und Dörfer gar ſehr gegen den Wohlſtand und die Nettigkeit in England abſtechen. Das Volk iſt, wie jedes unterjochte Volk, unwiſſend, träge und ſchmutzig; auch in der körperlichen Bildung weicht es ſehr von den Engländern ab und hat mehr Aehnlichkeit mit dem niederländiſchen Volksſtamme. Unter den wenigen bemerkenswerthen Orten nennen wir **Pembroke**, in der Grafſchaft gleiches Namens, mit 7000 Einw. Sie liegt an einer Bucht eines weitläuftigen Meerbuſens, der tief ins Land hinein geht und mit ſeinen Verzweigungen den geräumigſten und ſchönſten Hafen Englands bildet; er wird, von dem darin liegenden Flecken **Milford**, Milford-Hafen genannt. Da er unbefeſtigt iſt, ſo dient er bloß für Kauffahrdeiſchiffe. Von hieraus fährt man gewöhnlich nach Irland über. — **Neath** in **Glamorganshire**, mit ſehr wichtigen Steinkohlengruben, vermittelſt welcher hier ein großer Theil des Eiſens und Kupfers aus Wales verarbeitet wird. In neuerer Zeit hat die Bearbeitung des Eiſens und des Kupfers in dieſem ſüdlichen Theile von Wales außerordentlich zugenommen, der Hauptſitz derſelben iſt **Merthyr Tydvil**, jetzt

die größte Stadt von Wales, und **Swansea** (—ſih) durch ſeine großen Eiſenhämmer und Gießereien berühmt.

Zum Fürſtenthume Wales gehört die nördlich davon gelegene und nur durch einen ſchmalen Seearm, der Menay genannt, vom feſten Lande getrennte Inſel **Anglesea** (—ßih). Sie iſt zwar flach, aber wegen ihrer reichen Kupfergruben bekannt. Der Hauptort iſt die kleine aber freundliche Stadt **Beaumaris** (bju—). Am weſtlichen Ufer liegt das kleine Felſeneiland **Holyhead**, welches durch eine Brücke mit Angleſea verbunden iſt. **Holyhead**, ein elender Flecken, iſt ein Ueberfahrtspunkt nach Irland. Um aber von Wales nach Angleſea zu gelangen, mußten die Reiſenden bisher den immer reißenden, zuweilen ſehr ſtürmiſchen Menay mit großer Gefahr in Fähren überſchiffen. Deshalb unternahm man 1819 das Rieſenwerk, über dieſe Meerenge eine in Ketten hängende Brücke zu ſchlagen, welche hoch genug wäre, um die Schifffahrt nicht zu hindern. Es ward über 6 Jahre daran gearbeitet und Ende Januars 1826 ward ſie glücklich vollendet. Sie iſt zwiſchen den Endpfeilern, auf welchen die Ketten ruhen, 560 F. lang, hängt 100 F. über dem höchſten Waſſerſtande, und hat auf eine Breite von 32 F. zwei Fahrwege und einen Fußweg in der Mitte.

Zum eigentlichen England werden noch einige Inſeln gerechnet, nemlich:

a) zwiſchen England und Irland, in der iriſchen See die Inſel **Man** (**Mona**). Sie enthält etwa 19 □ Meilen mit 48000 Einw. Die Ufer ſind überall felſig und der Boden, mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, erhebt ſich zu 2000 Fuß hohen Bergen. Die Manken, die Bewohner dieſer Inſel, nachdem ſie im höhern Alterthum gleich den Galliern und den alten Briten, ihre eigenen Oberhäupter gehabt, wurden im 10ten Jahrhundert von den Dänen unterjocht, welche im 11ten wiederum den Normannen unterlagen. Die Inſel Man führte damals den Namen eines Königreichs, zu welchem meiſtens noch mehrere der Hebriden gehörten. Im 13ten Jahrhundert eroberte Alexander III. von Schottland dieſe Inſel, welche aber im 14ten den Schotten von den Engländern wieder abgenommen wurde. Verſchiedene Familien wurden nun mit dieſer Inſel belehnt, bis endlich unter Heinrich IV. die Familie Stanley, ſpäterhin Grafen von Derby, den Beſitz der Inſel mit dem Königstitel erhielten. Sie führten dieſen Titel bis ins 16te Jahrhundert und blieben im Beſitz bis zum Jahre 1765, wo die engliſche Regierung die Inſel an ſich kaufte, um den dort völlig eingerichteten Schleichhandel zu vernichten. Indeß haben die Manken ihre alte Verfaſſung bewahrt, welche durch 24 **Keys** (kihs) oder Repräſentanten aufrecht erhalten wird. Der Sitz der Regierung iſt in **Castleton**; der bedeutendſte Ort aber wegen des Handels

und der Fiſcherei, beſonders des Heringsfangs, iſt **Douglas**, mit 7000 Einw.

b) An der Küſte der Normandie eine Inſelgruppe, welche aus folgenden 4 Inſeln beſteht: **Jersey** (djerſi), **Guernsey**, **Alderney** (franz. **Aurigny**) und **Sark** oder **Serke**, zuſammen etwa 12 □ Meilen groß. Die beiden erſteren ſind durch Natur und Kunſt befeſtigt. Auf Jerſey iſt der Hauptort **St. Hélier** mit einem Hafen und 11000 Einw.; auf Guernſey **St. Pierre** mit 15000 Einw. Die Einwohner, etwa 60000 auf allen Inſeln, reden ein Gemiſch von Engliſch und Franzöſiſch, und nähren ſich vom Schleichhandel, vom Obſtbau, vom Fiſchfang und vom Stricken wollener Strümpfe.

B) Das Königreich Schottland.

Schottland, **Scotland**, bei den Alten **Caledonia** oder **Scotia**, nimmt den nördlichen, kleinern Theil der Inſel Großbritanien ein. Es wird alſo in Süden von England begränzt; der Fluß **Tweed** (twihd) nach Oſten und der **Esk** nach Weſten fließend, nebſt dem dazwiſchen liegenden **Cheviot** (tſchiwwiot)-Gebirge machen die Gränze; das atlantiſche Meer und die Nordſee umfließen die übrigen Seiten. Seine Größe beträgt 1460 □ M., die Zahl ſeiner Einwohner 2500000. Schottland iſt ein beinahe durchaus gebirgiges Land, beſonders in ſeinen nördlichen Theilen, die daher auch Hochland, **Highland** (heiländ), genannt werden; hier liegt das **Grampian**-Gebirge und der **Ben** (d. h. der Berg) **Newis** (niwiß), der höchſte Berg der ganzen Inſel, über 4300 F. hoch. Auch an Flüſſen, Seen und Meerbuſen, die ſich tief ins Land hinein erſtrecken, iſt Schottland reich. Unter den Flüſſen ſind zu bemerken der **Tweed**, welcher von S. den **Teviot** aufnimmt und in ſeinem untern Laufe die Gränze gegen England bezeichnet, und der **Tay** (teh) der größte von allen, er ergießt ſich in die Nordſee. Der **Clyde** (kleihd) und der **Forth**, welcher von N. den **Teath** aufnimmt, ſind an ſich unbedeutend, haben aber meiſt höchſt romantiſche Ufer und an ihrer Mündung bilden ſie lange Meerbuſen, die Schottland zum Theil in ſeiner halben Breite durchſchneiden; der eine, **Frith** (frids) (**Fretum**) **of Forth**, mündet in die Nordſee, der andre, **Frith of Clyde**, in den Kanal von Irland. Beide ſind durch den erſt 1790 fertig gewordenen Glasgowſchen Kanal, 7 Meilen lang, verbunden, wodurch alſo ganz Schottland von W. nach O. durchſchnitten wird. Eine zweite, noch bedeutendere Waſſerſtraße dieſer Art, quer durch das Land, bildet der Caledoniſche Kanal, 10 Meilen lang, welcher nördlicher in nordöſtlicher Rich-

tung, mit Hülfe der Seen L. Lochy und L. Neß, von Fort William in S. W. nach **Inverness** im N. O. ſich erſtreckt. Er wurde von 1803—1822 ganz von der Regierung erbaut, hat aber bis jetzt wenig Beifall gefunden und wird verhältnißmäßig von größeren Schiffen ſelten benutzt. Unter den größeren Landſeen, die aber doch mit dem Meere zuſammenhängen, bemerkt man den **Loch** (lotſch) (**Lacus**) **Lochy** und **Loch Ness** im nördlichen, den **Loch Lomond** im ſüdlichen Schottland, der letztere iſt mit vielen lieblichen Inſeln überſäet, und den faſt eben ſo ſchönen, wenn auch kleinern **L. Katrine** (kattrein). Das ſüdliche Schottland, **Lowland** (loh—) oder Niederland, hat ungefähr die Beſchaffenheit und Fruchtbarkeit Englands, nur iſt das Klima etwas rauher, dabei aber auch heiterer als dort. Das nördliche Schottland iſt ein faſt baumloſes, ödes, wenig bevölkertes Land, auf deſſen vielen Gebirgen beinahe nichts als Haidekraut wächſt. Das Klima iſt hier zwar rauh, doch mehr feucht, ſtürmiſch und nebelig, als kalt. Selbſt hier bleibt der Schnee ſelten einige Tage liegen. Die ſüdlichen Gegenden ſind reich an Steinkohlen und Eiſen; die nördlichen müſſen ſich aus Mangel an Holz und Steinkohlen mit Torf zur Feuerung behelfen. Der Ackerbau iſt hier unbedeutend, an Obſt nicht zu denken, und etwas Viehzucht und Fiſchfang die einzigen Erwerbquellen der höchſt armen Einwohner. Nur das ſüdliche Schottland bis wenig über den **Frith of Forth** hinaus iſt jeder Art von Cultur fähig, ſchön angebaut und in den letzten Jahrzehenden der Sitz einer lebhaften Induſtrie und Handels geworden. Eben hier finden ſich auch nur ſehr reiche Steinkohlen-Lager, beſonders in der Gegend von **Glasgow**. Der älteſte Induſtriezweig Schottlands, die Leinenweberei, iſt zwar ebenfalls zu einer früher unbekannten Höhe geſtiegen, wird aber dennoch hier wie in England durch die Baumwollenfabriken bei weitem überflügelt.

Einwohner.

Die Schotten, die Einwohner des Landes, ſind urſprünglich ein eigenthümliches Volk, durch Sprache und Sitten von den Briten verſchieden. Seit einer Reihe von Jahrhunderten haben aber engliſche Sprache und Bildung dieſen Unterſchied, wenigſtens im ſüdlichen Theile, gänzlich verwiſcht, und man erkennt jetzt den Schotten in England nur noch an der etwas breiten Ausſprache. Anders verhält es ſich mit den nördlichen und weſtlichen Gegenden; hier hat das Volk noch großentheils ſeine alten Sitten, Kleidung u. ſ. w. beibehalten. Gewöhnlich nennt man dieſe nördlichen Gegenden die *Hochlande*, und ihre Einwohner *Hochländer* oder *Bergſchotten*; ſie ſelbſt aber kennen die-

ſen Namen nicht. Sie nennen ſich Gael oder Cael, und ihr Land Caeldoch, woher vielleicht Caledonia. Ihre Sprache, die mit der engliſchen durchaus nichts gemein hat, wird die erſiſche oder gäliſche genannt, ſie iſt mit der Sprache des Volks in Irland verwandt, wie denn überhaupt die Einwohner beider Länder in den älteſten Zeiten viel Verkehr in Krieg und Frieden mit einander hatten. Nur wohlhabendere und vornehme in jenen Gegenden verſtehen Engliſch. Die Hochländer ſind ein ausgezeichnet kühnes Volk; noch bis zum Jahre 1746, wo die letzten Unruhen zu Gunſten der Stuarts unterdrückt wurden, und das Volk entwaffnet und zu manchen Aenderungen in ſeinen Sitten und ſeiner Verfaſſung gezwungen wurde, ging jeder Schotte bewaffnet. In viele kleine Stämme getheilt, hielt jeder Stamm mit unerſchütterlicher Treue an ſeinem Laird (lehrd) (was Lord in England) und half ihm die vielen kleinen Fehden mit benachbarten Stämmen ausfechten. Noch jetzt iſt dieſe mehr patriarchaliſche als feudaliſtiſche Verfaſſung nicht ganz verſchwunden, wo nur der Laird ſelbſt den einfachen Sitten ſeiner Väter treu geblieben iſt. Die Habſucht und der Despotismus vieler Lairds haben aber in andern Gegenden dieſes Band längſt gelöſt und veranlaſſen dadurch, daß ſie den ganzen Grund und Boden als ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen und die armen Bauern verdrängen, um mit größerm Vortheil Schafzucht zu treiben, noch immer die vielen Auswanderungen der Schotten nach Amerika. Die Hochländer hatten bis in die neueſte Zeit ihre alte, von der europäiſchen ganz abweichende Kleidung beibehalten, und tragen ſie auch jetzt noch zum Theil, obgleich die Regierung auch dies zu verhindern ſucht. Dieſe Kleidung beſteht weſentlich aus folgenden Stücken. Das Unterkleid beſteht aus einer Jacke, gewöhnlich vierfarbig, roth, grün, blau und weiß gewürfelt, hieran iſt eine Art von faltigem Weiberrocke befeſtigt, Philibeg genannt, der aber nur bis ans Knie reicht und die Stelle der Beinkleider vertritt. Ueber dieſem Anzuge wird ein weiter Mantel, der Plaid (plähd), getragen, der aber nur auf der linken Schulter befeſtigt iſt; er iſt vom ſelben Zeuge als das Unterkleid und dient bei übelm Wetter, oder beim Schlafen, um ſich darein zu hüllen. Im Gürtel wird ein Dolch getragen, der durk (dork) oder dirk (derk); oft auch 2 Piſtolen. Den Kopf deckt eine blaue Mütze, mit einer vierfarbigen Einfaſſung und einer einzigen langen fliegenden Feder. An den Füßen trägt der Hochländer kurze Strümpfe, die nur bis zur Wade reichen, und ſehr roh gearbeitete Schuhe, brogues, die mit Riemen befeſtigt werden. Der Weiberanzug hat nichts ſehr abweichendes; die ärmeren gehen größtentheils barfuß. Ehemals gab es in jeder Lairdsfamilie einen Sackpfeifer, Bag-piper (peiper), deſſen Amt erblich und der im Kriege beim Angriff und im Frieden zur Ergötzung be-

beſonders bei Tiſche blies. Noch jetzt giebt es deren in Schottland und ſie halten zu Edinburgh jährliche Verſammlungen, wo um einen Preis geblaſen wird. Ihre Melodieen, die einem Fremden höchſt wunderlich ſcheinen, ſind ſelten von neuerer Erfindung; die meiſten ſind ſehr alt und beziehen ſich auf alte Kriege, Unglücksfälle, Heldenthaten u. ſ. w. Der Moment hatte ſie damals eingegeben und noch jetzt dienen ſie als geſchichtliche Erinnerungen. Ehemals hielten die Hochländer viel auf ihre alten Geſänge, worin die Thaten ihrer Helden verherrlicht waren, und Jahrhunderte lang mögen ſie ſich, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn, von Mund zu Mund fortgepflanzt haben, bis endlich im Jahre 1760 der Schotte **Macpherson** eine Sammlung von Heldengedichten in engliſcher Sprache bekannt machte, welche er für das Werk des Barden **Ossian** ausgab, und behauptete, ſie in den Hochlanden theils aus alten Manuſcripten, theils aus dem Munde des Volks geſammelt zu haben. Dieſe ſogenannten Gedichte Oſſians ſind, in alle Sprachen überſetzt, viel bewundert worden, obgleich ihre Aechtheit mehr als zweifelhaft iſt. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß Macpherſon allerdings alte Gedichte, Balladen ꝛc. geſammelt, ſich aber große Veränderungen und Umſchmelzungen damit erlaubt hat, wodurch ſie erſt ihre jetzige Geſtalt bekommen haben. Mit dem Namen Oſſians verhält es ſich wahrſcheinlich wie mit dem Homers, d. h. daß man die Dichterwerke einer ganzen Periode einem berühmten Namen zugeſchrieben. Uebrigens ſtehen die Namen **Ossian** und **Fingal**, ſeines Hauptshelden, in der That im Hochlande in großer Verehrung, und das Volk nennt Fingal als den Urheber jeder rieſenhaften Trümmer des Alterthums.

Geſchichte.

Auch Schottland lernen wir, wie ſo viele andre Länder, zuerſt durch die Römer kennen, welche England erobert und an den Einwohnern Schottlands, den Picten und Scoten, die ſie uns als rohe Wilde beſchreiben, ſtets zu Einfällen geneigte, räuberiſche Nachbarn hatten, gegen deren Angriffe ſie ſich durch den noch zum Theil vorhandenen Pictenwall zu ſchützen ſuchten. Als bei dem Verfall des römiſchen Reichs die Römer England als eine der entlegenſten Provinzen, im Anfange des 5ten Jahrhunderts, freiwillig verließen, erneuerten die Picten und Scoten ihre verderblichen Angriffe, und die unter dem römiſchen Joche unkriegeriſch gewordenen Briten riefen die Sachſen zu Hülfe gegen dieſe Barbaren. Jahrhunderte vergingen nun in unberühmten Kämpfen gegen Sachſen, Dänen und Normannen, und der ſchottiſchen Völkerſtämme unter ſich. Schon im 6ten Jahrhundert drang von Irland aus das Chriſtenthum nach Schott-

land; im 9ten erlagen die Picten den Scoten und verſchwinden ſeitdem aus der Geſchichte. Das Haus Kenneth herrſchte, während häufiger Kriege mit England, vom 9ten bis ins 13te Jahrhundert, wo es 1289 mit Alexander **III.** ausſtarb. Die beiden mächtigen Häuſer Baliol und Bruce ſtritten nun mit einander um die Krone, die zum Theil durch franzöſiſche Hülfe dem Hauſe Bruce endlich verblieb, bis ſie 1371 auf des letzten Königs David Bruce Schweſter Sohn, Robert Stuart, überging. Das Haus Stuart beſchließt die Reihe der eigenen ſchottiſchen Könige, und nicht leicht giebt es in der Geſchichte ein Haus, welches unglücklicher geweſen wäre. Beinahe alle Könige dieſes Stammes, bis auf Maria Stuart, ſtarben eines gewaltſamen Todes, ſelbſt Maria's Vater Jakob **V.** ſtarb vor Kummer über einen unglücklichen Krieg mit England. Maria, in Frankreich erzogen und mit dem jungen Könige Franz **II.** vermählt, brachte nach deſſen frühzeitigem Tode einen großen Eifer für den Katholicismus und die Liebe zu den verfeinerten Vergnügungen des franzöſiſchen Hofes mit nach Schottland. Beides trug zu ihrem Unglück bei; ihr Religionseifer machte ſie dem größten Theil ihrer Unterthanen, die ſich zum Proteſtantismus und zwar zur ſtrengen Calviniſchen Lehre bekannten, verhaßt; und ihre Vergnügungsſucht, ihr Leichtſinn und die nicht zu läugnenden Fehler, zu welchen eine allzu ſinnliche Liebe ſie verleitete, vollendeten ihr Unglück. Schon ihre erſte Ehe in Schottland mit dem Lord Heinrich Darnley war unglücklich durch den Mord des Sängers Rizzio, welcher die Eiferſucht ihres Gemahls aufgeregt hatte. Kurz darauf ward das Haus, worin der König ſchlief, bei Nacht in die Luft geſprengt, und die öffentliche Stimme beſchuldigte den Lord Bothwell als den Mörder, und eben dieſen heirathete Maria unmittelbar nachher. Eine allgemeine Empörung war die Folge dieſes Frevels; Bothwell entfloh und Maria mußte der Krone entſagen zu Gunſten ihres unmündigen Sohnes, Jakobs **VI.** Sie ſuchte Schutz bei ihrer Verwandtin Eliſabeth von England, und hier büßte ſie auf die furchtbarſte Weiſe für die Fehler ihrer Jugend. Vom Jahre 1568 an verſchiedenen Orten mit ſtets wachſender Strenge, zuletzt zu Fotheringay-Caſtle in gänzlicher Abgeſchiedenheit gefangen gehalten, ward ſie endlich nach 19 Jahren, den 8. Febr. 1587, auf die nicht erwieſene Beſchuldigung, den Tod der Eliſabeth durch Meuchelmörder geſucht zu haben, zum Tode verurtheilt und enthauptet. Ihr ſchwacher Sohn begnügte ſich durch Vorſtellungen und Bitten für ſeine Mutter zu wirken. Auch auf den Thron von England, wohin die Stuarts nach dem Tode Eliſabeths gelangten, verfolgte ſie das Unglück. Die beiden Reiche England und Schottland wurden nun zwar 1603 mit der Thronbeſteigung Jakobs **VI.** von Schottland, in England Jakob **I.**, vereinigt;

Schottland aber behielt noch ſein eigenes Parlament. Aber ſchon Jakobs Sohn und Nachfolger, Carl I., wie alle Stuarts dem Katholicismus heimlich zugethan, verlor das Leben in den darüber entſtandenen Unruhen und ward den 30. Jan. 1649 enthauptet. Sein Sohn Carl II. ward zwar von den Schotten anerkannt und gekrönt, mußte aber bald dem ſiegenden Cromwell weichen und entkam nur mit großer Gefahr nach Frankreich. Nach Cromwells Tode ward Carl II. zurückgerufen und erhielt ſich trotz ſeiner Schwäche und Laſter auf dem Thron; ſein Bruder Jakob II. aber, der ſich öffentlich zum Katholicismus bekannte, mußte bald ſeiner eigenen mit Wilhelm von Oranien verheiratheten Tochter weichen und nach Frankreich entfliehen. Vergebens verſuchte er mit franzöſiſcher Hülfe eine Landung in Irland; die verlorne Schlacht am Fluſſe Boyne 1690 vernichtete alle ſeine Hoffnungen; er war der letzte Stuart auf dem engliſchen Throne. Seine Nachkommen, die man mit dem Namen Prätendenten bezeichnet, und welche ſtets wiewohl unzulängliche Hülfe bei den katholiſchen Mächten fanden, machten noch einige vergebliche Verſuche auf den engliſchen Thron, ſeitdem er dem Hauſe Hannover zugefallen war, den letzten 1746, wo der junge Prätendent Carl Eduard, nachdem er einigen Erfolg in Schottland gehabt, in der Schlacht bei Culloden gänzlich beſiegt wurde. Er lebte ſeitdem in Rom, wo er 1788 ohne Erben ſtarb; ſein Bruder, der Kardinal von York, welcher ſich eben daſelbſt aufhielt und ſeit 1799 eine Penſion von England bezog, iſt als der letzte Stuart, in Rom 1807 geſtorben. — Seit 1707 haben England und Schottland ſich zu einem Parlament vereinigt, und um den Streit, welcher Name voranſtehen ſolle, zu vermeiden, ward ſeitdem der Name Großbritannien als ein gemeinſchaftlicher beider Reiche gewählt. In das gemeinſame Parlament ſendet Schottland 16 Pairs für das Oberhaus, (es iſt kein Geiſtlicher dabei, weil es in Schottland keine Biſchöfe giebt), und 45 Deputirte ins Unterhaus.

Eintheilung.

Das Königreich Schottland wird gewöhnlich in Süd-, Mittel- und Nord-Schottland getheilt; eine natürlichere, weil ſie auf dem Unterſchied der Sprache im Volke und auf der Beſchaffenheit des Landes beruht, und auch nicht ungewöhnliche, iſt die in Nieder-Schottland und Hochland, wo denn das erſtere den mehr ſüdöſtlichen, das Hochland aber den nordweſtlichen Theil begreift. Ganz Schottland wird übrigens noch in 33 **Shires** oder **Stewartrys** (Stjuärtries), Grafſchaften oder Landſchaften eingetheilt.

Im ſüdöſtlichen Theile bemerken wir: **Edinburgh**, unweit des **Frith of Forth**, unter 55° 57, N. B., in der Grafſchaft **Midlothian***) oder **Edinburgh**, die Hauptſtadt des Königreichs, mit 140000 Einw. Sie zerfällt in 3 Theile, welche jeder von W. nach O. ſich erſtreckend durch ziemlich tiefe Thäler von einander getrennt werden. Die Altſtadt nimmt die mittlere Reihe ein, ſüdlich von ihr und parallel mit ihr liegt **St. Leonards Hill**, und nördlich von der Altſtadt **New Town**, die Neuſtadt. Die vornehmeren und reicheren Einwohner haben ſich ganz nach der letzteren hingezogen. Die Altſtadt, der mittlere Theil, hat viele enge und krumme Gaſſen, und nur zwei bedeutend lange und ziemlich gerade Straßen, wovon die eine von S. nach N., die andre von W. nach Oſten geht. Um die großen Unebenheiten des Bodens auszugleichen, ſind in der von S. nach N. gehenden Straße über die 2 tiefen Thäler herrliche Brücken geſchlagen, welche auf beiden Seiten mit Häuſern beſetzt ſind, ſie heißen die Süd- und die Nord-Brücke; die letztere iſt beſonders von anſehnlicher Höhe, und über 1100 F. lang. Die Süd-Brücke geht über eine im Thale liegende Querſtraße weg. In der Altſtadt bemerken wir ganz am öſtlichen Ende der Stadt das ehemalige Reſidenzſchloß der Könige, **Holyrood** (—ruhd) (heil. Kreuz) **House**, ein altes, ein regelmäßiges Viereck bildendes Gebäude mit Thürmen an den Ecken. Man zeigt darin noch die Zimmer, welche Maria Stuart bewohnte, das Bett, worin ſie ſchlief, das kleine Speiſezimmer, in welchem ihr Liebling **Rizzio** in ihrer Gegenwart ermordet wurde. Während der franzöſiſchen Revolution wurde dies Schloß von dem damaligen Grafen v. **Artois** (Carl X.) und ſeinen Söhnen bewohnt, welche von 1830 bis 1832 es zum zweiten Male bezogen. Neben dem Schloſſe ſtehen noch die Ruinen einer alten Kirche. Die Gegend um das Schloß, mit ſchönen Gartenanlagen geſchmückt, iſt eine Freiſtätte für zahlungsunfähige Schuldner. Unmittelbar hinter dem Schloſſe im S. erhebt ſich der kahle, 822 F. hohe Hügel **Arthur's seat** (ßiht), von welchem man eine herrliche Ausſicht über die ganze Stadt hat. Am entgegengeſetzten, weſtlichen Ende der Stadt liegt auf einem an 400 Fuß hohen Felſen die alte Feſte **Edinburgh Castle**, in welcher manche Könige von Schottland gewohnt haben, und wo man noch die alten Kronjuwelen, Krone, Scepter und Schwerdt zeigt. Ferner liegen in der Altſtadt: die Haupt-Kirche **St. Giles's** (dſcheil's) **church**, ein altes, ſehr großes aber eben nicht ausgezeichnetes Gebäude; daran ſtößt das alte Parlaments-Gebäude, worin jetzt mehrere Ge-

*) Statt der älteren Namen der Grafſchaften **East-**, **Mid-** und **West-Lothian** ſind jetzt die Namen **Haddington**, **Edinburgh** und **Linlithgow** eingeführt.

richtshöfe ſich befinden; vor dem Gebäude ſteht eine ſchöne Reiterſtatue Carls II. Weiter ſüdlich nach dem Mittelpunkt der Altſtadt zu liegt das ſehr große ſchöne Gebäude der Univerſität, woran ſeit 1789 bis vor kurzem gebaut worden iſt; etwas weiter öſtlich das große königliche Krankenhaus. Mehrere andre bedeutende Hoſpitäler liegen am ſüdweſtlichen Ende der Stadt. Die Neuſtadt, **New Town** (nju taun), nördlich von der Altſtadt breitet ſich mit ihren herrlichen breiten geraden und langen Straßen in der Ebene aus. Hier ſieht man, wie im Weſtende von London, die ſchönſten Häuſer, neue zum Theil im gothiſchen Styl erbaute Kirchen, herrliche Square's u. dergl. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: die St. Georgenkirche in kleinerm Maßſtabe nach der Paulskirche in London erbaut; das **Register office** (offiß), ein prächtiges neues Gebäude, worin Archive aufbewahrt werden. Gegenüber liegt das unanſehnliche Theater. Auf einem ſchönen Platze dieſes Stadttheils ſteht eine 136 F. hohe, mit der Statue des Lord Melville geſchmückte Säule: eine Treppe im Innern derſelben führt zur Statue. Um die ſchöne, die ſüdliche Gränze der Neuſtadt bildende Prinzenſtraße mit dem an ihrem öſtlichen Ende liegenden Hügel **Calton Hill** zu verbinden, iſt in den Jahren 1815—19 eine prächtige auf beiden Seiten mit Gebäuden beſetzte Brücke, **Regent's bridge**, erbaut worden. Auf dem über 350 F. hohen Hügel ſelbſt liegt die 1818 erbaute ſchöne Sternwarte; unweit davon ſteht eine 108 F. hohe, Nelſon zu Ehren errichtete Säule und zwiſchen beiden ſoll ſich ein prachtvolles, nach dem Muſter des Parthenon zu Athen erbautes Nationaldenkmal, zur Erinnerung an die Thaten der Schotten in den letzten Kriegen, erheben. Der Grundſtein dazu iſt 1822 gelegt worden. Dieſer nördliche Theil der Stadt iſt in ſchnellem Anwachs begriffen, und ſchon ſind in den benachbarten Feldern Straßen und Plätze abgeſteckt, welche ſich bald mit Häuſern bedecken werden. Edinburgh iſt reich an wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Die berühmteſte iſt die 1581 durch Jakob VI. gegründete und ſeitdem ſehr erweiterte Univerſität; ſie hat von jeher einen ausgezeichneten Rang unter ihren Schweſtern behauptet, und zeichnet ſich jetzt vor den engliſchen Univerſitäten beſonders dadurch vortheilhaft aus, daß hier über ungleich mehr wiſſenſchaftliche Fächer geleſen wird: namentlich iſt die mediciniſche Fakultät berühmt. Edinburgh iſt die einzige Univerſität in Großbritannien, wo die Studenten und Lehrer keine vorgeſchriebene Kleidung tragen. Die Zahl der Studirenden wird auf 2000 geſchätzt. Auch hat Edinburgh ein berühmtes Gymnaſium, **high school** (heih ſkuhl). Unter den gelehrten Geſellſchaften ſind die **royal society**, die antiquariſche Geſellſchaft und die **Wernerian soc.** (zu Ehren des deutſchen Mineralogen benannt) die bekannteſten. Die Fabriken Edinburghs ſind nicht ſehr be-

deutend und beſchäftigen ſich vorzüglich mit Seife, Glas, Papier, Nadeln, Knöpfen, Leder u. ſ. w. Man zählt an 2000 Branntweinbrennereien, wo vorzüglich der von den armen Hochländern geliebte Whisky aus Gerſte zubereitet wird. Der bedeutende Handel der Stadt vorzüglich mit der Oſtſee und mit Amerika hat ſeinen Sitz vorzüglich zu **Leith** (lihd), einem in der Entfernung einer 1/2 Stunde von der Stadt, am Forth gelegenen Orte mit etwa 27000 Einw.; eine ſchöne, mit Häuſern und Gärten beſetzte Landſtraße führt dahin. Die Glashütten und Seifenſiedereien von Leith ſind berühmt.

Ein paar Meilen öſtlich von Edinburgh liegt am Forth der Flecken und Hafen **Prestonpans**, wo die größte Vitriolſiederei Großbritanniens ſich befindet und vortreffliche Auſtern gefangen werden. Hier erfocht der Prätendent 1745 ſeinen erſten Sieg. Unweit des Städtchens **Selkirk**, am **Tweed** liegt das Dorf **Melrose** mit der Abtei gleiches Namens, aus dem 12ten Jahrhundert, das ſchönſte gothiſche Gebäude in Schottland.

Glasgow (—go), am Clyde, in der Grafſchaft **Lanark** oder **Clydesdale**, mit mehr als 200000 Einw. Die Univerſität, von Jakob **II.** 1451 geſtiftet, die zweite in Schottland, beſitzt ein, wenn auch nicht prächtiges, doch ſehr weitläuftiges Gebäude. Zu ihr gehört das Hunterſche Muſeum, welches naturhiſtoriſche, anatomiſche u. a. Sammlungen, vortreffliche Gemälde und eine bedeutende Bibliothek enthält; es iſt, nebſt dem prächtigen Gebäude, die Schenkung eines Privatmanns William Hunter. Die Zahl der Studirenden beträgt etwa 1400. Neben der Univerſität beſteht das Anderſonſche Inſtitut, zur Bildung junger Kaufleute und Fabrikanten. Der Handel der Stadt iſt in der neuern Zeit außerordentlich geſtiegen; auch iſt ihre Lage dazu beſonders günſtig, da ſie durch einen Kanal, welcher den Clyde mit dem Forth verbindet, mit zwei Meeren in Berührung ſteht. Unter den Fabriken ſind die in Baumwolle die überwiegendſten. Auch Glasgow hat Nelſon ein Denkmal, einen 142 F. hohen Obelisk errichtet. Mit dem ſteigenden Wohlſtande hat die Stadt in den letzten Jahren ſich ſehr verſchönert, und das Rathhaus, die Börſe, das Theater und das öffentliche Gefängniß ſind prächtige ſehenswerthe Werke. Unter den Kirchen verdienen die außerordentlich große Kathedrale aus dem 13ten Jahrhundert und die im gothiſchen Styl neu erbaute katholiſche Kirche erwähnt zu werden. Größere Schiffe können nicht zur Stadt kommen und landen in **Greenock** mit 28000 Einw. und **Port Glasgow** mit 5000 Einw. am **Firth** aus.

Schottland hat außerdem noch 2 Univerſitäten, die eine zu **St. Andrews** (andruhs) in der Grafſchaft **Fife** (feif) geſtiftet 1412. Dieſe Stadt war vor der Reformation der Sitz eines Erzbiſchofs, Primas des Reichs; jetzt iſt ſie ſehr herabgekommen

und nur die Menge Trümmer von Kirchen und Kapellen zeugt von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Hier im Sitz der Hierarchie brach auch die Wuth des Pöbels gegen dieſelbe am furchtbarſten aus. Mit unſäglicher Mühe wurde beſonders die herrliche Kathedralkirche verwüſtet, die noch jetzt in ihren Ruinen Ehrfurcht einflößt. Die Univerſität hat 9 Profeſſoren für Humaniora und außerdem noch ein **College** mit 3 Profeſſoren für Theologie, aber keine juriſtiſche und mediciniſche Facultät. Die Stadt liegt auf einem ſchroffen Felſenufer des Meers. — Die andre Univerſität iſt die zu **Aberdeen**, in der Grafſchaft gleiches Namens. Unter dieſem Namen werden 2 Städte, **Old Aberdeen** (äberdihn) nördlich und **New Aberdeen** ſüdlich in einer kleinen Entfernung von einander, begriffen. In jeder derſelben befindet ſich ein **College**, welche zuſammen die Univerſität bilden. Old-Aberdeen, ehemals der Sitz eines Biſchofs, iſt jetzt ein ganz unbedeutender Ort. New-Aberdeen dagegen, welches dem Handel günſtiger liegt, zählt jetzt über 50000 Einw., welche mehr als 350 eigene Schiffe beſitzen. Zu den Gegenſtänden des Handels gehört auch der ſchöne in der Nähe brechende Granit, welchen man hier beſonders gut zu bearbeiten verſteht.

Zu den bedeutenderen Städten Schottlands gehören ferner: **Paisley** (päsli), in der Grafſchaft **Renfrew** (—fru), mit 60000 Einw. und Baumwollenfabriken, welche nächſt denen von Glasgow die bedeutendſten in Schottland ſind. **Perth**, am Tay, in der Grafſchaft gleiches Namens, mit 20000 Einw. **Dundee** (döndi), an der Mündung des Tay, mit über 45000 Einwohner. Sie iſt in neuerer Zeit durch den Handel mächtig emporgekommen und beſitzt an 300 eigene Schiffe. An der Mündung des Tay liegt im Meere der Leuchtthurm **Bellrock** (Glockenfels), der merkwürdigſte von Großbritannien. Er iſt mit unſäglicher Mühe auf einer Klippe erbaut, welche nur zur Ebbezeit und höchſtens 3—4 Stunden vom Waſſer entblößt iſt. Im Jahre 1808 ward der erſte Grund gelegt und 1811 ward er vollendet. Er iſt 115 F. hoch, wovon 70 F. maſſives Gemäuer ohne Oeffnung; oberhalb deſſelben iſt der Eingang, nur vermittelſt Strickleitern oder Winden zugänglich. Im obern Theile, der ſogenannten Laterne, drehen ſich, vermittelſt eines Mechanismus, verſchiedene Lampen im Kreiſe, und dieſelbe Kraft ſetzt auch Glocken in Bewegung, um die Schiffe bei ſtarkem Nebel zu warnen.

Endlich haben wir noch zu bemerken die beiden großen Eiſengießereien, die eine zu **Carron**, in der Grafſchaft **Stirling** am Fluſſe Carron, woher die auf den Schiffen gebräuchlichen Carronaden, ein kurzes Geſchütz von großem Caliber, ihren Namen haben; die andere, **the Clyde iron** (eirn) **works** (die Eiſenwerke am Clyde) genannt, in **Clydesdale**.

Der bequemſte Ueberfahrtsort nach Irland iſt der kleine Flecken **Port Patrick**, in der Grafſchaft **West Galloway** oder **Wigton**, wo die Entfernung von Irland nur etwa $4^1/_4$ Meilen beträgt.

Der nordweſtliche Theil von Schottland, oder das Hochland, wird von dem ſüdöſtlichen durch eine Linie getrennt, die ſich etwa von der Mündung des Clyde, bei Dumbarton durch die Grafſchaften **Perth** und **Aberdeen** bis zum **C. Kinaird** erſtreckt. Alles jenſeits derſelben gelegene Land iſt eine gebirgige, baumloſe Haide, wo der Ackerbau nur äußerſt ſpärlich betrieben wird. Hier herrſcht die gäliſche Sprache beinahe ausſchließlich; hier nimmt der Reiſende Abſchied von der engliſchen Reinlichkeit, von dem Wohlſtande, guten Wirthshäuſern u. ſ. w. Mit Ausnahme der Häuſer reicher Lairds, findet man hier nur Hütten, d. h. kleine von Steinen ohne Mörtel aufgeführte Wohnungen, ohne Fußboden, ohne Fenſter und Kamine, mit einem elenden Dache aus Haidekraut. Das in der Mitte brennende Torffeuer ſendet ſeinen Rauch durch die Thür und eine Oeffnung im Dache. So elend wie die Wohnung, ſind auch die Nahrungsmittel: Milch, Kartoffeln, Fiſche ſind die gewöhnlichſten, dazu kommt, aber nicht häufig, Haferbrodt, welches zu dünnen, harten Kuchen gebacken wird. Der Whisky iſt das allgemeine Lieblingsgetränk. Kühe, Schafe und Ziegen machen den einzigen Reichthum aus; Geld iſt wenig vorhanden und es giebt abgelegene Inſeln an der Weſtküſte, wo es beinahe unbekannt iſt. Handel und Gewerbe ſind hier nicht zu finden und die Folgen davon ſind Armuth und ein hartnäckiges Feſthalten alter Gewohnheiten und Einrichtungen. Hier, und noch mehr auf den weſtlichen Inſeln, finden ſich noch häufige Spuren der älteſten Verfaſſung. Das Volk iſt in viele kleine Stämme getheilt, wovon jeder ein Oberhaupt oder einen Laird hat, nach welchem der ganze Stamm benannt wird, und zwar ſo, daß alle Individuen Eines Stammes den nemlichen Namen führen und nur durch ihre Taufnamen oder den Namen des Aufenthaltsortes unterſchieden werden. So giebt es ganze Gegenden, wo alle Einwohner Macdonald, Macleod, Mackinnon u. ſ. w. heißen. Der Laird iſt zugleich der einzige Grundbeſitzer; er verpachtet bedeutende Theile des Ganzen an ärmere Glieder ſeiner Familie, die ebenfalls von dem Volke mit Ehrfurcht betrachtet werden; ein ſolcher großer Pachter heißt hier ein **Tacksman**, dieſer hat wieder Unterpächter u. ſ. w. In neueren Zeiten haben aber die Habſucht und die Bedrückungen vieler Lairds theils Auswanderungen veranlaßt, theils die Zuneigung und Verehrung ihrer Stammgenoſſen ſehr geſchwächt. Nur auf einigen Inſeln iſt dieſes patriarchaliſche Verhältniß noch in ſeiner alten Reinheit geblieben. Die ebenfalls in neuerer Zeit angelegten Landſtraßen und Kanäle haben bis jetzt noch wenig

zur Bereicherung des Landes beigetragen, doch iſt die Bevölkerung zwiſchen 1801 und 1821 von 400000 auf mehr als 500000 geſtiegen.

Der einzige einigermaßen bedeutende Ort in den nördlichen Hochlanden iſt **Inverness**, am **Moray Frith**, Ausfluß des Loch Neß, mit 15000 Einw., und einem guten Hafen, der durch 2 Forts, **F. George** und **F. Rose** am Eingang des **Frith**, geſchützt wird. Die Einwohner ſind großentheils engliſcher Abkunft, daher auch hier noch Engliſch und zwar reiner geſprochen wird, als in den meiſten übrigen Städten von Schottland. Dieſer Ort hat gute Schulen, ein Theater, einige kleine Fabriken und iſt der Hauptmarkt für die Hochländer, die hier ihr Vieh, Fiſche, Häute u. ſ. w. verkaufen. Am ſüdweſtlichen Rande der Hochlande, am **Frith of Clyde** liegt **Dumbarton** (dömbart'n), eine Feſtung, mit einem ſchönen alten Felſenſchloß und etwa 4000 Einw. Das hier verfertigte Kronglas iſt ausgezeichnet. Als die Hauptſtadt der weſtlichen Hochlande wird **Inverary** betrachtet, ein kleiner, freundlicher Ort von 2000 Einw. mit einem ſchönen Schloſſe und ſehr bedeutender Heringsfiſcherei in dem Meerbuſen **Loch Fine** (fein).

An der Weſtküſte von Schottland befinden ſich verſchiedene Inſeln, welche man in drei Gruppen theilen kann, 1) die am Ausfluß des **Frith of Clyde** gelegenen **Bute** (bjut) und **Arran** nebſt einigen kleineren; ſie haben ein ſehr mildes Klima und Ackerbau; 2) die nördlicher an der Küſte entlang liegenden größeren Inſeln **Islay**, **Jura**, **Mull** und **Skye**, wovon nur **Islay** einen des Anbaues fähigen Boden hat, auf den übrigen wird nur etwas Viehzucht und Fiſcherei getrieben. Berühmter als alle dieſe iſt die kleine Felſeninſel **Staffa**, weſtlich von der Inſel Mull. Sie beſteht wie viele dieſer Inſeln aus Baſaltfelſen, welche hier die berühmte *Fingalshöhle* bilden. Man denke ſich zwei Wände aus ſenkrechten Baſaltſäulen beſtehend, 237 F. lang, am Eingange 117 F. hoch, im Hintergrunde 70, am Eingange 53 F. von einander entfernt, im Hintergrunde 20, überwölbt von einer Decke aus eben ſolchen Säulen; der Boden der Höhle beſteht ebenfalls aus dicht an einander ſtehenden Baſaltſäulen, wird aber beſtändig von einem unruhigen Meere beſpült, ſo daß man nur mit Mühe an einer Seite, wo ſich eine Art von Damm entlang zieht, zum Hintergrunde gelangt. Die häufig vorkommenden Zeichnungen dieſer Höhle ſind im Ganzen vollkommen genau. Der Name der Höhle iſt neu. Die Einwohner der Gegend nennen ſie: **An ua vine**, d. h. die melodiſche Höhle, weil die ſich brechenden Wogen im Innern einen bald lieblichen, bald furchtbaren Ton hervorbringen. Der Name **Fingal** aber, auf Erſiſch **Fion**, hat im Genitiv **Fine**, deſſen Verwechſelung mit **vine**,

melodiſch, den jetzigen Namen, den ſich der Nationalſtolz der Hochländer gern gefallen läßt, veranlaßt hat. — Ein anderes in der Nähe gelegenes kleines Eiland, **Icolmkill** oder **Jona**, ſoll, einer Sage nach, in älteren Zeiten ein Sitz der Wiſſenſchaften und der Frömmigkeit geweſen ſeyn. Man zeigt noch die Trümmer einiger Kirchen und Klöſter und viele Gräber, die man für Gräber alter ſchottiſcher Könige ausgiebt. Sie hat etwas Ackerbau. 3) die eigentlichen Hebriden (**Ebūdes**) oder **Western Islands** (eiländs), auch wohl zuſammen **Long Island** genannt, weil ſie parallel mit der nordweſtlichen Küſte von Schottland eine, nur an mehreren Stellen durchbrochene, große und lange Inſel bilden. Die Hauptinſeln dieſer Reihe ſind **Lewis** (lu-is), **Harris**, **Nord Uist** (euſt), **South Uist**, **Barra** und viele kleinere. Hier haben Sprache und Sitten ſich noch am meiſten in ihrer alterthümlichen Weiſe erhalten. Alle dieſe Inſeln, an 300, ſind baumlos, mit Haidekraut bedeckt, und von einem beinahe beſtändig ſtürmiſchen und ſehr gefährlichen Ocean umgeben, daher man zu einigen von ihnen nur ſelten gelangen kann. Viehzucht, wenig Ackerbau, Fiſchfang ſind die Hauptnahrungszweige, wozu noch das Einſammeln der Eier und Daunen vieler Waſſervögel gehört, welche in den unzugänglichſten Klippen niſten. In neuerer Zeit hat man auch gelernt, aus dem Seegraſe Potaſche, hier **Kelp** genannt, zu bereiten. Auf der größten dieſer Inſeln, **Lewis** (lu-is), befindet ſich der einzige Ort **Stornaway**, den man eine Stadt nennt; ſonſt findet man nur einzelne zerſtreute Hütten, und höchſtens an den Landungsplätzen mehrere beiſammen. Dreißig Meilen weſtlich von **Long Island** liegt einſam im atlantiſchen Ocean das kleine kaum 1 □ M. große Felſeneiland **St. Kilda**, deſſen 100 und einige Einwohner nur einige Schafe unterhalten können, übrigens aber von dem Einſammeln der Eier unzähliger Seevögel leben, welche in den ſchroffen Klippen ihrer Küſten niſten. Seit kurzem iſt hier zuerſt eine Schule angelegt worden. An der Nordküſte von Schottland liegt eine andre Inſelgruppe, die **Orkney** (—ni) oder Orkadiſchen Inſeln, zuſammen 67, wovon aber nur 29 bewohnt ſind. Die übrigen ſind entweder bloße Klippen, oder werden doch nur der Weide und des Fiſchfangs wegen vorübergehend bewohnt. Die Beſchaffenheit dieſer Inſeln iſt ungefähr wie die der Hebriden; nur daß die Einwohner, an 30000, etwas mehr Betriebſamkeit zeigen. Viehzucht, Fiſchfang, beſonders der hier außerordentlich ergiebige Heringsfang, Kelpbrennerei, ſind die Hauptnahrungszweige. Die größte Inſel wird hier wie in andern Inſelgruppen **Mainland** (män—), d. h. Hauptland, ſonſt auch wohl **Pomona** genannt. Der Hauptort **Kirkwall** zählt 2500 Einw. Der Hafen von **Stromness**, auf der nemlichen Inſel iſt vortrefflich und viel beſucht Der Kanal, der dieſe Inſeln von Schottland trennt,

heißt der **Pentland Frith** und wird von den Seefahrern wegen ſeiner gefährlichen Strömungen gefürchtet.

Noch nördlicher, unter dem 60ſten und 61ſten Grade, liegen die Shettländiſchen Inſeln, 86 an der Zahl, mit etwa 20000 Einw., welche zum Theil von Norwegen herſtammen und auch die alte nordiſche Sprache noch nicht ganz aufgegeben haben. **Hialtland** iſt der Name, den ſie dieſen Inſeln geben. Dieſe Inſeln ſind vollkommen baumlos, ſtürmiſch und beinahe immer in Nebel gehüllt; doch iſt das Klima bei weitem nicht ſo ſtrenge, als die Lage vermuthen läßt. Der Ackerbau iſt gering, bedeutender die Viehzucht; es giebt hier Pferde und Rindvieh von ſehr geringer Größe; die Hauptnahrung der Einwohner beruht auf dem ſehr ergiebigen Fiſchfang. Die Hauptinſel **Shettland**, auch **Mainland**, enthält den Flecken **Lerwick** (lerwik) mit 1200 Einw. Zwiſchen beiden Inſelgruppen, in der Straße, welche alle Schiffe durchſegeln, welche um Schottland herumgehen, liegt die kleine Inſel **Fair**, an deren Felſen einſt das Admiralſchiff der berühmten Armada ſcheiterte.

C) Das Königreich Irland.

Irland, **Ireland** (eirländ), von den Einwohnern ſelbſt **Eirin** oder **Erin** genannt, woraus die ſchon den Alten bekannten Namen **Ierne**, **Inverna**, **Overnia**, am gewöhnlichſten aber **Hibernia**, gemacht worden, iſt die zweite der beiden großen britiſchen Inſeln, von England und Schottland durch das iriſche Meer, oder den Kanal von St. Georg getrennt. Sie enthält 1500 □ M. und 8 Millionen Einw., wovon mehr als 4/5 Katholiken ſind. Nur im Süden, Weſten und Norden befinden ſich einige nicht bedeutende Gebirgszüge; bei weitem der größte Theil der Inſel iſt flach und ſumpfig, daher auch hier die Feuchtigkeit des Klima den höchſten Grad erreicht, und dennoch ſoll es in Irland weder Schlangen noch andre giftige Thiere oder Inſekten geben. An Mineralien liefert Irland nur Blei, Eiſen und Kupfer; Steinkohlen ſind zwar vorhanden, aber nicht zureichend, und bei der großen Armuth der meiſten Einwohner wird der leichter zu gewinnende und überall vorhandene Torf vorgezogen. Der Ackerbau ſteht noch ſehr gegen den engliſchen zurück und war ehemals noch mehr vernachläſſigt; Kartoffeln werden dagegen in großer Menge gebaut und ſind beinahe die einzige Nahrung der Armen. Außerdem beſchäftigen ſich die Einwohner vorzüglich mit Viehzucht, mit dem Bau des Flachſes und Hanfs, daher auch Leinwand das Haupterzeugniß der dortigen Betriebſamkeit, und endlich mit dem Fiſchfang, der beſon-

ders an Lachſen in den Flüſſen und an Heringen an den nördlichen Küſten ſehr ergiebig iſt. Irland iſt reich an Gewäſſern, ſowohl Seen als Bächen, worunter in neuerer Zeit der See **Killarney** in der Grafſchaft **Kerry**, wegen ſeiner reizenden Umgebungen berühmt geworden iſt; der große See **Neagh** (nigh) iſt durch einen Kanal mit dem Meere verbunden. Der bedeutendſte Fluß iſt der **Shannon** (ſchennen), der von Norden nach Süden durch mehrere Landſeen fließt und ſich in das atlantiſche Meer ergießt; er iſt faſt durchaus ſchiffbar und durch einen Kanal, der nach Dublin geführt iſt, mit dem iriſchen Meere verbunden. Der ebenfalls nach S. fließende **Barrow**, nimmt von W. die **Nore** und **Suire** auf und ergießt ſich bei **Waterford** ins Meer. Beide bilden wahre Meerbuſen an ihrer Mündung. Bei größerer Induſtrie und Reichthum hätten wenige Länder ſo viele und ſo leichte Waſſerverbindungen als Irland.

Einwohner und Geſchichte.

Die urſprünglichen Einwohner Irlands ſind mit den ſchottiſchen Hochländern verwandt und reden ebenfalls die erſiſche Sprache, nur in einem abweichenden Dialect. Die Irländer werden von den Engländern gern als Leute von ſchweren und verworrenen Begriffen verſpottet, und man wirft ihnen häufig die ſogenannten **irish** (eiriſch) **bulls** (iriſche Stiere) d. h. widerſinnige und lächerliche Redensarten vor. Der Irländer dagegen haßt den Engländer und hat bei vielen Veranlaſſungen gezeigt, daß es ihm nur an Macht fehlt, das engliſche Joch abzuſchütteln. Der Hauptgrund dieſes Haſſes iſt die Verſchiedenheit der Religion und die daraus entſtehenden Bedrückungen, die, obwohl gemildert, noch immer die Gemüther erbittern. Vorzüglich klagen die Irländer darüber, daß ſie, obwohl Katholiken, doch den Pfarrern und Biſchöfen der anglikaniſchen Kirche, in deren Sprengel ſie wohnen, den Zehnten bezahlen müſſen. Die kürzlich erfolgte Emancipation oder Gleichſtellung der Irländer mit den Engländern in bürgerlichen Rechten iſt nur ein ſchwacher Anfang zur Ausſöhnung beider Völker. Nur in einigen großen Städten hat der Handel Wohlſtand verbreitet, der größte Theil der Einwohner aber ſchmachtet in der bitterſten Armuth und ihrem gewöhnlichen Gefolge, der roheſten Unwiſſenheit und dem entſetzlichſten Schmutze. Irland war den Alten nur dem Namen nach bekannt; nie kamen die Römer dahin und wir haben daher keine Kenntniß des Landes vor dem 5ten Jahrhundert. Im Anfange deſſelben brachten Palladius und ſein Nachfolger Patricius das Chriſtenthum dahin; letzterer iſt daher noch der Schutzheilige der katholiſchen Irländer. Wie überall, ſo auch hier, kamen Friede und Bildung im Gefolge des Chriſtenthums; es entſtanden Kir-

chen und Schulen, und von Irland gingen wiederum Apoſtel des chriſtlichen Glaubens nach Schottland und ſelbſt nach Deutſchland. Dieſer glückliche Zuſtand ward durch die ſeit dem Anfange des 9ten Jahrhunderts ſich häufig wiederholenden Einfälle der Normannen unterbrochen und zerſtört; Irland fiel nach und nach in ſeine alte Verwilderung zurück, bis endlich den ewigen Fehden der vielen kleinen Oberhäupter unter ſich die Eroberung des Landes durch die Engländer unter Heinrich II. 1172 ein Ziel ſetzte. Viele engliſche Coloniſten wurden nach Irland geſendet, um durch ſie den Anbau und die Bildung des Landes zu befördern. Von der Zeit an folgte Irland ziemlich ruhig dem Schickſal Englands, bis die Reformation neue Unruhen erregte. Die Irländer beharrten bei den Anſichten ihrer Väter, und bald entſpann ſich zwiſchen ihnen und den proteſtantiſchen Engländern jener bittere Haß, welcher ſeitdem oftmals blutige Auftritte veranlaßt hat. Die katholiſchen Irländer waren natürlich dem Hauſe Stuart eifrig ergeben, und da ihr Haß oft in Empörung ausbrach, namentlich 1641, wo mehr als 20000 friedliche Proteſtanten in Irland ermordet wurden, ſo mußten auch die Maßregeln zu ihrer Unterdrückung immer mehr geſchärft werden. Wie wenig dieſer Haß in der neuern Zeit nachgelaſſen, zeigten die Begebenheiten, welche die franzöſiſche Revolution in Irland veranlaßte. Ueberall zeigte ſich Unzufriedenheit und Empörung, räuberiſche Banden durchſtreiften das Land, und ein kleines franzöſiſches Corps, welches 1798 bei Killala landete, fand eifrige Unterſtützung. Auch dieſe Unruhen wurden indeß durch Waffengewalt gedämpft, und zugleich die Verfaſſung des Landes verändert. Bisher hatte Irland ein eigenes Parlament gehabt und ward von einem Vicekönig regiert; ſeit dem 1. Jan. 1801 aber iſt auch das iriſche Parlament mit dem engliſchen vereinigt und die Würde eines Vicekönigs abgeſchafft. Irland ſendet 4 geiſtliche und 28 weltliche Pairs ins Oberhaus und 100 Deputirte ins Unterhaus des Parlaments. Damit iſt dem Lande noch immer keine weſentliche Erleichterung zu Theil geworden, welches erſtlich die ganze katholiſche Geiſtlichkeit, welche aus 4 Erzbiſchöfen, 22 Biſchöfen und mehr als 1400 Prieſtern beſteht, aus eigenen Mitteln erhalten muß, ohne daß die Regierung das geringſte zu ihrer Beſoldung gäbe, und zweitens nahe an 6 Millionen Thaler zur Unterhaltung der ſehr großentheils überflüſſigen und eben deshalb ſo verhaßten anglikaniſchen Geiſtlichen aufbringen muß, welche bisher aus 4 Erzbiſchöfen, 28 Biſchöfen und einer verhältnißmäßigen Zahl von Pfarrern beſtand, wovon indeß durch einen neueren Parlamentsbeſchluß zwei Erzbisthümer und 10 Bisthümer abgeſchafft worden ſind.

Eintheilung.

Irland wird in 4 Provinzen, **Leinster** (linſter), **Ulster** (ölſter), **Connaught** (kannaht) oder **Conaght** und **Munster** (mön—) oder **Mounster**, und dieſe zuſammen in 32 **Countys** oder Grafſchaften eingetheilt.

In der Provinz **Leinster** liegt die Hauptſtadt des Königreichs, **Dublin**, in der Grafſchaft gleiches Namens, am Ausfluß des **Liffey** (—fi). Ihr iriſcher Name iſt **Balacleigh.** Sie iſt nach London die größte Stadt im britiſchen Reiche und zählt an 300,000 Einw., unter denen kaum 80,000 Nichtkatholiken. Die Stadt iſt beinahe zirkelförmig gebaut und wird vom Liffey, über welchen 7 Brücken führen, in 2 Theile getrennt und nördlich vom Königs-Kanal und ſüdlich vom großen Kanal umfloſſen. Eine ſchöne Allee (**Circular road**,) (rohd) umgiebt die Stadt. Die öſtlichen, neueren Theile der Stadt ſind vortrefflich gebaut, die inneren und älteren Theile beſonders die weſtlich gelegene ſogenannte **Liberty**, beſtehen dagegen aus elenden Hütten. Die öffentlichen Gebäude ſind ſchöner und geſchmackvoller als die von London und Edinburgh. Zu bemerken ſind, im nördlichen Theile der Stadt, am öſtlichſten Ende, bedeutende Docken oder Schiffsbaſſins, neben welchen am Ufer des Fluſſes, welches durchaus mit ſteinernen Schalungen verſehen iſt, das prächtige **Custom house**, Zollhaus, liegt, das ſchönſte in Großbritannien. Etwas weiter weſtlich trifft man die 180 F. breite Sackvilleſtraße, worin eine 108 F. hohe mit der koloſſalen Statue Nelſons geſchmückte Säule ſteht und das ſchöne neue Poſtgebäude liegt. Im ſüdlichen Theile der Stadt bemerken wir: ziemlich im Mittelpunkt **the Castle**, ein weitläuftiges aber ſchönes Gebäude aus verſchiedenen Zeitaltern, mit einer im gothiſchen Style neu erbauten Kapelle und einem daran ſtoßenden Garten, die Reſidenz der königlichen Statthalter. Nahe dabei liegt **the royal Exchange**, die Börſe, eins der ſchönſten Gebäude der Stadt. Weiter ſüdlich liegt die alte Hauptkirche St. Patricks, aus dem 14ten Jahrhundert, mit vielen Denkmälern berühmter Männer aus älterer und neuerer Zeit. Weiter öſtlich iſt der überaus große Stephansplatz mit der Reiterſtatue Georgs des **II.** Nördlich, dem Fluſſe näher, liegt die Univerſität, **Trinity college**, ein prachtvolles, großes Gebäude, welches 3 Höfe umſchließt. Die Univerſität wurde 1311 zuerſt geſtiftet, aber nachdem ſie in Verfall gerathen, unter Eliſabeth 1591 aufs neue gegründet. Gegenüber liegt die prachtvolle Bank, früher der Verſammlungsort des iriſchen Parlaments. Nicht weit davon iſt das neue 1821 eröffnete Theater. Außer der Univerſität giebt es in Dublin eine königl. Akademie der Wiſſenſchaften und andre gelehrte Anſtalten. Dublin iſt auch der Sitz eines Erzbiſchofs,

Primas des Reichs. Die Fabriken ſind, obgleich mannigfaltig, nicht ausgezeichnet; deſto bedeutender iſt der Handel, wovon Dublin für Irland den Mittelpunkt ausmacht. Der Hafen iſt wegen ſeiner vortrefflichen ſteinernen Schalungen oder Quais und eines eine engliſche Meile ins Meer hinauslaufenden, 30 F. breiten Steindammes berühmt. Eine kleine Stunde von dem Flecken **Drogheda**, (drohidá) am Ufer des Fluſſes Boyne, iſt auf einem Felſen eine viereckige, 150 F. hohe Pyramide errichtet, zum Andenken des Sieges, welchen Wilhelm III. den 1. July 1690 hier über ſeinen Schwiegervater Jakob II. erfocht.

In der Provinz **Ulster**, der einzigen in welcher die proteſtantiſche Bevölkerung der katholiſchen an Zahl beinahe gleichkommt, bemerken wir außer den beiden Handelsſtädten, **Belfast** mit 70000 und **Londonderry** mit 12000 Einw., nur noch den berühmten Rieſendamm, **Giants causeway** (djeients caſewá), welcher an der nördlichen Spitze der Grafſchaft Antrim ſich ins Meer hinaus erſtreckt. Er beſteht aus meiſt ſenkrecht ſtehenden Baſaltſäulen und iſt bei niedrigem Waſſer auf 600 F. lang, die Länge der Säulen beträgt zwiſchen 15 und 36 F. Dieſes Baſaltufer hat die größte Aehnlichkeit und ſteht in der genaueſten Beziehung mit den vielen Baſaltmaſſen der Hebriden.

In der Provinz **Connaught**, worin ſich die wenigſten Proteſtanten finden und welche überhaupt die am ſchlechteſten angebaute und ärmſte iſt, befindet ſich außer den Seeſtädten **Gallway** mit 30000 Einw. und **Sligo** (Sleigo) mit 17000 Einw. kein bedeutender Ort.

In der Provinz **Munster** endlich, der gebirgigſten von allen, befinden ſich 3 bedeutende Handelsſtädte.

Limerick (limmrik), in der Grafſchaft gleiches Namens am Shannon, mit 80000 Einw. Der Fluß, der hier eine Inſel bildet, theilt die Stadt in 3 Theile, wovon der eine die engliſche, der andre die iriſche Seite, der dritte **Perrytown** oder **Newtown** genannt wird. Der Handel der Stadt beſchäftigt ſich vorzüglich mit eingepökeltem Fleiſch, mit Häuten und Butter.

Cork, in der Grafſchaft gleiches Namens, an der Mündung der Lee, die hier einen bedeutenden Meerbuſen und vortrefflichen Hafen bildet. Sie zählt über 120000 Einw. Sie liegt in einer reizenden, mit Landhäuſern bedeckten Gegend, zum Theil auf einer ſumpfigen Inſel im Fluſſe, zum Theil am hügeligen Ufer. Sie iſt die zweite Stadt in Irland und treibt einen ſtarken Handel mit Fleiſch, Talg, Getreide, Leinwand u. ſ. w., womit ſie vorzüglich die Colonieen verſieht. Die engliſchen Flotten pflegen hier anzulegen, um Proviant einzunehmen.

Waterford, in der Grafſchaft gleiches Namens, mit 58000 Einw. Sie liegt am ſüdlichen Ufer der **Suire**, über welche eine hölzerne Brücke geht; unterhalb der Stadt erweitert ſich der

Fluß zu einem Meerbuſen. Der Hafen iſt bequem und hat vortreffliche Quais; der Handel iſt der nemliche wie in den vorerwähnten Städten.

Die bis hierher beſchriebenen Länder machen den Hauptkörper des britiſchen Reiches aus, zu welchem aber außerdem noch gehören:

A. In Europa.

1. Die Inſeln **Malta**, **Gozzo** und **Comino**, zwiſchen Sicilien und Afrika; wovon bei Italien geredet werden ſoll.

2. Die Feſtung **Gibraltar**, deren Beſchreibung man unter Spanien ſuche.

3. Die Inſel **Helgoland**, in der Nordſee, den Mündungen der Elbe, Weſer und Eyder gegenüber. Sie beſteht aus zwei Theilen, dem hohen und dem niedern Lande. Dies letztere iſt unbewohnt und wird immer mehr von dem Anſpülen des Meers verringert; es ſoll ehemals viel beträchtlicher geweſen ſeyn und mit einigen jetzt davon getrennten Sandinſeln zuſammengehangen haben. Das hohe Land beſteht aus verhärtetem Thon, es hat 4200 Schritt im Umfange und iſt 90 bis 160 F. über der Meeresfläche erhaben; man gelangt durch eine Treppe von 208 Stufen hinauf. Es leben dort 4 bis 5000 Menſchen vom frieſiſchen Stamme, die ſich theils mit etwas Viehzucht, vorzüglich aber mit Fiſchfang und dem Lootſen-Handwerk beſchäftigen. Die durch viele Sandbänke ſehr gefährliche Einfahrt in die Elbe nöthigt beinahe alle Schiffe, bei irgend ungünſtiger Witterung ſich eines Helgolander Lootſen als Führer zu bedienen. Die Inſel hat 2 Häfen, einen nördlichen für größere, und einen ſüdlichen für kleinere Fahrzeuge. Auf ihr befindet ſich ein Leuchtthurm. Ehemals gehörte dieſe Inſel zu Dänemark; die Engländer beſetzten ſie 1807 und ſeit dem Pariſer Frieden 1814 iſt ſie ihnen förmlich abgetreten worden. Sie haben dieſe natürliche Feſtung noch durch Batterieen verſtärkt.

4. Die Joniſchen Inſeln, welche indeß nur unter engliſchem Schutze ſtehen; wir werden bei Griechenland davon reden.

5. Das Königreich Hannover, welches der in England jetzt regierenden Familie, nicht aber zum britiſchen Reiche gehört; als ein Theil von Deutſchland wird es dort vorkommen.

B. In Afrika.

Mehrere Plätze und Inſeln auf und an der Gold- und Sklavenküſte die Inſeln **St. Helena** und **Ascension**, **Isle de France**, und das Vorgebirge der guten Hoffnung.

C.

C. In Aſien.

Die unermeßlichen Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie, auf der Halbinſel dieſſeits und jenſeits des Ganges, die Inſel Ceylon, die Prinz-Wales-Inſel, Niederlaſſungen auf Sumatra, Borneo u. ſ. w.

D. In Amerika.

Canada und die weitläuftigen nur wenig bekannten ſogenannten Hundſonsbay-Länder. Die Colonieen Demerary, Essequebo, Berbice, auf dem feſten Lande von Süd-Amerika; die Inſeln Jamaica, Barbados, Trinidad, Granada, St. Vincent, Dominica, Antigua, Sta Lucia, Tabago, die Bahama-, die Lukayiſchen und Bermudiſchen Inſeln.

E. In Auſtralien.

Die bis jetzt einzigen europäiſchen Niederlaſſungen auf dem feſten Lande von Neu-Holland, und mehrere Inſeln.

Von allen dieſen außereuropäiſchen Beſitzungen, die zuſammen über 117000000 Einw. haben, wird unter den Welttheilen, wozu ſie gehören, geredet werden.

Geſchichte und Litteratur.

Wenn wir die ungewiſſen und dunkeln Sagen von einem Handelsverkehr der Phönicier mit den britiſchen Inſeln, von wo ſie Zinn geholt haben ſollen, wie billig abrechnen, ſo verdanken wir die älteſte eigentliche Kunde von England abermals den Römern, deren Herrſchſucht auch das entfernte Britannien nicht ganz entgehen konnte. Julius Cäſar war der erſte Römer, welcher kurz vor Chriſti Geburt daſelbſt landete und einen Theil der wilden Einwohner, die zum großen Völkerſtamme der Celten gehörten, unterjochte. Unter den Kaiſern bildete und dehnte ſich die Herrſchaft über dieſe Gegenden während 400 Jahre immer mehr aus; jedoch überſchritten ſie nicht leicht die Gränzen des heutigen Schottland und ſuchten ſich vielmehr gegen deſſen kriegeriſche und wilde Bewohner, die Picten und Scoten, durch den ſogenannten Pictenwall zu ſchützen. Mit dem Verfall des römiſchen Reichs beginnt die eigentliche engliſche Geſchichte. Freiwillig verließen die Römer ums Jahr 427 das entlegene England, um ihre Waffen gegen mächtige ſie bedrängende Feinde, die andringenden germaniſchen Stämme, zu richten. Wehrlos und durch lange Knechtſchaft entartet, vermochten die Briten ſich nicht gegen die jede Gelegenheit zum Raube benutzenden Picten und Scoten zu ſchützen und riefen ihre kriegeriſchen aber rohen Nachbarn der gegenüber liegenden Küſten Germaniens, die Sach-

ſen, Jüten, Angeln und Frieſen, zu Hülfe. Zwei Brüder, Hengiſt und Horſa, 449, werden als die Anführer der erſten Haufen genannt. Ihr Glück gegen die Picten und Scoten lockte immer neue Schwärme ihrer Landsleute hinüber; aus den Beſchützern wurden bald Unterdrücker, und nach wenigen Jahren einer verzweifelten Gegenwehr ſahen ſich die Briten unterjocht, oder in die noch unzugänglichen Gebirge von Wales zurückgedrängt. In dieſe Zeit fallen, wenn ihnen überall hiſtoriſche Wahrheit zum Grunde liegt, die Thaten jenes in den älteſten Dichtungen viel gefeierten Königs Arthur oder Arthus und ſeiner Ritter von der Tafelrunde, als der letzten britiſchen Helden. England war nun ſächſiſch geworden in Sprache und Sitten, und blieb es im Ganzen genommen bis ins 11te Jahrhundert. Die germaniſchen Abkömmlinge waren von verſchiedenen Stämmen und unter viele Anführer vertheilt; jeder verſuchte ſein Glück auf ſeine eigne Hand, und ſo entſtand nach und nach in England die ſogenannte ſächſiſche Heptarchie, oder die 7 Königreiche: Kent, Northumberland, Oſtangeln, Mercy, Eſſex, Suſſex und Weſtſex, welche nach Jahrhundert langen Fehden, durch Abſterben und Unterjochung ſo zuſammenſchmolzen, daß ſie endlich von Egbert, König von Weſtſex, 827 zu Einem Königreiche vereinigt wurden, welches den zahlreicheren Angeln zu Ehren von nun an den Namen England, **Anglia**, erhielt. Das Chriſtenthum war ſeit dem 6ten Jahrhundert durch den vom Papſt Gregor dem Großen abgeſandten Abt Auguſtin verbreitet und allgemein herrſchend geworden. Der durch die Vereinigung zu einem Reiche entſtandene friedlichere, der Bildung günſtigere Zuſtand ward nur zu bald durch die verheerenden Einfälle jener nordiſchen Völker geſtört, welche in Frankreich unter dem Namen der Normannen, hier unter dem der Dänen, bekannt ſind. Das unſelige Mittel der Schwäche, die Feinde durch Geſchenke zu entfernen, lockte nur immer neue Abenteurer herbei, und bald war ganz England von ihnen überſchwemmt. Auf kurze Zeit gelang es zwar dem heldenmüthigen Alfred, 871—878, die Sachſen wieder zu ermannen und die Dänen nach mehreren Niederlagen theils zu vertreiben, theils in ſcheinbar friedliche Anſiedler zu verwandeln; aber ſein Geiſt ging nicht auf ſeine Nachfolger über, die Dänen brandſchatzten nach wie vor die Provinzen, und als die Sachſen in der Verzweiflung auf Befehl ihres ſchwachen Königs Ethelred 1002 viele tauſend Dänen plötzlich überfielen und ermordeten, reizten ſie dadurch nur die Rache des mächtigen Swen von Norwegen, der bis 1013 ganz England unterwarf und es 1017 ſeinem Sohne Kanut dem Großen als ein friedliches Erbe hinterließ. Die Herrſchaft der Dänen in England war indeß von kurzer Dauer: Kanuts unbedeutende Söhne ſtarben ſchnell nach einander, und Eduard der Bekenner, aus dem alten ſächſiſchen

Königshauſe, kam 1042 beinahe ohne Widerſtand auf den Thron. In der Normandie erzogen, brachte er ſchon viel Normänniſch-Franzöſiſches nach England hinüber und bereitete ſo die folgende Periode der engliſchen Geſchichte vor. Als er 1066 ohne Erben ſtarb, bewarben ſich ſein Schwager Harald Graf von Kent, ein Liebling des Volks, und Wilhelm Herzog von der Normandie um den Thron; beide behaupteten durch den Wunſch des letzten Königs dazu berufen zu ſeyn. Die Waffen entſchieden bald für Wilhelm; er landete mit einem mächtigen Heere, an welches ſich, nach dem Geiſte der damaligen Zeit, viele tapfere Abenteurer freiwillig, von dem ſchon berühmten Namen Wilhelms gelockt, angeſchloſſen hatten, bei Pevenſey, und ſiegte in der bald darauf erfolgten Schlacht bei Haſtings, den 14. Oct. 1066, in welcher ſein Nebenbuhler blieb. Das Loos der Ueberwundenen war hart. Wilhelm, nun der Eroberer genannt, vertheilte ganz England in 60000 Lehne, wovon er die meiſten ſeinen normänniſchen Rittern übergab; die meiſten ſächſiſchen Edlen verloren ihre Beſitzungen oder mußten ſie doch unter harten Bedrückungen als Lehn vom Könige nehmen; ſelbſt den Kirchen und Klöſtern erging es nicht beſſer, und nirgend zeigte ſich das Feudalweſen in einer furchtbarern Geſtalt, als hier. Dieſe gewaltſame Umwandlung der bisherigen Verfaſſung, die grauſamen Jagdgeſetze, die Strenge, womit die ſächſiſche Sprache und Sitten von den franzöſiſchen verdrängt wurden, reizten die unglücklichen Sachſen mehrere Male zu fruchtloſen Empörungen; ihr Loos wurde dadurch nur härter. Aber dieſe unnatürliche Härte konnte unmöglich auf die Dauer beſtehen, und der Widerſtand des Volks, ja ſelbſt der Edlen und der Geiſtlichkeit, iſt der vorzüglichſte Grund, weshalb in England ſo frühe ſchon und bald nach dem Tode Wilhelms, 1087, die Rechte des Volks gegen die Könige eifrig vertheidigt wurden und die erſten Spuren jener freien Verfaſſung ſich zeigen, deren England ſich jetzt erfreut. Die männlichen Nachkommen Wilhelms beſaßen den Thron nicht lange und ſtarben ſchon mit dem dritten Könige aus dieſem Stamme, Heinrich I. 1100—35, aus. Heinrichs einziger Sohn war in einem Schiffbruche verunglückt, er ernannte daher ſeine Tochter Mathilde, Wittwe des deutſchen Kaiſers Heinrich V., zu ſeiner Nachfolgerin und vermählte ſie mit Gottfried Plantagenet, Herzog von Anjou und Maine, aus welcher Ehe Heinrich II., der Stifter des engliſchen Hauſes Anjou oder Plantagenet, entſproß, welcher nach 10jährigem Streit mit Stephan von Blois, Enkel Wilhelms des Eroberers, endlich 1154 den Thron beſtieg. Heinrich II., ein Fürſt von ausgezeichneten Talenten und Tapferkeit, beſaß beim Antritt ſeiner Regierung, außer England, die Normandie und Bretagne, von väterlicher Seite noch Anjou, Touraine und Maine, und durch ſeine Ehe mit Eleonore, ge-

ſchiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, Guienne und Poitou, wozu er durch eine leichte Eroberung noch 1172 Irland fügte. Dieſe weitläuftigen franzöſiſchen Beſitzungen aber verwickelten ihn und ſeine Nachfolger in ewige Fehden mit den Königen von Frankreich. Unglückliche Streitigkeiten mit der Geiſtlichkeit, deren übertriebene Vorrechte er einzuſchränken ſuchte, und die häufigen Empörungen ſeiner von ihrer Mutter Eleonore ſelbſt aufgereizten Söhne, verbitterten beſonders die letzten Jahre dieſes ausgezeichneten Fürſten. Die Regierung ſeines heldenmüthigen Sohnes Richard Löwenherz 1189 — 99 ging in beſtändigen Unruhen vorüber. Der Kreuzzug, welchen er 1189 mit Philipp Auguſt von Frankreich unternahm, endete fruchtlos durch die Eiferſucht der beiden Fürſten. Auf der Rückreiſe ward Richard von einem Herzoge von Oeſterreich gefangen genommen, mußte ſich mit großen Summen löſen und ſeine Krone ſeinem treuloſen Bruder Johann wieder entreißen. Er blieb bei der Belagerung einer kleinen Burg Chalûs in Frankreich. Seines jüngern Bruders Johann ohne Land elende Regierung 1199—1216 legte den erſten Grund zu der heutigen engliſchen Verfaſſung. Um ſich des Thrones zu verſichern, hatte er ſeinen Neffen Arthur, Sohn ſeines ältern Bruders Gottfried, ermordet und ſich dadurch den Bannfluch des Papſtes zugezogen. Feigherzig übergab er nun den Papſt zu verſöhnen ſeine Krone in die Hände des päpſtlichen Legaten, um ſie als ein Lehn des römiſchen Stuhls wieder zu empfangen. Dieſe unwürdige Erniedrigung empörte alle Stände des Reichs, welche ſchon ſeit längerer Zeit durch unaufhörliche und willkührlich ausgeſchriebene Auflagen erbittert waren, und ſie nöthigten den elenden Johann eine Urkunde zu unterzeichnen, 1215, die **magna charta libertatum**, noch jetzt die Grundlage der engliſchen Freiheit, der erſte Vertrag, in welchem die Zuſtimmung der Stände, damals freilich nur noch Geiſtlichkeit und Adel, zu den Steuern als Geſetz aufgeſtellt wurde. Auch die Freien vom Bürgerſtande erhielten ſchon bedeutende Vorrechte. Gern hätte der König, vom Papſte, der mindeſtens eben ſo oft den Despotismus als die Freiheit der Unterthanen in Schutz nahm, unterſtützt, dieſen Vertrag zurückgenommen, aber das Volk vertheidigte auch mit den Waffen ſeine Freiheit, und nur Johanns Tod kam einem Bürgerkriege zuvor, in welchem viele ſich ſchon auf die Seite des gelandeten Dauphins, nachmaligen Ludwigs VIII., geſchlagen hatten. Unter den nachfolgenden Fürſten des Hauſes Plantagenet bildete ſich die engliſche Verfaſſung mit raſchen Schritten aus. Der ſchwache Heinrich III., Johanns Sohn, 1216—72, ein Spielball ſeiner Barone, gab Gelegenheit zu häufigeren Ständeverſammlungen, welche nun ſchon den Namen Parlamente annahmen und zu welchen auch 1265 die Deputirten der Städte

gezogen wurden. Sein trefflicher Sohn Eduard I., 1272—1307, eroberte zwar Wales und beſiegte Schottland, welches nun eine Zeitlang von England abhängig blieb, bedurfte aber eben zu dieſen Unternehmungen der häufigen Geldunterſtützungen der Stände, zu deren Bewilligung von nun an auch die ſtädtiſchen Abgeordneten nothwendig erachtet wurden. Eduard II., 1307—27, von Günſtlingen beherrſcht, ward nach einer elenden und unruhigen Regierung von ſeiner eigenen Gemahlin Iſabelle gefangen genommen und ermordet. Die Regierung ſeines Sohnes Eduard III., 1327—77, gehört zu den glänzendſten in der engliſchen Geſchichte. Wir haben ſchon bei Frankreich geſehen, welche damals doch wohl weniger ungegründet ſcheinende Anſprüche Eduard an die franzöſiſche Krone machte. Er und ſein tapferer Sohn Eduard, gewöhnlich von ſeiner Rüſtung der ſchwarze Prinz genannt, ſiegten in mehreren Schlachten in Frankreich: bei Crecy 1346, worauf das wichtige Calais ſich ergeben mußte und bis ins 16te Jahrhundert bei England blieb, und bei Poitiers 1356, in welcher letztern der König Johann von Frankreich gefangen wurde und als Gefangener in London ſtarb; zu gleicher Zeit ſiegte auch ſeine heldenmüthige Gemahlin, Philippe von Hennegau, über die Schotten und nahm den König David Bruce gefangen. Natürlich bedurfte der kriegeriſche Eduard häufig der Unterſtützung des Parlaments, und dies erhielt unter ſeiner Regierung 1343 dadurch ſeine letzte Ausbildung, daß es, unter der Form der beiden Häuſer, als geſetzgebendes Corps von England zuſammentrat; der kleinere Landadel hatte ſich ſchon früher, man weiß nicht genau wann, an die Städtedeputirten angeſchloſſen. Unter eben dieſer Regierung erhob ſich auch der als ein früher Vorläufer der Reformation berühmte Johann Wiclef, eigentlich J. v. Wicliffe, nach ſeinem Geburtsorte ſo benannt, geboren 1324. Fromm und gelehrt, griff er zuerſt die Mißbräuche des Mönchsweſens und die angemaßten Vorrechte der Geiſtlichkeit an, und vertheidigte muthig ſowohl in Schriften als mündlich zu Rom die Rechte des Königs gegen die Päpſte; auch überſetzte er die Bibel in die Landesſprache. So lange Eduard lebte, ſchützte er ihn kräftig gegen die Verfolgungen Roms; unter ſeinem ſchwachen Sohne ward Wiclef zwar als Ketzer verurtheilt, ſtarb indeß ruhig 1384 oder 87; ſein Leichnam ward auf Befehl des Papſtes Martin V. 1428 ausgegraben und verbrannt. Eduard, der ſchwarze Prinz, war leider früh geſtorben, 1376, und ſein Sohn Richard II., der nun zur Krone gelangte, 1377—99, ließ ſich von unwürdigen Günſtlingen ſo ſehr beherrſchen, daß der erbitterte Adel mit Freuden den Herzog Heinrich von Lancaſter, einen nahen Verwandten des Königs, in ſeiner Empörung unterſtützte und ihn unter dem Namen Heinrich IV. auf den Thron ſetzte; Richard ward

im Gefängniß ermordet. Mit dem Hauſe Lancaſter beginnt eine wahre Heldenperiode der engliſchen Geſchichte, welche bis zur Thronbeſteigung Heinrichs VII. Tudor ſich erſtreckt, in den eigentlichen Geſchichtsbüchern zwar genauer und ausführlicher, von niemand aber geiſtvoller und anſchaulicher iſt dargeſtellt worden, als von Shakeſpeare in der Reihe ſeiner hiſtoriſchen Stücke von Richard II. an bis auf Richard III. Nur 3 Könige zählt das Haus Lancaſter auf dem engliſchen Throne: Heinrich IV. von 1399—1414, deſſen Regierung von immerwährenden Empörungen der eiferſüchtigen Großen, beſonders des ſich dem Throne eben ſo nahe verwandt glaubenden Hauſes York, beunruhigt ward; Heinrich V., 1414—21, der nach einer wüſt und leichtfertig verſchwendeten Jugend das Muſter eines ritterlichen Königs ward. Seine Siege in Frankreich, wo er zum Nachfolger des ſchwachen Carls VI., deſſen Tochter er heirathete, ernannt ward, haben wir bei Frankreich erwähnt. Er ſtarb leider zu früh, um ſeinen Thaten die Krone aufzuſetzen, und ſein Sohn und Nachfolger Heinrich VI., 1421—60, ſchien von der Natur zu ewiger Unmündigkeit beſtimmt. Er beſtieg als Kind von 9 Monaten 1421 den Thron von England und Frankreich und lebte bis 1471, um alle ſeine Beſitzungen in Frankreich, mit Ausnahme von Calais, mehrere Male ſelbſt die Krone Englands und endlich das Leben im Gefängniß auf gewaltſame Weiſe zu verlieren. Ein ſolcher König, ſchwach an Jahren und Gemüth, war nicht geeignet ſich in einer Zeit zu behaupten, wo bei dem aufgeregten Kampfe aller Leidenſchaften in den Großen des Reichs, der männlichſte Fürſt nur mit Mühe ſeine Würde bewahrt hätte. Richard, der tapfere Herzog von York, machte als Nachkomme Eduards III. Anſprüche auf die Krone, und erzwang es als Protector des Reichs anerkannt zu werden; als er 1460 bei Wakefield blieb, ward ſein Sohn Eduard IV. in London als König anerkannt. Furchtbare Kämpfe entſpannen ſich nun zwiſchen den beiden Häuſern Lancaſter, für welches die Königin Margaretha von Anjou, der tapfere Warwick und eine Zeitlang ſelbſt Eduards Bruder, der Herzog von Clarence, fochten, und dem Hauſe York, welches mit Eduard IV. den Thron beſtiegen hatte. Dieſe, wegen der Feldzeichen der beiden Häuſer, die Kriege der rothen (Lancaſter) und der weißen Roſe (York) genannt, rafften auf dem Schlachtfelde, auf Schaffotten und in Kerkern die Blüthe des engliſchen Adels, die meiſten alten und mächtigen Häuſer, ja ſelbſt die Häuſer Lancaſter und York bis auf wenige Perſonen dahin. Die Königin Margaretha hatte zuzuerſt das Zeichen zu blutigen Hinrichtungen der Beſiegten gegeben, und das Haus York folgte ihrem Beiſpiele mit unerhörter Grauſamkeit. Eduard ließ ſeinen eigenen Bruder Clarence ermorden, und als er ſelbſt nach einem ausſchweifenden Leben

1482 geſtorben war, ſchwang ſich ſein Bruder, der an Leib und Seele mißgeſchaffene Richard III., 1483 auf den Thron, nachdem er ſeine beiden Neffen und Mündel Eduard V. und deſſen Bruder, Söhne Eduards IV., im Tower hatte ermorden laſſen. Nur 2 Perſonen waren noch, außer dem Könige, aus den ſtreitenden Häuſern am Leben: Eliſabeth, eine Tochter Eduards IV., und Heinrich Lancaſter genannt Tudor, weil er von väterlicher Seite von Owen Tudor, einem welſchen Edelmann, abſtammte, welcher die Wittwe Heinrichs V. geheirathet hatte. Heinrich war nach der Bretagne entflohen, von wo er mit einer geringen Macht, auf den Wunſch vieler mit den Grauſamkeiten des finſtern Richard unzufriedenen Großen, in Wales landete, großen Anhang fand und 1485 in der Schlacht bei Bosworth ſeinen Gegner beſiegte, der nach einer tapfern Gegenwehr auf dem Schlachtfelde blieb. Heinrich VII. ward ſogleich mit der leichten Krone, welche Richard in der Schlacht getragen, gekrönt, allgemein als König anerkannt, und vereinigte, wenigſtens ſcheinbar, die ſtreitigen Rechte der Häuſer Lancaſter und York durch ſeine Vermählung mit Eliſabeth von York, Tochter Eduards IV. Hier enden die großen bürgerlichen Kriege Englands, während welcher zwar Frankreich verloren ging, der größte Theil der alten Heldengeſchlechter ausgerottet ward, aber auch, bei ſo ungewiſſer Thronfolge, die Stimme des Parlaments außerordentlich an Gewicht zunahm, die bürgerliche Freiheit aufzublühen anfing, und ſo die nun folgenden Zeiten der Bildung und des Wohlſtandes vorbereitet wurden.

Nur in ſo fern entſprach Heinrichs VII. Regierung 1485 bis 1509 dem Bedürfniß der Zeit, daß er durch Unterdrückung des Adels die innere Ruhe erhielt; ſein unerſättlicher Geiz aber, ſein Argwohn mit Grauſamkeit verbunden, waren nicht geeignet, ihm die Liebe des Volkes zu erhalten. Zweimal war er in Gefahr die Krone zu verlieren. Er hatte den jungen Grafen Eduard v. Warwick, Sohn des Herzogs v. Clarence, in den Tower geſetzt, und bald zeigte ſich ein von den Anhängern des Hauſes York unterrichteter Betrüger, eines Bäckers Sohn, Lambert Simnel, welcher ſich für den aus dem Gefängniß entflohenen Eduard ausgab, auch in Irland ſo großen Anhang fand, daß er in Dublin unter dem Namen Eduard VI. zum König ausgerufen wurde. Als er aber mit den Irländern in England landete, ward er 1487 geſchlagen und, zum Beweis wie wenig man ihn fürchte, zum Küchenjungen in der königlichen Küche gemacht. Viel ernſthafter war der zweite Verſuch dieſer Art, der an vielen Höfen, beſonders aber bei der Herzogin von Burgund, einer Schweſter des letzten Königs, große Unterſtützung fand, ſo daß noch immer ein Schatten der Ungewißheit geblieben iſt, ob hier Wahrheit oder Betrug im Spiele war. Ein

junger Mann, von welchem Heinrich **VII.** freilich beweiſen zu können glaubte, daß er eigentlich Perkin Warbeck, der Sohn eines getauften Juden ſey, zeigte ſich am Hofe von Burgund und ward von der Herzogin ſelbſt als ihr Neffe Richard Herzog von York empfangen, der, wie er behauptete, den von Richard **III.** geſendeten Mördern ſeines Bruders Eduards **V.** entſprungen ſey. Von Frankreich und Burgund unterſtützt, begab ſich der angebliche Richard von York nach Schottland, wo er eine günſtige Aufnahme fand. Von da durch Heinrichs Einfluß vertrieben, ging er nach Irland und landete endlich in Cornwallis, wo aber ſeine Anhänger bald zerſtreut, er ſelbſt gefangen und 2 Jahre darauf **1499** hingerichtet wurde, weil er auch im Tower noch Verſchwörungen angezettelt haben ſollte. — Seines Sohnes Heinrichs **VIII.** lange und tyranniſche Regierung, **1509—47**, fällt in die Zeiten der Reformation, die auch unter ihm die erſten, nur von der Laune und Herrſchſucht des Königs gehemmten und verunſtalteten Fortſchritte machte. Zuerſt eifriger Anhänger des Papſtes, vertheidigte er ſelbſt die katholiſche Lehre gegen Luther und erhielt dafür vom Papſte den Titel: Beſchützer des Glaubens; doch war dieſe Freundſchaft nicht von langer Dauer. Unzufrieden mit ſeiner Gemahlin Iſabelle von Spanien, Wittwe ſeines früher verſtorbenen Bruders Arthur, wünſchte er ſich von ihr zu trennen, und als der Papſt, aus Furcht vor Carl **V.**, deſſen Tante ſie war, ſeine Einwilligung verſagte, ging er in ſo fern zu den Grundſätzen der Reformation über, daß er ſich für das Oberhaupt der engliſchen Kirche erklären ließ, alle Klöſter aufhob, die Kirchengüter einzog, gewiſſe Sätze als unverbrüchlich zu haltende Lehren aufſtellte und nun mit eben der tyranniſchen Strenge gegen die ächten Katholiken, wie gegen die wahren Freunde der Reformation, mit Feuer und Schwerdt wüthete. Anna Boleyn (Mutter Eliſabeths), die er, nachdem er ſich von Iſabellen, **1532**, ſcheiden laſſen, geheirathet, ward **1536**, als er ihrer überdrüſſig, ohne allen Grund der Untreue beſchuldigt und hingerichtet. Ihre Nachfolgerin Johanne Seymour, Mutter Eduards **VI.**, ſtarb nach der Entbindung **1537.** An ihre Stelle trat bald Anna, Prinzeſſin von Cleve, von welcher er ſich jedoch ſchon **1540** ſcheiden ließ, um ſogleich eine andre, Catharina Howard, zu heirathen, welche als der Untreue überführt, **1542** enthauptet ward. Seine letzte Gemahlin Catharina, Wittwe eines Lords Latimer, hatte das Glück ihn zu überleben. Eben ſo launenhaft wie in ſeinem Privatleben, war Heinrich auch in ſeinen öffentlichen Verhältniſſen, und ließ ſich von ſeiner Eitelkeit verführt zu den verſchiedenſten Bündniſſen, bald mit Spanien, bald mit Frankreich und dem Kaiſer, immer zum Vortheil anderer hinreißen. Sein Sohn und Nachfolger Eduard **VI.**, **1547—53**, war erſt **9** Jahr alt, als er den

Thron beſtieg. Unter ihm, oder vielmehr unter der Regentſchaft des Herzogs von Somerſet, ward die Reformation vorzüglich durch den Erzbiſchof von Canterbury, Thomas Cranmer, auf eine mildere und weiſere Art verbreitet. Um ſie auch in der Folge vor Gefahren zu ſichern, überredete man den jungen, höchſt ſchwachen König, deſſen baldiger Tod vorauszuſehen war, ſeine Schweſter Maria, die Tochter Iſabella's, weil ſie eifrig katholiſch war, von der Thronfolge auszuſchließen, und dieſe einer jungen, höchſt liebenswürdigen Verwandtin, Johanna Gray, zuzuſichern. Es geſchah; indeß betrat Maria nach des Königs Tode, 1553, den Thron ohne Widerrede, den Johanna wider ihren Willen zehn Tage lang inne gehabt und wofür ſie bald nachher als Theilnehmerin einer Verſchwörung hingerichtet wurde. Maria, deren blutiger Verfolgungseifer ihr den Zunamen der Tollen zugezogen, hatte nichts eiligeres, als mit der äußerſten Strenge und unter blutigen Verfolgungen die Reformation auszurotten. Thomas Cranmer und viele andre wurden verbrannt, Tauſende flüchteten außer Landes. Dieſe Grauſamkeit, ihre von dem Volke verabſcheute Ehe mit Philipp II. von Spanien, und der Verluſt Calais's, welches die Franzoſen mitten im Winter überrumpelten, trieben die Erbitterung aufs höchſte, als ihr Tod 1558 die glänzende Regierung Eliſabeths herbeiführte. Eliſabeth, 1558—1603, würde mit Recht als die trefflichſte Regentin und die größte Wohlthäterin ihres Landes in der Geſchichte glänzen, wenn ſie ihren Ruhm nicht durch die unwürdige Verfolgung und die Hinrichtung ihrer nahen Verwandtin, der unglücklichen Maria Stuart, befleckt hätte. Weibliche Eiferſucht auf die Schönheit und Jugend Maria's war wohl der Hauptgrund ihres Haſſes, wozu noch kam, daß Maria, von den Herzögen von Guiſe ihren Verwandten verleitet, den Titel und das Wappen einer Königin von England angenommen und, als Katholikin, von einem Theile des engliſchen Volkes als die rechtmäßige Erbin des Reichs angeſehen wurde, während eben dieſe Partei die Rechtmäßigkeit Eliſabeths, wegen der Hinrichtung ihrer Mutter, in Zweifel zu ziehen ſuchte. Die größten Verdienſte hat ſich Eliſabeth erworben durch die feſte Begründung des Proteſtantismus und die Begünſtigung des Handels, der Fabriken und des Seeweſens. In den Grundſätzen der Reformation erzogen und von dem allgemeinen Wunſche des Volks aufgefordert, führte ſie mit weiſer Mäßigung die jetzigen kirchlichen Verhältniſſe Englands herbei. Freilich aber befriedigte ſie damit nicht ganz die Anſichten vieler; ſie ließ ſowohl die biſchöfliche Würde, als vieles von dem äußern Prunk im Gottesdienſt der katholiſchen Kirche beſtehen, und beides mißfiel höchlich den einſt von Maria vertriebenen und jetzt zurückgekehrten Engländern, welche die freieren Grundſätze der Genfer Kirche angenommen hatten. Seitdem

bildete ſich, anfangs im Stillen, der in der Folge ſo blutig ausgebrochene Gegenſatz der Epiſcopalen oder Conformiſten, d. h. derer, die ſich die biſchöflichen Einrichtungen gefallen ließen, und der Nonconfirmiſten, oder Presbyterianer, in der Folge vorzüglich Puritaner genannt, welche auf Gleichheit in der Kirche drangen, und die überflüſſigen Cärimonien und die Gewalt der Biſchöfe abgeſchafft wiſſen wollten. — Eine große Gefahr und Eliſabeths Muth erſchufen die engliſche Seemacht. Philipp **II.** von Spanien, damals der mächtigſte, oder doch der gefürchtetſte Monarch in Europa, erbittert über den Tod Maria's und über die Unterſtützung, welche Eliſabeth ſeinen empörten Unterthanen in den Niederlanden zukommen ließ, beſchloß England wo möglich zu erobern und rüſtete 1588 die größte bis dahin geſehene Flotte von 150 großen Schiffen aus, welche 50000 Mann Landungstruppen nach England bringen ſollte. Die Holländer ſchickten Eliſabeth 30 Kriegsſchiffe zu Hülfe, England ſelbſt aber vermochte damals nur eine Menge kleiner Fahrzeuge zu ſtellen, welche der ſpaniſchen Macht wenig gewachſen geweſen wären, wenn nicht Stürme, Unwiſſenheit der Führer und der überlegene Muth und die Geſchicklichkeit der engliſchen und niederländiſchen Anführer das große Unternehmen vernichtet hätten. Seitdem erſt fing England an ſeine Macht zu kennen, und konnte ſchon 10 Jahre darauf unter dem großen Francis Drake, dem erſten engliſchen Weltumſegler, und dem Grafen Eſſex, Cadiz erobern und die dortige Flotte und ungeheuere Vorräthe vernichten. Schon früher hatte zwar Cabot 1498 unter Heinrich **VII.** die Küſten von Newfoundland und Labrador entdeckt; ſie waren aber unbenutzt geblieben, ſo wie auch die erſte engliſche Niederlaſſung in Nordamerika unter Walter Raleigh 1585, welcher der jungfräulichen Königin zu Ehren das von ihm beſetzte Land Virginien nannte, anfangs gänzlich ſcheiterte. Doch begann der Handel die Aufmerkſamkeit der Engländer zu beſchäftigen: die oſtindiſche Compagnie, lange Zeit jedoch ohne bedeutenden Erfolg, ward 1600 geſtiftet; und die aus den Niederlanden, durch die Grauſamkeit des Herzogs von Alba vertriebenen Proteſtanten belebten zuerſt die engliſchen Manufacturen, beſonders die feinere Verarbeitung der Wolle. Endlich begann unter der glücklichen Regierung Eliſabeths auch die höchſte Blüthe der engliſchen Poeſie mit jenem einzigen **William Shakespeare**, geboren 1564, geſt. 1616, der beinahe ohne Vorgänger, alle ſeine Nachfolger weit überſtrahlte. **Ben Jonson** und **Beaumont** und **Fletcher**, ſeine jüngern Zeitgenoſſen, obgleich ihm nahe ſtehend, vermochten ihn nicht zu erreichen. — Die letzten Tage Eliſabeths wurden durch tiefen Kummer getrübt; ſtets hatte ſie jede eheliche Verbindung gemieden, ſo ſehr auch das Parlament ſie gebeten hatte, ſich zu verheirathen; aber ſie war nicht frei geblieben von Schwächen

gegen meiſt unwürdige Günſtlinge. Der letzte derſelben, der Graf Eſſex, der durch die Unternehmung gegen Cadiz ſich einen unverdienten Ruhm erworben, den er in ſpäteren Feldzügen, vorzüglich gegen iriſche Rebellen, ſchlecht bewährt hatte, ging im trotzigen Uebermuthe ſo weit, daß er, ſchon abgerufen vom Heere, in London ſelbſt eine öffentliche Empörung zu erregen ſuchte. Im erſten Unwillen ließ ihn Eliſabeth enthaupten, verfiel aber gleich nachher in ſo bittere Reue und tiefe Schwermuth, daß ſie die letzten **10** Tage ohne Nahrung, auf dem Fußboden liegend, ſtumm zubrachte, und nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, den König von Schottland, ihren nächſten Verwandten, Jakob **VI.**, den Sohn der unglücklichen Maria, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Sie ſtarb im 70ſten Jahre **1603**.

Mit Jakob **VI.** von Schottland, in England Jakob **I.**, beſtieg das Haus Stuart den engliſchen Thron und behauptete ſich darauf von **1603** bis **1714**, meiſt mit Unzufriedenheit des Volks Geheime Vorliebe für den Katholicismus einiger, und entſchiedene Neigung zum Despotismus vieler Glieder dieſes Hauſes, waren die Urſachen ſeiner Unglücksfälle. Unter Jakob **I.**, einem gelehrten aber unmännlichen und in despotiſchen Grundſätzen erzogenen Fürſten, ward zwar die Ruhe noch erhalten, doch zeigten ſich ſchon deutliche Spuren der wüthenden Parteiungen, welche ſeinem unglücklichen Sohne das Leben koſteten. Von der einen Seite brach der Haß der Katholiken, die jede Hoffnung auf friedliche Wiederherſtellung aufgegeben hatten, in die ſogenannte Pulververſchwörung aus; ein ſchändliches Complott, welches den teufliſchen Anſchlag geſchmiedet hatte, den König und das Parlament mittelſt Pulvertonnen, die man in einem Keller unter dem Verſammlungsſaale angehäuft hatte, in die Luft zu ſprengen. Von der andern Seite waren auch die Proteſtanten mit der auffallenden Nachſicht unzufrieden, womit Jakob die Theilnehmer an dieſer Schandthat behandelte, ja ſie beinahe entſchuldigte; vorzüglich aber waren die Presbyterianer erbittert, daß Jakob, der als König von Schottland in dieſer Lehre erzogen war, ihre Hoffnungen täuſchte und ſich mit großer Strenge für die Episcopalen, die ſeinen despotiſchen Meinungen mehr zuſagten, erklärte. Noch mehr wuchs die Unzufriedenheit, als der König lange Zeit daran arbeitete, ſeinen älteſten Sohn mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin und nachher mit einer franzöſiſchen, beide katholiſch, zu vermählen, und dagegen ſeinen unglücklichen Schwiegerſohn, den Kurfürſten Friedrich **V.** von der Pfalz und vertriebenen König von Böhmen, ohne Unterſtützung ließ. So bildeten ſich ſchon unter dieſer Regierung die beiden entgegengeſetzten Parteien der **Wighs**, oder Freunde der Freiheit, und der **Tories**, oder der Anhänger despotiſcher Grundſätze. (Beides ſind Schimpf-

namen, **Wigh** bedeutet eigentlich Dünnbier, auch Molken, und **Tory** wurde von iriſchen Straßenräubern gebraucht.) Carl **I.**, Jakobs Sohn und Nachfolger, 1625—49, war unſtreitig ein Fürſt, der Talente und viele gute Eigenſchaften beſaß; ein unbiegſamer Starrſinn und die unweiſen Rathſchläge ſeiner Freunde ſtürzten ihn ins Verderben. Sie reizten ihn, die Parlamente, die mit ihren Geldbewilligungen kärglich, dagegen reich waren an Beſchwerden, beſonders gegen den Herzog von Buckingham, aufzuheben und 11 Jahre ohne Parlament zu regieren, wodurch er, um der dringenden Geldnoth abzuhelfen, zu willkührlichen Taxen und Anleihen gezwungen wurde, welche eben ſo geſetzwidrig als verhaßt waren. Am meiſten trug zu ſeinem Verderben der unbiegſame Eifer bei, die engliſche Kirchenverfaſſung auch in Schottland einzuführen. Hier brach zuerſt die Flamme der Empörung aus, und Carl, ſtatt nach dem Rathe ſeines einzigen treuen Freundes, des Grafen von Strafford, die Empörer mit Gewalt zu züchtigen, ließ ſich auf demüthigende Unterhandlungen ein. Ein endlich zuſammenberufenes Parlament, meiſt aus wüthenden Puritanern zuſammengeſetzt, erzwang die Hinrichtung Straffords und behandelte den König auf das unwürdigſte, der nun 1642, aber zu ſpät, zu den Waffen griff. Eine Empörung der Katholiken in Irland, die 1641 viele tauſend Proteſtanten ermordeten, ward ebenfalls dem Könige zur Laſt gelegt und vermehrte die Wuth ſeiner Feinde. Drei Jahre lang ward der Bürgerkrieg mit ziemlich gleichem Erfolge geführt; als aber Carl von der Armee des Parlaments unter Fairfax und Cromwell bei Naſeby 1645 geſchlagen ward, war ſeine Sache vernichtet. Er floh zu den Schotten, die ihn anfänglich gut aufnahmen; als er aber auch jetzt noch auf Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung drang, ward er an das Parlament für 800000 Pfund Sterling ausgeliefert. Oliver Cromwell, geboren 1603, † 1658, der ſich mit tiefer Verſchlagenheit zum Oberhaupt der wüthendſten Schwärmer unter den Puritanern erhoben hatte, wußte bald den König in ſeine Hände zu bekommen. Er ward nach London gebracht, vor ein unwürdiges Gericht geſtellt, an deſſen Spitze Cromwell ſtand, und von 13 Richtern zum Tode verurtheilt. Er ſtarb mit edlem Gleichmuthe am 30. Jan. 1649. Sein Blut ſchien von dem Augenblick an viele auch der wüthendſten Feinde zu verſöhnen; mit Schrecken und Theilnahme erfuhr man ſeinen Tod in den Provinzen, und noch jetzt wird ſein Todestag als ein Tag der allgemeinen Trauer in England gefeiert. Sein älteſter Sohn Carl ward zwar in Irland und Schottland als König anerkannt, aber bald von Cromwell geſchlagen mußte er nach Frankreich fliehen. England war nun eine Republik, vom Parlamente oder vielmehr von den Anführern der Armee beherrſcht. Unter dieſen nahm Cromwell durch wirk-

liche Talente, aber auch durch die furchtbare Strenge ſeines Charakters, von der tiefſten Heuchelei begleitet, den erſten Rang ein. Seine Vorſchläge waren Geſetze, und bald ward er, nachdem er das Parlament auseinander gejagt, von ſeinen Offizieren zum Protector von England, Schottland und Irland ernannt. Die unumſchränkte Macht, womit er über alle Hülfsmittel des Reichs verfügte, die Thätigkeit und Kraft, womit er ſie benutzte, machten ihn allen benachbarten Staaten furchtbar. Holland, welches den vertriebenen Stuarts günſtig war, ward zuerſt durch die berühmte Navigationsacte, 1651, ein Geſetz, kraft welchem auswärtige Producte nur in engliſchen Schiffen nach England gebracht werden dürfen und welches die rechte Grundlage der engliſchen Größe ausgemacht hat, tief in ſeinem Handel verwundet. Der Seekrieg, von 1652—54, ward von beiden Theilen mit unerhörter Erbitterung geführt, und im Ganzen zum entſchiedenen Vortheil Englands. Spaniens weſtindiſche Beſitzungen wurden verwüſtet, Jamaica die wichtigſte engliſche Inſel unter den Antillen erobert, und Dünkirchen von Frankreich abgetreten. So glänzend aber die Lage des Protectors nach außen war, ſo traurig war ſie im Innern. Das Volk fing an zur Beſinnung zu kommen, alle Parteien ſahen ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht, alle haßten den Protector, der unter dem Namen der Freiheit ihnen ein unerträgliches Joch aufgelegt hatte, und dieſe Stimmung wohl kennend, ſich von Feinden und Verſchwörern umringt fühlend, brachte er ſeine traurigen Tage in beſtändiger Furcht hin, von Spionen und ſtarken Wachen beſtändig umgeben. Seine Kräfte unterlagen endlich dieſer ewigen Spannung, er ſtarb 1658. Sein Sohn Richard ward zwar unweigerlich zum Protector ernannt, aber er hatte weder die Talente noch die Neigungen, die ſeine ſchwierige Lage erforderte; er legte daher ſchon 1659 ſeine Würde freiwillig nieder und kehrte unangefochten in den Privatſtand zurück. Der General Monk, der ein Truppencorps in Schottland befehligte, hatte indeß die günſtige Stimmung im Volke benutzt, die Anhänger der Stuarts geſammelt, und auf ſeinen Vorſchlag ward Carl II. ohne Widerrede vom Parlamente unter höchſt günſtigen Bedingungen zurückberufen; er hielt an ſeinem Geburtstage, den 8. Mai 1660, ſeinen Einzug in London. Weder gebeſſert noch belehrt durch das Unglück ſeines Hauſes, kehrte Carl auf den Thron ſeiner Väter zurück. Ausſchweifende Vergnügungsſucht und Prachtliebe, despotiſch grauſame Grundſätze, Undankbarkeit und übel verſteckte Rachſucht, endlich heimliche Anhänglichkeit an der katholiſchen Religion, zu welcher er ſich auf dem Todbette bekannte, bezeichnen ſeinen Charakter und ſein Leben. Gegen das Verſprechen einer allgemeinen Amneſtie (Vergebung) wurden nicht allein die noch lebenden Königsmörder hingerichtet, und die ſchon geſtorbe=

nen, worunter auch Cromwell, ausgegraben und die Gebeine an den Galgen gehenkt, ſondern harte Verfolgung drückte alle Anhänger der republikaniſchen Grundſätze, vorzüglich die Puritaner, welche daher zahlreich nach Amerika auswanderten und den erſten Keim ſowohl der künftigen Größe, als auch der Freiheitsliebe jener Gegenden dahin brachten. Von Weibern und nichtswürdigen Günſtlingen beherrſcht, vom franzöſiſchen Einfluß gänzlich geleitet, (er ſoll ſelbſt einen Jahrgehalt von Frankreich bezogen haben), immer zu eigenmächtigen Handlungen geneigt, verſcherzte er bald die Liebe des Volks. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich und die unpolitiſche Theilnahme an dem Kriege Frankreichs gegen Holland, waren nicht geeignet ihm Achtung zu erwerben. Auch ſeine Vorliebe für die katholiſche Religion, zu welcher ſein jüngerer Bruder und Nachfolger Jakob ſich öffentlich bekannte, erregte die Beſorgniſſe des Volks und nöthigte ſelbſt den letzten, eine Zeitlang nach Holland zu fliehen. Dennoch ging dieſe Regierung ohne Unruhe, wenn auch nicht ohne heftige Spannung vorüber, ſo tief fühlte das Volk noch das an Carl I. begangene Unrecht. Als aber ſein Bruder, der bisherige Herzog von York, Jakob II., 1685 den Thron beſtieg, und auf die unbeſonnenſte Weiſe die Verfaſſung zu unterdrücken und den Katholicismus einzuführen bemüht war, auch den Grafen von Monmouth, einen natürlichen Sohn ſeines Bruders, welcher ſich auf den Thron zu ſchwingen ſuchte, nach deſſen Beſiegung hinrichten ließ und bei dieſer Veranlaſſung auf das grauſamſte gegen die Proteſtanten wüthete, wendeten ſich die Blicke des ganzen Volks auf die beiden proteſtantiſchen Töchter des Königs, wovon die älteſte Maria mit Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Niederlande, die jüngere Anna mit Georg, Prinzen von Dänemark, verheirathet waren; und als wider alle Erwartung die Königin 1688 einen Sohn gebar, erklärte dieſen die öffentliche Stimme, wiewohl ohne allen Grund, für untergeſchoben. Das ganze Volk rief Wilhelm und Maria auf den Thron; ſie landeten 1688, und der als Herzog von York durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnete Jakob entfloh mit ſeiner Familie nach Frankreich, ohne nur den geringſten Verſuch des Widerſtandes zu wagen. Dieſer unblutige Thronwechſel wird in England mit dem Namen der Revolution bezeichnet. Jakobs ſpätere Verſuche, mit franzöſiſcher Hülfe wieder auf den Thron zu gelangen, wurden durch das Feldherrntalent Wilhems, von der Liebe des Volks unterſtützt, gänzlich vereitelt. Von den ferneren Schickſalen der vertriebenen Stuarts haben wir ſchon bei Schottland geredet. — Wilhelm III. brachte den bitterſten Haß gegen Frankreich mit und führte den Krieg gegen dieſe Macht, ſelbſt gegen den Wunſch des Volks, zur Unterſtützung Hollands mehrere Jahre in Perſon, in den Niederlanden, und erwarb ſich den

Ruhm eines, wenn auch nicht glücklichen, doch ausgezeichneten Feldherrn. Bei ſeiner Thronbeſteigung hatte er alle früher vom Volke erworbenen Rechte beſtätigt; auch ward 1701 durch eine Parlamentsacte beſtimmt, daß nur ein proteſtantiſcher Fürſt den engliſchen Thron beſteigen könne, wodurch in der Folge das Haus Hannover zur Krone gelangte. Wilhelm ſtarb 1702 ohne Erben, die Königin Maria war ſchon 1695 geſtorben; ſo gelangte ihre jüngſte Schweſter Anna, an den däniſchen Prinzen Georg vermählt, auf den Thron. Unter dieſer Regierung gelang es endlich, England und Schottland 1706 unter Einem Parlamente gänzlich zu vereinigen. Der ſpaniſche Succeſſionskrieg (S. 189.) war ausgebrochen und der berühmte Feldherr Marlborough führte die engliſchen Heere in Deutſchland und den Niederlanden, wo er in Verbindung mit dem kaiſerlichen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, den Franzoſen empfindliche Niederlagen beibrachte, bis er durch eine Hofcabale geſtürzt vom Heere abgerufen ward. Schläfrig und unglücklich ward nun der Krieg in den Niederlanden und in Spanien fortgeſetzt, bis endlich der Utrechter Friede 1713 ihm ein Ziel ſetzte. Mit der Königin Anna ſtarb das Haus Stuart 1714 in England aus, und Georg Churfürſt von Hannover, aus dem Hauſe Braunſchweig Lüneburg, ward als der nächſte proteſtantiſche Verwandte des Königshauſes vom Parlament zum Throne berufen.

Die Regierung der Königin Anna pflegt von den Engländern als der Zeitpunkt der wieder aufblühenden Künſte und Wiſſenſchaften und als der rechte Anfang der engliſchen ſchönen Litteratur angenommen zu werden. Die größten engliſchen Dichter hatten indeß ſchon längſt vorher geblüht: **Geoffry Chaucer** (tſchatzer) geboren 1328 und 1400 geſtorben, der älteſte bekannte engliſche Dichter; **Edmund Spenser** geſtorben 1596, Verfaſſer eines großen allegoriſchen Gedichts, die Feen-Königin; **Shakespeare** ſchon 1616 unter Jakob I. geſtorben und ſo manche ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen, wie **Marlow**, **Massinger**, **Beaumont** und **Fletcher**, **Ben Jonson** u. A.; endlich **John Milton**, geboren 1608, der Dichter des verlornen Paradieſes, der kühne Vertheidiger der Rechte ſeines Volks (**defensio pro populo anglicano**), war unter dem zurückgerufenen Stuart Carl II. 1674 in Dürftigkeit geſtorben. Sein jetzt von den Engländern etwas über die Gebühr verehrtes Werk brachte ihm kaum 10 Pf. Sterl. ein und blieb lange Zeit unbekannt, bis ſpätere Litteratoren darauf aufmerkſam machten. Eben ſo hatten die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaft an Franz **Baco**, geb. 1561 geſt. 1626, einen ihrer erſten und geiſtvollſten Bearbeiter gefunden. Die Zeit Cromwells, jene Zeit eines finſtern, pedantiſchen Fanatismus, war wenigſtens der heitern Poeſie nicht günſtig; alle Theater waren geſchloſſen und ſelbſt Shakeſpeare

ſchien vergeſſen. Mit Carl II. kehrte zwar die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften zurück; aber der ſittenloſe, ganz unter franzöſiſchem Einfluß ſtehende Hof konnte auch nur einem verdorbenen unſittlichen Geſchmack huldigen, wovon die dramatiſchen Werke Ottway's † 1685, Dryden's † 1701 und vieler andern den Beweis liefern. Später und bis auf die neueſte Zeit hat es England zwar nicht an dramatiſchen Dichtern gefehlt, ohne daß doch auch nur ein einz'ger ſich entfernt mit dem großen Shakeſpeare vergleichen ließe. Zwar wurde der Ton auf der Bühne zur Zeit Anna's anſtändiger, aber dafür auch immer unpoetiſcher und flacher; Congreve, Cibber, Steele, Garrik und Foote, beide letztere als Schauſpieler größer denn als Dichter, Cumberland und Andre, gehören zu den beſſern Komikern ſeit jener Zeit; unter den Tragikern verdienen Rowe † 1718 und Glover † 1785 die meiſte Auszeichnung. Sheridan † 1816, Lord Byron † 1824 und Walter Scott haben in unſern Tagen fürs Theater geſchrieben. In der neueſten Zeit haben Ueberſetzungen Kotzebue's großen Beifall in England gefunden. Von den übrigen Dichtern nennen wir nur: Butler von 1612—50, Verfaſſer eines komiſchen Heldengedichts, Hudibras, welches die Engländer zwar bewundern, dem aber wohl wenige deutſche Leſer Geſchmack abgewinnen möchten; den zierlichen aber höchſt unpoetiſchen Pope, 1688—1744; den höchſt correcten aber auch höchſt peinlichen und ſteifen Addison, 1672—1719; Thomson, 1700—1748, den Verfaſſer des anmuthigen Gedichts die Jahrszeiten, the seasons, als die berühmteſten. In der neueſten Zeit hat der Lord Byron, geb. 1788 und in Griechenland zu Miſſolunghi 1824 geſt., alle ſeine Nebenbuhler überſtrahlt. Von noch lebenden Dichtern nennen wir: Thomas Campbell, Robert Southey und vor allen Thomas Moore. Wenn die Poeſie ſeit Shakeſpeare nie wieder eine ſo herrliche Blüthe in England erlebt hat, ſo hat dagegen die Proſa und das Studium der ernſten Wiſſenſchaften ſeit den Zeiten Anna's die ausgezeichnetſten Fortſchritte gemacht. Als den größten Genius in den phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften nennen wir hier nur Isaak Newton (njuten), geb. 1642 † 1727, den Entdecker der Geſetze der Schwere und den Erfinder der Differenzialrechnung, obgleich Leibnitz ihm dieſe letztere Ehre ſtreitig machte; als Philoſoph aber den von Engländern und Franzoſen weit über Verdienſt geſchätzten Locke, 1632—1704. Der berühmteſte Name unter den Naturforſchern unſerer Zeit iſt der des kürzlich geſtorbenen Humphry Davy. Die Geſchichte hat bis jetzt bei keinem neuern Volke Europa's eine ſo große Anzahl, auch von Seiten des Styls, ausgezeichneter Bearbeiter gefunden, als unter den Engländern. Als Meiſter in dieſem Fache verdienen genannt zu werden: David Hume, 1711—76, auch als Philoſoph nicht

un=

unberühmt, ungleich bewunderter aber in ſeiner engliſchen Geſchichte; **Robertson**, geb. 1721 † 1793; unter ſeinen Werken nimmt die Geſchichte Carls V. den erſten Rang ein, weniger geſchätzt iſt ſeine Geſchichte von Schottland und die von Amerika; endlich **Gibbon**, geb. 1737 † 1794; ſein großes Werk iſt die Geſchichte des Verfalls und Sturzes des römiſchen Reichs. — Im Fache des Romans beſitzen die Engländer eine große Zahl berühmter Schriftſteller. Die ausgezeichnetſten ſind: **Swift**, 1667—1744, deſſen bekannte Gulliwers Reiſen und das Märchen von der Tonne eigentlich politiſche und religiöſe Satiren ſind; **Richardson**, 1689—1761, Verfaſſer der zu ihrer Zeit bewunderten Pamela, Clariſſa, Grandiſon, wodurch er der Schöpfer des moraliſchen, oder vielmehr pſychologiſchen Romans geworden iſt; **Fielding**, 1707—1754, Verfaſſer des bekannten Tom Jones; **Sterne**, bekannter unter dem Namen **Yorik**, 1713—68, in ſeinen Empfindſamen Reiſen, Triſtram Shandy u. a. Schöpfer einer eignen empfindſamen, humoriſtiſchen und zugleich ſchlüpfrigen Gattung; er mag, jedoch zu ſeinem Nachtheil, mit unſerm Jean Paul verglichen werden; **Smollet**, 1720—71, Verfaſſer vieler Romane, die ſich durch Erfindung und Laune, aber auch oft durch grobe Unanſtändigkeit auszeichnen; **Goldsmith**, 1728—74, Verfaſſer des höchſt anmuthigen Landpfarrers von Wakefield; viele neuere endlich, worunter auch mehrere Frauen, als die **Radcliff**, **Edgeworth** u. A. In der neueſten Zeit haben die zahlreichen hiſtoriſchen Romane **Walter Scott's**, geb. 1771 † 1832, faſt alle frühere in Vergeſſenheit gebracht. Unter ſeinen noch lebenden Nachahmern ſcheint **Eduard Bulwer** den erſten Rang einzunehmen, da **Washington Irwing** und **Cooper** nicht England, ſondern Amerika angehören. Eben ſo haben die geiſtreichen Werke des lange Zeit bei der engliſchen Geſandtſchaft in Perſien angeſtellt geweſenen **James Morier**, des Capitain **Marryat**, des Capitain **Chamier** und der durch ihre Reiſe nach N. Amerika und einige Romane bekannten **Mrs. Trollope**, Beifall gefunden. — Unter der Regierung der drei George (Georg I. 1714—1727, Georg II. 1727—1760, und Georg III. 1760—1820) aus dem hannöveriſchen Hauſe, hat die Macht und der Wohlſtand Englands mit reißender Schnelle zugenommen. Die nur durch unbedeutende Auftritte und auf kurze Zeit geſtörte Ruhe, welche ſeitdem im Innern der 3 Reiche geherrſcht, hat das unvergleichliche Aufblühen aller Zweige menſchlicher Betriebſamkeit und den beinahe ausſchließlichen Beſitz des Welthandels zur Folge gehabt. Die inſulariſche Lage Großbritanniens hat es vor dem Kriege auf ſeinem Grund und Boden ſelbſt zu einer Zeit glücklich bewahrt, wo kaum ein Dorf in Europa von Feinden unberührt geblieben; und ſeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten Europa's hat nicht allein

ſeine Seemacht zur erſten in der Welt erhoben, ſondern auch ſeinen Landtruppen den alten, eine Zeitlang verdunkelten und beſtrittenen Ruhm kriegeriſcher Einſicht und Tapferkeit wieder erworben. Die ſtille Ausbildung und Befeſtigung der britiſchen Verfaſſung, ſo wie die nicht ſehr bedeutende Theilnahme Englands an dem 7jährigen Kriege, den es mehrentheils zur See und in Amerika ausgefochten, können in einem Werke, wie das vorliegende, nur angedeutetet werden. Bedeutender iſt der Kampf, in welchem England ſeit dem Jahre 1775 mit ſeinen nordamerikaniſchen Colonieen gerieth. Unbegränzter Freiheitsſinn, durch vielfältige Begünſtigungen und Schonung von Seiten des Mutterlandes auf der einen, und zu ſpäte und ungeſchickte Verſuche, die blühend, mächtig und ſelbſtſtändig gewordenen Colonieen gewaltſam wieder in Unmündigkeit zu verſetzen, von der andern Seite, ſind die wahren Urſachen jenes Krieges; die Einführung der Stempeltaxe in Amerika hingegen und das Thee-Monopol der oſtindiſchen Compagnie, nur die zufälligen Veranlaſſungen zum Ausbruch der erſten Unruhen. Vergebens hatte der große Miniſter Graf Chatam (Pitt der Vater) geſt. 1778, zur Mäßigung und Schonung gerathen, ſein unbeſonnener Nachfolger Lord North machte den Krieg unvermeidlich. Das erſte Blut floß zu Lexington 1775, und die Freiheitsliebe der Amerikaner von Washingtons Feldherrntalenten geleitet, wurde bald den Engländern furchtbar. Die 13 Provinzen traten 1776 in einen Congreß zuſammen und erklärten am 4. July die Unabhängigkeit der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die Siege Washingtons über den General Bourgoyne und die Gefangennehmung dieſes letztern mit ſeinem ganzen Corps bei Saratoga 1777 verſchafften nun auch den Amerikanern die Anerkennung Frankreichs und anſehnliche franzöſiſche Hülfstruppen und Flotten. Die Engländer in ungeheurer Entfernung von ihrem Vaterlande, mit einer ganzen Volksmaſſe und zugleich mit allen Entbehrungen und mit den Schwierigkeiten eines noch wenig bevölkerten Landes kämpfend, mußten wohl unterliegen, und als auch General Cornwallis 1781 bei Yorktown von Washington eingeſchloſſen und ſich zu ergeben gezwungen worden, verzweifelte England an dem Erfolge des Krieges, und die Friedensſchlüſſe von Paris 1782 und von Verſailles 1783 beſtätigten die Unabhängigkeit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. England hat indeß von dieſem Verluſte keinesweges die Nachtheile empfunden, die es anfänglich befürchtete, und die ungeheuern Eroberungen, die es zur nemlichen Zeit und ſeitdem in Oſtindien gemacht hat, haben es reichlich dafür entſchädigt. Die Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution haben England ſeit dem Jahre 1793 in einen nur auf kurze Zeit durch den Frieden von Amiens unterbrochenen Kampf verflochten, welchen es unter der weiſen und kräftigen Leitung des jün-

gern Pitt, geſt. 1806, von dem Muth und den Talenten ſeines Seehelden Nelſon, geblieben in dem Siege bei Trafalgar 1805, und des großen Feldherrn Wellington unterſtützt, auf allen Meeren, vorzüglich aber in Spanien und zuletzt in den Niederlanden, rühmlich ausgefochten hat. Der Beſitz der Inſeln Helgoland und Malta, nebſt der Vormundſchaft über die Republik der Joniſchen Inſeln, die Eroberung des Vorgebirges der guten Hoffnung, der Inſel Ceylon und mehrerer holländiſchen Beſitzungen in Südamerika ſind für England die höchſt wichtigen Früchte dieſes langen Kampfes geweſen. Der am 29. Jan. 1820, nach einer 60jährigen Regierung entſchlafene, von dem Volke äußerſt geliebte König Georg III. war ſeit 1810 in eine unheilbare Geiſteskrankheit verfallen, wovon er ſchon früher vorübergehende Anfälle gehabt. Sein älteſter Sohn, ſpäter Georg IV., übernahm die Regierung unter dem Titel Prinz Regent. Als auch dieſer 1830 geſtorben, kam ſein Bruder, der Herzog von Clarence, unter dem Namen Wilhelm IV., auf den Thron. Da er 1837 kinderlos geſtorben iſt, ſo iſt die Krone auf die Tochter ſeines 1820 geſtorbenen Bruders, des Herzogs v. Kent, Alexandrine Victorie, geb. 1819, übergegangen. Seit 1815 hat England keinen Krieg geführt, aber höchſt wichtige Fragen, welche das innere Wohl des Landes betreffen, haben ſeitdem das Parlament und die Regierung beſchäftigt. Die traurige Lage Irlands und die blutigen Unruhen, welche dies unglückliche Land beſonders ſeit 1828 erſchütterten, haben, wie ſchon erwähnt, 1829 die Emancipation der irländiſchen Katholiken herbeigeführt. Nicht weniger groß war in England ſelbſt die Unzufriedenheit über die Art, wie bisher die Mitglieder des Parlaments gewählt wurden, und nach langen Kämpfen iſt endlich 1832 die erſte Reformbill durchgegangen, wodurch wenigſtens einige der ſchreiendſten Mißbräuche abgeſtellt worden ſind. Aber es iſt klar, daß dies nur der erſte Schritt zu vielen andern und weit tiefer greifenden Reformen iſt, welche nächſtens zur Sprache kommen müſſen. Namentlich möchte die Verfaſſung der anglikaniſchen Geiſtlichkeit wohl zunächſt wichtige Veränderungen erfahren.

IV. Die Niederlande.

Vorerinnerung.

Unter dem Namen: Königreich der Niederlande, war ſeit dem Pariſer Frieden 1814 ein neues Reich gebildet worden, welches aus den ehemals vorzugsweiſe ſo genannten Niederlanden, der ehemaligen Republik Holland und einigen kleineren angränzenden Diſtricten zuſammengeſetzt war. Durch die Revolution 1830, wovon nachher, iſt dies Reich in zwei unabhängige Staaten zerfallen, wovon das nördliche jetzt das Königreich der Niederlande oder Holland, das ſüdliche Belgien genannt wird. Die Verhältniſſe und die Gränzen dieſer beiden Staaten ſind noch nicht vollkommen feſtgeſetzt; wir laſſen es daher vorläufig bei der in den früheren Auflagen dieſes Werks gegebenen allgemeinen Einleitung und werden nur in der topographiſchen Beſchreibung beide Reiche, ſo weit es bis jetzt möglich iſt, von einander trennen. Die genaueren Beſtimmungen, welche etwa vor Beendigung des Drucks eintreten ſollten, werden wir nachträglich angeben.

Lage. Gränzen. Größe.

Beide Staaten erſtrecken ſich vom 49ſten bis zum 53ſten Grad N. B., vom 20ſten bis zum 25ſten O. L. und umfaſſen 1187 □ M. mit über $6^1/_2$ Million Einw., wovon 570 □ M. mit beinahe 3 Millionen auf Holland und über 600 □ M. mit 4 Millionen auf Belgien gerechnet werden; das Uebrige kommt auf das zwiſchen beiden Staaten noch ſtreitige Großherzogthum Luxemburg. Das Ganze, welches ſeinen Namen ſeiner Lage am Ufer des Meers und am Ausfluß großer Ströme verdankt, iſt als die äußerſte Abdachung und Verflachung der franzöſiſchen und deutſchen Gebirge und Höhen zu betrachten. Es liegt zwiſchen Frankreich im Süden, Deutſchland im Oſten und der Nordſee, die es im Norden und Weſten begränzt.

Boden und Klima.

Die Beſchaffenheit des Bodens iſt ſehr verſchieden, im Ganzen flach und eben, nur an der ſüdlichen, franzöſiſchen Gränze etwas gebirgig, übrigens im ganzen Lande kein Berg, kaum ein Hügel zu finden. Am niedrigſten liegen die nördlichen Provinzen, welche daher auch zum Theil nur mit großer Mühe und

Kunſt gegen das ſie ſtets bedrohende Meer geſchützt werden. An der Nordweſtküſte hat zwar das Meer ſelbſt ein Bollwerk erhoben, die Dünen, eine Reihe Hügel, welche aus bloßem vom Meere ausgeworfenen Sande beſtehen; andre Theile der Küſte hingegen können gegen die Gewalt des Meers und der großen Ströme nur durch künſtliche Dämme oder Deiche geſchützt werden, deren Unterhaltung ungeheure Summen koſtet, und welche doch zuweilen, bei heftigen N. W. Stürmen, wie noch 1825 geſchehen, überflutet oder zum Theil durchbrochen werden. Weil aber ein großer Theil dieſer Provinzen mit dem Meere in gleicher Höhe, ja ſtellenweiſe beträchtlich tiefer liegt, ſo wären ſie dennoch, ſich ſelbſt überlaſſen, bald in unfruchtbare Moräſte verwandelt. Um ſie einigermaßen auszutrocknen, hat man daher unzählige Kanäle gezogen, welche, wie die Rippen eines Blattes, das Land in allen Richtungen durchſchneiden. Da, wo dieſe Kanäle in das Meer oder in große Ströme münden, ſind mächtige Schleuſen angebracht, theils um das Eindringen des Seewaſſers bei der Fluth zu verhüten, theils auch um bei niedrigem Stande des Meers das überflüſſige Waſſer aus den Flüſſen und dem Lande abzulaſſen. Kein Land in der Welt hat ſo viele Kanäle, als einige niederländiſche Provinzen, beſonders Holland, Seeland, Friesland und Gröningen; in keinem Lande ſind aber auch Kanäle zugleich nothwendiger und leichter anzulegen, weil bei der ganz flachen Beſchaffenheit des Landes das Graben des weichen Bodens keine Schwierigkeit macht, die Flüſſe nur wenig Fall haben und alſo um ſo leichter durch wenige Schleuſen zu bändigen ſind. Dieſe Kanäle ſind zu gleicher Zeit eine Zierde des Landes, denn beinahe überall ſind ſie ſauber gehalten, von Dämmen eingefaßt und mit den ſchönſten Lindenalleen beflanzt, und ſie gewähren überdies eine außerordentliche Bequemlichkeit für den Handel und die Verbindung aller Städte. Bei dem Ueberfluß an Waſſer ſind die meiſten Kanäle tief und breit, manchmal 60 F. breit und meiſt 6—8 F. tief, ſo daß ſie von ſehr bedeutenden Kähnen und Schiffen können befahren werden. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landſtraßen, aller Verkehr, alles Reiſen geſchieht auf den Kanälen, weil in einem Lande, wo es beinahe keine Steine giebt, der Boden aber überall feucht und tief iſt, die Anlage von Chauſſeen beinahe unmöglich wird. Täglich gehen hier, von den bedeutenderen Städten mehrere Male, Fahrzeuge ab, hier **Trekschuiten** (—ſcheuten) (Ziehkähne) genannt, welche allein zur Bequemlichkeit der Reiſenden eingerichtet ſind. Sie werden von Pferden gezogen und legen gewöhnlich eine deutſche Meile in einer Stunde zurück. Ihr Gang iſt beinahe auf die Minute beſtimmt, da Wind und Wetter gar keinen Einfluß darauf haben können. Auf größeren Gewäſſern, z. B. der Süderſee, reiſet

man in größeren, ſegelnden Schiffen, hier Beurtſchiffe (bört—) genannt. Freilich aber iſt dieſes Reiſen, obgleich wohlfeil und höchſt bequem, doch auch ſehr langweilig, weil man ſich beinahe beſtändig zwiſchen Dämmen eingeſchloſſen befindet und das flache Land ohnehin keine Abwechſelung darbietet. Eine Hauptunbequemlichkeit, welche aus dieſer Beſchaffenheit des Landes hervorgeht, iſt der faſt allgemeine Mangel an gutem Trinkwaſſer, welches oft meilenweit in Kähnen herbeigeſchafft werden muß. — In den nördlichen Provinzen iſt der Boden nur theilweiſe fruchtbar, große Strecken hingegen ſind moraſtig, oder ſandige Haiden; auch wird hier bei weitem nicht ſo viel Getreide gewonnen, als die Einwohner bedürfen, und der fruchtbare Boden beinahe ausſchließlich zu Viehweiden benutzt. Deſto vortrefflicher iſt der Boden in dem ſüdlichen Theile oder Belgien; hier iſt er eben, ohne doch moorig oder ſandig zu ſeyn, und man wird wohl nicht leicht irgendwo ein Land finden, welches ſo vortrefflich angebaut wäre, als dies, namentlich Flandern und Brabant ſind. Hier ſtehen Viehzucht, Getreide- und Gartenbau auf der höchſten Stufe und haben das Land in einem wahren Garten verwandelt. Das Klima beider Landestheile iſt durchaus gemäßigt, im Süden etwas milder und freundlicher, im eigentlichen Holland wegen der unzähligen Gewäſſer ſehr feucht, nebelig und oft ſtürmiſch. In heißen Sommern iſt die Ausdünſtung der Kanäle oft unerträglich, obgleich man durch Mühlen dafür ſorgt, das Waſſer in Bewegung zu erhalten. Im Winter bieten die vielen zugefrornen Kanäle und überſchwemmten Wieſen einen herrlichen Schauplatz für Schlitten und für das Schlittſchuhlaufen, worin bekanntlich die Holländer Meiſter ſind, und woran auch das weibliche Geſchlecht häufig Theil nimmt. Das eigentliche Holland iſt im Ganzen genommen kein ſehr geſundes Land, und nicht bloß Fremde, ſondern ſelbſt die Eingebornen leiden von der übermäßigen Feuchtigkeit der Luft; dieſe aber iſt ſo groß, daß nur die höchſte Sorgfalt alle metallene Sachen vor dem Anlaufen und Verroſten ſchützen kann, und die oft beſpöttelte und in der That zuweilen übertriebene Reinlichkeitsſucht der Holländer hat gewiß ihren Hauptgrund in dieſer den Schmutz ſo ſehr befördernden Eigenſchaft ihres Landes.

Gewäſſer.

Die Hauptgewäſſer des ganzen Landes beſtehen eigentlich in den 3 Hauptflüſſen, Rhein, Maas (Mosa) und Schelde (Scaldis), welche aber theils bei ihren Ausflüſſen ſich in viele Arme theilen und verſchiedene Namen führen, theils durch Kunſt in unzählige Kanäle abgeleitet worden, theils endlich in Verbindung mit mächtigen Meeresfluthen große Theile des Landes

verſchlungen, neue Gewäſſer gebildet und dem Lande ſeine jetzige Geſtalt gegeben haben. Dies letztere hat beſonders der Rhein gethan und jenen großen Meerbuſen bilden helfen, welcher jetzt die Süderſee (**Zuider Zee**) (Seuder=See) (**Flevo lacus**), im Gegenſatz zur Nordſee, heißt. Nach den Beſchreibungen der Römer floß ein mächtiger Arm des Rheins, etwa jetzt die Yſſel (**Fossae Drusianae**), gerade nordwärts und bildete einen See, der eine Inſel umſchloß, wovon wohl die kleinen Inſeln **Urk** und **Schokland** Ueberreſte ſeyn mögen, ſich aber nachher wieder zu einem Strome vereinigt in die Nordſee ergoß. Im 13ten Jahrhundert aber überſchwemmten mächtige Fluthen des Meers die niedrigen Ufer des Flevo an ſeiner Mündung, ſchwemmten einen großen Theil des Landes fort, und bildeten ſo die jetzige Süderſee. Die Spuren dieſer Entſtehung erkennt man noch deutlich in der geringen Tiefe eines großen Theils dieſes Meerbuſens, in welchem das nördliche Fahrwaſſer, **het lange Vliet**, oder **'t oude** (aude) alte **Vliet**, der Vlieſtrom, wodurch die Schiffe aus der Süderſee zwiſchen den Inſeln, Vlieland und Schelling hindurch in die Nordſee gelangen, noch in ſeinem Namen an den Flevo erinnert. Ein andres Fahrwaſſer, welches ſich nordweſtlich gebildet, der Texelſtrom, führt zwiſchen der Inſel Texel und der nördlichſten Spitze der Provinz Holland in die Nordſee. Die See iſt aber noch tiefer ins Land gedrungen und hat im Innern der Provinz Holland einen anſehnlichen See gebildet, das ſogenannte Haarlemer Meer, welches an 33000 Morgen Landes bedeckt und noch immer in einer bedenklichen Zunahme begriffen iſt. Es iſt nur höchſtens 4 Ellen tief, an vielen Stellen noch ſeichter und hat meiſt trinkbares Waſſer; nur nach Amſterdam zu, wo es mit dem Meere in Verbindung tritt, wird es ſalziger. Es hat ſeine jetzige Ausdehnung erſt im 16ten Jahrhundert erhalten, bei einem gewaltigen Einbruch des Meers, früher waren hier nur einige kleinere Seen. Durch den bei **Katwijk** dem Rhein gegebenen Ausfluß ins Meer, wird auch das Haarlemer Meer in Schranken gehalten und man denkt ſogar daran, es ganz trocken zu legen. Das Haarlemer Meer hängt mit der Süderſee durch den Meerbuſen **het Y** (ei) zuſammen, deſſen Verbindung mit der Süderſee der **Pampus** heißt. Zwiſchen dem Haarlemer Meer und dem Y ſind bei dem Dorfe Halfweg mächtige Schleuſen angelegt, um das fernere Eindringen des Meers zu verhüten und bei niederm Waſſerſtande des Y dem Haarlemer Meer Abfluß zu verſchaffen. Zwiſchen der Provinz Gröningen und der deutſchen Provinz Oſtfriesland liegt am Ausfluß der Ems der ebenfalls erſt im 13ten Jahrhundert entſtandene Meerbuſen, der Dollart.

Der Rhein ſelbſt theilt ſich gleich bei ſeinem Eintritt in die Niederlande in 2 Arme, wovon der linke den Namen **Waal**

(Vahalis) führt, ganz weſtlich fließt und ſich bei Gorkum mit der Maas vereinigt. Der rechte Arm theilt ſich bald nachher wieder in 2 Arme, von denen der rechte nördlich fließt und von dem aufgenommenen Fluſſe Yssel (eiſſel) (Sala) dieſen Namen erhält und ſich in die Süderſee ergießt. Der linke, weſtlich fließende, behält den Namen Rhein bis Wijk bij (weik bei) Duurſtede, wo er ſich abermals theilt und einen linken Arm weſtlich unter dem Namen Leck ſendet, welcher oberhalb Rotterdam in die Maas fällt; ſein rechter Arm fließt etwas nördlicher unter dem Namen Kromme Rhijn (rein) bis Utrecht, wo er ſich zum letzten Male theilt und rechts Vecht genannt in die Süderſee fließt, links aber Oude (aude) Rhijn (alte Rhein) genannt, ſich ehemals unterhalb Leyden in die Sanddünen verlor, jetzt aber, ſeit 1807, bei Katwijk in die Nordſee abgeleitet worden iſt.

Die Maas kommt aus Frankreich, nimmt links die Sambre bei Namur, rechts die Ourte bei Lüttich, die Roer (ruhr) bei Roermonde auf, und erhält nach ihrer Vereinigung mit der Waal den Namen Merwe. Als ſolche theilt ſie ſich in 2 mächtige Arme, wovon der ſüdliche, linke, einen mit ſumpfigen Inſeln und Untiefen bedeckten Meerbuſen, Biesbosch, bildet und ſich alsdann in mehreren Armen, welche einige Inſeln Seelands umſchließen, in die Nordſee ergießt. Der Biesboſch (Binſenbuſch) entſtand 1421, als eine mächtige Fluth auf einmal 72 Dörfer und mehr als 100,000 Menſchen begrub. Der rechte Arm theilt ſich abermals, wovon die linke Verzweigung die oude Maas, die rechte blos Maas genannt wird, unter welchem Namen beide wiederum vereinigt ſich unterhalb Brielle in die Nordſee ergießen.

Die Schelde kommt ebenfalls aus Frankreich, nimmt links die Lijs bei Gent, rechts die Dender bei Dendermonde und die Rupel (rüpel) auf, (letztere entſteht aus dem Zuſammenfluß rechts der Nethe und links der Dijle), und theilt ſich unterhalb Antwerpen bei ihrem Ausfluß in 2 Hauptarme, wovon der rechte die Oſtſchelde, der linke die Weſtſchelde oder der Hond genannt wird; beide ſtehen aber durch mehrere Zwiſchenarme in Verbindung und bilden ſo die ſüdlichen Inſeln der Provinz Seeland.

Außer dieſen großen Strömen bemerken wir nur noch die Vecht, (nicht mit einem Rheinarme gleiches Namens zu verwechſeln), welche aus Deutſchland kommt und weſtlich ſich in die Süderſee ergießt. Die übrigen Gewäſſer ſind nur unbedeutende Bäche. Die Moſel berührt nur eben das Land, an der ſüdöſtlichen Gränze. Der größte unter den zahlreichen Kanälen Hollands iſt der erſt 1826 vollendete große Nordholländiſche Kanal, welcher 120 F. breit, 22 F. tief, 12 Meilen

len lang, von Amſterdam nach Helder, zu dem Hafen Nieuwediep, führt und die größten Schiffe aufzunehmen vermag.

Metalle. Torf.

Ein ſo durchaus ebenes, wahrſcheinlich großentheils durch die Anhäufung des Schlammes und Sandes aus den Flüſſen entſtandenes, alſo aufgeſchwemmtes Land muß nothwendig arm an Mineralien ſeyn. Nur die ſüdliche Gränze, vorzüglich an der Sambre und Maas, iſt gebirgig und liefert vortreffliche Steinkohlen, viel Kalk und Marmor, Eiſen, Blei, Kupfer und Galmei. Dies letztere iſt ein Foſſil, woraus durch Schmelzung der Zink gewonnen wird, ein Metall, welches in Verbindung mit Kupfer das Meſſing liefert. Für ſich allein wird der Zink erſt ſeit kurzem zu Blechen gewalzt und in dieſem Zuſtande theils zum Beſchlagen der Schiffe, theils zur Dachbedeckung benutzt. Die nördlichen Provinzen entbehren dieſes Reichthums ganz, und die Natur hat ihnen ſelbſt die ſonſt gewöhnlichen Materialien zum Bauen und zur Feuerung verſagt. Nur in den ſüdlichen Provinzen findet man noch einige Waldungen, in den nördlichen gar keine; dieſe müſſen daher ihr Bauholz zu Schiffen und Häuſern theils aus Deutſchland, theils aus den nordiſchen Reichen beziehen. Als Brennmaterial wäre es aber viel zu theuer, und man erſetzt dies daher theils durch die hier häufig eingeführten engliſchen Steinkohlen, theils und viel allgemeiner durch den im Lande ſelbſt in unglaublicher Menge vorhandenen Torf. Der Torf beſteht aus dicht verfilzten Pflanzen und Wurzeln, die mehr oder minder von einem Erdharze durchdrungen ſind: zuweilen iſt dies letztere ſo ſehr der Fall, daß der Torf ſich dadurch an die Braunkohlen (Allgem. Einl. S. 94.) anſchließt. Der Torf iſt alſo ein Product der Vegetation, und wie das Verweſen der Blätter und Pflanzen an andern Orten die Dammerde erzeugt und mehrt, ſo erzeugt und mehrt ſich der Torf in den Torfmooren; den Beweis dieſer allmähligen Entſtehung liefern zugehauenes Holz, ja ganze Kähne und andre Geräthſchaften, welche man nicht ſelten im Torfe und zwar in beträchtlicher Tiefe antrifft. Dieſe vielleicht ſeit Jahrtauſenden angehäuften Torfmaſſen werden in regelmäßigen Stücken ausgeſtochen, an der Luft getrocknet und geben dann ein der Braunkohle wenig nachſtehendes Feuerungsmaterial. Guter Torf brennt mit einer ſchwachen Flamme, giebt aber eine zuſammenhaltende, lange ausdauernde und daher ſehr gleichförmig heizende Gluth. Im ganzen Lande brennt man übrigens ſowohl Steinkohlen als Torf nur in Kaminen. In manchen Gegenden ruht das Torflager auf bloßem Sande, und giebt alſo, wenn es weggeſtochen worden, einen unbrauchbaren Fleck, meiſtens einen See. In Holland

hingegen findet ſich am häufigſten eine vortreffliche Dammerde unter dem Torfe. Sobald daher ein Torflager erſchöpft iſt und die Stelle ſich nun begreiflicher Weiſe in einen See verwandelt hat, umgiebt man dieſen mit Dämmen und pumpt das Waſſer durch Windmühlen heraus. Der alſo gewonnene Fleck fruchtbaren Landes, welchen man noch durch viele Graben gegen die Anhäufung des Regenwaſſers ſchützt, oder überhaupt jeder trocken gelegte Moraſt, heißt nun ein Polder und wird zu den vortrefflichſten Viehweiden benutzt. Solcher Polder ſind unzählige, beſonders in den Provinzen Holland und Friesland; ſie liegen oft viel tiefer als die benachbarten Kanäle und müſſen daher mit großer Sorgfalt gegen Ueberſchwemmungen geſchützt werden. Auch mancher kleinere Landſee iſt auf dieſe Weiſe in fruchtbare Polder verwandelt worden.

Bauart.

Da es in den nördlichen Provinzen durchaus an Bruchſteinen fehlt, die aus dem Auslande eingeführten aber, ihrer Koſtbarkeit wegen, nur zu öffentlichen Gebäuden, Schleuſen u. ſ. w. gebraucht werden können, ſo baut man in den Niederlanden beinahe durchaus mit Backſteinen, die aus dem hier häufig genug vorhandenen Thon, oder auch aus dem Schlamm mancher Flüſſe, vorzüglich der kleinen Yſſel, die bei Gouda vorbeifließt, geformt und dann gebrannt werden. Die dunkleren werden meiſt zum Häuſerbau angewendet, und zwar ſo, daß die Wände nach außen nicht mit Kalk, der ebenfalls hier ſelten, beworfen, ſondern nur die Fugen der Steine damit ſehr ſauber verklebt werden. Dieſe in dem ganzen Lande übliche Bauart giebt nicht allein den Städten, ſondern ſelbſt allen Dörfern ein Anſehen von Tüchtigkeit und Nettigkeit, welches man anderswo ſelbſt an den Städten häufig vermißt. Freilich aber bringt auch eben dieſer Umſtand eine das Auge bald ermüdende Gleichförmigkeit hervor welche noch dadurch ſehr erhöht wird, daß in den Städten, die meiſtens an Kanälen und Flüſſen liegen, jeder ſich des Handels wegen an dieſe gedrängt hat, und die Häuſer daher alle mit der ſchmalen oder Giebelſeite an den Straßen liegen, welches auch für das Innere große Unbequemlichkeit hat, indem bei großer Tiefe die Häuſer nur eine geringe Breite und daher wenig Licht haben. — Die blaſſeren, gelben Steine, hier Klinker genannt, werden vorzüglich zum Pflaſtern der Straßen und zum Waſſerbau gebraucht. Aber auch der Kalk zum Mauern fehlt in den nördlichen Provinzen gänzlich. Man erſetzt ihn beim Häuſerbau durch ſogenannten Muſchelkalk (nicht mit dem mineralogiſch ſo benannten Muſchelkalk zu verwechſeln). Man ſammelt die in ungeheurer Menge von dem Meere ausgeworfenen Muſcheln oder

Schalen der Auſtern und anderer Schalthiere, und brennt ſie in eigens dazu erbauten Oefen, worin man abwechſelnd immer eine Lage Torf und eine Lage Muſcheln legt; nachdem ſie ausgeglüht und abgekühlt, zerfallen ſie bei der geringſten Benetzung in ein feines Mehl, welches mit Sand vermiſcht ein vortreffliches Bindemittel abgiebt. Zum Waſſerbau, der in Holland, der vielen Schleuſen und Kanäle wegen, ſo äußerſt wichtig iſt, bedient man ſich eines andern Bindemittels, des Tras. Tras iſt eine vulkaniſche Aſche, die aber zu einer feſten Maſſe von grau braunem Anſehen verbunden in ganzen Gebirgslagern, vorzüglich an den Ufern des Rheins, in der Gegend von Andernach gefunden wird. Der Tras wird auf eigenen Mühlen gemahlen und dann mit Kalk vermiſcht zum Waſſerbau angewendet. In unſern Gegenden erſetzt man den Tras zu ſolchen Bauten durch das Ziegelmehl, d. h. durch klein geſtoßene oder zermahlene Ziegel, welches man dann ebenfalls mit Kalk miſcht.

Ja ſelbſt der Grund, worauf Gebäude errichtet werden ſollen, muß in den nördlichen Provinzen erſt künſtlich geſchaffen werden; denn der moraſtige, aufgeſchwemmte Boden würde nicht hinreichende Feſtigkeit gewähren. Daher ruhen in dieſen Gegenden beinahe alle Gebäude auf Roſten. Man rammt in der Richtung der künftigen Mauern eine Menge mehr oder weniger langer Pfähle, nach Beſchaffenheit des Grundes, ein; zuweilen, wenn er ſehr tief und moraſtig, werden große Maſten gebraucht, ja wohl gar auf einen ſchon eingerammten noch ein zweiter aufgeſetzt; dieſe eingeſchlagenen Pfähle werden durch horizontal darüber befeſtigte Balken verbunden, und heißen nun der Roſt, auf welchem dann erſt das Mauerwerk angelegt wird. Am liebſten nimmt man dazu eichene Pfähle, weil ſie in der Feuchtigkeit ſich am längſten halten, ja ſelbſt gänzlich verhärten. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war Holland von einer großen Gefahr bedroht; es fanden ſich um das Jahr 1730 plötzlich Würmer ein, welche in kurzer Zeit die Wände der Schiffe und die Pfähle an den Dämmen durchbohrten und unbrauchbar machten. Schon fürchtete man, ſie möchten auch die Pfähle angreifen, worauf Amſterdam, wie beinahe alle holländiſche Städte, ruht, als ſie nach einigen Jahren ſich wieder verloren. Wahrſcheinlich waren ſie mit Schiffen aus Indien gekommen und konnten dem europäiſchen Klima nicht lange widerſtehen.

Producte und Induſtrie.

Für die ſüdlichen Provinzen ſind Hauptproducte: alle Getreidearten, vorzüglich ſchöner Weizen, alle Gartenfrüchte, ausgezeichnet guter Flachs und Hanf, und an den Ufern der Maas, Sambre und Moſel etwas Wein, doch aber kein ausgezeichnetes

Gewächs. In den nördlichen Provinzen geſtattet der Boden nur hie und da den Getreidebau, am meiſten wird er noch in Seeland getrieben. Dafür aber haben ſie Ueberfluß an vortrefflichen Weiden, ſo daß ſie nicht allein ſelbſt ſchönes Rind- und Schafvieh erziehen, ſondern auch mageres Vieh aus andern Gegenden kommen laſſen, um es fett zu machen. Daher der große Ruf des holländiſchen Käſes, worunter der Leidner und Edammer der berühmteſte iſt; der ſogenannte Limburger Käſe wird von Schafmilch gemacht. Außerdem wird hin und wieder ſehr feiner Flachs und in Seeland vorzüglich *Krapp* gebaut. Aus der Wurzel dieſer Pflanze wird, nachdem ſie getrocknet und gemahlen, eine ſchöne rothe Farbe bereitet, welche man daher auch wohl Färberröthe nennt. Der ſeeländiſche Krapp gilt nach dem von Smyrna für den beſten. Die Gewäſſer der Niederlande und das angränzende Meer ſind ſehr reich an Fiſchen aller Art, an Auſtern und andern Schalthieren; daher auch Fiſcherei von den älteſten Zeiten her einen großen Theil der Einwohner beſchäftigt hat. Unendlich wichtiger aber als dieſe inländiſchen Fiſchereien waren ehemals die jetzt freilich ſehr geſunkenen Fiſchereien in entfernteren Meeren, beſonders der Wallfiſchfang und der Heringsfang. Letzterer wird gewöhnlich an den Küſten von England, Schottland und Irland und bei den ſhetländiſchen Inſeln betrieben, und war im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſo bedeutend, daß jährlich 1500 *Buiſen* (beuſen) (Schiffe) auf dieſen Fang ausliefen. Die Concurrenz der Engländer, Schweden, Dänen, Preußen ꝛc. hat aber dies Geſchäft außerordentlich vermindert. Der holländiſche Hering galt ſonſt für den beſten, weil die Holländer die Zubereitung und Verpackung deſſelben am beſten verſtanden; auch ſoll nach einer ziemlich unwahrſcheinlichen Sage, ein Holländer, Wilhelm Beukelzom, das Einſalzen, nach ihm *bökeln* oder *pökeln* genannt, ums Jahr 1350 erfunden haben. Schlechtere Sorten Heringe, wie die in der Süderſee und Oſtſee gefangenen, werden nicht geſalzen, ſondern getrocknet und geräuchert, und heißen dann *Bücklinge*. — Die Niederlande haben kein Salz; ſie holen daher See- und Steinſalz aus Portugal, Spanien und England, wiſſen es aber ſehr zu verfeinern (raffiniren), indem ſie es noch einmal in Seewaſſer auflöſen und die dadurch entſtandene Soole verſieden. Ueberhaupt beſtand die Betriebſamkeit der Niederländer und vorzüglich der Holländer, zur Zeit als ſie ihren höchſten Gipfel erreicht hatte, bei der Armuth ihres eigenen Landes, beſonders darin, die rohen Producte andrer Länder herbeizuſchaffen und ſie dann auf mancherlei Weiſe verarbeitet und veredelt wieder auszuführen. So hatten ſie große Branntweinbrennereien, ohne nur für ſich ſelbſt hinreichendes Getreide zu bauen; ſie bleichten und bleichen noch eine Menge Leinwand, die bei weitem nicht alle im

Lande gemacht iſt; ſie verfahren den von ihnen gemahlenen Tras in alle nördliche Gegenden. Sie laſſen die Smalte, wovon nachher, aus Deutſchland kommen und wiſſen ſie ſo fein zu mahlen und zuzurichten, daß ſie einen großen Gewinn davon haben. Sie hatten eine große Menge Schneidemühlen, um das aus Deutſchland und dem Norden kommende Holz in Bretter zu verwandeln und Spanien und andre ſüdliche Länder damit zu verſehen u. ſ. w. Natürlich mußte dieſer Gewinn aufhören, ſobald andre Länder ihre Producte ſelbſt verarbeiten lernten, und dies, die unendlich geſtiegene Induſtrie in England, Frankreich und Deutſchland, iſt wohl ein Hauptgrund, weshalb jetzt die Fabriken in den Niederlanden nur noch ein Schatten ſind von dem, was ſie ehemals, vorzüglich im Anfange des vorigen Jahrhunderts, waren. Zu den bedeutendſten Fabriken gehörte ehemals die Papiermacherei, und obwohl auch dieſe ſehr abgenommen, ſo gehört doch immer noch das holländiſche Papier zu dem ſchönſten. Zwei Umſtände trugen früher am meiſten dazu bei, dieſe Fabriken blühend zu erhalten. Die ſchöne Leinwand und die vortrefflichen holländiſchen Bleichen lieferten natürlich die feinſten und beſten Lumpen, woraus bekanntlich das Papier gemacht wird. Dazu kam, daß, während man ſich in andern Ländern um die Lumpen in Brei zu verwandeln, blos der von einem Waſſerrade bewegten Stampfen bediente, die Holländer eine viel vortheilhaftere Methode erfanden. Sie ließen nemlich die Lumpen in einem feſten Kaſten durch eine mit eiſernen, ſcharfen Zähnen bewaffnete und ebenfalls vom Waſſer getriebene Welle ungleich feiner und gleichförmiger zermalmen. Jetzt iſt aber dieſe Einrichtung, nach ihren Erfindern, „der Holländer“ genannt, in alle Papiermühlen längſt eingeführt, und man bedient ſich auch bei uns der Stampfen nur für die gröbere Waare. Mit der Papiermacherei ſtand früher der Buchhandel in genauer Verbindung. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erſchienen in Holland die ſchönſten, noch jetzt geſuchten Ausgaben, ſowohl der alten Claſſiker als auch franzöſiſcher Werke, welche letzteren die Holländer gleich nachdruckten ſo wie ſie in Frankreich herauskamen, und dabei durch Wohlfeilheit, ſchöneres Papier und Druck den größten Abſatz fanden. Ja es iſt bewieſen, daß ſie die von den Franzoſen ſeit etwa 40 Jahren als eine Erfindung ihres Didot und Herhan ſo hoch gerühmten Stereotypen ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts gekannt, und es iſt freilich unbegreiflich, daß ſie dieſe Kunſt ſo vernachläſſigt, daß ſie ſeitdem gleichſam hat neu müſſen erfunden werden. Das Verfahren bei den Stereotypen beſteht weſentlich in folgendem. Man ſetzt einen Bogen oder eine Seite, wie gewöhnlich, mit beweglichen Lettern und gießt eine ſchnell erhärtende Miſchung von Gips und Kalk über die geſetzte Schrift, wodurch man nun eine Platte

mit vertieſten Lettern erhält, welche man die **Matrize** nennt. In dieſe gießt man eine Metallmaſſe, welche nun eine Platte bildet, in welcher die Schrift erhaben erſcheint und welche zum Abdruck dient; wobei noch der weſentliche Vortheil iſt, daß, wenn die Druckfehler einmal ſorgfältig verbeſſert ſind, man ſicher iſt, beſtändig fehlerfreie Abdrücke zu erhalten. Bei dem gewöhnlichen Druck iſt dies deshalb nicht immer möglich, weil ſich beim Abdruck einzelne Buchſtaben verſchieben, auch wohl herausfallen, nicht immer richtig wieder eingeſetzt werden und dadurch ſelbſt während des Drucks neue Fehler entſtehen. — In neueren Zeiten, wo der Buchhandel Deutſchlands und Frankreichs ſich gehoben, iſt der holländiſche ganz herabgekommen; in den eigentlichen Niederlanden oder Belgien, wo von jeher harter Religionszwang herrſchte, war dies Geſchäft früher nicht bedeutend, jetzt aber beſchäftigt der Nachdruck beliebter franzöſiſcher Werke viele Preſſen, beſonders in Brüſſel. — Die einzigen noch jetzt bedeutenden Fabriken ſind in den ſüdlichen Provinzen die Tuchfabriken. Die Niederländer ſind die erſten geweſen, welche die Kunſt verſtanden, die feineren Tücher zu bereiten, und im 15ten und 16ten Jahrhundert waren ſie noch die einzigen in Europa. Als aber die unſinnigen Grauſamkeiten Philipps II. und ſeines Alba viele tauſend Niederländer zwangen ihr Vaterland zu verlaſſen, brachten dieſe Flüchtlinge ihre Kenntniſſe und ihre Betriebſamkeit nach England und Deutſchland. Bald entſtanden nun allenthalben ähnliche Fabriken, und wenn auch jetzt noch die niederländiſchen Tücher zu den geſuchteſten gehören, ſo hat doch dies Gewerbe ſehr beſchränkt werden müſſen, ſeitdem Engländer, Franzoſen und Deutſche es mit gleichem Glück betreiben. — Sehr wichtig und bis jetzt noch an keinem Orte der Welt übertroffen ſind die berühmten Spitzen- oder Kantenfabriken, deren Hauptſitz der nördliche Theil der eigentlichen Niederlande iſt, obgleich ſie gewöhnlich nur Brüſſeler Kanten heißen. Es iſt wahrſcheinlich, daß nicht allein die Feinheit des Flachſes, ſondern auch die eigenthümliche Beſchaffenheit des dortigen feuchten Klima's zu ihrer Güte beiträgt. — In den nördlichen Provinzen ſind jetzt die Leinwandfabriken bei weitem die wichtigſten, ihr Hauptſitz ſind die Provinzen Gröningen, Friesland und Overyſſel. Gleichheit des Fadens und Gewebes, vorzüglich aber die blendende Weiße, zeichnen die holländiſche Leinwand vor jeder andern aus. Andre weniger allgemeine Gegenſtände der Fabrikation werden wir an den Orten erwähnen, wo ſie vorzüglich betrieben werden.

Handel.

Der Handel, der mit den Fabriken in der innigſten Verbindung ſteht, hat auch ihr Schickſal theilen müſſen, und iſt

ſelbſt noch tiefer geſunken als dieſe. Im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert blühten die eigentlichen Niederlande durch Fabriken und Handel; beide wurden beinahe vernichtet durch das ſpaniſche Joch; der Handel insbeſondere zog ſich ſeit dem 16ten Jahrhundert immer mehr nach dem ſeine Freiheit behauptenden Holland, und im 17ten waren die Holländer in jeder Hinſicht was jetzt die Engländer ſind. Ihre Seemacht war die erſte in der Welt, ihr Handel umfaßte alle Welttheile. Damals hatten ſie eben den Portugieſen beinahe alle ihre Beſitzungen in Oſtindien entriſſen, und lange Zeit war der Handel mit Gewürzen, vorzüglich Pfeffer, Zimmt, Muskaten, ausſchließlich in ihren Händen. Die von Cromwell gegebene Navigations-Acte 1651, wodurch ihnen die Einfuhr fremder Producte in England verboten wurde, gab ihrem Alleinhandel den erſten Stoß. Bald verloren ſie in dem hartnäckigen Kampfe mit England ihre Uebermacht zur See; England trat ihnen auch in Oſtindien immer mehr als mächtiger Nebenbuhler entgegen; andre Nationen erwachten nach und nach zu beſſerer Benutzung ihrer Kräfte, und ſo ſank der holländiſche Handel von Jahr zu Jahr. Noch immer war er bedeutend im vergangenen Jahrhundert und das Land blühte im höchſten Wohlſtande, als endlich die franzöſiſche Beſitznahme die Holländer beinahe gänzlich vom Meere ausſchloß und den alten Reichthum bedeutend verminderte. Es ſteht nun zu erwarten, wie weit der Friede und die wieder erlangte Unabhängigkeit Handel und Fabriken wieder empor bringen werden.

Einwohner. Sprache.

Die Einwohner dieſes Reichs beſtehen jetzt aus einem Gemiſch ſehr verſchiedener Völkerſchaften; die urſprünglichen Bewohner waren alle deutſcher Abkunft und theilten ſich in 3 Stämme, wovon die Frieſen und Bataver mehr die nördlichen, die Belgier mehr die ſüdlichen Provinzen bewohnten. Zu dieſen ſind aber in einer Reihe von Jahrhunderten Anſiedler aus allen übrigen Ländern von Europa gekommen; vorzüglich aus Frankreich, theils in neuerer Zeit zahlreiche Auswanderer, welche Frankreich der Religion wegen verlaſſen und Schutz und Aufnahme in den nördlichen Provinzen fanden; theils Ueberreſte der Franken, deren Reich, vor der Eroberung des jetzigen Frankreichs, vorzüglich die ſüdlichen Niederlande umfaßte. Daher hat auch die franzöſiſche Sprache in dieſen Gegenden ein entſchiedenes Uebergewicht, vornehmlich in Flandern und Hennegau. In den Provinzen Namur und Lüttich wird ein eigenthümlicher Dialect, das Walloniſche, geſprochen, welches mit dem älteſten Franzöſiſchen zwar verwandt, mit dem jetzigen aber beinahe gar keine Aehnlichkeit hat. In den übrigen ſüdlichen Provinzen iſt das

ſogenannte **Flamländiſche Flamändiſche** oder **Flämiſche** die Volksſprache, eine niederdeutſche Mundart; das Franzöſiſche iſt zwar nur in wenigen Gränzdiſtricten wahre Volksſprache, dagegen aber die allgemeine Sprache aller Gebildeten. Im Luxemburgiſchen iſt Deutſch die Sprache des öſtlichen Theils des Landes; Franzöſiſch die der Städte und der weſtlichen Gegenden. Das **Holländiſche**, die allgemeine Sprache aller nördlichen Provinzen, iſt dem Plattdeutſchen ſo nahe verwandt, daß es beinahe nur als ein mit vielen franzöſiſchen oder lateiniſchen Ausdrücken vermiſchter Dialect deſſelben anzuſehen iſt. Am reinſten wird es in der Provinz Holland geſprochen, doch iſt auch hier den Vornehmeren die franzöſiſche Sprache ſehr geläufig, und alle Verhandlungen mit auswärtigen Mächten wurden ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert in dieſer Sprache geführt.

Religion.

In den ſüdlichen Provinzen oder Belgien iſt die katholiſche die faſt ohne Ausnahme herrſchende, in den nördlichen die proteſtantiſche; und zwar bis auf die neueſte Zeit wurde die reformirte als die herrſchende Religion Hollands betrachtet, ſo daß nur die Bekenner dieſer zu höheren Staatsämtern gelangen konnten, doch mit vollkommner Duldung und übrigens gleichen bürgerlichen Rechten aller andern Parteien. Daher leben hier nicht bloß Proteſtanten jeder Art, als Lutheraner, Mennoniten oder Wiedertäufer, Quäker, Herrnhuter u. ſ. w., ſondern auch Katholiken, Armenier und Griechen, und viele Juden, welche man hier in deutſche und portugieſiſche Juden zu theilen pflegt, im Frieden neben einander. Die Reformirten, als die eigentlichen Landesbewohner, theilen ſich, in Hinſicht auf das Kirchliche, in Kirchſpiele; mehrere Kirchſpiele, die ſich durch Abgeordnete, Geiſtliche und Aelteſten oder Vorſteher, vereinigen, bilden eine Klaſſe; die Vereinigung der Abgeordneten aller Klaſſen einer Provinz bilden die Synode.

Charakter. Lebensweiſe.

Wie mißlich es auch ſeyn mag, über den Charakter eines Volks im Allgemeinen zu urtheilen, ſo kann man doch ſagen, daß ein gewiſſes Phlegma d. h. ein zur geiſtigen und körperlichen Ruhe ſich neigendes Temperament den Grundzug des Niederländers, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, ausmacht. Hiermit ſind gewöhnlich Geduld und beharrlicher Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnung, Sparſamkeit und einfache Lebensweiſe verbunden: alles Eigenſchaften, welche die Holländer von jeher zu vortrefflichen Kaufleuten gemacht haben. Die nemlichen Grundzüge finden

det man zwar auch bei dem ſüdlichen Niederländer oder Belgier, doch ſchon mehr mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Glanzliebe verbunden. Der Holländer hingegen haßt wie das Geräuſch und große körperliche Anſtrengung ſo auch den äußerlichen Glanz. Sein Haus iſt höchſt einfach, wenn auch innerlich mit den koſtbarſten Meublen verziert. Seine Kleidung, ſeine Lebensweiſe verräth ſelten ſeinen Reichthum: ja ſelbſt die unzähligen Landſitze der Wohlhabenden, **Buiten** *) (beuten) **Plaatzen** genannt, womit beſonders die Ufer der Kanäle bedeckt ſind, haben durchaus nichts Auffallendes. Das Haus iſt klein und einfach, der Garten klein, von ſteifen Hecken eingefaßt und durchſchnitten, und die Beete ſind nicht ſelten ſtatt der Gewächſe mit buntfarbigen Muſcheln, Porzellanſcherben u. ſ. w. bedeckt, weil ſich dieſe Subſtanzen auch beim Regenwetter reinlich und zierlich erhalten. Eine faſt peinliche Reinlichkeit herrſcht überall, und alles deutet an, daß Ruhe die eigentliche Erholung iſt, die hier geſucht wird.

Litteratur und Kunſt.

Die Volksſprache der geſammten Niederlande hat ſich ſchon ſeit dem 15ten Jahrhundert in zwei Hauptmundarten, das Holländiſche im Norden und das Flamändiſche im Süden getheilt. Nur das erſtere hat ſich zur Schriftſprache heraufgebildet, während das Flamändiſche, bis auf wenige Ausnahmen, ſtets nur Sprache des alltäglichen Verkehrs geblieben iſt und ſich im Verlauf der Zeit immer mehr mit franzöſiſchen und walloniſchen Ausdrücken verunreinigt hat. Ueberhaupt muß man ſagen, daß Holland ein ſehr bedeutendes Uebergewicht, in wiſſenſchaftlicher und litterariſcher Hinſicht, über Belgien behauptet, während in Hinſicht auf Kunſt beide Länder faſt gleich rühmliche Anſprüche zu machen haben. Holland hat beſonders auf ſeinen Univerſitäten eine ſehr bedeutende Zahl der ausgezeichnetſten Männer in allen Fächern aufzuweiſen. Unſterblich ſind die Namen: **Erasmus** von Rotterdam, geb. 1467 † 1536, welcher durch gründliche Kenntniſſe, Spott und Laune mehr zur Einführung der Reformation beigetragen, als er ſelbſt es wünſchte; **Hugo Grotius**, eigentlich **H. van Groot**, geb. 1583 † 1645, der zugleich als Dichter, Staatsmann, Juriſt, Theologe und Philologe glänzte; der Mediciner und Naturforſcher **Boerhaave**, **van Swieten**, **Ruisch**, **Lijonet**, **Leeuwenhoek**; der Philologen **Burmann**, **Ruhnken** (eigentlich ein Pommer von Geburt), **Valckenaer**, **Hemsterhuis**, **Wittenbach** u. a.; der Mathematiker **Huighens**, Erfinders der Penduhren, **Musschenbroek** u. a. Ganz einzig in ſeiner Art und ohne allen Einfluß auf ſeine Landsleute ſteht da **Benedictus**

---

*) buiten heißt außen, alſo Häuſer außer der Stadt, Landhäuſer.

Spinoza, aus einer portugieſiſchen Judenfamilie, geboren zu Amſterdam 1632, geſtorben zu Haag 1677, eben ſo ausgezeichnet durch die ungetrübte Reinheit ſeines Lebens, als durch die Tiefe ſeines Geiſtes. Selbſt ſeine erbittertſten Feinde haben ihm durch das alberne Urtheil: der Teufel habe ihn mit allen Tugenden ausgerüſtet, damit er um ſo beſſer die Gemüther verführen möchte, das ehrenvollſte Denkmal geſetzt. Seine philoſophiſchen Schriften, ſämmtlich lateiniſch geſchrieben, zeigen ihn als einen der tiefſten Denker der neuern Zeit. Die Poeſie fand ihre erſte Blüthe im 17ten Jahrhundert, wo **Jan van der Doos** (**Janus Donza**) ſo wie **Daniel Heinsius** † 1655 auch als lateiniſche Dichter berühmt, vorzüglich aber **Peter Cornelius van Hooft** † 1647, zu ſeiner Zeit ein beliebter Tragiker; **Jakob Cats** † 1660, der holländiſche Ovid genannt, und **Jost van der Vondel** † 1679, von welchem man Satiren, Trauerſpiele und ein Epos, Adam und Lucifer, hat, die ältere Dichterſchule begründeten. Unter den neueren ſind **Hieronymus de Bosch**, **van Kooten**, **Klijn**, **Bellamij**, **Feith** † 1824, und vor allen der eben ſo als gelehrter Juriſt wie als patriotiſcher Dichter bekannte **Willem Bilderdijk**, geboren 1750, zu nennen; ſein Gedicht **Hollands Verlossing** (Erlöſung) gilt für ein Meiſterſtück. Unter den noch lebenden iſt **van Tollens**, durch Balladen, Romanzen, Legenden und patriotiſche Gedichte der Liebling ſeines Volks geworden.

Die Malerei iſt die Kunſt, welche in den Niederlanden am herrlichſten geblüht hat, und jede der beiden Schulen, der holländiſchen und der flamändiſchen, hat viele bedeutende Namen aufzuführen. Unter den flamändiſchen Malern ſind die berühmteſten: **Johann van Eijk** † 1441, welchem von vielen die Erfindung der Oelmalerei beigelegt wird; **Franz Floris** † 1570; **Dionijs Calvaert**; **Peter Breughel**; **Franz Snijders** durch ſeine Jagdſtücke, **Peter Neefs** durch Abbildungen von Kirchen; **David Teniers** durch ſeine Bauernſcenen berühmt; **Jakob Jordaens**, **Adrian Brouwer** und viele andre. Sie alle aber übertragt bei weitem **Peter Paul Rubens** aus Cölln, zu Antwerpen 1640 geſtorben und ſein großer Schüler **Antonius van Dijk**, geſtorben zu London 1641.

Die holländiſche Schule, welche mehr noch als die flamändiſche die Darſtellung von Naturgegenſtänden, und von Scenen aus dem gemeinen Leben liebt, nennt als ihren Begründer **Lucas van Leiden** † 1533. Unter ihren Künſtlern ſind die berühmteſten: Die Landſchaftsmaler **Gerhard Terburg**, **Waterloo**, und vorzüglich **Jakob Ruisdael**; ferner **Joh. Dan. de Heem**, **Franz Mieris**, **Jakob van Huisum**, welche vorzüglich Blumen und Fruchtſtücke gemalt, wie **Philipp Wouwerman** Pferdeſtücke, **Berghem** aber und **Paul Potter** Viehſtücke; **Andreas**

van Oſtade iſt der Nebenbuhler **Teniers**. Durch unglaublichen Fleiß in der Ausführung zeichnen ſich **Gerhard Douw** und **Adrian van der Werf** aus. Der einzige, welchen dieſe Schule dem **Rubens** allenfalls entgegenſtellen könnte, iſt **Rembrand van Rhijn** † 1674.

A) Das Königreich der Niederlande oder Holland.

Es beſteht der Hauptſache nach aus den ehemaligen 7 Provinzen, welche die Republik Holland bildeten, nemlich: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyſſel, Gröningen und Friesland; ſpäter kam dazu noch ein ſüdlicher Landſtrich, die Generalitäts-Lande, jetzt Nord-Brabant genannt, und vermuthlich wird noch der nordöſtliche Theil von Limburg und der öſtliche Theil von Luxemburg den Niederlanden verbleiben.

Verfaſſung. Orden.

Nach der ſeit 1815 eingeführten neuen Verfaſſung iſt das Königreich der Niederlande eine durch eine Volksvertretung beſchränkte Monarchie. Die Krone iſt erblich in der männlichen Nachkommenſchaft des jetzigen Königs Wilhelm I. aus dem Hauſe Naſſau-Oranien: in Ermangelung männlicher Nachkommen können auch die Töchter den Thron erben. Der älteſte Sohn des Königs führt als muthmaßlicher Thronerbe den Titel: Prinz von Oranien. Die Reichsſtände (Generalſtaaten) theilen ſich in 2 Kammern. Die Mitglieder der erſten Kammer werden vom König auf Lebenszeit ernannt; die zweite Kammer beſteht aus den Abgeordneten der Ritterſchaft, der Städte und der Dörfer jeder Provinz, und jede Provinz hat noch ihre beſondern Stände. — Seit der Errichtung des Königreichs ſind 2 Orden geſtiftet worden: der militairiſche Wilhelmsorden für Land- und Seekrieger, und der Löwenorden für bürgerliches Verdienſt. Jeder hat 4 Klaſſen; der erſtere wurde im April, der zweite im September 1815 errichtet.

Münzen. Maaß. Gewicht.

Man rechnet in Holland allgemein nach Gulden oder Florenen, welche 100 Cents oder 20 Stüver, etwa 16¼ Sgroſchen werth ſind. An wirklichen Münzen hat man Dukaten, zu 3 Thalern und einigen Groſchen preußiſch; in Silber **Rijksdaalders** zu 50 Stüver, Kronenthaler zu 40 Stüver. Maaß und Gewicht waren bisher faſt an jedem Orte verſchieden. Eine

26*

holländiſche Meile, wovon $19^2/_3$ auf 1 Gr. des Aequators gehen, beträgt alſo etwa $1^1/_2$ Stunde Weges.

Das Königreich wird in folgende 9 Provinzen getheilt.

1. Holland, welches nach der jetzigen politiſchen Eintheilung 2 Gouvernements, Nord- und Süd-Holland, umfaßt. Der Meerbuſen het Y macht die Gränze des nördlichen und ſüdlichen Theiles. Die ganze Provinz gehört zu den am niedrigſten liegenden, und iſt daher mit Deichen, Kanälen, Poldern, Schleuſen u. ſ. w. reichlich verſehen; gegen die Nordſee iſt ſie durch eine Reihe niedriger, 40—50 F. hoher Sandhügel, die Dünen, geſchützt, in welchen man, ungeachtet der Nachbarſchaft der See, Quellen ſüßen Waſſers antrifft. Die große Feuchtigkeit des Bodens erlaubt nur wenig Getreidebau, aber nirgend in der Welt findet man ſo viele, ſo ſchöne und mit ſo trefflichem Rindvieh bedeckte Wieſen. Die große Anzahl der Städte und Dörfer, die große Reinlichkeit, die ſelbſt überall auf dem Lande herrſcht, und der überall ſich zeigende Wohlſtand, machen ſie zu einem der reizendſten Länder. Eine ungeheure Menge Torf, feiner Flachs, herrliches Rindvieh und Schafe, vortreffliche Butter, vorzüglich die Leidner, und die weltberühmten Käſe, ſind die wichtigſten Producte. Sie zählt unter allen Provinzen die meiſten und bedeutendſten Städte, und ihr Wohlſtand war ſo überwiegend, daß ſie nach der alten republikaniſchen Verfaſſung, wenn 100 Gulden zu gemeinſchaftlichen Staatsausgaben gebraucht wurden, deren für ſich allein 57 aufbringen mußte.

Die wichtigſten Oerter in dieſer Provinz ſind:

Amsterdam, in älteren Zeiten **Amsteldam**, auch wohl **Amstelredam** genannt, zwar nicht die Reſidenz des Königs, aber doch unſtreitig die wichtigſte Stadt in den Niederlanden. Im 12ten und 13ten Jahrhundert war ſie nur ein unbedeutender Fiſcherort; ſeit dem 14ten fing ihr Wohlſtand an zu ſteigen, welcher im 16ten beſonders dadurch außerordentlich zunahm, daß viele reiche Kaufleute aus Antwerpen ſich hier niederließen, um dem ſpaniſchen Joche zu entgehen. Sie liegt halbmondförmig am Ufer des Y, und wird von der Amſtel, einem kleinen Fluſſe, der im Grunde nur ein Arm der Vecht iſt, in zwei Theile getheilt, wovon der öſtliche die alte Seite, der weſtliche die neue genannt wird. Von der Amſtel und dem Y gehen eine Menge Kanäle aus, die ſich in allen Richtungen durchſchneiden und an 90 Inſeln bilden, welche durch 290 Brücken mit einander verbunden ſind. Ihre Lage an einem Meerbuſen, durch welchen ſie mit der Nordſee, und an Kanälen, wodurch ſie mit den wichtigſten Städten des Landes in Verbindung ſteht, bietet zwar für

den Handel große Vortheile dar, hat aber auch große Unbequemlichkeiten. Die Einfahrt durch den Texel (wovon nachher) in die Südersee, die Schifffahrt auf dieſer ſelbſt, ſind wegen der Sandbänke und Untiefen nicht ohne Gefahr. Die größte Unbequemlichkeit aber für die Schifffahrt iſt die Seichtigkeit des **Pampus**, oder Eingangs zum Y von der Südersee aus, welche großen ſchwer beladenen Schiffen nicht erlaubt bis Amſterdam zu kommen; ſie müſſen vorher zum Theil ausgeladen werden und dann erſt können ſie mit der Fluth in den Hafen gelangen. Eben ſo beſchwerlich war auch das Auslaufen ſchwer beladener Schiffe, bis man die ſogenannten Kameele erfand. Dies ſind ungeheure hölzerne, wohl verſchloſſene Kaſten, von der Länge eines Schiffes und ſo eingerichtet, daß ſie an die Seiten des Schiffes gut anſchließen. Man läßt ſie zuerſt voll Waſſer laufen, bringt dann das Schiff zwiſchen ſie und befeſtigt ſie ſtark an beiden Seiten deſſelben. Nun wird durch Pumpen das Waſſer aus den Kameelen geſchafft, welche, ſo wie ſie ſich leeren und leichter werden, das Schiff etwa 5 bis 6 Fuß hoch mit emporheben, und in dieſem Zuſtande wird es dann über den Pampus in tieferes Waſſer geſchafft. Dieſen Schwierigkeiten iſt durch den neuen Kanal größtentheils abgeholfen worden, welcher in einer Länge von 12 Meilen, durch ganz N. Holland, von dem ſchönen Hafen **het nieuwe Diep**, über Alkmaar und Purmerende, nach Amſterdam führt. Eine andre Unbequemlichkeit, die aus der Lage der Stadt hervorgeht, iſt die, daß ſie ſtets den Einbrüchen und Ueberſchwemmungen der See bei hohen Fluthen und Stürmen ausgeſetzt iſt. Die Mündungen der Amſtel und aller Kanäle ſind daher mit den ſtärkſten Schleuſen verſehen, um das zu gewaltige Eindringen des Seewaſſers zu verhindern; doch ſind ſchon oft bedeutende Theile der Stadt unter Waſſer geſetzt worden. Die vielen Kanäle, welche beinahe alle Straßen durchſchneiden, (eine ſolche Straße heißt hier **Gracht**), und mit den ſchönſten Linden beſetzt ſind, gewähren zwar dem Handel große Bequemlichkeit, allein ſie vermehren auch die Feuchtigkeit der Luft, und da ſie nur wenig Abfluß haben, ſo verbreiten ſie oft in heißen Tagen einen höchſt widrigen Geruch. Um dies einigermaßen zu verhindern, wird das Waſſer durch Schöpfmühlen ſo viel als möglich in Bewegung erhalten. Das Waſſer in dieſen Kanälen iſt wegen der beſtändig eindringenden See untrinkbar, und an Brunnen iſt bei dem moraſtigen Boden nicht zu denken. Man ſammelt daher in allen Häuſern das Regenwaſſer zum Trinken; die Brauer aber und andre Handwerker, die viel ſüßes Waſſer brauchen, müſſen es in Kähnen mehrere Stunden weit aus der Vecht kommen laſſen. Der Boden der Stadt iſt ſo ſumpfig, daß alle Gebäude ohne Ausnahme hier auf einen Roſt erbaut werden müſſen. Dieſer Umſtand hat die

Amſterdamer lange Zeit abgehalten, ſich der Kutſchen und andrer Fuhrwerke mit Rädern zu bedienen, weil man fürchtete, ſie möchten den Grund der Gebäude und die Einfaſſungen der Kanäle zu ſehr erſchüttern. Man bediente ſich daher zum Fortſchaffen der Waaren nur der Schleifen, ja man ſetzte auch wohl die Kutſchkaſten auf Schleifen, welches ein höchſt elendes Fuhrwerk abgab. Jetzt iſt von dieſem Vorurtheil nicht mehr die Rede. Die meiſten Straßen von Amſterdam, durch welche nicht Kanäle gehen, ſind ſehr eng und daher finſter. Die ſchönſten und breiteſten Straßen ſind die Kaiſersgracht, die Prinzengracht und die Herrengracht. Sie ſind ſämmtlich mit Kalkſteinen gepflaſtert, die am Ufer der Maas unweit Lüttich brechen. Die meiſten Häuſer der Stadt ſind gut, aber nicht prächtig gebaut. An ausgezeichneten Gebäuden zählt Amſterdam nur wenige. Bei weitem das ſchönſte von allen iſt das ehemalige Rathhaus, **het Stadthuis**, auf einem nur allzu kleinen Platze, der Damm, gelegen. Es ward 1648 angefangen und 1655 vollendet, nach den Zeichnungen des Architekten van Campen. Seine Länge beträgt 282 F., die Breite 235 und die Höhe 116. Der Grund beſteht aus einem Roſte, zu welchem an 14000 Pfähle gebraucht worden. Das Gebäude ſelbſt iſt von grauem Sandſtein, den man aus Weſtphalen hat kommen laſſen. Es iſt mit einer großen Menge von Statuen, Basreliefs und allegoriſchen Wandgemälden geziert, und die Hauptſäle ganz mit Marmor überkleidet. Die Bildhauerarbeiten ſind meiſtens von **Artus Quellinus**, die Gemälde von ſehr verſchiedenen Meiſtern, worunter aber einige vorzügliche. In dem Erdgeſchoß wird der Schatz der Bank aufbewahrt, auch befanden ſich hier Gefängniſſe. Das mittlere oder Hauptgeſchoß enthielt die Säle zur Verſammlung des Raths und der Bürgerſchaft. Das obere Geſchoß diente größtentheils als Zeughaus. Zur franzöſiſchen Zeit ward dies ſchöne Gebäude zur Wohnung des Königs eingerichtet. Das einzige, was man daran tadelt, iſt, daß es ſtatt eines des Ganzen würdigen Eingangs ſieben kleine Thüren neben einander hat; vielleicht eine Anſpielung auf die 7 vereinigten Provinzen. — Von den übrigen öffentlichen Gebäuden ſind noch die Bank, die Börſe, das Haus der oſtindiſchen Compagnie, das Admiralitätsgebäude, drei Theater, mehrere Zeughäuſer, Schiffswerfte u. ſ. w. zu bemerken, wovon jedoch keins beſondere Auszeichnung verdient. — Unter den 45 Kirchen, Bethäuſern und Synagogen, verdienen nur Auszeichnung: die alte Kirche; die Zeit ihrer Erbauung iſt ungewiß, ſie hat einen ſchönen 240 F. hohen Thurm, mit einem Glockenſpiel*) und enthält viele Denkmäler holländiſcher Seehel-

---

*) Die Glockenſpiele, wahrſcheinlich eine niederländiſche Erfindung, ſind in allen Städten der Niederlande ſehr gewöhnlich. Es giebt ihrer 2

den; und die neue Kirche, 1645 erbaut, in der Nähe des Rathhauſes; hier befindet ſich unter andern ein ſchönes marmornes Denkmal des Admirals de Ruiter (reuter), welcher 1676 in einer ſiegreichen Seeſchlacht gegen die Franzoſen, in der Bay von Syracuſa, blieb, und das des Dichters Vondel. Die Juden, welche hier zahlreich ſind, haben 4 Synagogen, worunter die der ſogenannten portugieſiſchen Juden, welche die reichſten ſind, ſich auszeichnet. Spinoza war hier geboren. — Amſterdam hat ſehr viel milde Stiftungen für Waiſen, Kranke u. a.; das bedeutendſte Inſtitut dieſer Art iſt das ſogenannte Almoſenier-Waiſenhaus, worin über dreitauſend Kinder ohne Unterſchied der Herkunft oder Religion verpflegt werden; es iſt eins der anſehnlichſten Gebäude der Stadt.

An Kunſt- und gelehrten Anſtalten beſitzt Amſterdam eine an Werken holländiſcher Maler ſehr reiche Gemäldegallerie, eine Akademie der Wiſſenſchaften, viele gelehrte Privatgeſellſchaften, worunter die Felix meritis die berühmteſte iſt, mehrere anſehnliche Privatſammlungen von Gemälden, Kupferſtichen, Büchern, Natur- und Kunſtſachen, einen botaniſchen Garten, ein Gymnaſium u. ſ. w.

Amſterdam war ehemals der Sitz zahlreicher und ſehr blühender Fabriken, und auch jetzt noch verdienen einige derſelben Aufmerkſamkeit, weil ihr Verfahren, welches meiſtens ſehr geheim gehalten wird, in andern Ländern noch nicht hat können mit gleichem Glücke nachgeahmt werden. Mit Uebergehung der ſich überall findenden Woll- und Baumwollfabriken, erwähnen wir daher nur folgende. Kampher- und Borax-Raffinerieen; der Kampher, der verdickte Saft eines in China vorzüglich wachſenden Baumes, und der Borax, ein in Perſien, Tibet, auch in Südamerika im Schlamme großer Landſeen ſich erzeugendes Salz, werden hier geläutert; erſterer wird in der Medicin häufig gebraucht, letzterer dient vorzüglich den Goldarbeitern zum Löthen. Smaltefabriken. Unter Smalte verſteht man ein blaues Glas, welches aus Kobalt auf den ſogenannten Blaufarbenwerken bereitet wird. Das Erzgebirge und der Thüringer Wald liefern ſie hauptſächlich; die Amſterdamer verſtehen ſie aber durch ferneres Mahlen und andre unbekannte Operationen ſehr zu verfeinern, und eine große Menge Farbenabſtufungen hervorzubringen. Sie dient vorzüglich zum Malen des Porzellans, der Fayence und zum Bläuen der Wäſche. — Ferner wird in Amſterdam viel Bleiweiß, Scheidewaſſer und Zinnober, die bekannte ſchöne

---

Arten. Einige haben wie die bekannten Drehorgeln eine Walze und ſpielen dann immer nur dieſelben Stücke; andre werden vermittelſt einer Claviatur geſpielt, und es hat in den Niederlanden Virtuoſen auf dieſem rieſenmäßigen Inſtrumente gegeben.

rothe Farbe, welche aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel entſteht, bereitet und das Verfahren dabei ſehr geheim gehalten. Die Amſterdamer goldenen Treſſen werden ſelbſt den franzöſiſchen vorgezogen. Aus den bekannten Gewürzen: Nelken, Muskatennuß u. a., werden hier eine Menge feiner Oele bereitet. — Eine Kunſt aber, welche bis jetzt die Amſterdamer beinahe ausſchließlich beſitzen, iſt das Diamantſchleifen. Die Diamanten, wovon die ſchönſten aus Oſtindien, die meiſten, aber weniger ſchönen aus Braſilien kommen, ſind zwar in ihrem natürlichen Zuſtande auf mannigfaltige Art kryſtalliſirt, meiſt aber mit einer erdigen Subſtanz überzogen, und auch wenn man dieſe fortgeſchafft, haben ſie nur ein trübes und mattes Anſehen; den hohen Glanz, den man beſonders an ihnen ſchätzt, erhalten ſie erſt durch das Schleifen. Ob die Alten ſchon dieſe Kunſt verſtanden, iſt ungewiß; die jetzige Art aber, die Diamanten zu ſchleifen, iſt kaum älter als das 15te Jahrhundert. Das Schleifen des Diamanten kann nur mit Diamantenpulver geſchehen, weil keine andre Subſtanz ihm an Härte gleichkommt, und dies Pulver verſchafft man ſich, indem man Diamanten von geringer Art gegen einander reibt, oder ſie zerſtößt. Mit dieſem Pulver werden dann die eiſernen Räder beſtrichen, auf welchen der Diamant geſchliffen wird. Hierbei aber kommt alles auf eine genaue Kenntniß der innern Struktur des Steines an, denn nicht alle Seiten ſind einer gleich ſchönen Politur fähig. Der Diamant, wie alle Kryſtalle, kann nur in gewiſſen Richtungen geſpalten werden, in andern nicht; man ſagt daher von ihm, er habe einen mehrfachen Durchgang der Blätter. Deshalb kann man nur diejenigen Seiten vollkommen poliren, die den Flächen ſeiner Blätter entſprechen, nicht aber die, wo dieſe Blätter auslaufen; ſo wie man etwa den Schnitt eines Buches weniger glatt poliren kann, als die flache Seite ſeiner Blätter. Nur eine große Uebung kann den Arbeiter in den Stand ſetzen, dies richtig zu beurtheilen. Hierauf beruht es auch, daß man nicht jedem Diamanten jede beliebige Geſtalt geben kann; man muß ſich nach ſeiner urſprünglichen Geſtalt richten. So entſtehen vorzüglich 3 Arten geſchliffener Diamanten. Die Tafelſteine, welche oben und unten platt und nur an den Seiten mit Facetten verſehen ſind; ſie werden am wenigſten geſchätzt. Die Roſetten, welche unten flach, oben aber erhaben ſpitz zulaufen und viele Facetten haben. Die Brillanten endlich, die koſtbarſten von allen, welche oben und unten erhaben und mit Facetten verſehen ſind. — Man verſteht jetzt auch die Kunſt die Diamanten zu ſpalten, um fehlerhafte Stücke fortzuſchaffen, oder dem ganz unförmlichen Steine eine regelmäßige Geſtalt zu geben. Man ritzt zu dieſem Ende den Diamanten nach der Richtung ſeiner Blätter, mit Hülfe eines ſcharfen Diamantſplitters; ſetzt dann einen feinen

Stahl in dieſe Ritze und thut einen einzigen Schlag darauf. Iſt die Richtung nur gut getroffen, ſo ſpaltet der Diamant ſehr leicht. Außer Amſterdam iſt nur noch Antwerpen wegen des Diamanten-Handels und Schleifens, jedoch viel weniger, berühmt.

Die ehemaligen Feſtungswerke der Stadt ſind abgetragen und in Spaziergänge verwandelt, woran es bisher ſehr fehlte; denn die Umgebungen bieten außer ſchönen Wieſen und vielen Dämmen eben nichts Intereſſantes dar. Auf jeder der ehemaligen 26 Baſtionen ſteht jetzt eine Windmühle. In der Stadt ſelbſt liegt am öſtlichen Ende der Herrengracht ein öffentlicher Spaziergang, die Plantage genannt, der aus einigen Alleen beſteht. Der Hafen, ehemals mit einem Walde von Maſten erfüllt, hat auch nichts Ausgezeichnetes; die Schiffe liegen hier zwiſchen mehreren Reihen von Pfählen in Sicherheit. Jetzt mag die Stadt etwa wieder an 236000 Einwohner zählen, früher war die Anzahl beträchtlicher, in der franzöſiſchen Zeit aber bis auf 193000 geſunken. Täglich gehen von hier Dampfſchiffe nach **Zaardam**, Hamburg u. ſ. w.

In der Nähe von Amſterdam bemerken wir den kleinen Ort **Muiden** (meuden), am Ausfluß der Vecht in die Süderſee. Die hieſige außerordentlich große Schleuſe rettete einſt die vereinigten Niederlande, als Ludwig XIV. 1672 ſich ſchon der benachbarten Feſtung **Naarden** bemächtigt hatte. Man öffnete ſie und ſetzte die ganze Gegend bis Amſterdam unter Waſſer, wodurch die Feinde aufgehalten wurden. — **Zaardam** (Saardam), auch **Zaanredam**, ſchräg gegen Amſterdam über, am nördlichen Ufer des Y, iſt wohl das reichſte und ſchönſte Dorf in der Welt, mit 10000 Einwohnern, die aber nicht Landbauer, ſondern Kaufleute, Fabrikanten aller Art und Schiffsbauleute ſind. Hier hielt ſich der Czar Peter der Große 1697 längere Zeit auf, um den Schiffbau zu erlernen, wobei er, wie ein gemeiner Arbeiter gekleidet, auch die ſchwerſten Arbeiten verrichtete. Noch jetzt werden hier die meiſten holländiſchen Schiffe erbaut. Unglaublich iſt die Zahl der Windmühlen, welche dieſen Ort umgeben, ſie wird von Einigen auf 1400, von Andern gar auf 2000 angegeben. Da man in Holland, wo die Gewäſſer nur wenig Fall haben, keine Waſſermühlen anlegen kann, ſo wird hier, wo ohnehin der Wind häufig und heftig weht, alles mit Windmühlen betrieben. Die Zaardammer Mühlen ſind von ſehr mannigfaltiger Art; Schneidemühlen, Papiermühlen, Oelmühlen, Tabackmühlen und Mühlen zum Zerſtampfen und Zerreiben von Färbeſtoffen ſind die zahlreichſten. Einige zermahlen auch einen Sandſtein, der von Bremen kommt, zu feinem Scheuerſand, ein in dieſem Reinlichkeit liebenden Lande unentbehrliches Bedürfniß.

Es giebt wenig Orte, wo eine ſo mannigfaltige Betriebſamkeit herrſcht.

Weſtlich von Amſterdam, am Fluſſe **Sparen**, unweit des Haarlemer Meers, liegt die Stadt **Haarlem**, jetzt mit 23000, ehemals über 40000 Einw. Sie hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren, doch gehört ſie noch zu den beſten Städten in Holland. Die Gaſſen und Gebäude ſind wie in Amſterdam. Auf einem öffentlichen Platze vor der Hauptkirche ſteht die marmorne Statue des **Lorenz Koster**, welchem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerei zuſchreiben. Die Hauptkirche des H. **Bavon** zeichnet ſich durch ihre Größe und Schönheit, vorzüglich aber durch eine Orgel aus, welche 8000 Pfeifen haben ſoll. Die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die Teylorſche ökonomiſche Geſellſchaft zur Verbeſſerung der Manufacturen ſind nicht unberühmt. Die Maler **Ostade**, **Wouwerman** und **Berghem** ſind hier geboren. Ehemals hatte Haarlem ſehr bedeutende Fabriken, wovon aber wenig mehr vorhanden iſt. Die beiden Hauptzweige der Betriebſamkeit ſind hier die Blumencultur und die Leinwandbleichen, zu welchen, ſeit der Trennung von Belgien, noch bedeutende Seiden- und Baumwollenmanufacturen gekommen ſind. Schon in älterer Zeit wurden hier und in der Gegend viele Blumen, beſonders Tulpen, Hyacinthen und andre Zwiebelgewächſe gezogen. Dies gab in den Jahren 1636 und 37 zu einer wunderlichen Erſcheinung im Handel Veranlaſſung, welche man mit dem Namen Tulipomanie oder Tulpenſchwindel bezeichnet. Man verkaufte nemlich ſolche Zwiebeln ſeltener Art zu ſchwindelnden Preiſen, eine einzige z. B., **Semper Augustus** genannt, wurde mit 13000 Gulden bezahlt. Dabei aber kamen weder die Zwiebeln noch der ganze Kaufpreis zum Vorſchein; ſondern nach abgelaufenem Termine, welcher zur Zahlung und Auslieferung beſtimmt war, zahlte der Käufer oder Verkäufer dem andern nur die Summe heraus, um wieviel die Zwiebeln in der Zwiſchenzeit im Preiſe geſtiegen oder gefallen waren: alſo ein Spiel, wie es jetzt etwa mit Staatspapieren oder ſogenannten Stocks in London getrieben wird. Dieſer Schwindel hörte auf, als einige die Zahlung verweigerten und auf Auslieferung drangen, wo denn beide Theile, da die Zwiebeln wohl nicht in ſolcher Menge zu ſchaffen waren, ſich vergleichen mußten. Auch jetzt wird hier noch ein nicht unbedeutender Handel mit Tulpen, Hyacinthen, Ranunkeln, Aurikeln, Sämereien, Obſt und Treibhausgewächſen getrieben und viele Länder Europa's von hieraus damit verſehen. Das Bleichen des Garns und der Leinwand, welche nicht bloß aus Holland, ſondern von Deutſchland und England in großer Menge hierher geſendet wird, geſchieht unweit Haarlem, am Fuß der Dünen, wo man ein klares Quellwaſſer findet. Die Arbeit daran iſt

ſehr ſchwer und wird daher meiſt von deutſchen Tagelöhnern verrichtet. Nicht bloß die Güte des Waſſers, ſondern auch die Anwendung der Molken, worin man das Garn gähren läßt, und manches Verfahren, woraus ein Geheimniß gemacht wird, mag wohl dazu beitragen, die hieſigen Bleichen zu den beſten in Europa zu machen. In der Nähe von Haarlem liegt der ſogenannte Haarlemer Buſch, ein anmuthiges Wäldchen, eine ſeltene Erſcheinung in dieſer Gegend, worin ſich ein königliches Landhaus und eine Menagerie befinden.

Nördlich von Amſterdam in einer der niedrigſten Gegenden, daher auch **Waterland** genannt, liegt das durch ſeine übertriebene Reinlichkeit weltberühmte reiche Dorf **Broek** (bruhk). Hier iſt es, wo alle Häuſer ſorgfältig mit Oelfarbe angeſtrichen, die Straßen mit Klinker gepflaſtert ſind, und täglich gewaſchen, ja mit Bürſten abgerieben werden. Natürlich darf kein Vieh ſie betreten, dies hat ſeine Eingänge hinter den Häuſern von der Seite der Felder her. Die Kuhſtälle ſind hier durchaus mit Flieſen ausgelegt, und alles Holzwerk, ja ſelbſt die Pfähle auf den Wieſen mit Oelfarbe angeſtrichen. Das Innere der Häuſer entſpricht natürlich dieſen Umgebungen, und ſelten wird ein Fremder zugelaſſen, ohne vorher die ihm gereichten reinen Pantoffeln angelegt zu haben. Selbſt die Bewohner bedienen ſich nur einer Seitenthüre, die Hauptthüre des Hauſes öffnet ſich nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen. — Noch weiter nördlich, an der Süderſee, liegt **Edam**, wegen des Käſehandels berühmt: der ganze nördliche Theil dieſer Provinz beſteht beinahe aus nichts als Wieſen, welche die trefflichſte Butter und den bekannten holländiſchen Käſe liefern. — Ferner bemerken wir noch in dieſem Theile von Holland: die Stadt **Alkmaar** mit **9000** Einwohnern, am großen Kanal, welche ebenfalls Käſehandel treibt; **Enkhuisen** (—heuſen), eine etwas herabgekommene Stadt, an der Süderſee, mit einem trefflichen Hafen, und das von Napoleon in eine Feſtung verwandelte Dorf **Helder** auf der nördlichſten Spitze von N. Holland; gegenüber liegt die Inſel **Texel** und zwiſchen beiden iſt die Meerenge **Marsdiep**, durch welche alle Schiffe aus der Nordſee in die Süderſee gelangen; die Bewohner ſowohl von Helder als von Texel dienen als Lootſen für dieſe oft gefährliche Einfahrt. Beim Helder iſt das ſogenannte **Landsdiep**, eine große Rhede, wo ſich die Flotten zu verſammeln und aufzuhalten pflegen; auch iſt hier an der Mündung des großen Kanals ein neuer Hafen, das neue Tief, **het nieuwe Diep**, genannt, mit einem Leuchtthurme angelegt worden. Nördlich von Texel und durch Sanddünen damit zuſammenhängend liegt die Inſel **Eierland**, von der großen Menge Eier ſo benannt, welche die Seemöven hier in den Sand des Strandes legen; ſie iſt erſt ſeit kurzem angebaut und bewohnt. Beide Inſeln haben

Viehzucht und beſonders ſehr feinwollige Schafe. Beim Texel ſind viele Seeſchlachten vorgefallen, in einer derſelben 1653 gegen die Engländer blieb der berühmte Admiral Tromp.

In dem ſüdlichen Theile dieſer Provinz liegen: **Leiden**, lateiniſch **Lugdūnum Batavorum**, eine der ſchönſten Städte in den Niederlanden, am Rhijn, der aber freilich hier nur ein Kanal iſt, welchem man ſeit 1807 einen Ausgang in die Nordſee bei **Katwijk** eröffnet hat. Die Stadt zählt über 35000 Einw. Sie liegt etwas höher und iſt daher geſunder als die meiſten hieſigen Städte, ja ſie enthält ſelbſt einen kleinen Hügel, die ehemalige Burg, worin ſich ein angeblich noch von den Römern erbauter Thurm befindet. Die ſogenannte breite Straße iſt eine der ſchönſten in Europa. Leiden iſt vorzüglich durch ſeine Univerſität berühmt, welche 1575 bei folgender Veranlaſſung nach dem Wunſche der Einwohner geſtiftet ward. Die Spanier belagerten die Stadt 1574, welche ſich heldenmüthig vertheidigte, und endlich, als ſie durch Hunger ſchon aufs äußerſte gebracht war, durch den kühnen Entſchluß des Prinzen von Oranien die Dämme zu durchſtechen und der Stadt mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, glücklich gerettet ward; wobei eine ungewöhnlich hohe Springfluth, welche allein es der Flotte möglich machte, ſich zu nähern, als eine wundervolle Rettung betrachtet wurde und als ſolche noch jährlich am 3. October gefeiert wird. Man wollte die Einwohner für ihren Muth belohnen, und ſie wählten die Errichtung einer Univerſität. Die Univerſität beſitzt eine ſehr reiche Naturalienſammlung, ein treffliches anatomiſches Kabinet, eine ſchöne Bibliothek, einen botaniſchen Garten, ein anatomiſches Theater u. ſ. w., und auf ihr haben beinahe alle jene berühmten Gelehrten gelebt, welche wir in der Einleitung erwähnten. Auch die meiſten holländiſchen Maler haben hier gelebt und ſind zum Theil auch hier geboren als Rembrand, Gerard Douw, Mieris und der bekannte Nacheiferer Albrecht Dürer's, Lucas von Leiden, von welchem einige ſchöne Gemälde, beſonders das jüngſte Gericht, auf dem hieſigen Rathhauſe ſich befinden. Noch iſt hier geboren 1510 der berüchtigte Schwärmer Johann Bockholt von Leiden genannt, ein Schneider von Profeſſion, welcher an der Spitze einer raſenden Secte, welche man Wiedertäufer nannte, aber nicht mit den friedlichen Anabaptiſten verwechſeln muß, ſich 1534 der Stadt Münſter in Weſtphalen bemächtigte, ſich zum Könige ausrufen ließ und endlich nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen und 1535 grauſam hingerichtet wurde. In der Peterskirche ſieht man die Denkmäler vieler Gelehrten, als **Boerhaave, Scaliger, Spanheim, Camper** u. a. — Leiden war ehemals wegen ſeiner vortrefflichen Tücher berühmt, die zwar noch geſchätzt, aber wegen des hohen Preiſes wenig geſucht werden. Noch jetzt iſt

dieſe Stadt der Hauptmarkt Hollands für Wolle und wollene Waaren. Am 12. Februar 1807 litt die Stadt außerordentlich durch das Auffliegen eines Schiffes, welches 40000 Pfd. Pulver geladen hatte, ein ſchöner Platz iſt an der Stelle der zerſtörten Häuſer entſtanden.

Der **Haag**, oder **'sGravenhaage**, weil die alten Grafen von Holland hier gewohnt, franzöſiſch **la Haie**, lateiniſch **Haga comitis**, die ehemalige Reſidenz der Erbſtatthalter und auch jetzt noch die Reſidenz des Königs, mit etwa 57000 Einwohnern. Sie iſt ein offener freundlicher Ort in einer etwas höhern und daher geſundern Lage, als die meiſten übrigen holländiſchen Städte. Bauart und Kanäle ſind hier wie überall. Die franzöſiſche Sprache iſt hier, wo ein Hof und fremde Geſandte wohnen, beinahe die herrſchende, wie auch die Lebensart weniger einfach als in den Handelsſtädten. Man bemerkt hier den alten unanſehnlichen Pallaſt der Erbſtatthalter, den Binnenhof, worin auch die Generalſtaaten ſich verſammeln; er ſowohl als das ſogenannte Prinzenhaus enthält ſehr ſchätzbare Gemälde. Das Ausgezeichnetſte im Haag iſt die herrliche Naturalienſammlung, von den Erbſthatthaltern angelegt und mit den ſeltenſten Sachen aus allen Welttheilen, beſonders auch aus Japan, verſehen; ſie iſt im ſogenannten Moritzhauſe aufgeſtellt, nebſt einer großen Bibliothek und Medaillenſammlung. An die Stadt ſtößt der **Bosch**, ein für Holland ſehr anſehnliches und ſchönes Gehölz, worin ein Luſtſchloß des Königs liegt, das Haus im Buſch oder Oranienſaal genannt; auch dieſes enthält treffliche Gemälde. — Eine Stunde vom Haag, in den Dünen, liegt am Strande das ſchöne Dorf **Scheveningen**, wohin eine prächtige vierfache Allee führt, es wird als Erholungsort und auch als Seebad beſucht. Das Meer greift aber hier ſo ſtark ins Land, daß die Kirche, welche ehemals mitten im Dorfe ſtand, jetzt am Strande ſteht. In der Nähe vom Haag liegt ſüdlich das Dorf **Rijswijk** (reisweik), berühmt durch den 1697 daſelbſt geſchloſſenen Frieden.

Delft, mit 15000 Einw., am Fluſſe oder Kanal **Schie**, hat ſehr von ſeinem ehemaligen Wohlſtande verloren, und treibt nur geringen Handel. Ehemals war es wegen ſeiner Fayencefabriken berühmt. Hier ward, auf dem ſogenannten Prinzenhofe, einem ehemaligen Kloſter, der Befreier der Niederlande, Wilhelm von Oranien, 1584 von einem Franzoſen, **Balthasar Gérard**, durch einen Piſtolenſchuß ermordet. Sein Denkmal ſteht in der hieſigen neuen Kirche, wo ſich auch das Denkmal des Hugo Grotius befindet. In der alten Kirche, **Oude Kerk**, ſieht man die Gräber des Admiral **Tromp** und des hier gebornen Naturforſchers **Leeuwenhoek.** Der Hafen der Stadt, **Delftshaven,** liegt an der Maas.

Gouda (gauda), gewöhnlich **Ter Gouw** genannt, am kleinen Fluſſe **Gouwe**, welcher hier in die Yſſel fällt. Die gemalten Fenſter der hieſigen Johanniskirche ſind berühmt. Gouda iſt der Hauptſitz der Backſtein= und Pfeifenbrennereien. Zu jenen nimmt man den Schlamm aus der Yſſel, zu dieſen muß der Pfeifenthon weit her, meiſtens aus der Gegend von Namur geholt werden. Die Pfeiffen werden in einer meſſingenen Form gepreßt, der Kopf ausgehöhlt und dann, die ſchwierigſte Operation von allen, das Rohr aus freier Hand mit einem Drahte gebohrt, welcher aber unten gerade abgeſchnitten, nicht ſpitz, ſeyn muß. Dann werden ſie polirt, bezeichnet und zu mehreren Hunderten in einem Topf pyramidaliſch ſehr künſtlich aufgeſtellt und ſo gebrannt. Der Abſatz iſt ungeheuer, da nicht allein in Holland alles, ſelbſt die Weiber des gemeinen Volks, rauchen, ſondern auch viel verſendet wird. Man rechnet in und um Gouda an 6000 Menſchen, die ſich mit dieſer Fabrikation beſchäftigen.

Dortrecht, oder gewöhnlich **Dort**, auf einer Inſel am linken Ufer der Merwe, eine anſehnliche Handelsſtadt mit 20000 Einw. und einem guten Hafen. Wein und Holz, welches in ungeheuren, oft mit 3—400 Menſchen beſetzten Flößen den Rhein herab, aus der Schweiz und dem Schwarzwalde kommt und hier geſägt wird, ſind Hauptgegenſtände des Handels. Am berühmteſten iſt die Stadt wegen der 1618 und 19 hier gehaltenen Kirchenverſammlung, Synode, der Reformirten, deren Schlüſſe, wodurch der ſtreng Calviniſche Lehrſatz von der unbedingten Gnadenwahl feſtgeſetzt wurde, beinahe nur für Holland Gültigkeit erhielten. Im Preußiſchen ſind dieſe Lehrſätze niemals angenommen worden.

Rotterdam, an dem Einfluß der Rotte in die Maas; ſie iſt nächſt Amſterdam die bedeutendſte Handelsſtadt der nördlichen Provinzen, ja ihre Lage an der ſehr ſchiffbaren Maas unweit des Meeres iſt ſelbſt günſtiger, als die ihrer Nebenbuhlerin. Auch iſt ſie im Beſitz des Handels mit Deutſchland, Frankreich und England. Weine, Getreide, Holz, Taback ſind Hauptartikel, man findet hier auch eine Menge Fabriken. Die Lorenzkirche iſt wegen ihrer großen Orgel, welche nur von der in York übertroffen wird, berühmt. Die Börſe iſt ſchöner als die Amſterdamer; unweit derſelben, auf einer Kanalbrücke, ſteht die 10 F. hohe, eherne Statue des berühmten Erasmus, der hier 1467 in einem noch vorhandenen Hauſe geboren ward. Er war ein Zeitgenoſſe, anfangs ſelbſt ein Freund, dann aber ein heftiger Gegner Luthers. — Die Stadt hat bedeutende Schiffswerfte, einige gelehrte Geſellſchaften und über 72000 Einw. Täglich gehen von hier Dampfſchiffe nach Cölln und dem Rhein, ſo wie nach England.

Schiedam unweit der Maas, mit über 10000 Einw., iſt der Hauptſitz der berühmten Wachholder- (genèvre) Branntweinbrennereien. Am Ausfluß der Maas liegt auf ihrem linken Ufer, auf der Inſel **Land van Voorne**, die kleine Feſtung **Brielle**, deren Ueberrumpelung durch die Waſſergeuſen 1572 das Signal zum Ausbruch des niederländiſchen Befreiungskrieges gab. Auf der nemlichen Inſel, am ſüdlichen Ufer, an einem andern Arme der Maas, hier **Flakee** oder **Haring-Vliet** genannt, liegt **Helvoetsluis** (— wuhtſleus), mit einer vortrefflichen Rhede; dies iſt der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Harwich in England.

Ungleich weniger bedeutend ſind alle übrige Provinzen der Niederlande, welche wir jetzt kürzlich betrachten werden.

2. **Zeeland** (Seeland), im Südweſten der Provinz Holland. Sie beſteht aus mehreren Inſeln, welche die Ausflüſſe der Schelde und Maas bilden; die 5 Hauptinſeln ſind **Walcheren**, **Nord-Beveland**, **Zuid-** (Süd-) **Beveland**, **Schouwen** (ſchau —) und **Tholen**. Dieſe Provinz hat unter allen am meiſten mit den Fluthen zu kämpfen und die Unterhaltung ihrer Schutzdämme koſtet ungeheure Summen. Der Boden iſt zwar äußerſt fruchtbar und bringt vorzüglich ſchönen Weizen, Krapp und den feinſten Flachs hervor, das Klima aber iſt feucht und ungeſund. Doch iſt dieſe Provinz, nächſt Holland, durch den Handel die reichſte. Wir haben nur auf der Inſel Walcheren zu bemerken:

Middelburg, in der Mitte der Inſel, doch an einem Kanal, der ſie mit der Schelde verbindet. Sie treibt ſtarken Handel nach Indien und mit franzöſiſchen Weinen und gilt nächſt Rotterdam für die bedeutendſte Handelsſtadt. Sie zählt etwa 14000 Einw. Die Luft iſt hier ſehr ungeſund, eben ſo wie in

Vliſsingen, einer bedeutenden Feſtung mit dem beſten Kriegshafen in den Niederlanden. Die Engländer hatten ſie 1809 eingenommen, verließen ſie aber freiwillig wieder, wegen der ungeſunden Luft, und vernichteten einen großen Theil der Werke und des Hafens. Sie zählt etwa 8000 Einw. und iſt der Geburtsort des Admirals **Ruiter**.

3. **Utrecht** (ü —), öſtlich von Holland, im Süden der Süderſee. In ihrem weſtlichen Theile iſt ſie niedrig, erhebt ſich aber nach Oſten, wo der Boden zum Getreidebau geſchickter, zuletzt aber ſandig und unfruchtbar wird. Der einzige bedeutende Ort in dieſer Provinz iſt

Utrecht (Trajectum), wo ſich der Rhein in 2 Arme, **oude Rhijn** und **Vecht** genannt, theilt; ſie liegt hoch und geſund, iſt wohlgebaut und zählt an 34000 Einw. Sie iſt der Sitz einer 1636 geſtifteten Univerſität und eines katholiſchen,

aber von dem Papſte nicht anerkannten janſeniſtiſchen Erzbiſchofs. In der Geſchichte iſt ſie merkwürdig, weil hier 1579 die Union der vereinigten Provinzen gegen Spanien geſchloſſen und 1713 der Friede unterzeichnet ward, welcher den ſpaniſchen Succeſſionskrieg beendigte. Sie hat noch jetzt bedeutende Tuch- und Nähnadelfabriken. Das hieſige ſchwarze Tuch ſoll alle übrigen in der Farbe übertreffen. Alles holländiſche Geld wird in der hieſigen Münze geprägt.

4. **Geldern** iſt zwar eine der größten, aber auch die unfruchtbarſte von allen Provinzen. Sie liegt zwiſchen Utrecht und Over-Yſſel an der Süderſee. Nur die Ufer der Flüſſe ſind fruchtbar und beſonders reich an Obſt, der größte Theil der Provinz aber beſteht aus unfruchtbarer Haide, welche bloß zur Schafweide benutzt wird. Das Haidekraut wird hier in Ermangelung des Torfes häufig als Brennmaterial gebraucht. Die bedeutendſten Städte ſind:

Nimwegen oder **Nimegen** (**Noviomagus**) an der Waal, mit etwa 17000 Einw. Sie gehört zu den älteſten Städten in den Niederlanden, iſt etwas befeſtigt und hat bedeutenden Handel mit Deutſchland. Auf einem Hügel an der Oſtſeite der Stadt ſtehen die Trümmer der alten Burg, **Falkenhof** genannt, wo ehemals die Burggrafen von Nimwegen wohnten. Der Hügel iſt jetzt in einen Garten verwandelt.

Arnhem, am Rhein, mit etwa 15000 Einw. und einem Hafen; die ehemaligen Feſtungswerke ſind jetzt zu einer Promenade benutzt.

Mitten in den wüſten Haiden dieſer Provinz liegt das Luſtſchloß **Loo**, der ehemaligen Erbſtatthalter, mit weitläuftigen Gärten und Parks.

5. **Over-Yssel**, die ärmſte und am wenigſten bewohnte Provinz von allen, ſie liegt zwiſchen Geldern und Friesland, der Süderſee und Deutſchland. Der größte Theil ihres Bodens iſt moraſtig und torfhaltig, oder haidenartig; auf letzterm wird mit Nutzen einiger Holzanbau getrieben.

Die Feſtungen **Zwolle**, mit 16000 Einw., an einem Kanal, der die Vecht und die Yſſel verbindet, und **Déventer**, mit 14000 Einw., an der Yſſel, ſind die einzigen bedeutenden Oerter der Provinz. Bei Zwolle lag ehemals auf dem Agneten-Berge ein Auguſtinerkloſter, in welchem der berühmte **Thomas a Kempis**, angeblicher Verfaſſer der in alle Sprachen überſetzten Nachahmung Chriſti, von 1407 bis 1471 lebte.

6. **Friesland**, größtentheils von der Süder- und Nordſee umgeben, öſtlich ſtößt ſie an Gröningen. Sie hat in den am Meere liegenden Theilen ganz die Beſchaffenheit von Holland; Dämme verſchaffen ihr Sicherheit gegen die See, Kanäle durchſchneiden ſie nach allen Richtungen, und Polder von unglaublicher

licher Fruchtbarkeit bedecken das Land. In älteren Zeiten, als man noch keine Dämme hatte und das Land häufigen Ueberſchwemmungen unterworfen war, hatten die Einwohner große Hügel aufgeworfen, wohin ſie ſich zur Zeit der Noth mit ihrem Viehe retteten. Solche Hügel, hier **Waerd**, **Werd**, auch **Terp** genannt, findet man hier noch häufig. Ueberhaupt iſt das Meer an dieſer Küſte viel gefährlicher als an den holländiſchen. Das Rindvieh, die Schafe und die Pferde dieſer Gegend ſind auch im Auslande berühmt und werden zur Zucht geſucht. Nach Gröningen zu erhebt ſich das Land und hier gedeiht das Getreide, auch giebt es hier einige Waldungen. Die Einwohner des flachen Landes, die Abkömmlinge der alten Frieſen, von jeher durch Tapferkeit und Freiheitsliebe ausgezeichnet, reden noch ihre alte, vom Holländiſchen ſehr abweichende Sprache. Die frieſländiſche Leinwand gilt ſelbſt in Holland für die feinſte und beſte. In dieſem mit ſehr wohlhabenden Dörfern und kleinen Städten beſetzten Lande ſind nur zu bemerken:

Leeuwarden (löhwahrden), die Hauptſtadt, an mehreren Kanälen, mit etwa 20000 Einw.; der Leinwandhandel iſt Hauptbetrieb; und

Franeker, ebenfalls an einem Kanale gelegen, eine kleine finſtere Stadt, ohne alle Betriebſamkeit. Bis zur franzöſiſchen Zeit beſtand hier eine 1585 geſtiftete, ſchon längſt unbedeutende Univerſität, welche ſeitdem in eine Schule, Athenäum genannt, iſt verwandelt worden.

7. **Groningen**, liegt zwiſchen Friesland und dem Dollart, der Nordſee und Over-Yſſel. Die Beſchaffenheit und die Producte dieſes Landes ſind ganz die von Friesland, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier überall vom Meere gewinnt; der mit fruchtbarem Schlamm überzogene Strand wird nach und nach eingedämmt, und ſo ſind ſowohl an der See als am Dollart beträchtliche Strecken des fruchtbarſten Bodens gewonnen. Eine Folge davon iſt, daß man hier mehrere Reihen Dämme hinter einander antrifft, wovon die innern ſchon längſt unnütz geworden ſind. Die Gröninger ſtehen an Reinlichkeit und Zierlichkeit weit hinter ihren Nachbarn zurück. In dieſer Provinz entdeckte man im Jahre 1818 in einem tiefen Torflager Spuren einer hölzernen, wohl erhaltenen Brücke, welche einſt Germanicus über die Sümpfe ſchlagen ließ, und die ſich wahrſcheinlich durch ihr eigenes Gewicht nach und nach verſenkte. Nachdem man ſie von dem ſie überall bedeckenden Torfe befreit, fand man, daß ſie eine Länge von 3 Stunden gehabt und 12 Fuß breit geweſen. Die Hauptſtadt und die einzige wichtige Stadt der Provinz iſt

Groningen, an der Vereinigung der kleinen Flüſſe **Hunse** und **Aa**, die aber für bedeutende Schiffe fahrbar ſind. Die

Stadt iſt groß, ſchön gebaut, etwas befeſtigt und zählt etwa 30000 Einwohner. Die hieſige Univerſität, 1615 geſtiftet, iſt in den neueren Zeiten ſehr geſunken.

8. **Drenthe**, ſüdlich von Groningen, gehörte ehemals als abhängige Landſchaft nicht zu den vereinigten Provinzen. Ihr Boden iſt theils ſandig, theils moorig, im Ganzen wenig fruchtbar, und die Einwohnerzahl gering. Sie enthält nur einige ganz unbedeutende kleine Städte und die Feſtung **Koeverden** an der deutſchen Gränze. An der Gränze von Friesland, Over-Yſſel und Drenthe ſind ſeit 1818 ſogenannte Armencolonien, von welchen Friederiksoort die bedeutendſte iſt, entſtanden. Eine wohlthätige Geſellſchaft, an deren Spitze der General **Van der Bosch** ſtand, kaufte hier eine Strecke wüſten Landes und ſiedelte darauf mehrere arme Familien an, deren Fleiß bald den Boden fruchtbar machte. Später ſendete nun auch die Regierung arbeitsfähige Arme aus den Armenhäuſern dahin, welche unter ſtrenger Zucht zum Acker- und Gartenbau angehalten werden. Für die Kinder ſind Schulen angelegt. Jetzt erhalten ſich dieſe Colonien ſchon ohne weitere Unterſtützung, aber freilich an Erſtattung der erſten, ſehr bedeutenden, Auslagen iſt nicht zu denken.

9. **Nord Brabant**, nördlich von der Maas begränzt; im öſtlichen Theile ſind große Moräſte, beſonders der an 10 Stunden lange **Peel**, welcher ſich bis in die Provinz Limburg hinein erſtreckt. N. Brabant gehörte früher ſchon, unter dem Namen der Generalitäts-Lande zur Republik Holland und war daher als Gränzland gegen die ſpaniſchen Niederlande mit vielen kleinen Feſtungen überſäet. Zu bemerken ſind: **Den Bosch**, deutſch: Herzogenbuſch, franz.: **Bois le duc**, an der Dommel und Aa, mit 20000 Einw. Sie iſt ſtark befeſtigt und hat berühmte Leinwandfabriken. **Breda**, eine Feſtung an der Merk, mit 13000 Einw. **Bergen op Zoom** (ſohm), unweit der Oſter-Schelde, eine Feſtung mit 7000 Einw.

Zu dieſen unbeſtrittenen Beſitzungen des Königs von Holland wird wahrſcheinlich noch kommen:

a) der öſtliche Theil der Provinz **Limburg**, mit der bedeutenden Feſtung **Maaſtricht**, am linken Ufer der Maas; gegenüber und durch eine Brücke verbunden liegt der Ort **Wijk**. Die Stadt iſt ſehr ſchön gebaut und zählt etwa 22000 Einw., welche ausgezeichnet gutes Leder bereiten. Dicht dabei liegt eine ſtarke Citadelle, der **Petersberg**, unter welcher uralte Steinbrüche ſich befinden, in deren tauſendfältig verſchlungenen unterirdiſchen Gängen die Einwohner der Umgegend in Kriegszeiten eine ſichere Zuflucht ſuchen. — Ferner die Stadt **Roeremonde**, mit Tuchfabriken; die Feſtung **Venloo**, beide an der Maas.

b) Der öſtliche Theil des Großherzogthums **Luxemburg**, welches ſeit 1815 dem Könige von Holland, als Entſchädigung für die von ihm abgetretenen Naſſauiſchen Stammländer, und als ein deutſcher Bundesſtaat überlaſſen wurde. In dem, dem Könige und dem deutſchen Bunde verbleibenden Theile liegt die ſtarke Feſtung **Luxemburg**, eigentlich Lützelburg, auf ſchroffen Felſen, am Bache Elze, (frz. **Alsette**). Ein großer Theil der Werke iſt in den Felſen gehauen. Es iſt ein zwar regelmäßig gebauter aber öder Ort mit etwa 11000 Einw. Als deutſche Bundesfeſtung iſt Luxemburg von preußiſchen Truppen beſetzt.

Die außereuropäiſchen Beſitzungen, nemlich: das Gouvernement **Batavia** auf der Inſel **Java**, mehrere der molukkiſchen Inſeln und verſchiedene Handelscomptoire in Oſtindien und in Japan; einige feſte Plätze auf der Küſte von **Guinea**; die Colonie **Surinam** und die Inſeln **Curaçao**, **St. Eustacho** und **St. Martin** in Amerika, ſind natürlich im Beſitz von Holland geblieben.

B) Das Königreich Belgien.

Die ſeit 1830 von dem Königreiche der Niederlande abgeriſſenen ſüdlichen Provinzen, welche den gemeinſamen Namen Belgien angenommen haben, gehören mit wenigen Ausnahmen zu den geſegnetſten Ländern. Nach dem Meere und nach Holland zu ſind ſie niedrig und von Kanälen durchſchnitten; weiter nach Süden, wo der Boden ſich immermehr erhebt, iſt er weniger feucht, aber nicht weniger fruchtbar, und die an der franzöſiſchen Gränze liegenden bergigen Gegenden liefern Holz, Steinkohlen und jene Mineralien, wovon ſchon in der Einleitung geredet worden. Ueberall zeigt das Land einen hohen Wohlſtand, eine ungeheure Bevölkerung, die größte Fruchtbarkeit, von dem fleißigſten Anbau erhöht, ſchön gebaute und große Städte, zahlreiche Dörfer, die es an Schönheit mit vielen Städten andrer Länder aufnehmen könnten, überall Spuren der Betriebſamkeit der Bewohner: das iſt das ſchöne Bild, welches dem Fremden hier entgegenkommt. In Belgien ſollen jetzt an 1000 Dampfmaſchinen in Thätigkeit ſeyn. Sehr angenehm ſticht beſonders die niederländiſche Reinlichkeit gleich beim Eintritt in das Land gegen den Schmutz ab, der in den franzöſiſchen Dörfern herrſcht. Auch die Menſchen ſind hier von viel ſchönerem Geblüt, und zeigen meiſt, wenn gleich keinen hohen, doch einen ſehr kräftigen Wuchs. Drei Sprachen werden hier geredet, im Süden das Walloniſche, im Norden das Flamändiſche oder Flämi-

ſche, und das Franzöſiſche als allgemeine Sprache der höheren Stände. Die katholiſche Religion iſt hier die beinahe ohne Ausnahme herrſchende; nur an den Gränzen von Frankreich finden ſich einige proteſtantiſche Gemeinden; daher auch der Name katholiſche Niederlande, womit man früher dieſe Provinzen, im Gegenſatz zu den proteſtantiſchen nördlichen Niederlanden zu bezeichnen pflegte. Im 14ten und 15ten Jahrh. war Belgien, in Hinſicht auf Induſtrie und Handel was jetzt England iſt; Brügge und Gent waren die bevölkertſten und reichſten Städte von Europa und faſt nur dem Namen nach ihren Feudalherrn unterworfen, gegen welche ſie oft Krieg führten. Die herrlichſten Kirchen und öffentlichen Gebäude, ſowie die große Zahl trefflicher Gemälde und Skulpturen, welche ſie noch enthalten, geben Zeugniß von dem hohen Kunſtſinn jener frühern Zeit. Politiſch unabhängig dahingegen war Belgien nie und es hat nie ein unabhängiges Volk der Belgier gegeben. Belgien beſteht aus folgenden 8 Provinzen:

1. und 2. **Flandern**, (denn es wird in Oſt- und Weſtflandern eingetheilt), die weſtlichſte dieſer Provinzen. Die Hauptſtadt der ehemaligen Grafſchaft Flandern und die bedeutendſte Stadt der ganzen Provinz iſt **Gent** (franz. **Gand**), in O. Flandern, am Zuſammenfluß der **Lijs** mit der Schelde, wodurch die Stadt in 26 Inſeln abgetheilt wird; außerdem iſt ſie durch Kanäle mit Brügge und mit dem Meere verbunden. Sie iſt eine ſehr ſchöne und wohlhabende Stadt, die noch jetzt an 85000 Einw. zählt. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war ſie zugleich bevölkerter und größer; das Emporblühen von Antwerpen entzog ihr den größten Theil ihres Handels, und eine Empörung gegen Carl V. brachte ſie um ihre Freiheit und alle ihre Privilegien. Seitdem iſt ſie zwar geſunken, aber noch immer eine der größten Fabrikſtädte, vorzüglich in Wolle, Baumwolle und Leinen. An öffentlichen Gebäuden und Plätzen ſind hier zu bemerken: **le Beffroi**, ein hoher alter Thurm, aus dem 12ten Jahrhundert, deſſen Glocken oft zu Aufruhr und Kampf geläutet; jetzt dient er zum Gefängniß; der vergoldete Drache auf ſeiner Spitze ſoll von den Brüggern in Conſtantinopel erbeutet worden ſeyn. Die herrliche Kathedrale von **S. Bavon**, aus dem 13ten und 14ten Jahrh. eine der ſchönſten in Belgien, enthält in ihrem Chor und ihren 24 Kapellen unzählige Statuen und treffliche Gemälde, worunter Meiſterwerke von **van Eijk** und Rubens. Das neue, 1816 gebaute Univerſitätsgebäude. Das **Hôtel de ville**, Rathhaus, deſſen eine ſchönere Front aus dem 15ten, die andre aus dem 17ten Jahrh. iſt. **Le grand Béguinage**, Beghinenhof, eine wahre kleine aus mehreren Straßen beſtehende Stadt, worin an 600 Beghinen, aus allen Ständen, ohne bindende Gelübde, freiwillig, jede ein

eignes kleines Haus bewohnend, ſich aufhalten und ſich vorzüglich mit der Pflege der Kranken in Hospitälern beſchäftigen. Die von **Carl V.** an der Oſtſeite der Stadt angelegte Citadelle iſt ganz niedergeriſſen; eine andere 1822 erbaute liegt auf einem Hügel weſtlich von der Stadt; die ehemaligen Wälle der Stadt ſind jetzt Spaziergänge. Der Prinzenhof, worin **Carl V.** geboren, iſt nicht mehr vorhanden. Auf dem Platze: **Marche au Vendredi** haben zur Zeit Alba's und der Inquiſition unzählige Hinrichtungen ſtattgefunden. Es herrſcht in Gent eine große Liebhaberei für Blumenzucht, man zählt über 260 Gewächshäuſer in der Stadt und dieſe Cultur iſt ſelbſt zu einem bedeutenden Handelszweig herangewachſen.

Brügge (franz. **Bruges**), die Hauptſtadt von W. Flandern, liegt an Kanälen, wodurch ſie theils mit Oſtende, theils mit Gent und mit dem Meere verbunden wird, mit etwa 42000 Einw. Auch dieſe Stadt war, früher noch als Gent, ungleich bedeutender, als jetzt, und ein Mittelpunkt des damaligen Handels, ſo wie auch Reſidenz der Herzöge von Burgund. Noch jetzt hat ſie beträchtliche Fabriken, Schiffswerfte, eine Akademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunſt, eine Seefahrtſchule. Herzog Philipp der Gute von Burgund ſtiftete hier 1430 den Orden des goldenen Vließes. In der Marienkirche iſt ein prachtvolles Grabmal Carls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund und ſeiner Tochter Maria. Brügge iſt ganz beſonders reich an ſchönen Gemälden von Hemling.

Oſtende, an einem Buſen der Nordſee, mit einem ſehr beliebten Seebade, einem Hafen, mehreren Kanälen und über 12000 Einw. Sie war ehemals eine bedeutende Feſtung und iſt jetzt wieder dazu gemacht worden. Minder wichtige Städte ſind: **Nieuwport** (**Neuport**), Feſtung und Hafen; **Veurne** (frz. **Furnes**); **Ypern**, mit 15000 Einw.; **Kortrik** (frz. **Courtray**), mit 19000 Einw. und bedeutenden Baumwollen- und Leinenfabriken.

3. **Hennegau** (frz. **Hainaut**), mit der Hauptſtadt **Bergen** oder **Mons**, am Fluſſe **Trouille**, mit 23000 Einw. In der Gegend ſind reiche Steinkohlengruben. Auch Mons, ſchon ehemals feſt, gehört zu den Städten, die neu befeſtigt worden ſind. Außerdem liegen in dieſer Provinz noch: die ſtarke Feſtung **Doornick** (frz. **Tournay**) (**Civitas Nerviorum?**) an der Schelde, mit 30000 Einw., und die kleine Stadt **Charleroy** an der Sambre, in einer an Steinkohlen reichen Gegend, welche ſeit dem letzten Kriege 1815 ſtark befeſtigt worden iſt. Nordöſtlich von Charleroy liegen die Oerter **Fleurus**, **Ligny**, **St. Amand**, wo am 16. Juny 1815 die Preußen blutige und nachtheilige Gefechte gegen Napoleon beſtanden.

4. Süd-**Brabant**. Von dieſer Provinz, wie von der folgenden, gilt ganz vorzüglich, was vorhin von dem Reichthum dieſer Gegenden geſagt iſt. Die Hauptſtadt dieſer Provinz und Reſidenz des Königs iſt **Brüssel** (frz. **Bruxelles**) (brüſſelle), an dem kleinen Fluß **Senne** und einem Scheldekanal, mit **106000** Einw. Sie iſt eine der ſchönſten in den Niederlanden. Unter vielen öffentlichen Gebäuden verdient die meiſte Aufmerkſamkeit in der Unteren Stadt das ſchöne im gothiſchen Style erbaute Rathhaus. Es iſt aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, umſchließt einen großen viereckigen Hof und iſt mit einem ſchönen Thurme geziert; in einem Saale dieſes Hauſes legte **Carl V.** 1552 ſeine Kronen nieder. Gegenüber liegt ein großes Gebäude, das **Brood huis** genannt, jetzt ein Gerichtshof. Hierher wurden die Grafen von Egmont und Hoorne, von der Citadelle von Gent aus, als Gefangene gebracht und bald nachher **1568** auf dem großen Markte vor dem Rathhauſe enthauptet. Das ehemalige Schloß der öſterreichiſchen Statthalter, jetzt **Palais des beaux arts**, enthält eine anſehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und eine Gemäldeſammlung; der Garten iſt zu einem botaniſchen Garten eingerichtet. Die Hauptkirche zu St. Gudula iſt eben ſo ausgezeichnet durch ihre Größe, als durch ihr hohes Alter; ſie ſoll zum Theil aus dem **11ten** Jahrhundert ſeyn. Man findet darin ſehr ſchöne gemalte Fenſter und beſonders eine hölzerne Kanzel von **Verbruggen**, von ausgezeichneter Schönheit, welche eine reiche Allegorie des Sündenfalls und der Erlöſung darſtellt. Solcher Kunſtwerke von Bildhauerarbeit in Holz giebt es mehrere in den niederländiſchen Kirchen. Unter mehreren ſchönen und großen öffentlichen Plätzen verdient in der Oberen Stadt der Park die größte Auszeichnung. Dieſer ungeheuer große, länglich viereckige Platz, von den ſchönſten öffentlichen und Privatgebäuden umgeben, enthält die herrlichſten Alleen, Baum- und Buſchpartieen, Raſenplätze, Springbrunnen, Statuen u. ſ. w. und iſt die größte Zierde der Stadt. Um den Park liegen der nicht eben bedeutende königliche Pallaſt, der **Palais des états généraux**, worin ſich die beiden geſetzgebenden Kammern verſammlen, und das **1830** beim Ausbruch der Revolution nur eben fertig gewordene, äußerſt prachtvolle **Palais** des Prinzen von Oranien, welches, als ſein Privateigenthum, noch immer unberührt und unbenutzt geblieben iſt. Ein andrer ſchöner Spaziergang iſt die ſogenannte **Allée verte**, welche von Brüſſel nach dem ½ Stunde entfernten ſchönen Schloſſe **Laken** führt. Dies Schloß ward **1784** von der damaligen Statthalterin der Niederlande, der Erzherzogin Maria, erbaut. Es liegt auf einem angenehmen Hügel und hieß daher **Schoonenberg**. Vor dem lakener Thore liegt auch der ſehr reiche botaniſche Garten. Brüſſel iſt der Sitz mehrerer gelehrten

Geſellſchaften und bedeutender Fabriken, worunter die weltberühm- ten Spitzenfabriken die ausgezeichnetſten ſind. Die von hier über Mecheln nach Antwerpen führende 1835 fertig gewordene Eiſen- bahn, die erſte in Belgien, wird unglaublich ſtark benutzt.

Südlich von Brüſſel befindet ſich in geringer Entfernung ein bedeutender und ſchöner Buchenwald, der **Sonjen-Bosch** (frz. **forêt de Soigne**), und am ſüdlichen Ausgange deſſelben liegen die in der neueſten Kriegsgeſchichte merkwürdigen Oerter: **Mont St. Jean, Waterloo** und das Wirthshaus **Belle alliance**, von welchen Franzoſen, Engländer und Preußen die verſchiede- nen Namen für die große, hier am 18. Juny 1815 gelieferte Schlacht entlehnen. Auf dem Schlachtfelde ſind zwei Denkmä- ler errichtet, das eine beſteht aus einem 200 F. hohen Hügel, auf welchem ein 60 F. hohes Poſtament einen 21 F. langen ehernen Löwen trägt. Das andre, eine gußeiſerne Pyramide, iſt von Preußen errichtet worden.

Die Stadt **Leeuwen** oder **Loewen** (frz. **Louvain**), an der Dyle, hat bei einem ungeheuern Umfange nur die ſchwache Bevölkerung von etwas über 25000 Einw., die ganz in der in- nern Stadt wohnen; die äußere, welche die erſte zirkelförmig umgiebt, beſteht beinahe nur aus Gärten und Feldern. Löwen trägt überall die Spuren des Verfalls. Im Anfange des 14ten Jahrhunderts war ſie durch ihre Tuchfabriken ſehr blühend, ſeitdem aber dieſer Nahrungszweig geſunken und viele Arbeiter in Folge bürgerlicher Unruhen größtentheils nach England auswan- derten, hat ſie ſich nie wieder erholt. Die Bierbrauerei iſt hier noch bedeutend. Bis zur Revolution hatte ſie eine 1426 geſtif- tete, eine Zeitlang ſehr blühende Univerſität, welche ſich beſon- ders zur Zeit der Reformation durch den Geiſt der finſterſten Un- duldſamkeit berühmt machte, ſeitdem aber ſehr unbedeutend gewor- den war. In den letzten Jahren iſt hier eine neue Univerſität errichtet worden. Das Rathhaus, 1463 beendigt, iſt eins der ſchönſten in Belgien. In der Peterskirche iſt eine ſehr ſchöne Kanzel, welche die Bekehrung des Paulus in Holzſkulptur darſtellt.

5. **Antwerpen**, worin die Hauptſtadt gleiches Namens (frz. **Anvers**), am rechten Ufer der Schelde, welche hier ſo breit und tief iſt, daß ſie bedeutende Flotten der größten Kriegsſchiffe aufnehmen kann, auf dem linken Ufer liegt das Fort **Vlaamshe hoofd, (Tête de Flandre)**. Im 15ten und 16ten Jahrhun- dert war dieſe Stadt, was ſpäter Amſterdam und jetzt London iſt; ſie war der Sitz des Welthandels, die Hanſa hatte hier ihre Hauptcomptoire und Niederlagen, und ſie zählte damals über 200000 Einw., jetzt etwa 77000. Die Bedrückungen Philipps **II.** führten ihren Verfall herbei. Im Jahre 1586 ward ſie nach ei- ner höchſt merkwürdigen, ein Jahr dauernden Belagerung, von dem Herzog v. Parma eingenommen, und ſchon damals zogen

viele der reichſten Kaufleute hinweg. Als aber im weſtphäliſchen Frieden die Holländer es durchſetzten, daß die Schelde geſperrt würde, verfiel der Handel gänzlich. Die Franzoſen öffneten zwar die Schelde, verwandelten aber Antwerpen in eine ſehr ſtarke Feſtung und legten hier herrliche Schiffswerfte, große Becken zur Ausrüſtung und Ausbeſſerung der Schiffe, und alles an, was zu einem bedeutenden Kriegshafen gehört. Jetzt ſind indeß der Handel und die Fabriken wieder im Aufblühen. Von der alten Herrlichkeit Antwerpens zeugen noch viele ſchöne Gebäude, namentlich das Rathhaus, die Börſe, welche 1531 erbaut und der Londner und Amſterdamer zum Muſter gedient hat, das alte hanſeatiſche Haus zwiſchen den beiden Schiffsdocken, jetzt als Magazin dienend, und die Kathedralkirche, ein herrliches Gebäude, mit einem **444** F. hohen Thurme. Sie enthält mehrere ſchöne Gemälde; unter andern die Kreuzesabnahme von **Rubens**, welcher hier lebte und in der Jakobskirche begraben iſt. Außer ihm lebten hier, oder waren hier und in der Nähe geboren: **Van Dijk**, **Teniers**, **Jordaens**, **Quentin Matsis** u. a. berühmte Maler. Das Muſeum, oder die Malerakademie enthält eine ſchöne Sammlung von Gemälden, meiſt inländiſcher Künſtler, welche früher in Kirchen und Klöſtern zerſtreut waren. In der letzten Belagerung 1832 iſt die ſchöne, am ſüdlichen Ende der Stadt und an der Schelde gelegene Citadelle faſt ganz in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, wobey das dicht daran liegende Zeughaus und große Waarenlager verbrannten. Die Citadelle iſt ſeitdem wieder hergeſtellt.

Mecheln (frz. **Malines**), an der Dyle und einem von Loewen nach Antwerpen gehenden Kanal. Auch dieſe ſonſt ſchöne Stadt iſt ſehr verödet und zählt jetzt nur etwa 24000 Einw. Die Kathedralkirche mit einem ſehr ſchönen durchbrochenen Thurme und einem Altarbilde von **Van Dijk** iſt merkwürdig. Die Stadt hat eine Malerakademie und berühmte Spitzen= und Leinwandfabriken.

6. **Lüttich**, von der Maas durchſtrömt, deren Ufer eben ſo ſchön als fruchtbar ſind; die ſüdöſtlichen Theile dieſer Provinz beſtehen aus unfruchtbaren Berghöhen, haben jedoch anſehnliche Waldungen. Nur an dem öſtlichen Rande wird Deutſch, in der ganzen übrigen Provinz Franzöſiſch und Walloniſch geſprochen. Der Hauptort iſt Lüttich (frz. **Liège**, holländ. **Luik**), eine große, aber ſehr unregelmäßig und winkelig gebaute Stadt an beiden Ufern der Maas und an der **Ourte**, mit etwa 59000 Einw. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Bisthums, welches zum weſtphäliſchen Kreiſe in Deutſchland gerechnet wurde. Die Einwohner genoſſen damals großer Freiheiten, welche von den letzten Biſchöfen verkannt und gewaltſam

unterdrückt im Anfang der franzöſiſchen Revolution hier heftige Unruhen hervorriefen, in welchen unter andern mehrere ſchöne Kirchen muthwillig abgebrochen wurden. Sie iſt zwar ohne Befeſtigungen, hat aber 2 hochgelegene Citadellen. Die Stadt hat anſehnliche Fabriken, unter welchen die Gewehrfabriken die berühmteſten ſind. Außerdem wird hier viel Blech und andre Eiſenwaaren verfertigt, wozu die in der Gegend befindlichen überaus reichen Steinkohlengruben die Mittel gewähren. Man rechnet den Ertrag auf beinahe 9 Millionen Centner Kohlen jährlich. Auch hier iſt ſeit 1817 eine Univerſität errichtet worden. Die Gegend von Lüttich iſt bergig und ſchön, und liefert außer den Steinkohlen noch viel Alaun, Galmei, Flintenſteine, Wetzſteine und vortreffliche Bauſteine. Eine Meile ſüdlich von Lüttich liegt der Badeort **Chaufontaine**, und einige Meilen ſüdlicher in einer rauhen und wilden Gegend das berühmte **Spaa** (**Fons Tungrorum**) mit einem ehemals viel mehr als jetzt beſuchten Sauerbrunnen. Es iſt ein kleiner unbedeutender Ort, am Fuße ſchroffer Felſen, welcher aus vielen prächtigen Gaſthöfen und höchſt elenden Hütten beſteht. Es werden daſelbſt zierliche lackirte Holzarbeiten verfertigt.

Verviers an der Weze, mit 19000 Einw., und **Limburg** haben ausgezeichnete Tuchfabriken, ſo wie **Stavelot** oder **Stablo** durch ſeine Sohlenleder-Fabriken berühmt iſt.

7. **Namur**, mit der Hauptſtadt gleiches Namens, am Zuſammenfluß der Sambre und der Maas, mit etwa 22000 Einw. Sie war ehemals eine Hauptfeſtung, von vielen auf den umliegenden Bergen befindlichen Citadellen beſchützt, und iſt jetzt wieder befeſtigt worden. Die Stadt iſt im Ganzen ſchön gebaut und hat berühmte Meſſer-, Scheeren- und Meſſingfabriken. In der Hauptkirche liegt **D. Juan** von Oeſterreich, der Sohn Carls des V., begraben, welcher in der Nähe ſtarb.

8. **Limburg**, welche in ihrem nördlichen Theile viele unfruchtbare Haide- und Torfgegenden hat. Zu Belgien wird wahrſcheinlich nur der weſtliche Theil der Provinz kommen, worin die wenig bedeutenden Oerter **St. Tron** oder **Truijen** (treujen) mit einer Gewehrfabrik und 8000 Einw. und **Hasselt** mit 6000 Einw. liegen. Ueber den öſtlichen Theil ſ. S. 418.

Von dem Großherzogthum **Luxemburg** dürfte vielleicht der weſtliche Theil, worin der kleine Ort **Arlon**, an Belgien abgetreten werden. Im Umfange des Großherzogthums an der franzöſiſchen Gränze liegt das ehemalige Herzogthum **Bouillon**, mit dem Hauptort gleiches Namens, welches der Stammbeſitz des großen Gottfried von Bouillon war.

Geſchichte.

Belgier, Bataver und Frieſen, die erſten in den weſtlichen die zweiten in den mittleren, die letzten in den nordöſtlichen Gegenden, waren nach den römiſchen Schriftſtellern, denen wir die erſten Nachrichten über dieſes Land verdanken, die älteſten uns bekannten Bewohner deſſelben; und alle drei gehörten zu den germaniſchen Völkern. Alle drei waren durch Tapferkeit ausgezeichnet; ihre Ueberwindung koſtete den Römern ſchwere Kämpfe. Später wurden ſie von den Römern beinahe als Bundesgenoſſen behandelt, fochten in allen ihren Kriegen mit, und die bataviſche Reiterei insbeſondere galt lange für den Kern der römiſchen Heere. Bei der großen Völkerwanderung gerieth der größte Theil dieſer Provinzen in die Hände der Franken; nur die Frieſen behaupteten lange ihre Freiheit. Auch wurden dieſe Gegenden, damals rauh und arm, von den Siegern weniger beachtet. Nach dem Tode Carls des Großen gehörten dieſe Provinzen, nach ihrer Lage, theils zu dem fränkiſchen, theils zum lotharingiſchen, theils zum deutſchen Reiche. Sie waren indeß, in dieſen Zeiten einer wenig geordneten Herrſchaft, unter viele kleinere und größere Grafen, Herzöge und Fürſten getheilt: alles Vaſallen, die wie überall ihre Lehne erblich gemacht hatten; daher die verſchiedenen Titel der Provinzen. Durch Heirathen, Erbfolge und Kriege wurden nach und nach mehrere dieſer Provinzen vereinigt und im 15ten Jahrhundert beſaß ſchon Philipp der Gütige, 11 derſelben, denen ſein Sohn Carl der Kühne noch 2 hinzufügte. Um dieſe Zeit war der Wohlſtand dieſer Provinzen ſchon ſeinem Gipfel nahe. Die Beſchaffenheit des Landes hatte die Bewohner frühe zur Schifffahrt und zum Handel angetrieben, und das hier weniger drückende Lehnsſyſtem erlaubte den Anbau größerer Städte, welche bald durch Reichthum und Macht für ihre Fürſten bedeutend wurden, und von ihnen, weil jene ſie mit Gelde unterſtützten, mit den größten Freiheiten beſchenkt wurden. So blühten Brügge und Gent und bald darauf Antwerpen empor; ſie empfingen die köſtlichen Producte des Orients durch die italiäniſchen Seeſtädte und verbreiteten dieſe Schätze, durch ihre innige Verbindung mit der deutſchen Hanſa, nach England und dem ganzen Norden. Die Herzöge von Burgund, Herren ſolcher Unterthanen und ſolcher Städte, waren damals unſtreitig die reichſten Fürſten in Europa. Jede Provinz, jede Stadt hatte damals ihre eigene Verfaſſung und ihre beſondern Freiheiten, und dem Ganzen, obwohl einem Fürſten unterworfen, fehlte zu einem Freiſtaate wenig mehr als der Name. Mit dem Tode Carls des Kühnen begann für die Niederlande eine bedrängnißvolle Zeit, die ſich mit dem Verfall der bis dahin ſo blühenden ſüdlichen und der Befreiung und dem

ſchnellen Emporſteigen der nördlichen Provinzen endigte. Carl der Kühne, der letzte Herzog von Burgund, nicht zufrieden mit den reichen Ländern, die er rechtmäßig beſaß, ſtrebte nach dem Beſitz von Lothringen, Elſaß und andern an die Schweiz gränzenden Ländern. So ward er, zum Theil wohl durch die Ränke ſeines böſen Nachbars Ludwigs XI. von Frankreich, mit der Schweiz in einen Krieg verwickelt, worin er in zwei blutigen Schlachten, bei Granſon und Murten, 1476 geſchlagen, zuletzt in der Schlacht bei Nancy 1477 von den Schweizern erſchlagen ward, und ein Theil ſeiner Beſitzungen in die räuberiſchen Hände Ludwigs XI. fiel. Er hinterließ nur eine Tochter, Maria, die reichſte Erbin in Europa, um welche ſich mehrere der bedeutendſten Fürſten bewarben. Sie reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oeſterreich, Sohn des Kaiſers Friedrich III., welcher ſelbſt in der Folge Kaiſer wurde. Ihr Sohn Philipp der Schöne heirathete Johanna, die Tochter Ferdinands und Iſabella's von Spanien, aus welcher Ehe 1500 zu Gent jener mächtige Kaiſer Carl V. entſproß, welcher die Beſitzungen Spaniens, Burgunds und Oeſterreichs auf ſeinem Haupte vereinigte. — So lange die Niederlande ihren eigenen Fürſten gehorchten, wurden die Verfaſſung und die Vorrechte der Städte und Provinzen geſchont und das Land blühte im Wohlſtande: als aber Fürſten zum Beſitz dieſer Länder gelangten, welche noch außerdem große Beſitzungen hatten, wurden ſie bald nur noch als untergeordnete Theile eines größern Ganzen betrachtet; ihre verwickelte Verfaſſung erſchien nun läſtig, und die Fürſten ſtrebten durch mancherlei Eingriffe in das Herkommen und die Rechte der Provinzen ſich die Regierung zu erleichtern und ihre Gewalt zu verſtärken. Gegenſeitiges Mißtrauen und Erbitterung, Unruhen und offenbare Empörungen waren die Folgen dieſes ungerechten Verfahrens. Schon gegen Maximilian hatten die Stände der Provinzen ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen geäußert; ja ſie nahmen ihn ſelbſt gefangen, als er ſeinen Einzug in Brügge hielt, und er mußte ſeine Freiheit durch Beſtätigung ihrer Vorrechte erkaufen. Unter Carl V. gingen die Eingriffe und das eigenmächtige Verfahren immer weiter; indeß blieb das Land, bis auf einzelne, unbedeutende Aufſtände, ruhig und erreichte den Gipfel ſeines Wohlſtandes. Carl V. war viel zu klug, um nicht den hohen Werth dieſer Provinzen einzuſehen, und zugleich, daß ihr Wohlſtand von ihrer Freiheit unzertrennlich ſey. Er ließ daher den Städten ihre Verfaſſungen und Vorrechte und begnügte ſich Soldaten und ungeheure Summen aus ſeinen Niederlanden zu ziehen. Nur in einem Punkte verfuhr er hart und despotiſch. Die Reformation hatte in Deutſchland unglaublich ſchnelle Fortſchritte gemacht und fand natürlich in einem Lande, wo Freiheit und Kenntniſſe blühten, die günſtigſte Aufnahme.

Carl, aus politiſchen Gründen entſchloſſen, dieſe Neuerungen in ſeinen Staaten nicht zu dulden, ließ die ſtrengſten Edicte gegen die Anhänger der neuen Lehre ergehen, und ſetzte ſelbſt ein der Inquiſition ähnliches Tribunal, unter dem Namen des geiſtlichen Gerichts, in den Niederlanden ein. Mit der größten Härte verfuhr man gegen die ſogenannten Ketzer: 50000, ja nach Andern ſelbſt 100,000 Unglückliche verloren das Leben auf Scheiterhaufen und Blutgerüſten unter ſeiner Regierung, und dennoch blieben die Niederlande ruhig. Aber theils war er als geborner Niederländer und Freund ihrer Sprache und ihrer Sitten, wie auch durch ſein ungezwungenes und zugängliches Weſen beim Volke beliebt, theils blendete und ſchreckte der Anblick ſeiner Macht und ſeiner Thaten; theils verſchonte er auch die bedeutendſten Städte mit dieſer Strenge, und ſeine Macht begünſtigte ihren Handel. Ganz anders verhielt es ſich mit ſeinem Sohne Philipp **II.**, welcher in Spanien geboren und von Mönchen erzogen, nur ſpaniſche Sprache und Sitten liebte, nur Spanier um ſich duldete, mit den überſpannteſten Begriffen von ſeiner Macht erfüllt war und von dem finſterſten Aberglauben und Unduldſamkeit beherrſcht wurde. An dem Tage, als Carl **V.** ihm zu Antwerpen 1555 die Niederlande abtrat, begann das traurige Schickſal dieſer Provinzen. Noch bis zum Jahre 1559 blieb Philipp in den Niederlanden, aber ſein finſteres und abſtoßendes Weſen erfüllte die Gemüther nur immer mehr mit Furcht und Abneigung, und auch in ſeiner Seele ließ dieſer Aufenthalt nur Erbitterung und Mißtrauen zurück. Bei ſeiner Abreiſe ließ er ſeine Schweſter Margaretha, Herzogin von Parma, eine natürliche Tochter Carls **V.** und eine Niederländerin von Geburt, als Ober-Statthalterin zurück; ſetzte ihr aber den Cardinal Granvella als Rathgeber zur Seite, deſſen Hinterliſt und Grauſamkeit die Niederländer ſo ſehr empörte, daß ſelbſt Philipp nach einigen Jahren für gut fand ihn abzurufen. Zu Statthaltern der einzelnen Provinzen wurden mehrere Edle aus den alten Geſchlechtern des Landes ernannt, unter welchen Egmont, Oranien und Hoorn die ausgezeichnetſten und die Lieblinge des Volks waren. Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, war ein Abkömmling der alten Herzoge von Geldern und durch ſeine Gemahlin mit dem Baierſchen Hauſe verwandt. Er ward Statthalter von Flandern und Artois. Wilhelm, Prinz von Oranien, aus dem deutſchen Hauſe Naſſau, hatte große Beſitzungen in den Niederlanden und beſaß außerdem noch das unabhängige Fürſtenthum Orange, Oranien, in Frankreich. Ihm wurden die Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht als Statthalter anvertraut. Auch Graf Hoorn war deutſcher Reichsgraf und mit fürſtlichen Häuſern in Deutſchland und Frankreich verwandt. Die Ruhe im Lande währte nicht lange. Vierzehn neue

Biſchöfe, die man dem Lande aufdrang, empörten das Volk und ſelbſt die dadurch in ihren Einkünften geſchmälerte Geiſtlichkeit; die geſchärften Edicte aber gegen die Ketzer, und die Verſuche die ſpaniſche Inquiſition einzuführen, erfüllten alles mit Schrecken und Unwillen. Selbſt die eifrigſten Katholiken empörte ſolche Willkühr und ſolche Nichtachtung ihrer Freiheiten, und bald bildete ſich eine ſehr ausgedehnte Verbindung des Adels, welche der Statthalterin 1565 eine Bittſchrift übergab, worin um Milderung der Ketzeredicte vorzüglich gebeten wurde. Der verächtliche Name **Gueux** (göh) (Bettler), womit einer der königlichen Räthe die Verbündeten belegte, gab dem Namen **Geuſen** ſeinen Urſprung, welcher ſich bald den Spaniern furchtbar machte. Es erfolgte in der That einige Erleichterung, die aber bei dem einmal aufgeregten Zuſtande der Gemüther die Sachen nur verſchlimmerte. An allen Orten ſtanden unter freiem Himmel Prediger auf, meiſt Leute aus dem niedrigſten Pöbel, welche das Volk durch ihre wüthenden Reden gegen Papſtthum und Inquiſition immer mehr entflammten. Bald brachen einige Haufen des elendeſten Geſindels in Artois und Flandern auf, ſtürmten die Kirchen und zerſtörten alles, was Bilder und Statuen, oder Altar-Gefäße und Zierathen waren. Dieſe unſinnige Wuth der Bilderſtürmer verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Provinzen, und über 400 Kirchen wurden auf dieſe Weiſe beraubt und geſchändet. Solche unverzeihliche Schandthaten wurden dem Geuſenbunde verderblich: alle Katholiken und viele Proteſtanten ſelbſt entſagten einer Verbindung, der man die Veranlaſſung zu ſolchen Unthaten zur Laſt legen konnte, und die Statthalterin hatte wenig Mühe den raſenden Pöbel zu überwältigen: indeß wurden, von Egmont und Oranien heimlich beſchützt, doch nur wenige beſtraft. Alle Prediger aber mußten das Land verlaſſen und viele tauſend Proteſtanten folgten ihnen, um den vorauszuſehenden Verfolgungen zu entgehen. — Die Provinzen waren abermals beruhigt, und eine weiſe Mäßigung hätte wahrſcheinlich den Frieden erhalten. Philipp hatte es anders beſchloſſen. Taub gegen die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Schweſter, ſendete er den Herzog von Alba mit einem kleinen aber auserleſenen Heere von 10000 Mann nach den Niederlanden, um alle Schuldige und Verdächtige zu beſtrafen. Die ganze Nation war in ſeinen Augen des Hochverraths ſchuldig. Alba führte mit großer Geſchicklichkeit ſein Heer aus Italien über die Alpen, zwiſchen den beſorgten und feindſeligen Schweizern und Franzoſen hindurch. Das Gerücht ſeiner Ankunft verbreitete Schrecken in alle Provinzen, viele entflohen und alle harreten ängſtlich ihres Schickſals. Auch der unvorſichtige Egmont, immer zwiſchen der wahren Treue gegen den König und der Liebe zu ſeinen Landsleuten ſchwankend, vergebens von dem weiſern

Oranien gewarnt, blieb zurück. Die Statthalterin, gekränkt durch die Ankunft Alba's, und wohl einſehend, daß ihr nur ein eitler Schein von Macht bleiben würde, verließ die Niederlande, und ſo wenig ſie auch für das Volk gethan, ſo glaubten doch viele, mit ihr habe ſich der Schutzengel der Niederlande entfernt. Alba rechtfertigte nur zu bald dieſe Beſorgniſſe. Egmont, Hoorn und viele andre Edle wurden nach einer Conferenz mit Alba plötzlich eingezogen; ein Blutgericht, das Gericht der Unruhen genannt, zum Theil aus Spaniern beſtehend, ward niedergeſetzt, um mit unerbittlicher Strenge über das Leben und die Güter der Schuldigen, — und das waren Alle nach ſpaniſchen Anſichten, — zu entſcheiden. Egmont und Hoorn und mit ihnen noch einige 20 Edelleute wurden zum Tode verurtheilt und 1567 in Brüſſel hingerichtet; der nach Deutſchland entflohene Oranien ward in die Acht erklärt. Tauſende verließen aufs neue ein Land, wo ihr Leben jeden Augenblick bedroht war, und aus ihnen zum Theil warb der Prinz von Oranien die Truppen, womit er die Niederlande zu befreien gedachte. Unzählige Hinrichtungen und Bedrückungen aller Art brachten die Völker zur Verzweiflung. Die erſten Verſuche Wilhelms von Oranien zur Rettung der Niederlande mißlangen gänzlich; er konnte mit zuſammengerafften Haufen den krieggeübten Spaniern nicht widerſtehen. Ihm blieb nichts übrig, als die Bewohner der nördlichen Provinzen zur Ausrüſtung von Schiffen zu ermuntern, womit ſie die Spanier mit dem beſten Erfolge zur See bekriegten. Dieſe Waſſer-Geuſen, wie ſie ſich ſelbſt nannten, wurden bald den Spaniern furchtbar, und als ſie ſich 1572 der Feſtung Brielle und bald darauf Vliſſingens bemächtigt hatten, wuchs der Muth der Holländer und Seeländer ſo ſehr, daß die meiſten Städte jener Gegenden ſich für den Prinzen von Oranien erklärten. Die Natur des Landes, die Hartnäckigkeit der Bewohner und mehr als alles der beſtändige Geldmangel, verhinderten Alba die empörten Provinzen zu unterjochen; er war froh 1573 abgerufen zu werden, und ſchied mit dem Bewußtſeyn, deſſen er ſich auch rühmte, in 6 Jahren 18000 Menſchen durch des Nachrichters Hand vertilgt zu haben. Sein Nachfolger **D. Luis de Zuniga y Requesens**, obgleich mäßig und milde, vermochte eben ſo wenig den immer um ſich greifenden Brand zu löſchen, und als nach ſeinem Tode, unter ſeinem Nachfolger Johann von Oeſterreich, einem natürlichen Sohne Carls V., die nichtbezahlten zügelloſen ſpaniſchen Horden in wildem Aufruhr ausbrachen, und mehrere der blühendſten Städte, namentlich Antwerpen, plünderten, um ſich bezahlt zu machen, da griff der Unwille ſo weit um ſich, daß auch die noch ruhigen ſüdlichen Provinzen mit den nördlichen 1576 durch die Genter Pacification ſich zur Vertreibung der ſpaniſchen Truppen verbanden; denn

von Losreißung von Spanien war, wenigſtens öffentlich, noch nicht die Rede. Auch Johann von Oeſterreich ſtarb bald, und ſeinem eben ſo ſchlauen als kriegserfahrnen Nachfolger, dem Herzog Alexander von Parma, ward es leicht, die ſüdlichen, im Ganzen katholiſchen Provinzen wieder zu beruhigen nnd ſeine Macht mehr gegen die nördlichen und den Prinzen von Oranien zu wenden. Dieſe, die Gefahr, die ihnen von ihrem talentvollen Feinde drohte, wohl erkennend, verbanden ſich endlich enger zu gegenſeitiger Vertheidigung durch die Utrechter Union 1579, die anfänglich zwar nur die 5 Provinzen Geldern, Zütphen, Holland, Utrecht und Gröningen umfaßte, der ſich aber Friesland und Over=Yſſel bald nachher anſchloſſen. Doch wagten ſie es erſt 1581 dem Könige förmlich den Gehorſam aufzukündigen: eine Maßregel, woran auch einige ſüdliche Provinzen Theil nahmen; bis dahin war alles, ſelbſt der Krieg, wunderlich genug, noch im Namen des Königs geführt worden. Kaum vermochte Wilhelm von Oranien dem Herzoge von Parma zu widerſtehen, und als Wilhelm 1583 von der Hand eines Meuchelmörders, um deſſen Schandthat der Herzog von Parma wußte, gefallen war, ſchienen die nördlichen Provinzen verloren. Sie fanden aber in dem Sohne des Ermordeten, Moritz, einen eben ſo klugen als tapfern Anführer, und erhielten zu gleicher Zeit von der Königin Eliſabeth Hülfstruppen, unter der Anführung ihres Günſtlings, des Grafen Leiceſter. So wenig auch dieſer fähig war den Spaniern die Spitze zu bieten, ſo war doch die ſpaniſche Macht, durch andre gleichzeitige Unternehmungen Philipps in Frankreich getheilt, nicht im Stande, die neue Republik zu unterjochen, und als 1592 auch der Herzog von Parma geſtorben war, wurde der Krieg aus Geldmangel und Erſchöpfung Spaniens immer ſchläfriger geführt. Ja zuletzt ließ Philipp ſelbſt ſich herab, den Frieden auf ziemlich billige Bedingungen zu ſuchen. Nun aber war es bereits viel zu ſpät, und unmuthig über das Fehlſchlagen eines Unternehmens, welches ihm viele Millionen, mehrere große Flotten und viele Tauſende ſeiner beſten Krieger gekoſtet hatte, trat er die Niederlande ſeiner Tochter Iſabella und ihrem Gemahl dem Erzherzog Albrecht von Oeſterreich ab. Unter Philipp III. kam endlich 1609 ein 12jähriger Waffenſtillſtand zu Stande. Nach Ablauf deſſelben verſuchte zwar Spanien noch einmal die verlornen Provinzen wieder zu erobern, allein vergebens, da dieſe in den letzten Jahren unglaublich an Macht und Reichthum zugenommen hatten. Im weſtphäliſchen Frieden endlich 1648 mußte auch Spanien die Republik Holland anerkennen, was alle Mächte Europa's ſchon längſt gethan hatten. Schon am Ende des vorigen und im Anfange dieſes Jahrhunderts hatten die Holländer, während ſie zu Lande nicht immer glücklich fochten, ſich deſto furchtbarer zur See ge=

macht, und den Umſtand benutzend, daß Philipp II. Portugal unterjochte, ward es ihnen leicht, die ſchlecht vertheidigten Beſitzungen der Portugieſen in Oſtindien beinahe ſämmtlich zu erobern, ſo wie auch den größten Theil von Braſilien. Stolz auf ihren Reichthum und ihre Macht, wünſchte eine mächtige Partei in Holland die bisherige Gewalt der Statthalter aus dem Hauſe Oranien, von der ſie Gefahr für die Freiheit befürchteten, gänzlich zu vernichten, und als der letzte Wilhelm II. 1650 geſtorben und ſein Sohn Wilhelm III. erſt 8 Tage nach des Vaters Tode geboren wurde, benutzte man dieſen Umſtand, und während 22 Jahren ward die Republik allein von den Generalſtaaten, an deren Spitze der große Staatsmann Johann de Witt als Großpenſionair und ſein Bruder Cornelius ſtanden, regiert. In dieſe Zeit fallen die glänzenden Schlachten, welche die Seehelden Tromp und Ruiter, wenn auch oft mit zweifelhaftem Erfolge, den Engländern lieferten. Als aber die Republik durch die ungerechten Angriffe Ludwigs XIV. 1672 an den Rand des Verderbens gebracht worden und die Feinde bis auf wenige Stunden von Amſterdam vorgedrungen waren, da richteten ſich die Blicke des Volks auf den jungen Wilhelm von Oranien, er ward von Holland und Seeland zum Statthalter ausgerufen und die würdigen Brüder de Witt von einem raſenden Pöbel zerriſſen. Wilhelms Einſichten, ſein Glück und der Beiſtand mehrerer deutſchen Fürſten retteten die Republik, und ſchon 1674 ward er zum Erbſtatthalter von 5 Provinzen ernannt. Als er 1688 von England zum Thron berufen, riß er auch Holland zu ſeinen Kriegen mit Frankreich fort, und focht mehrere Jahre, wenn nicht mit Glück, doch mit Ruhm in den Niederlanden. Ja der 1700 ausgebrochene ſpaniſche Erbfolgekrieg (ſiehe Frankreich und Spanien) war größtentheils das Werk ſeines unverſöhnlichen Haſſes gegen Frankreich. Nach ſeinem 1702 erfolgten Tode ward abermals die Statthalterwürde abgeſchafft, und die Generalſtaaten, an deren Spitze der Großpenſionair Heinſius ſtand, ſetzten den Krieg gegen Frankreich bis zum Utrechter Frieden 1714 fort. In dieſem Frieden, wodurch die katholiſchen Niederlande an Oeſterreich kamen, erhielten die Holländer das Recht, Beſatzung in mehreren an der franzöſiſchen Gränze liegenden Feſtungen zu halten; der deshalb 1715 mit Oeſterreich geſchloſſene Vergleich heißt der Barriere-Tractat. Seit dieſer Zeit ſind die Macht und der Reichthum Hollands beſtändig im Sinken geweſen; die vielen Kriege hatten es erſchöpft und die wachſende Seemacht Englands brachte ſeinen Handel immer mehr herunter. Noch immer gab es eine bedeutende Partei, welche dem Hauſe Oranien zugethan blieb, und da Wilhelm IV., ein Prinz aus dieſem Hauſe, Erbſtatthalter von Friesland war, ſo gelang es ihm nach und nach auch die übrigen Provinzen zu gewinnen,

ſo

ſo daß er 1747 von allen zum Erbſtatthalter anerkannt wurde. Bei ſeinem Tode 1751 ließ er ſeinen 3jährigen Sohn Wilhelm V. unter der Vormundſchaft des Herzogs von Braunſchweig. Im Jahre 1786 aber erregte die anti-oraniſche Partei, unter dem Namen der Patrioten, bedeutende Unruhen und ſuchte den Erbſtatthalter zu verdrängen: doch reichte eine geringe preußiſche Hülfsmacht 1787 ſehr bald hin, dieſen übel berechneten Aufſtand zu dämpfen. Bald brach nun die franzöſiſche Revolution aus, und das durch langen Frieden wehrloſe und durch entgegengeſetzte Parteien noch mehr geſchwächte Holland konnte dem raſchen Vordringen mächtiger Heere nur einen ohnmächtigen Widerſtand entgegenſetzen. Von einem ungewöhnlich ſtrengen Winter begünſtigt, eroberte Pichegrü 1795 Holland ohne Mühe; der Erbſtatthalter entfloh nach England, und die Holländer, nachdem ſie unermeßliche Summen für ihre Befreiung bezahlt, erhielten eine ſogenannte Conſtitution für ihr Land, welches nun die Bataviſche Republik hieß. England benutzte dieſen Umſtand, um ſich mit leichter Mühe aller holländiſchen Colonieen zu bemächtigen. Unter Napoleon nahm die Conſtitution bald eine monarchiſche Form an, um den Augenblick vorzubereiten, wo er 1806 ſeinen Bruder Ludwig zum König ernannte. Man muß dieſem die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er alles mögliche that, um ſeine Unterthanen gegen die Erpreſſungen und die allen Handel vernichtenden Decrete ſeines Bruders zu ſchützen, und es gereicht ihm zur größten Ehre, daß, als er ſah, er könne ſeine Unterthanen nicht retten, er 1810 freiwillig dem Throne entſagte. Holland ward nun dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, und durch Conſcription, Ausrüſtung von Schiffen und durch Abgaben an Menſchen und Geld erſchöpft. Das ewig denkwürdige Jahr 1813 brachte auch Holland die Freiheit wieder. Raſch überzog und eroberte der General Bülow dieſes Land und ward überall von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Eine proviſoriſche Regierung rief den Erbſtatthalter, deſſen Söhne ſchon längſt unter Englands Fahnen in Spanien ſich ausgezeichnet hatten, zurück; und der Wiener Congreß vereinigte die ſeit 3 Jahrhunderten getrennten ſüdlichen Provinzen wieder mit den nördlichen. Im März 1815 nahm der Erbſtatthalter unter dem Namen Wilhelm I. den Titel eines Königs der Niederlande an, und ſeine Truppen halfen am 18. Juny in der Schlacht bei Belle Alliance ſeinen Thron befeſtigen. Auch den alten Ruhm zur See bewährten die Niederländer aufs neue in dem blutigen Gefechte, welches ſie mit einigen Fregatten in Verbindung mit der engliſchen Flotte unter dem Lord Exmouth, zur Züchtigung Algiers, ſiegreich beſtanden. Indeß zeigte ſich bald, daß die Vereinigung der nördlichen und ſüdlichen Niederlande zu Einem Reiche mit den Neigungen, dem Charakter und

den Intereſſen der Einwohner im Widerſpruch ſtände. Wenn gleich vor Jahrhunderten verbunden, hatte ſich doch ſeitdem eine entſchiedene Abneigung zwiſchen ihnen gebildet: die Holländer waren Proteſtanten, die Südniederländer, oder Belgier wie ſie jetzt heißen ſollen, eifrige Katholiken; die einen mit dem Handel, die andern mehr mit dem Ackerbau und den Fabriken beſchäftigt; ſelbſt die Sprachen traten ſich feindlich entgegen, indem in Belgien zwar eine dem Holländiſchen verwandte Mundart, das Flamländiſche, die eigentliche Volksſprache iſt, dagegen aber in mehreren ſüdlichen Provinzen, und in allen größeren Städten ohne Ausnahme, das Franzöſiſche vorherrſcht. Unter ſolchen Umſtänden war ſchon die Vereinigung mit Holland zu Einem Staate in Belgien mit Widerwillen aufgenommen worden, und der Fanatismus der katholiſchen Geiſtlichkeit, die unklug erzwungene Verbannung der franzöſiſchen Sprache aus den öffentlichen Verhandlungen, ſo wie die große Schuldenlaſt, welche Belgien ſeit der Vereinigung mit Holland gemeinſchaftlich tragen mußte, hatten die Erbitterung aufs höchſte gebracht. Am 25. Auguſt 1830 brach ein Volkstumult in Brüſſel aus, deſſen Nachwirkungen ſich mit reißender Schnelligkeit über ganz Belgien verbreiteten. Die wildeſte Anarchie drohte hereinzubrechen. Der Verſuch, Belgien nur in adminiſtrativer Hinſicht von Holland zu trennen, ſcheiterte an der aufgeregten Parteiwuth, und der Angriff der königlichen Truppen auf Brüſſel fand vom 23—26. September ſo hartnäckigen Widerſtand, und die Stimmung der aus beiden Völkern gemiſchten Truppen war ohnehin ſo unzuverläſſig, daß der König bald die Hoffnung aufgeben mußte, die Aufrührer zum Gehorſam zurückzubringen und daher ſchon im October erklärte, er wolle Belgien ſich ſelbſt überlaſſen. Drei verſchiedene Anſichten herrſchten nun in dem höchſt aufgeregten Lande: die eine, welche die Vereinigung mit Frankreich, die andre, welche die Einführung einer republikaniſchen Verfaſſung, die dritte, welche eine gemäßigte Monarchie wollte; nur die letztere konnte die Beiſtimmung der größeren Mächte Europa's erhalten, welche ſich in London, durch ihre Abgeordneten, eifrig mit dieſer Angelegenheit beſchäftigten. So ward zuerſt ein Sohn des Königs von Frankreich, der Herzog von Nemours, am 3. Februar 1831, zum Könige von Belgien erwählt; aber Frankreich nahm die Wahl nicht an; worauf am 4. Juny der Prinz Leopold von Sachſen-Coburg, Wittwer der Prinzeſſin Charlotte von England, erwählt wurde, welcher ſich ſpäter (1832) mit einer Tochter des Königs von Frankreich verheirathet hat. Schon im Auguſt 1831 indeß griffen die Holländer die Belgier an, zerſtreuten die ſchlecht bewaffneten und noch ſchlechter geführten Gegner, und hätten höchſt wahrſcheinlich das ganze Land erobert, wenn nicht eine franzöſiſche Armee dazwiſchen getreten und die Holländer zur

Rückkehr in ihre Gränzen genöthigt hätte. Alle Vorſchläge des Londner Congreſſes zur Abſchließung eines endlichen Friedens ſind bis jetzt von Holland verworfen worden, und ſelbſt die Räumung der Citadelle von Antwerpen, auf deren Beſitz Holland gar keinen Anſpruch macht, konnte nur erſt durch eine in der Kriegsgeſchichte beiſpiellos zu nennende Beſchießung von Seiten der franzöſiſchen Armee bewirkt werden, welche ſich nach der im December 1832 erfolgten Eroberung wieder nach Frankreich zurückbegab. In dieſem geſpannten Verhältniß befinden ſich beide Staaten noch in dieſem Augenblick, 1837.

V. Die Schweiz.

(Helvetia.)

Die Schweiz oder die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, auch Helvetien genannt, liegt zwiſchen 45° 50′ und 47° 50′ N. Br., und den 23ſten bis 28° O. L. Sie gränzt nördlich und öſtlich an Deutſchland, weſtlich an Frankreich und ſüdlich an Italien, und enthält 696, nach andern aber über 800 □ Meilen, worauf eine Volksmenge von mehr als 2000000 Menſchen wohnt. Dieſe Bevölkerung ſcheint gering gegen die vieler benacharter Länder, iſt aber außerordentlich ſtark, wenn man die höchſt gebirgige Beſchaffenheit des Landes bedenkt. Die Schweiz iſt vielmehr übervölkert zu nennen; viele tauſend Schweizer ſuchen daher fremde Kriegsdienſte, oder ziehen als Krämer im Auslande umher; auch haben die Auswanderungen nach Nord-Amerika, und ganz neuerdings (1819) nach Braſilien, ſeit dem letzten Pariſer Frieden bedeutend zugenommen.

Boden. Gebirge.

Die Schweiz iſt das höchſte Gebirgsland in Europa und beſteht, mit ſehr geringen Ausnahmen, aus nichts als vielen ſich in mannigfaltigen Richtungen durchſchneidenden größeren und geringeren Gebirgszügen. Ebenen, in dem Sinne wie bei uns im nördlichen Deutſchland, giebt es in der ganzen Schweiz nicht: die Ebenen der Schweiz ſind nur etwas weite Thäler zwiſchen mäßigen Anhöhen. Da die Schweizergebirge ſo oft von Reiſenden beſucht und mit Recht bewundert werden, und ihre Beſchaf-

ſenheit großentheils die Beſchäftigungen, die Sitten und den Charakter der Schweizer beſtimmen, ſo wollen wir ſie etwas genauer beſchreiben, als es mit den weniger intereſſanten Gebirgen andrer Länder geſchehen konnte.

Das Hauptgebirge der Schweiz ſind die Alpen. In Geſtalt eines ungeheuern nach Norden gebogenen halben Mondes erſtrecken ſie ſich von Weſten nach Oſten, von den Küſten des mittelländiſchen Meers, auf der Gränze zwiſchen Italien und Frankreich bis ans adriatiſche Meer und bilden die himmelhohe weiße Mauer, welche Italien von dem größern feſten Lande Europa's trennt. Nach beiden Meeren zu ſenkt ſich dieſe Mauer, am höchſten ſtarrt ſie zwiſchen dem Genfer See und Tyrol, und hier bildet ſie die Gränze der Schweiz. Gegen Süden fallen die Alpen in unglaublich ſchroffen Abhängen gegen die Ebene ab; unmittelbar am Fuß der Alpen beginnen die Ebenen des nördlichen Italiens; nur einen langen Gebirgsarm ſenden ſie nach Süden, die Apenninen. Nicht ſo gegen Norden. Hier reihen ſich Berge an Berge; mehrere mächtige Gebirgsrücken ſtreichen hier bald parallel neben einander, bald vereinigen und durchkreuzen ſie ſich und ſenden ihre Arme nach allen Richtungen, bis ſie endlich, am meiſten nordweſtlich nach dem Rhein zu, ſich in mäßige Rücken und Hügel verlieren. Dieſer mit unzähligen Bergen bedeckte, von unzähligen Thälern durchſchnittene nördliche Abhang der Alpen iſt die Schweiz. Im Weſten iſt dieſes Gebirgsland durch ein kleineres Gebirge von durchaus verſchiedener Art, den Jura, von Frankreich getrennt. Am beſten überſieht man dieſes Labyrinth von Bergen und Thälern, wenn man zuerſt die ſüdliche Gränze oder die Alpenkette vom Mont Blanc bis zum St. Gotthardsberge, penniniſche und lepontiſche Alpen genannt, betrachtet. Der Mont Blanc ſelbſt liegt zwar außerhalb der Schweizer Gränze in Savoyen, iſt aber doch als der höchſte Punkt dieſer ſüdlichen Reihe und als der weſtliche Kern derſelben zu betrachten. Der Mont Blanc iſt der höchſte Berg in Europa. Seine Höhe beträgt 14764, oder nach Andern 14700 F. über der Meeresfläche, und obwohl 4600 F. niedriger als der Chimboraço, erſcheint er doch anſehnlicher als dieſer, weil er 11532 F. über das nächſte Thal, von Chamouny, ſich erhebt, während der Chimboraço nur 9700 F. über das Thal von Quito empor ragt. Mit unſäglichen Mühſeligkeiten und Gefahren ward er, nach manchen fehlgeſchlagenen Verſuchen, endlich 1786 am 8. Auguſt zuerſt beſtiegen. Seitdem iſt er noch oft, zum Theil von Naturforſchern, wie Saussure und Deluc, am häufigſten von Engländern, zum letzten Male 1836, beſtiegen worden. Auf dem höchſten Gipfel litten alle an Uebelkeit, Erſchöpfung und quälendem Durſt; der Puls ging außerdentlich ſchnell, die Eßluſt fehlte gänzlich. Die Farbe des Himmels war

dunkelblau, und wenn man ſich in den Schatten ſtellte, ſo konnte man die Sterne bemerken. Das Thermometer zeigte ſelbſt in der Sonne 1³/₁₀ und im Schatten 2¹/₂ unter 0, während es zu Genf 22° Wärme zeigte. Das Barometer ſtand auf 16 Zoll 1 Linie, während ein anderes zu Genf 27 Zoll 1 Linie zeigte.

Vom Mont Blanc zieht ſich der hohe Gebirgsrücken theils nördlich: in welcher Reihe der **Montanvers**, die **Aiguilles d'Argentières**, die **Monts maudits** und endlich die **Dent du Midi** ſich befinden; von dieſem letztern geht nun der Gebirgszug bis an den Genfer-See: theils nordöſtlich, wo er die Hauptreihe der Alpen, als ſüdliche Gränze der Schweiz, bildet. Hier findet ſich nun zuerſt der große St. Bernhard, 10327 F. hoch, über welchen ein Weg nach Italien geht; der **Monte Rosa**, der höchſte nach dem Mont Blanc, er iſt 1813 am 13. Auguſt zum erſten Male erſtiegen worden, abermals am 9. Aug. 1819, und wird auf 14222 Fuß geſchätzt. Die Kette vom Gr. Bernhard bis zum **M. Rosa** bildet die penniniſchen, von da bis zum Gotthard die lepontiſchen Alpen. Der **Simplon**, über welchen ſchon immer eine der beſuchteſten Straßen nach Italien führte; ſie iſt, auf Bonaparte's Befehl, von 1801 bis 1805 in eine ſchöne fahrbare, aber freilich für den Handel unwichtige Landſtraße verwandelt worden; der höchſte Punkt der Simplonſtraße iſt 6170 Fuß hoch: endlich der Griesberg, von wo ſich dieſe Reihe an den St. Gotthard ſchließt. Dieſer bildet für die Schweiz den Hauptkern der Alpen, von welchem Punkt aus ſie ſich nach allen Richtungen erſtrecken. Der Gotthard iſt nicht eine einzelne Bergkuppe, vielmehr ein mächtiger Gebirgsſtock mit vielen hochragenden Hörnern oder Spitzen, in deren Mitte ein Felſenthal mit einem Hospitium zur Aufnahme der Reiſenden ſich befindet; denn auch über den Gotthard geht eine viel beſuchte Straße. Auf dieſer Thalebene, die 6650 F. hoch liegt, befinden ſich mehrere kleine Seen, in welchen der eigentliche Urſprung der Reuß und des **Ticino** iſt. Für den höchſten Gipfel des Gotthard hält man den **Fibia**, 9964 F. hoch. Schon im 13ten Jahrhundert ſoll auf dem Gotthard ein Hospiz geſtanden haben. Seit 1623 war ein gutes Gebäude errichtet und die Bewirthung der Reiſenden Kapuzinern übertragen; dieſes Haus ward 1775 von einer Lawine zerſtört, aber 1777 wieder hergeſtellt. Im Winter 1799—1800 verbrannten die Franzoſen alles Holzwerk daran und in den Ruinen hauſet jetzt ein Landbewohner aus der Nähe. Sowohl der Canton **Tessin** als der Canton **Uri** ſind indeß mit dem Bau neuer Hospize beſchäftigt. — Beinahe parallel mit der eben beſchriebenen Reihe zieht ſich vom Gotthard aus in ſüdweſtlicher Richtung eine andre nicht minder mächtige Gebirgskette, gewöhnlich die Berner Alpen genannt, weil ſie das Berner Gebiet vom Canton Wallis trennen, welcher das Thal zwiſchen

dieſen beiden Bergreihen einnimmt. Hier finden wir, vom Gotthard aus: die Furka, 7705 F. hoch, die man als ein Horn des Gotthardsgebirges anſehen kann; die Grimſel, 8580 F., über welche ein Weg aus dem Canton Bern nach Wallis führt; der Weg geht über die ſogenannte Maienwand, ein ſehr ſteiler, von Alpengründen umgebener, aber mit Raſen bedeckter Abhang; das Schreckhorn, 12560 Fuß; das Finſter-Aarhorn, 13230 Fuß; der Eiger, 12270 Fuß; der Mönch, oder innere Eiger, 12670 Fuß; die Jungfrau, 12870 Fuß, der ſchönſte unter allen Schneebergen der Schweiz. Lange zweifelte man an der Möglichkeit, dieſen äußerſt ſteilen Berg zu erſteigen, bis es endlich am 3. Auguſt 1811 den Gebrüdern Meyer aus Aarau gelang. In großer Entfernung davon der Gemmi, 6985 F. Ueber dieſen Berg führt der merkwürdigſte Felſenpaß aus dem Berner Gebiet ins Wallis; der ſüdliche, walliſer Abhang iſt nemlich ſo entſetzlich ſteil, daß die Straße nur im beſtändigen Zickzack hat können in die Felſen geſprengt werden: ſie iſt von Tyrolern in den Jahren 1736—41 angelegt worden. Die **Diablerets** (Teufelchen) haben noch 3 Hörner, das höchſte 9600 Fuß, mehrere ſind eingeſtürzt; der letzte Fall dieſer Art ereignete ſich 1749. Endlich die **Dent de Morcles**, 8900 F. hoch, die ſüdweſtlichſte Ecke dieſer Reihe, der **Dent du Midi** gegenüber und nur durch das hier ſchmale Rhone-Thal getrennt.

Von dem Gotthard, dem Vereinigungspunkt dieſer beiden Hauptketten, laufen nun eine Menge Verzweigungen nach allen Seiten, doch nicht mehr in ſo deutlichen und einfachen Reihen; man nennt ſie gewöhnlich die Rhätiſchen Alpen, weil ſie das Land Rhätien (Graubündten) hauptſächlich bedecken. Die Kette, welche vom Gotthard ſich bis zum Bernardin zieht und wovon der **Lukmanier** einen der höchſten Gipfel bildet, wird auch mit dem allgemeinen Namen **Adula** bezeichnet; weiter öſtlich zieht ſich dieſe Kette nach dem Splügen hin, auf welchen öſtlicher noch der Septimer folgt. Eine ſüdlich parallel laufende Kette enthält den **Monte d'Oro**, 9900 F. hoch, den **Bernina**, 5700 Fuß, und ſchließt ſich weiter öſtlich durch den **M. Braulio** und dem **M. Stelvio** (Stilffer Joch) an den **Orteles** in Tyrol. Alle dieſe Gebirge ſetzen ſich noch weit nach Oſten fort, wo ſie die Tyroler- u. ſ. w. Alpen heißen. Von den nördlich und nordöſtlich, von der Gegend des Gotthards aus, ſtreichenden Gebirgen, welche die ganze mittlere und öſtliche Schweiz bedecken, führen wir, als die bedeutendſten, nur noch die den Canton Uri zu beiden Seiten einſchließenden Berge an. An der weſtlichen Seite dieſes Cantons ziehen ſich die Furka der Galenſtock, 11300 Fuß, der Suſten, 10700 Fuß, der Titlis, 10700 Fuß, hin; auf der öſtlichen Seite finden wir den **Baduz** oder Sirmadun, 9200 Fuß, den Crispalt,

10200 Fuß, Ober Alpſtock, 10200 Fuß, den Dödi oder Tödi, 12000 F., das Scheerhorn, 10100 F. hoch, welche ſich in wenig niedrigeren Reihen durch Schwyz, Glarus und St. Gallen verbreiten.

Ganz abgeſondert von den Alpen iſt der die weſtliche Gränze der Schweiz bildende Jura oder Leberberg (Jurassus), ein reines Kalkgebirge. Er zieht ſich in mehreren parallelen Reihen, in beinahe ſtets gleicher Höhe von 2 bis 3000 F., vom Genfer See bis in die Gegend von Baſel und Zürich. Seine höchſten Kuppen ſind, im ſüdlichen Theile die Dole 5170 F., der Mont tendre 5200 F., der Chasseron 4980 F., der Chasseral oder Geſtler 4950 F. hoch, der Weißenſtein bei Solothurn an 4000 F. hoch, deſſen höchſte Spitze aber der Röthi 4300 F. hoch. Der Jura iſt bei weitem nicht ſo waſſerreich als die Alpen, und nur im nördlichen Theile finden ſich eben ſo ſchöne Weiden als in den Alpen.

Dieſe Gebirge machen die Schönheit und den einzigen Reichthum der Schweiz aus. Am Fuß der höchſten Gebirge, in den Thälern, wird Ackerbau, Viehzucht, Obſt- und Weinbau getrieben, nach der Verſchiedenheit der Lage und Beſchaffenheit des Bodens. In der ſüdlichen Schweiz und unter den günſtigſten Umſtänden reicht der Weinſtock bis auf eine Höhe von 2432 Fuß, in der nördlichen freilich nur 17 bis 1800 F., über dem Meere; die Nußbäume bis auf 3640; Kirſchbäume bis auf 4164. Kornfelder erreichen in einzelnen Fällen die Höhe von 4600 F. Ueber die angebauten Thäler erheben ſich nun die Waldungen an den Bergen, und zwar Laubholz, als Eichen, Buchen, Ahorn u. a. bis zu einer Höhe von 4100 F.; hier beginnt das Nadelholz; zuerſt die Fichte, dann der Lärchenbaum und zuletzt noch der kriechende Krummholzbaum bis auf 6400 F. Alles dies gilt aber nur von einer ſehr günſtigen Lage; denn auf den nördlichen Abhängen hört aller Baumwachs ſchon bei 5500 F. Höhe auf. Weit über die Wälder hinaus bis an die Gränze des ewigen Schnees erheben ſich nun jene herrlichen mit den ſeltenſten und kräftigſten Pflanzen bedeckten Weiden, hier Alpen genannt. Das Gras, welches hier wächſt, iſt aber bei weitem nicht ſo hoch als auf guten Wieſen in unſern Ebenen; und es gehört alſo ein wenigſtens doppelt ſo großer Raum dazu, um eine gleiche Zahl Vieh zu ernähren; auch fehlt es oft im Sommer an Waſſer zum Tränken des Viehes. Auf dieſen Alpen weiden in der ganzen Schweiz zahlreiche Viehheerden, welche von den Hirten, Aelpler oder Sennen genannt, gehütet werden. Hier werden den kurzen Sommer über jene ſchönen weltberühmten Käſe verfertigt, deren Güte ſich ſtets nach der Höhe der Alp richtet, worauf ſie gemacht werden; ſo daß die Käſe der höchſten Alpen denen weit vorgezogen werden, welche, wenn gleich auf ſchönen

Alpen, doch in geringerer Höhe oder gar in den Thälern verfertigt werden. Nur Männer verſehen hier das Geſchäft des Melkens und der Käſebereitung: Butter wird wenig gemacht und nicht von vorzüglicher Güte. Während des Sommers, welcher hier oft nur 2 bis 3 Monate dauert, wohnt der Senn in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, wo auch der Reiſende oft ein Obdach ſucht, und dann mit der einzigen Koſt dieſer armen Hirten, Milch, Molken und Käſe fürlieb nehmen muß. Wo die grünen Alpen aufhören, beginnt die Region des ewigen Eiſes und Schnees, welche die höheren Gipfel bekleiden, und zwar iſt dieſe Gränze oft ſo ſcharf abgeſchnitten, daß es gar nichts ſeltenes iſt, daß man den einen Fuß auf grüne Matten, den andern auf Eis ſetzen kann; mit der einen Hand den Schnee berühren, mit der andern blühende Pflanzen pflücken kann. Die Berge mittlerer Größe, oder deren Gipfel rund und flach ſind, ſind gewöhnlich ganz mit Schnee bedeckt; die noch höheren aber, beſonders wenn die äußerſte Spitze ein ſcharfer Felſengrat oder eine einzelne Klippe iſt, ragen mit dieſen nackten Spitzen über das ewige Eis hinaus. Die höchſten Kuppen aller dieſer Gebirge werden gewöhnlich in der Schweiz Hörner genannt, ſo Schreckhorn, Aarhorn u. ſ. w., in der franzöſiſchen Schweiz **Dent** (Zahn) oder **Aiguille** (Nadel). Hier fällt alljährlich eine unendliche Menge Schnee, gefriert an ſeiner äußern Rinde und wird nur theilweiſe im heißen Sommer an der Oberfläche geſchmolzen. Dieſe Berge bieten daher zu allen Jahreszeiten das prächtigſte Schauſpiel dar, beſonders wenn bei Sonnen Auf= oder Untergang das ganze Land in Schatten liegt und nur dieſe höchſten einzelnen Schneekuppen von den Sonnenſtrahlen vergoldet und bepurpurt in unbeſchreiblicher Majeſtät einſam hervorragen und glühen: man nennt dies daher auch das Alpen=Glühen. Was der Berg wegen des ſchroffen Abhanges nicht zu faſſen vermag, oder was die Stürme herabwehen, das füllt die nahegelegenen Thäler an, in welchen daher im Winter der Schnee unglaublich ſich anhäuft. In milderen Thälern löſt die Frühlingswärme dieſe Schneemaſſen auf und dort befinden ſich dann die ſchönſten Alpenwieſen. In höher liegenden Thälern kann der Sommer dieſe Maſſen nicht überwinden, der Schnee bleibt nun ewig liegen und bildet einen Glättſcher (**glacier**, ital. **vedretto**) oder Firn. Jeder Glättſcher, ſehr uneigentlich zuweilen Eisberg genannt, iſt daher ein mit Schnee angefülltes Thal. Dieſer Schnee wird zwar im Sommer zum Theil geſchmolzen und das Waſſer durchrieſelt die ganze Maſſe; aber überwinden kann die Wärme ſie nicht; der nächſte Winter verwandelt den halb aufgelöſten Schnee in Eis und führt neue Maſſen hinzu. Daher die beſondere Beſchaffenheit des meiſten Glättſcher=Eiſes; nur äußerſt ſelten iſt es dicht und feſt wie das unſerer gefrornen

Flüſſe, ſondern beinahe immer beſteht es aus Eiskörnern und Stücken, mehrere Zoll lang und dick, von ſonderbar gekrümmter Form; nur an den Rändern, Spitzen und Spalten, wo im Sommer die Schmelzung am ſtärkſten, iſt auch das Glättſcher=Eis dem unſrigen gleich, und dann gewöhnlich ſchön hellgrün und höchſt durchſichtig. An der Oberfläche, an den Seiten und vorzüglich im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, ſchmilzt es am ſtärkſten; daher ſtrömen aus jedem Glättſcher mächtige Bäche hervor; dieſe unterfreſſen die ganze Maſſe und bilden zuweilen, in ſehr heißen Sommern, da wo der Bach ihnen entſtrömt, die herrlichſten Eisgewölbe. Eben dieſes beſtändige Untergrabenwerden der Glättſcher iſt auch Schuld, daß ſie häufig zuſammenbrechen; mit einem donnerähnlichen Getöſe entſtehen tiefe Spalten und Schründe, die in wenigen Stunden ſich bilden und wieder zuſammengedrückt werden, und dem Wanderer beſonders dann höchſt gefährlich werden, wenn friſch gefallener Schnee ſie bedeckt und eine trügeriſche Brücke über ſie wirft. Dieſe Zertrümmerung verändert beſtändig die Oberfläche der Glättſcher, wovon nur wenige eine glatte zuſammenhängende Ebene bilden; die meiſten hingegen zeigen ein wunderbares Gemiſch von Eisklippen, Pyramiden und Vertiefungen, zuweilen nicht unähnlich den aufgeregten und plötzlich erſtarrten Wellen des Meers. Dieſe Verſchiedenheit der Oberfläche ſcheint von der Beſchaffenheit des Grundes abzuhängen, worauf die Glättſchermaſſe ruht, ſo daß jene glatt und eben, wenn dieſe es ebenfalls und dabei wenig geneigt iſt. In ſteilen Thälern entſteht dagegen die zerklüftete und oft pyramidaliſche Geſtalt der Oberfläche. Aus den Eisſpalten brechen, bei plötzlicher Luftveränderung, häufig eiskalte Luftſtröme hervor, welche feine Eiskörner mit ſich führen und wie Schneegeſtöber um ſich her verbreiten: dies nennt man das Glättſchergebläſe. Die Glättſcher ſind im Ganzen genommen in einer beſtändigen Zunahme begriffen, ja es ſind in der neueſten Zeit noch erſt welche entſtanden und viele ehemals gangbare Päſſe im Hochgebirge ſind dadurch verſchloſſen, manche herrliche Alp davon bedeckt worden. Die Vermehrung der Kälte durch die ſchon vorhandenen Glättſcher und der ſtete Zuwachs an Schnee erklären dies auch vollkommen. Sie nehmen zu ſowohl an Dicke oder Höhe, als an Ausdehnung, indem ſie weiter in die Thäler ſich hinabſenken; an manchen Orten beträgt dies 14 bis 25 Fuß jährlich, bis einmal wieder ſehr heiße Sommer ſie auf einige Zeit zurückdrängen. Man bemerkt das Vorrücken am deutlichſten an den Felſenmaſſen, womit die Ränder der Glättſcher oft gleich 100 Fuß hohen Mauern umgeben ſind und welche das Eis im Vorrücken immer vor ſich herſchiebt. Im Sommer, wo das Eis ſchmilzt, ſind dieſe Steinwälle oft weit vom Rande entfernt und ſtürzen

oft zuſammen, wenn ihnen die Unterſtützung des Eiſes fehlt. Dieſe Steindämme heißen in verſchiedenen Gegenden Gandeken, Ganda, Moraine und Marène. Die Glättſcher bedecken alle Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen von den Gränzen Tyrols bis zum Mont Blanc; man zählt ihrer über 400, manche einzelne darunter ſind 6 bis 7 Stunden lang und ½ bis ¾ Stunden breit; alle zuſammen mögen leicht mehr als 50 □ M. bedecken, und dies ſind die unerſchöpflichen Quellen der größten Flüſſe Europa's, indem mittelbar oder unmittelbar der Rhein, die Donau, der Po und die Rhone daraus geſpeiſt werden.

Die Glättſcher werden nur den unvorſichtigen Reiſenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich; größer aber iſt die Gefahr, die vielen Einwohnern der Schweiz und jedem im Hochgebirge reiſenden von den Lawinen droht. Lauinen, Lawinen, Laue, Lauwe und Lowen zu deutſch; Valanghe italieniſch; Lavigne und Lavine romaniſch; Avalanches und Lavanches franzöſiſch, ſind im Allgemeinen Schneeſtürze von den Bergen in die Thäler hinab. Man unterſcheidet aber folgende verſchiedene Arten, nach der Jahreszeit, in welcher, und den Umſtänden, unter welchen ſie veranlaßt werden. Die Wind-Lawinen, auch kalte oder Staub-Lawinen genannt, entſtehen im Winter, wenn der friſch gefallene lockere Schnee vom Winde in die Thäler geſtürzt wird: ſie ſind minder gefährlich, theils weil ſie oft aus nicht ſehr bedeutenden Maſſen, theils weil ſie aus noch lockerm Schnee beſtehen, aus welchem die Verſchütteten zuweilen ſich ſelbſt herausarbeiten können. Die furchtbarſten von allen ſind die Schloß- oder Schlaglawinen, auch Grund- oder Roll-lawinen genannt, welche vorzüglich im Frühjahr Statt finden. Hat nemlich der Winter ungeheure Maſſen Schnee auf den Gebirgen gehäuft, ſo liegt dieſer oft, wie man es wohl im Kleinen an Gräben und ſteilen Erhöhungen ſieht, in weit überragenden Maſſen an den ſchroffen Felswänden, und die erſte Frühlingswärme, ein Windſtoß, ja die geringſte Erſchütterung der Luft durch einen Ton oder Knall veranlaßt, iſt hinreichend, dieſe oft unbeſchreiblich großen Maſſen mit vielen Felsſtücken vermiſcht hinabzuſtürzen, wo ſie oft ſtundenweit Thäler und Wege bedecken, den Lauf der Ströme hemmen und Häuſer und Wälder nicht allein verſchütten, ſondern zerknicken. Ihre Verheerungen erſtrecken ſich oft noch mehrere Stunden weiter als ihre Maſſe reicht; denn ihr Sturz veranlaßt ſo furchtbare Windſtöße, daß Menſchen und Häuſer wie vom ſtärkſten Orkan dadurch niedergeworfen werden. Dieſe Lawinen ſind es vorzüglich, welche das Reiſen in den hohen Gebirgspäſſen im Frühjahr ſo gefährlich machen. Um ſich dagegen zu ſchützen, wenn man an Stellen kommt, wo man aus Erfahrung weiß, daß ſich Lawinen häufig ereignen, verſtopft man die Glocken der Maulthiere und Saum-

roſſe und zieht mit Vermeidung jedes Geräuſches ſtillſchweigend vorüber; oder man ſchießt auch wohl vorher einige Gewehre ab, um die etwa drohenden Lawinen früher zu veranlaſſen. Da ſie mit einem donnerähnlichen Gebrüll von den höchſten Gipfeln herabſtürzen, ſo hat der Wanderer oft noch Zeit, ſich in eine nahe Höhle, oder unter einen Felſenvorſprung zu retten; auch ſind wohl an den gefährlichſten Stellen in geringer Entfernung von einander ſolche ſchützende Vertiefungen in die Felſen gehauen; wer aber dennoch von der Lawine überraſcht wird, iſt rettungslos verloren, weil der Schnee bei dieſer Art Lawinen ſo feſt iſt, daß er alles zerſchmettert, und die Maſſe überdies ſo ungeheuer, daß das Ausgraben meiſtens unmöglich wird. — Die Glättſcher-Lawinen in der Schweiz, oft fälſchlich Staub-Lawinen genannt, ereignen ſich nur im Sommer, wenn bei heißem Wetter Theile eines Glättſchers über ſteile Bergabhänge herabſtürzen; ſie ſind die unſchädlichſten von allen, da ſie ſich nur in unbewohnten Gegenden ereignen.

Viel ſchrecklicher, aber zum Glück auch unendlich ſeltner als die vorübergehenden Verheerungen der Lawinen, ſind die ſogenannten Erd- oder Bergfälle. Der fruchtbare Boden, welcher einen Bergabhang bedeckt, ruht oft auf einem Thon- oder Mergellager, welches von der Feuchtigkeit immer mehr und mehr aufgelöſt und untergraben wird. Kommen dann ungewöhnlich ſtarke Regengüſſe, ſo löſt ſich die ganze obere Erdſchicht, mit Wäldern und Gebäuden, von ihrer Grundveſte und ſchurrt mit zunehmender unwiderſtehlicher Gewalt in das Thal, ja zuweilen — ſo ungeheuer iſt die Gewalt des Sturzes — verbreitet der Erdfall ſeine Verheerungen über das Thal hinaus bis auf die gegenüberliegenden Abhänge der Berge. Der letzte und einer der gräßlichſten Fälle dieſer Art ereignete ſich am 2. September 1806, wo plötzlich um 5 Uhr Abends ein 1000 Fuß breiter und 100 F. dicker Abhang des Ruffiberges, im Canton Schwyz, ſich ablöſte und einer ungeheuern Erd- und Felſenlawine gleich, das Goldauer und Büſinger Thal bedeckte und einen Theil des Lauerzer Sees verſchüttete. Die Dörfer Goldau, Büſingen, Ober- und Unter-Röthen und mehrere Häuſer von Lauerz, mit etwa 450 Menſchen, wovon man indeß 14 rettete, wurden unter den Schutt begraben. Die ganze Gegend iſt dadurch verwandelt und verödet worden.

Trotz aller Gefahren, welche das Bereiſen der höheren Gebirge mit ſich führt, ſind dennoch mehrere Straßen zum Theil ſeit Jahrhunderten im Gebrauch, zum Theil erſt in neueren Zeiten angelegt, welche von der Schweiz nach Italien führen. Sie verfolgen natürlich den Lauf der Thäler und überſteigen den Kamm des Gebirges an ſolchen Stellen, wo er eine natürliche Senkung darbietet. Die wichtigſten jetzt vorhandenen Straßen

ſind von W. nach Oſt gezählt: 1) Ueber den großen St. Bernhard, 7670 Fuß hoch, von Martigny in Wallis nach Aosta in Italien. 2) Ueber den Simplon, 6174 Fuß hoch, von Brig in Wallis nach Domo d'Ossola. 3) Ueber den St. Gotthard, 6400 F. hoch, von Uri nach Airolo im Teſſino-Thal. 4) Ueber den Bernhardin, 6580 F. hoch, aus Graubündten nach Bellinzóna. 5) Ueber den Splügen, von 1818 bis 22 erbaut, 6510 F. hoch, aus Graubündten nach Chiavenna und dem Comer See. 6) Ueber das Wormſer Joch, zwiſchen der Valtellina und dem Münſterthale, ging ſonſt nur ein gefährlicher Fußpfad nach dem Münſterthale; die neue von der öſterreichiſchen Regierung mit Beſiegung unendlicher Schwierigkeiten angelegte erſt 1835 fertig gewordene Straße führt jetzt über das Stilfſer Joch (Monte Stelvio) neben dem Ortles vorbei, aus dem Addathal ins Vintſchgau in Tyrol und wird mit Schnellpoſten befahren. Der höchſte Punkt der Straße iſt 8400 F. hoch.

Klima.

Bei dieſer Beſchaffenheit des Landes kann das Klima nicht anders als höchſt verſchieden ſeyn nach der beſondern Höhe und Lage eines jeden Ortes. Während ewiger Winter und ein Klima, wie das des nördlichſten Sibiriens, auf den höchſten Bergen und in den benachbarten Thälern herrſcht, zeigt ſich das entgegengeſetzte Extrem in tiefen eingeſchloſſenen Thälern, wo oft im Sommer eine Hitze iſt, wie ſie kaum unter dem Aequator gefunden wird, und eine Entfernung von wenigen Stunden trennt oft Gegenden, wo kein Baum mehr fortkommt, von ſolchen, wo Granaten und andere Südfrüchte im Freien wachſen. Dennoch iſt das Klima der Schweiz im Ganzen genommen geſund, und die Schweizer gehören auch jetzt noch zu den kräftigſten und ſchönſten Menſchen. Nur in einigen wenigen Thälern, vorzüglich in Graubündten und Wallis, zeigen ſich Spuren des Cretinismus.

Gewäſſer.

Die Alpen mit ihrem ewigen Schnee und Eis ſind die unerſchöpflichen Quellen unzählicher Bäche, welche von allen Theilen der Berge, im Winter ſpärlicher, im Frühjahr und Sommer reicher hinabrieſeln und ſich in tauſend Bächen, Flüſſen und Seen ſammeln. Beinahe alle Bäche, welche in dem Hochgebirge entſpringen, haben in den erſten Stunden ihres Laufes einen unglaublich ſteilen Fall, oft mehrere tauſend Fuß in der erſten Stunde. Natürlich iſt daher ihr Lauf, beſonders da, wo er durch Felſen beengt wird, ſo ſchnell, daß ſie ſich in Schaum

aufzulöſen ſcheinen und große Steine ſo auf ihrer Oberfläche mit fortreißen, daß dieſe im Waſſer zu ſchwimmen ſcheinen. Unzählige Waſſerfälle, wo die Bäche von den höchſten oft 1000 F. hohen Felſen hinabſtürzen, gehören zu den allergewöhnlichſten Erſcheinungen in der Schweiz; und die im Auslande ſo oft gerühmten, der Staubbach, der **Pisse vache** und andre, ſind wohl nur deshalb vorzüglich bekannt, weil ſie an bequem zugänglichen Stellen, zum Theil an der großen Landſtraße ſich befinden. Dieſe Bäche, beſonders wenn ſie im Frühjahr anſchwellen, reißen eine unglaubliche Menge Steine, Sand und Gerülle mit hinab, und würden in den Thälern und Ebenen große Verwüſtungen anrichten, wenn nicht die meiſten, bald nachdem ſie aus dem Hochgebirge getreten, tiefere Becken fänden, wo ſie nun Seen bilden, in welchen ſie den mitgeführten Sand abſetzen, ſich beruhigen und abklären und nun als kryſtallhelle Ströme wieder heraustreten. Dies iſt in der Schweiz mit den meiſten bedeutenden Strömen der Fall, und die Waſſerverheerungen, welche dennoch Statt finden, werden nur von ſolchen Bächen veranlaßt, welche keinen See berühren, oder von ſolchen Strömen, welche den ſie beruhigenden See zu ſpät erreichen, wie dies z. B. mit der Rhone der Fall iſt. Die zahlreichen Seen der Schweiz gehören daher nicht allein zu den lieblichſten, ſondern auch zu den wohlthätigſten Erſcheinungen. Wir können hier nur die bedeutendſten anführen. An den Gränzen der Schweiz, ſo daß die Hälfte ihrer Ufer zum Auslande gehören, liegen: der Genfer-See, im Lande ſelbſt **Lac de Genève, Lac Léman (Lacus Lemānus)** genannt; er bildet einen ſchönen nach Norden gekrümmten Bogen von Südweſt nach Oſt, zwiſchen der Schweiz und Savoyen; ſein nördliches, ſchweizeriſches Ufer beträgt 18 St., das italiäniſche 14¾; ſeine größte Breite iſt 3¼ St., das nördliche Ufer iſt ſanft anſteigend, mit ſchönen Hügeln und vielen Städten bedeckt; dies iſt die mildeſte und freundlichſte Gegend der Schweiz; das ſüdliche Ufer iſt ſchroff und weniger bewohnt. Seine Höhe über dem Meere ſchätzt man zu 1126 bis 1152 F.; ſeine größte Tiefe beträgt am ſavoyiſchen Ufer bei **Meillerie** 950 F.; an andern Stellen iſt er nur 3 — 400 F. tief. Er wird von der Rhone durchſtrömt, wodurch er im Frühjahr oft um 5 bis 6 F. anwächſt. Außerdem bemerkt man noch, vorzüglich in der Gegend von Genf, wo der See ſchmal iſt, daß er zuweilen ohne alle bekannte Urſache 4 bis 5 F. ſteigt und fällt, und während einiger Stunden eine der Ebbe und Fluth ähnliche Bewegung zeigt: das nemliche bis jetzt unerklärliche Phänomen zeigen auch die übrigen Seen der Schweiz, wiewohl in geringerem Grade. Er iſt fiſchreich und liefert beſonders ſchöne Lachsforellen, zuweilen von 40—50 Pfunden. Der Genfer-See wird jetzt von 3 Dampf-

ſchiffen befahren. — Der zweite Gränzſee iſt der Bodenſee, auch Bodmer- und Conſtanzer-See genannt, (lacus Brigantinus oder Bodamicus), zwiſchen der Schweiz und Deutſchland; nur ein Theil des ſüdlichen Ufers gehört zur Schweiz. Er erſtreckt ſich von Südoſt nach Nordweſt in einer Länge von 17—18 St., ſeine größte Breite beträgt 5 St. Der nordweſtliche Theil wird durch eine breite Halbinſel in 2 Theile getrennt, wovon der nördliche der Bodmer- oder Ueberlinger-See, der ſüdliche der Zeller- oder Unter-See genannt wird. Er liegt 1223 Fuß über dem Meere und iſt mehrere hundert Fuß tief; höchſt ſelten friert er ganz zu wie dies ſich 1830 ereignete. Der Rhein durchſtrömt ihn, fällt unterhalb Rheineck hinein und tritt bei Conſtanz wieder heraus, wo er aber bald nachher noch durch den Zeller-See fließt und erſt bei Stein wieder als Fluß erſcheint. Seine Ufer gehören zu den lieblichſten Gegenden Deutſchlands und der Schweiz. Seit 1824 wird er von zwei Dampfſchiffen befahren. Er iſt nicht ganz ſo fiſchreich als die übrigen Schweizerſeen: eine Art Forelle, nach ihrer verſchiedenen Größe bald Gangfiſch, bald Renke, bald Forelle genannt, findet ſich am häufigſten darin. — Auch die mehr zu Italien gehörigen Seen, der Lago maggiore und der Lago di Lugáno, liegen zum Theil auf Schweizer Gebiet. — Von den inneren Seen der Schweiz ſind folgende die bedeutendſten. — Der Wallenſtädter- oder Wallen-See, an den Gränzen von St. Gallen und Glarus, erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten in einer Länge von 4 St.; ſeine Breite beträgt kaum 1 St. bei einer Tiefe von beinahe überall 4—500 F. Seine Ufer gehören zu den wildeſten in der Schweiz, da er beinahe überall von nackten und ſteilen, gegen 6000 F. hohen Felſen eingeſchloſſen wird, über welche zahlreiche Bäche ſich in herrlichen Fällen in ſein Bett ſtürzen; er hat daher auch außer ſeinen öſtlichen und weſtlichen Enden nur wenig Landungspunkte. Er iſt ſehr fiſchreich und friert nie zu. Die Seetz führt ihm eine Menge Bäche zu und tritt unter dem Namen Mag wieder heraus, wodurch er mit dem folgenden verbunden wird. — Der Züricher-See, liegt größtentheils im Canton Zürich; ſeine Länge von Südoſt nach Nord beträgt etwa 10 St.; ſeine Breite $1^1/_2$; er liegt 1279 F. über dem Meere und iſt an einigen Stellen 100 Klafter tief. Eine lange, ſchmale Erdzunge theilt ihn in den kleinern Oberſee und den viel größern Unterſee. Die Spatzierfahrten, jetzt mit einem Dampfſchiffe, auf und an dieſem See gehören zu den beliebteſten in der Schweiz, wegen der Schönheit und des reichen Anbaues ſeiner Ufer. Er ernährt 28 verſchiedene Fiſcharten, worunter vorzüglich Lachſe, Forellen und Karpfen. Die Linth, nach ihrer Vereinigung mit der Mag Lindmag genannt, durchſtrömt ihn und tritt unter dem Namen Limmat bei Zürich wie-

der heraus. Auf der kleinen, aber überaus reizenden Inſel Uffnau, zum Canton Schwyz gehörig, $^1/_2$ St. von Rapperswyl, liegt Ulrich v. Hutten begraben. In Deutſchland überall verfolgt, nachdem ſein edler Beſchützer Franz von Sickingen gefallen war, flüchtete er nach der Schweiz, und hier verſchaffte Zwingli dem tapfern und geiſtvollen Vertheidiger der Wahrheit und des Rechts, dem gleichgeſinnten Freunde Luthers, eine letzte Zuflucht und Pflege für ſeine ſchon zerrüttete Geſundheit. Er ſtarb 14 Tage nach ſeiner Ankunft 1523 in dem blühenden Alter von 36 Jahren. Eine Schreibfeder, einige Briefe und eine Ausgabe ſeiner kleinen Schriften mit ſeinen eigenhändigen Verbeſſerungen, — dies war ſein ganzer Nachlaß, — werden in der Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt. Der Ort ſeines Begräbniſſes iſt ungewiß. — Der Zuger-See, größtentheils im Canton Zug gelegen, hat bei einer Länge von 4 St. und einer Breite von 1 St. ſtellenweiſe eine Tiefe von 200 Klafter. Seine Ufer ſind größtentheils eben und das nördliche ſo mild, daß hier das einzige Kaſtanienwäldchen in der nördlichen Schweiz ſich befindet. Deſto ſteiler und wilder iſt ſein ſüdliches Ufer, wo eine ſenkrechte 4356 F. hohe Wand des Rigiberges ſich erhebt. Er iſt ganz außerordentlich fiſchreich und nährt Karpfen von 50—90 Pfund und Hechte von 30 Pfd.; am meiſten aber werden die Rötelen, eine Art Forellen, geſchätzt. Es fallen nur Bäche in dieſen See. — Der Luzerner-, gewöhnlicher Vierwaldſtädter-See genannt, weil er die 4 im Mittelalter Waldſtädte genannten Oerter Schwyz, Uri, Unterwald und Luzern beſpült. Seine Geſtalt, von allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen, iſt ſehr unregelmäßig und bildet eigentlich 3 verſchiedene Hauptbecken, wovon das nördliche vorzugsweiſe der Luzerner-See, das mittlere der Kreuztrichter oder Buochs-See, das ſüdliche der Urner-See genannt wird. Seine größte Länge beträgt 9 St., die größte Breite 4—5 St.; er iſt an 600 F. tief und liegt 1320, nach Andern 1392 F. über dem Meere; er iſt noch nie ganz zugefroren. Die Reuß durchſtrömt ihn, außer welcher er aber noch eine große Menge nicht unbedeutender Bäche aufnimmt. Seine Ufer ſind wenig angebaut, aber umgeben von ſehr hohen Bergen, wovon die nächſten der Rigi, der Arenberg und der Pilatusberg; viele tiefe und ſchauerliche Buchten und Vorgebirge bildend, iſt kein andrer See in der Schweiz ſo reich an ſtets wechſelnden, mannigfaltigen Naturſchönheiten. Auch ſind dieſe Ufer der wahrhaft klaſſiſche Boden für die Geſchichte der Schweiz: das Rütli, wo zuerſt die Freiheit der Eidgenoſſen beſchworen wurde, und die Tells-Platte und Kapelle, wo Tell aus dem Schiffe des Landvogts mit kühnem Sprunge ſich rettete, liegen jene an ſeinem weſtlichen, dieſe an ſeinem öſtlichen Ufer. Wie mehrere andre Seen der Schweiz, ſo ſteht beſonders

dieſer in üblem Rufe, wegen der Gefahr ihn zu beſchiffen, und freilich, wenn plötzliche Ungewitter eintreten, oder der Föhn (**Favonius?**), ein ſtürmender Südwind, aus dem Gebirge losbricht, ſo begreift man wohl, daß die hohen Felſenufer und die in den engen Keſſeln ſich hoch aufthürmenden Wellen manchem Schiffe den Untergang bringen müſſen. Dieſe Gefahr verſchwindet aber, wenn man ſich nüchternen, mit der Beſchaffenheit des Landes bekannten Schiffern anvertraut. Die Schifffahrt auf dieſem, wie auf den übrigen Seen iſt in den Sommermonaten nicht allein gefahrlos, ſondern ſelbſt höchſt regelmäßig. Alle Morgen weht der Wind von den Alpen herab, und wird, nach der verſchiedenen Lage, zum Oſt- oder Südwinde. Von 9—12 Uhr herrſcht gewöhnlich Windſtille, worauf ſich Nachmittags ein gelinder Weſt- oder Nordwind einſtellt, auf welchen bei Sonnenuntergang dann wieder der Alpenwind folgt. — Der Brienzer-See, im Canton Bern, von Nordoſt nach Südweſt 3 St. lang, $^1/_2$ St. breit und an einigen Stellen 500 F. tief. Auch dieſer See iſt ſehr fiſchreich und wird wegen der Schönheit ſeiner Ufer von Fremden häufig beſucht. Ueberall iſt er von hohen Bergen umgeben, beſonders an der ſüdlichen Seite, wo die hohen Berner Alpen emporſteigen. Der Giesbach, welcher ſich von dieſem Ufer, unweit Brienz, in den See ſtürzt, gehört zu den ſchönſten Waſſerfällen in der Schweiz; das nördliche Ufer iſt etwas mehr angebaut. Die Aar durchſtrömt ihn und verbindet ihn mit dem folgenden. — Der Thuner-See, 1780 F. über dem Meere, von Südoſt nach Nordweſt 4—5 St. lang, 1 St. breit und an 120 Klafter tief. Seine nördlichen Ufer ſind durchaus gebirgig, die ſüdlichen nur zum Theil, und ſeine Umgebungen gehören zu den von Reiſenden am meiſten beſuchten. — Der Murten-See, im Mittelalter Uecht-See genannt, auf Freiburger und Waadtländiſchem Gebiet, 2 St. lang, $^1/_2$ St. breit und 27 Klafter tief. Er wird von dem Bache **Broye** durchſtrömt, welcher nachher in den Neuenburger-See fällt. Seine Ufer ſind in der Geſchichte durch die Niederlage Carls des Kühnen 1476 berühmt. — Der Neufchateller- oder Neuenburger-See, **lac de Neufchatel** (nöſchatel), größtentheils zum Canton Neufchatel gehörig; ſeine Länge von Südweſt nach Nordoſt beträgt 9 St., die größte Breite 2 St., die Tiefe 400 F. und die Höhe über dem Meere 1320 F. Auch hier iſt jetzt ein Dampfſchiff im Gebrauch. Er muß in uralten Zeiten mit dem Murtener- und Bieler-See zuſammengehangen haben, wovon noch Spuren vorhanden ſind. Er nimmt die **Orbe** auf, welche unter dem Namen **Thiele** oder Ziel ihn mit dem folgenden See verbindet. — Der Bieler-See, **lac de Bienne**, liegt 8 F. niedriger als der Neufchateller, und iſt 3 St. lang, 1 St. breit und 217 F. tief. Er iſt ſehr fiſchreich. Die Thiele durch-

durchſtrömt ihn und vereinigt ſich $1^{1}/_{2}$ St. vom See mit der Aar. Die nördlichen Ufer des Sees, wo der Jura ſich erhebt, ſind ſteil, die ſüdlichen flach und buſchig. In dieſem See befindet ſich die kleine, aber wegen ihrer herrlichen Lage und Ausſichten berühmte Peters-Inſel, wo 1765 J. J. Rouſſeau ſich eine Zeitlang aufhielt und wo jährlich ein großes Feſt zur Zeit der Weinleſe gefeiert wird.

Die wichtigſten Flüſſe der Schweiz ſind folgende: Der Rhein, der prächtigſte Fluß in Europa, welcher, ungeachtet alles Zufluſſes trüber Bäche und Ströme, die Klarheit ſeiner grünlichen Wellen bis in die Gegend von Cöln behauptet. Er nimmt beinahe ohne Ausnahme alle von dem nördlichen Abhang der Schweiz kommenden Bäche und Flüſſe auf. Seinen Urſprung verdankt er 3 verſchiedenen Bächen, welche der Vorder-, der Mittel- und der Hinter-Rhein genannt werden, und alle 3 in Graubündten entſpringen. Der Vorder-Rhein, auch Unter-Rhein genannt, entſpringt im Tavetſcher-Thal, am Fuß eines hohen Felſens, **Cima del Baduz** genannt, aus dem kleinen Trumsli-See, man rechnet auch wohl noch 2 kleine Bäche, wovon der eine am Fuß des **Pontenéra**, im **Cornéro**-oder Gurneren-Thal, der andre am Fuß des Crispalt, im Gamer-Thal entſpringt, zu den Quellen des Vorder-Rheins. Der Mittel-Rhein entſpringt an dem Berge Lukmanier, ebenfalls aus 3 Bächen, welche zuſammen das Thal **Val Cadelín** (ſoll heißen **Co del Rhin**, d. h. Kopf des Rheins) durchſtrömen, dann als Mittel-Rhein durchs Medelſer-Thal fließen und ſich bei Diſentis mit dem Vorder-Rhein vereinigen. Dies ſind unſtreitig die wahren Quellen des Rheins, welche alle ihren Urſprung in den zum Gotthard gehörigen Bergen haben. Es iſt indeß angenommen, auch noch einen dritten und zwar ſtärkern Bach, welchen man den Hinter-Rhein nennt, zu den Quellen des Rheins zu rechnen. Dieſer kommt aus dem gewaltigen Rheinwald-Glättſcher, von 13 Gießbächen verſtärkt, durchſtrömt zuerſt das höchſt wilde Rheinwaldthal, dann das Schamſerthal, nimmt im Domleſchger-Thal noch den anſehnlichen Bach **Albüla** auf und vereinigt ſich endlich mit dem verbundenen Vorder- und Mittel-Rhein bei Reichenau. Nun erſt heißt er Rhein, durchſtrömt Graubündten, macht dann die Gränze zwiſchen der Schweiz und dem Vorarlberg und ergießt ſich unterhalb Rheineck in den Bodenſee. Bei Stein tritt er wieder hinaus und bildet unterhalb Schaffhauſen, beim Schloſſe Laufen, jenen weltberühmten Fall, deſſen unbeſchreibliche Pracht von jeher alle nach der Schweiz Reiſende vor allen Dingen hierher gelockt hat. Er iſt der größte Waſſerfall in Europa; und doch ſcheint er im Alterthum unbekannt geweſen zu ſeyn; ſeine Höhe beträgt nach dem verſchiedenen Stande des Waſſers bald 50—60, bald 80

Fuß; da, wo der Sturz beginnt, erheben ſich mehrere Felſen aus dem Rheine und theilen ihn in 5 verſchiedene Fälle. Ehemals ſoll er viel beträchtlicher geweſen ſeyn, am reichſten iſt er in den Monaten Juny, July. Am günſtigſten betrachtet man ihn, vorzüglich in der Morgen- Abendbeleuchtung, oder auch beim Mondſchein, theils vom Schloſſe Laufen, wo man, jedoch von einer anſehnlichen Höhe, den ganzen Rhein überſieht; theils und am prachtvollſten und nächſten von einem am Fuße des Schloßberges angebrachten kleinen Gerüſte, die Fiſchez genannt, wo man zwar nur 3 von den 5 Fällen überſieht, aber die höchſten und ſo in der Nähe, daß hier keine menſchliche Stimme mehr vernommen wird und man ſich in einem beſtändigen Staubregen befindet. Von dem gegenüberliegenden Schlößchen im Wört überſieht man zwar die ganze Breite des Falles, aber in zu großer Entfernung. Noch nie iſt ein Kahn den Rheinfall hinunter unzertrümmert gelangt, und ſchon mehrere Wagehälſe haben beim Verſuch ihr Leben eingebüßt. Die Schiffe müſſen daher oberhalb des Falles ausgeladen werden und andre bei im Wört die Waaren wieder aufnehmen. Weit weniger gefährlich iſt die mehrere Meilen unterhalb befindliche ſogenannte Stromſchnelle bei Laufenburg, wo der Rhein ſich eine Zeitlang durch ein enges Felſenbett über Klippen ſtürzt; hier werden die Schiffe zwar auch ausgeladen, aber dann an Seilen die Stromſchnelle hinunter gelaſſen und wieder beladen. Von Laufen an macht der Rhein beinahe immer die Gränze der Schweiz gegen Deutſchland, gen Weſten fließend, bis er endlich bei Baſel ſich nördlich wendend das Schweizer Gebiet verläßt. — Zum Rheingebiet gehören noch folgende Flüſſe: 1) Die Thur, welche in St. Gallen entſpringt, und von W. her die Murg aufnimmt. 2) Die Töß, welche ganz dem Canton Zürich angehört und bei Nieder-Teufen den Rhein erreicht. 3) Die Glatt, welche eben dieſem Canton angehört, den Greifenſee durchfließt und ſich unterhalb Egliſau mit dem Rhein verbindet. 4) Die Aar (**Ararius**), ſie entſpringt in einer der wildeſten Gegenden der Schweiz, zwiſchen den höchſten Gebirgen auf der Gränze der Cantone Bern und Wallis. Sie wird vorzüglich von 2 Bächen gebildet, wovon der eine aus dem Vorder- oder Unter-Aar-Glättſcher hervorkommt, ſelbſt aber ſchon aus der Vereinigung zweier aus dem Lauteraar- und Finſteraar-Glättſcher entſpringenden Bächen entſtanden iſt; der andre, ſüdlichere, entſteht aus dem Oberaar-Glättſcher. Dieſe und viele andre hier zuſammenſtoßende Glättſcher bilden die größte zuſammenhängende Eismaſſe der Schweiz zwiſchen zum Theil noch unerſteiglichen Gebirgshörnern, welche wie Inſeln aus dem Eismeere hervorragen. Das Innere dieſer Gegenden hat noch kein menſchlicher Fuß betreten. Beide Aarbäche vereinigen ſich bald nach ihrem

Austritt aus den Glättſchern und ſtrömen nun durch das wilde Hasli-Thal, dem Brienzer-See zu. Die Aar durchſtrömt dieſen und den Thuner-See und ergießt ſich, nachdem ſie die Cantone Bern, Solothurn und Aargau durchfloſſen, bei Coblenz in den Rhein. Der Aar ſelbſt ſtrömen zu, vom linken Ufer: a) die beiden vereinigten Lütſchenen, welche ſich in den Brienzerſee ergießen; b) der Simmen, der ſich in den Thuner See ergießt, c) die Saane, welche aus einem Glättſcher am Sanetſchberge entſpringt und ſich bei Laupen in die Aar ergießt; d) die Zihl; ſie entſpringt unter dem Namen **Orbe** aus dem See **Les Rousses**, auf franzöſiſchem Gebiete, durchfließt den **Lac de Joux** und fällt bei **Yverdun** in den Neufchateller-See, in welchen ſich von O. her die den Murten S. durchſtrömende **Broye** ergießt; aus dem Neufchateller S. fließt die **Orbe** unter dem Namen **Thielle** zum Bieler-See, von dieſem endlich bis zur Aar erhält ſie den deutſchen Namen Zihl. Vom rechten Ufer empfängt die Aar a) die große Emmen, welche im obern Canton Luzern entſpringend, den Canton Bern durchſtrömt und ſich unterhalb Solothurn in die Aar ergießt; b) die Suhr, welche aus dem Sempacher See abfließend unterhalb Aarau die Aar erreicht; c) die Reuß, ſie entſpringt auf dem St. Gotthard, nordweſtlich vom alten Hospiz, aus einem kleinen See, welcher am Fuß des **Luzendro** Glättſchers liegt, durchſtrömt dann in unglaublich ſchnellem, von vielen der herrlichſten Waſſerfälle unterbrochenem Laufe den Canton Uri bis zum Vierwaldſtädter-See. Ihr Fall beträgt auf dieſer kurzen Strecke 844 Klafter. Bei Luzern tritt ſie wieder aus dem See heraus, nimmt bald nachher die Wald-Emmen auf und fällt endlich bei Windiſch in die Aar. d) Die Limmat. Sie entſteht unter dem Namen Linth aus drei Bächen am Fuß des Tödi und ergoß ſich ehemals unterhalb des Wallenſees in die Mag, den Abfluß dieſes Sees. Die vielen Geſchiebe, welche ſie von den höheren Gebirgen herabführt, hatten den Abfluß des Sees immer mehr erſchwert und ſeinen Waſſerſpiegel um mehr als 6 Fuß erhöht, wodurch ein Theil der Städte Weſen und Wallenſtadt unter Waſſer geſetzt und die ganze Gegend verſumpft wurde. Ein Kanal, welcher 1807 angefangen und 1811 vollendet wurde, leitet nun die Fluthen der Linth in öſtlicher Richtung in den See, wodurch über 20,000 Morgen des beſten Bodens wieder gewonnen und die ganze Gegend geſunder geworden iſt. Der Staatsrath Eſcher von der Linth, der dieſen Plan angegeben, hat ſich dies große Verdienſt um ſein Vaterland erworben. Aus dem Wallenſee fließt nun die Linth in den Züricherſee, welchen ſie unter dem Namen Limmat bei Zürich wieder verläßt und ſich, nachdem ſie noch vom linken Ufer die Sihl unterhalb Zürich aufgenommen, in die Aar ergießt. Der weſtlichſte Zu-

fluß des Rheins endlich iſt 5) die Birs, welche im Jura entſpringt und oberhalb Baſel in den Rhein mündet. Der aus Frankreich kommende **Doubs** berührt nur eben das Gebiet des Canton Bern und verläßt es bald wieder, um in ganz veränderter Richtung der **Saone** zuzufließen. — Der viel kleinere ſüdliche Theil der Schweiz ſendet ſeine Gewäſſer nach drei verſchiedenen Richtungen. Nordöſtlich durch den Inn, in der Volksſprache Oen, welcher in Graubündten, am Fuße des Septimer-Berges, aus dem kleinen See, **Lago di Lungin** oder **Lugni**, nach andern aus dem **Maloja** See, entſpringt, bald darauf den Silſer-See durchſtrömt und von vielen Bächen verſtärkt das große Thal Engadin durchläuft; bei der Martinsbrücke tritt er ins Tyrol, durchſtrömt es bis Kufſtein und fällt endlich bei Paſſau in die Donau. — Südlich durch den **Tessin** oder **Ticino**: er entſpringt unweit des Hospitiums auf dem Gotthard aus einem kleinen See am Fuße des **Prosa**, ſo daß die kleinen Seen in dieſer Gegend, unter einander in Verbindung ſtehend, Bäche ſowohl der Reuß als dem Teſſin zuſenden. Der Teſſin durchſtrömt das Liviner-Thal und fällt, von mehreren Bächen aus Seitenthälern anſehnlich verſtärkt, bei Magadino in den **Lago maggiore**; aus dieſem wieder heraustretend fällt er unterhalb Pavia in den Po. Sein Fall von der Quelle bis zum **Lago maggiore** beträgt 959 Klafter. — Weſtlich durch die Rhone (**le Rhone**) **Rhodanus**, in der Volksſprache Rotten: ſie entſpringt aus dem Rhone-Glättſcher, welcher im Canton Wallis, auf der Gränze von Bern und Uri, zwiſchen der Furka und dem Nägeli-Stock ſich 6 Stunden weit erſtreckt. Dieſer Glättſcher reichte ehemals 240 Schritte weiter ins Thal hinab, und hat ſich — eine ſeltene Ausnahme — ſeit 1770 vermindert. Die Rhone durchſtrömt den Canton Wallis in ſeiner ganzen Länge, dann den Genfer-See, und tritt bei Genf wieder hinaus, wo ſie dann bald die Schweiz verläßt, ſich in Frankreich bei Lyon mit der Saone vereinigt, ſüdlich wendet und in das mittelländiſche Meer ergießt.

Producte.

Ein Land, welches von ſo unzähligen, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen durchſchnitten iſt, wie die Schweiz, kann unmöglich ſich mit dem Reichthum und der Fruchtbarkeit ebener und milderer Gegenden meſſen. Auch nährt der Ackerbau, der nur in den Ebenen und Thälern gedeiht, höchſtens $^{2}/_{3}$ aller Bewohner, und viel Getreide muß jährlich aus den benachbarten Ländern eingeführt werden: eben daher giebt es auch abgelegene Berggegenden der Schweiz, wo das Brodt zu den ſeltenſten Luxusartikeln gehört, und wo die Einwohner faſt durchaus

von Käſe und Milchſpeiſen leben. Die weſtliche und nordweſtliche Schweiz iſt indeß fruchtbar genug, beſonders gedeiht hier gutes Obſt, Kaſtanien, Wallnüſſe und Kirſchen, aus welchen letzteren das bekannte Baſeler Kirſchwaſſer bereitet wird. In der ſüdweſtlichen Schweiz und vorzüglich an den Ufern des Genfer-Sees wächſt ein ſehr guter Wein; geringere Sorten bei Neufchatel und bei Zürich. Die Schweiz vereinigt in ihrem Pflanzenwuchs die Producte der entgegengeſetzteſten Klimate; auf den Höhen der Berge wachſen Pflanzen, ähnlich denen von Spitzbergen, und in einigen tieferen Thälern, beſonders in Wallis, gedeihen Feigen, Granaten und andre Südfrüchte in freier Luft. Nur einige Gegenden der Schweiz leiden Mangel an Holz; die höheren Gebirge, wo ohnehin die Bevölkerung gering iſt, haben noch ſehr bedeutende Waldungen, in welchen man an 200 Holzarten zählt; nur ſind manche dieſer Wälder, wegen ihrer unzugänglichen Lage, dem Lande von geringem Nutzen. Als Hauptproduct der Schweiz muß man die zahlreichen höchſt nahrhaften Alpenpflanzen und Gräſer betrachten, worauf ſich die Unterhaltung zahlreicher Rindviehheerden und die Beſchäftigung eines großen Theils der Einwohner gründet. — Die Gebirge der Schweiz ſind in bergmänniſcher Hinſicht ſehr arm: das wenige in einigen Flüſſen zuweilen gefundene Gold verdient kaum eine Erwähnung, und außer etwas Eiſen und Blei in Graubündten und St. Gallen, mehr aber noch im Jura als in den Alpen, fehlen die übrigen Metalle beinahe gänzlich; auch würde, wenn ſie vorhanden wären, der Hüttenbetrieb einen Aufwand an Brennmaterial erfordern, welchen die Schweiz nicht zu leiſten im Stande iſt; denn die wenigen Steinkohlen, die man hin und wieder vorzüglich in den niedren Aargegenden, gefunden, ſind nur von geringer Bedeutung. Auch Salz findet ſich zwar an mehreren Orten, allein die Quellen ſind zu ſchwach an Gehalt, nur eine, die bei Bex im Canton Waadt, wird benutzt, liefert aber nur eine geringe Ausbeute. An Steinen zum Bauen iſt natürlich kein Mangel, und Schiefer, Sandſtein, einige jedoch nicht ausgezeichnete Marmorarten, gemeiner Kalk, Alabaſter, oder edler, und gemeiner Gyps, finden ſich in verſchiedenen Gegenden. Der Schweiz eigenthümlicher iſt der Topfſtein, im Lande ſelbſt Lawetzſtein, auch Giltſtein genannt: er kommt vorzüglich in Graubündten und im Canton Teſſin vor, und hat ſeinen Namen daher, daß er ſich leicht zu allerlei Kochgeſchirr verarbeiten und drehen läßt. Die meiſten dieſer Geſchirre gehen nach Italien. Schon die Römer kannten ihn unter dem Namen Comer-Stein, lapis comensis, weil er über Como, am See gleiches Namens, zu ihnen kam. Die Schweiz liefert auch ſehr ſchöne Bergkryſtalle; man findet ſie gewöhnlich in Druſen, Höhlen und Gängen,

welche die Urgebirge durchſetzen; man hat ſchon einzelne Kryſtalle gefunden, welche an 9 Centner gewogen.

Die Viehzucht, und zwar die des Hornviehs, macht den Hauptreichthum der Schweiz aus, man rechnet über 900,000 Stück Hornvieh; die Schafzucht iſt bei weitem weniger bedeutend; Ziegen werden in großer Menge in den höheren Gebirgsgegenden gehalten und finden da noch Nahrung, wo das Schaf ſich nicht hinwagt. Die Schweinezucht iſt ebenfalls nicht bedeutend. Das Wild iſt nicht ſehr häufig in der Schweiz; die Gebirge geben unſern gewöhnlichen Wildarten zu wenig Nahrung und die ausgedehnte Schießfreiheit hat ſie ohnehin verringert. Hirſche und Rehe ſind ziemlich ſelten, Haſen und Füchſe giebt es nur in den ebeneren Gegenden, aber auch nicht ſehr zahlreich. Bären und Wölfe gehören zu den Seltenheiten, welche nur noch hie und da, etwa an den Gränzen von Tyrol, und im Jura ſich zeigen. Dafür aber beſitzt die Schweiz einige Thierarten, welche ihr und den benachbarten Ländern von gleicher Beſchaffenheit, als Tyrol und Savoyen, eigenthümlich ſind. Unter dieſen behauptet die Gemſe den erſten Rang. Die Gemſe gehört zu dem Geſchlecht der Antilopen. Sie bewohnt die höchſten Gipfel der Alpen, wo ſie mit unglaublicher Behendigkeit über Felsklippen und Eisebenen hinwegſetzt; die unzugänglichſten Alpenwieſen reichen ihr ihre Nahrung, und ihr ſcharfes Auge, ihre Wachſamkeit und ihr flüchtiger Lauf ſcheinen ſie für den Menſchen unerreichbar zu machen. Dennoch beſchäftigt die höchſt gefährliche Jagd dieſer Thiere viele leidenſchaftliche Jäger in der Schweiz, in Tyrol und in Savoyen, die nicht ſelten auf ihren ſchwindeligen Wegen den Tod finden. Mit einem guten Gewehr, einem Fernglaſe, Fußeiſen und einigen Lebensmitteln verſehen, erſpähet der Jäger die Gemſen und ſucht ſie wo möglich zu beſchleichen. Nur ſelten gelingt dies, und wird er von einer bemerkt, ſo ſtößt dieſe ein durchdringendes Pfeifen aus, und alle begeben ſich auf die eiligſte Flucht. Der Jäger läßt darum den Muth nicht ſinken; er verfolgt ſie über Eis und Schnee, über Abgründe und Felſen, wo oft jeder Schritt den Tod droht, und weiß ſie in ſolche Felſengegenden zu treiben, wo ihnen kein Ausweg bleibt; nun erſt ſchießt er unter ſie, nicht ſelten aber ſtürzen ſie ſich die Felſen hinab oder auch wohl auf den allzukühnen Jäger, den ſie dann mit ſich in den Abgrund reißen. Zu dieſer Jagd bedient man ſich, wenigſtens in einigen Theilen der Schweiz, einer Büchſe, welche zwar nur einen Lauf, aber zwei Schlöſſer, eins hinter dem andern hat: es werden zwei Schuß hineingeladen und mit dem vordern Schloß der erſte Schuß abgeſchoſſen, ohne daß der zweite ſich entzündet; ſo gut muß die gepflaſterte Kugel ſchließen. Verſagt das erſte Schloß, ſo ſchießt man auch wohl beide Kugeln zugleich durch das hintere Schloß ab. Ein ſolches

Gewehr gewährt alle Vortheile einer Doppelbüchſe und giebt einen viel ſicherern Schuß. Der ganze Ertrag dieſer ſo höchſt gefahrvollen Jagd beſteht in dem ſehr geſchätzten Felle, dem Fleiſche des Thiers und gewiſſer ſchwarzbrauner wohlriechender Kugeln von bitterm Geſchmack, welche man zuweilen in dem Magen der Gemſen findet, in der Medicin benutzt, und Gemskugeln und europäiſchen Bezoar nennt. Der Steinbock, welcher ehemals in der Schweiz gefunden wurde iſt ſchon längſt ausgerottet. — Ein andres in der Schweiz und Savoyen häufiges Thier iſt das Murmelthier. Die Murmelthiere, gewöhnlich von gelbbrauner, auch ſchwarzer Farbe, und von ſehr verſchiedener Größe, hauſen ebenfalls auf den höchſten Alpen, wo ſie, wie die Kaninchen, in die Erde bauen und von Wurzeln und Kräutern leben. Auch dies kleine Thier wird von den Jägern eifrig verfolgt, ſowohl wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches, als wegen ſeines für ſehr heilſam in vielen Krankheiten geachteten Fettes. Die Savoyarden wiſſen die jungen Murmelthiere zu allerlei Kunſtſtücken abzurichten. Dieſe Thiere bringen den ganzen Winter in ihrem Bau im feſteſten Schlafe, oder vielmehr in Erſtarrung hin, ohne die geringſte Nahrung zu ſich zu nehmen, und in dieſer Jahreszeit fängt man ſie am leichteſten. Man ſucht nemlich den Eingang zu ihrem Baue auszuſpüren, und hat man ihn gefunden, ſo gräbt man, gewöhnlich im October, wenn die Kälte ſchon bedeutend, den Thieren nach. Die Länge des Ganges und die Tiefe deſſelben ſind nach der Beſchaffenheit des Bodens ſehr verſchieden; ſelten aber iſt das Lager, wo ſie familienweiſe liegen, über 4—5 F. unter dem Raſen. Bei gehöriger Kälte kann man ſie ganz bequem mit den Händen aufnehmen und nach Hauſe tragen, ohne daß ſie erwachen, was ſogleich erfolgt, wenn man ſie in ein warmes Zimmer oder in die Sonne bringt. Sie im Sommer zu ſchießen iſt ſehr ſchwer, wegen ihrer großen Wachſamkeit. — Ein drittes, den höheren Gebirgen eigenthümliches Thier iſt der Berghaſe. Er unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen Haſen, theils dadurch, daß er gleich dem Kaninchen in die Erde baut, vorzüglich aber dadurch, daß er mit dem Eintritt des Winters die Farbe wechſelt und ganz weiß wird. Sein Fleiſch iſt wohlſchmeckender, als das des gewöhnlichen Haſen. Der ſchlimmſte Feind aller dieſer Thiere iſt, nächſt dem Menſchen, der Lämmergeier, der größte aller europäiſchen Raubvögel. Er läßt ſich meiſtens nur in den höheren Gebirgsgegenden ſehen, iſt aber dort auch ſehr gefürchtet, weil er nicht allein kleinere Thiere angreift, ſondern oft auf junge Lämmer und Ziegen, ja nicht ſelten ſogar auf kleine Kinder herabſtößt und ſie mit in die Luft führt. Er iſt ſo kühn, daß man Beiſpiele hat, daß er Jäger, die ſich ſeinem Neſte nahten, angegriffen und ſchwer verwundet hat.

Einwohner. Sprache. Religion.

Die jetzigen Bewohner der Schweiz ſind ein Gemiſch verſchiedener Völker; der größte Theil derſelben gehört indeß zum deutſchen Volksſtamme; nur die weſtlichen Gegenden werden von Völkern galliſcher und die ſüdlichſten italiäniſcher Abkunft bewohnt. Eben ſo iſt auch die Herrſchaft der Sprachen vertheilt. Der bei weitem größte Theil des Landes, das ganze Innere, der Norden und Oſten reden Deutſch; im Südweſten und Weſten iſt das Franzöſiſche herrſchend, und im Süden und Südoſten reden die Einwohner Italiäniſch. Verwandt zwar mit dieſer letztern Sprache, doch ſehr verſchieden von ihr, iſt das ſogenannte Romaniſche oder Ladiniſche, welches in den ſüdlichen Thälern von Graubündten geſprochen wird. Die Bewohner dieſer Thäler ſollen, nach einer alten Sage, urſprünglich in Tuscien (Toscana) gewohnt und ſich bei den verheerenden Einfällen der Gallier in dieſe wilden Gegenden zurückgezogen haben. Die Aehnlichkeit der Namen mancher Oerter in ihrem Lande mit denen des alten Etruriens und Latiums, als Lavin (**Lavinium**), Thuſis (**Tuscia**), Ardez (**Ardea**), ſcheint dieſe Sage allerdings zu beſtätigen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die jetzige **lingua romanscha** eben ſo aus dem Latein abgeleitet iſt, wie das Italiäniſche. — In religiöſer Hinſicht bekennen ſich die Schweizer theils zur katholiſchen, theils zur reformirten Kirche, und zwar ſo, daß einige, die kleineren oder ſogenannten alten Cantone, ganz katholiſch; andre, die größeren, ganz reformirt ſind; in den meiſten aber beide Parteien mit gleichen Rechten neben einander beſtehen. Im Ganzen iſt es auch hier, wie in Europa überhaupt: nemlich im Norden iſt der Proteſtantismus, im Süden der Katholicismus überwiegend. Die Zahl der Katholiken mag 8—900,000 betragen.

Seitdem in dem größten Theile der Schweiz eine kleinliche Induſtrie die alte männliche Beſchäftigung des Ackerbaues, der Viehzucht und der eigentlichen Handwerke verdrängt hat, iſt die Bevölkerung zwar geſtiegen, aber vieles von der Sitteneinfalt, der Körperkraft und den Tugenden der Vorfahren verloren gegangen. Nur noch bei dem eigentlichen Landmann und vorzüglich bei den rüſtigen Hirtenvölkern findet man Spuren der alten Sitten und des alten Sinnes. Fremde, beſonders franzöſiſche, Kriegsdienſte, in welche ſich die Jugend zu Tauſenden ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten, begab, und der ewige Verkehr mit den aus allen Gegenden Europa's zuſtrömenden Fremden, haben ſowohl der Reinheit der Sitten, als der Gaſtfreiheit und Uneigennützigkeit der Schweizer ſehr geſchadet. Freiheitsſinn, Tapferkeit und feſte Treue haben ſie indeß noch in der neueſten Zeit rühmlich bewährt. Ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter

der Schweizer iſt die unüberwindliche Anhänglichkeit an ihr Vaterland. Der Schweizer bringt zwar nicht ſelten einen Theil ſeines Lebens in fremden Ländern zu, immer aber mit der Hoffnung und dem ſehnlichen Wunſche der Rückkehr in ſeine Gebirge. Wird dieſer Wunſch nicht befriedigt, ſo artet er oft in eine abzehrende Krankheit, das Heimweh (Noſtalgie) aus. Um dies bei den ehemals im franzöſiſchen Dienſte ſtehenden Schweizer-Regimentern ſich oft zeigende Uebel zu verhindern, war es dort verboten, den ſogenannten Kuhreigen (ranz des vaches) zu ſpielen: eine Melodie der Schweizer Alpenhirten, deren Töne bei den Soldaten die unwiderſtehlichſte Luſt zur Rückkehr ins Vaterland erweckten.

Verfaſſung.

Bis 1798 gab es in der Schweiz 13 Cantone, welche die eigentliche Eidgenoſſenſchaft bildeten, 9 zugewandte Orte oder Bundesgenoſſen und 8 gemeine Herrſchaften oder eroberte, abhängige Provinzen. Im Jahre 1798 ward die Schweiz gewaltſam revolutionirt und das ganze Land ſollte nur eine Republik bilden. Dieſer unnatürliche Zuſtand dauerte bis 1803, wo Napoleon die alten 13 Cantone wiederherſtellte und aus den übrigen Provinzen 6 neue Cantone bildete, nemlich St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Teſſin und Waadtland. Seit 1815 ſind noch drei Landestheile zu Cantonen erhoben worden, Wallis, Neufchatel und Genf, ſo daß jetzt, ſeit dem 7. Aug. 1815, die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft aus 22 Republiken oder Cantonen beſteht, wovon jeder das Recht hat, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren. Ein jeder derſelben hat daher auch eine eigenthümliche Verfaſſung, mehr demokratiſch in den kleineren, mehr ariſtokratiſch in den größeren. In allen aber herrſcht eine lobenswerthe Freiheit und Milde, und es möchte ſchwer ſeyn, in der ganzen Welt ein Land zu finden, wo die Abgaben ſo unbedeutend, die Verwaltung ſo wenig koſtſpielig und die perſönliche Freiheit ſo groß wäre, als in der Schweiz. Ueber allgemeine Angelegenheiten, Krieg und Frieden u. a. berathſchlagt die Tagſatzung, d. h. die Verſammlung der Abgeordneten aller Cantone. Sie verſammelt ſich abwechſelnd, aber immer 2 Jahre hinter einander, in den 3 Städten, Zürich, Bern und Luzern, welche deshalb auch Vororte heißen; und der jedesmalige Schultheiß des Vororts iſt auch Vorſitzer in der Tagſatzung und heißt als ſolcher Landamman. Alle Mächte Europa's haben übrigens der Schweiz eine ewige Neutralität zugeſtanden. Die Kriegsmacht der Schweiz, zu welcher jeder Canton ſein verhältnißmäßiges Contingent ſtellt, iſt auf 67516 Mann beſtimmt, wovon jedoch nur die Hälfte zum

erſten Aufgebot oder zum wirklichen Dienſte gehört. Nur eine äußerſt geringe Zahl dieſer Truppen wird in Friedenszeiten beſtändig unterhalten. In den meiſten Cantonen weiß man nichts von Soldaten im Frieden. Außerdem haben durch beſondre Verträge Frankreich, Preußen, die Niederlande, Sardinien und Neapel das Recht erhalten, freiwillige Werbungen in der Schweiz anzuſtellen bis auf den Belauf von 30 = bis 40000 Mann. Seit 1830 ſind in den meiſten Cantonen, beſonders in ſolchen, wo noch gewiſſe ariſtokratiſche Vorrechte beſtanden, mannigfaltige Unruhen vorgefallen, deren Reſultat im Ganzen dahin ausgefallen iſt, daß überall jetzt das demokratiſche Princip das vorwaltende geworden und die Vorrechte, welche die Hauptſtädte in den meiſten Cantonen vor den Landgemeinden behaupteten, gemildert oder ganz aufgehoben worden ſind. Nur in einem Canton, in Baſel, iſt daraus eine förmliche Trennung von Stadt und Land entſtanden.

Maaß. Gewicht. Münze.

Maaße, Gewicht und Münzen ſind nicht allein in jedem Canton verſchieden, ſondern ſelbſt in einem und demſelben Canton weichen ſie ſehr ſtark von einander ab: man iſt jetzt damit beſchäftigt, übereinſtimmende Grundſätze über dieſe wichtige Angelegenheit aufzuſtellen. Mit franzöſiſchem und Conventions = Gelde kann man ziemlich durch die ganze Schweiz fortkommen, nur wird ſein Werth an jedem Orte nach der Landesmünze anders gerechnet, und dieſe Ortsmünze gilt wiederum nicht im benachbarten Canton. Am gewöhnlichſten rechnet man entweder nach franzöſiſchen Louisd'ors oder Carolinen, oder nach großen Thalern, d. h. Laubthalern; oder nach Gulden, einer eingebildeten Münze von verſchiedenem Werthe an jedem Orte; meiſtens kommt indeß der Werth mit dem eines deutſchen Gulden von 60 Kreuzern oder 20 Sgr. überein, oder endlich nach Schweizer Franken, wovon 3 zwei rheiniſche Gulden betragen. — Die Entfernungen werden in der Schweiz nach Stunden gerechnet; 5 Schweizer Stunden machen ungefähr 6 deutſche aus.

Eintheilung.

Nach der jetzigen politiſchen Rangordnung folgen die 22 Cantone ſo auf einander: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Baſel, Schaffhauſen, Appenzell, St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Teſſin, Waadtland, Wallis, Neufchatel, Genf. Wir werden, da dieſe Ordnung in geographiſcher Hinſicht vollkommen gleichgültig iſt, einer uns bequemer dünkenden folgen.

1. Der Canton Zürich, im N. von Baden und Schaffhauſen, im O. von Thurgau und St. Gallen, im S. von Schwyz und Zug, im W. von Aargau begränzt, enthält auf einem Flächenraum von 32 □ M. über 226000 Einw.; er iſt daher einer der bevölkertſten und zugleich einer der fruchtbarſten Cantone. Unter den übrigens ganz reformirten Einwohnern befinden ſich nur einige katholiſche Gemeinden von etwa 1500 Seelen. Mehr eben als gebirgig, geſtattet er einen reichen Anbau von Getreide, Obſt und Wein, letzterer wird beſonders an den Ufern des Züricher-Sees gebaut; aus den Aepfeln und Birnen wird Cider, aus den Kirſchen Kirſchgeiſt gemacht: der beſte Wein wächſt auf der öſtlichen Seite des Sees. Drei Gebirgszüge durchſtreichen das Land: die Allmanns-Kette und der Albis, jene zur rechten, dieſe zur linken Seite des Sees, und im Nordweſten der Läger-Berg, die letzte Verzweigung des Juragebirges. Unter dieſen iſt aber keiner, welcher die Höhe von 3000 Fuß bedeutend überſtiege, ſo, daß hier von Schnee und Eis im Sommer nicht die Rede iſt. Die Hauptgewäſſer ſind die ſchiffbare Limmat, mit welcher ſich unterhalb Zürich die Sihl vereinigt; die Thur, Töß und Glatt, und der Rhein und die Reuß als Gränzflüſſe. Der ſchöne See mit ſeinen reizenden, mit unzähligen Dörfern und Landhäuſern beſetzten Ufern iſt eine Hauptzierde dieſer Gegend. Der Hauptort des Cantons iſt:

Zürich oder Zürch an der Limmat, da, wo ſie eben aus dem See tritt; ſie theilt die Stadt in 2 Hälften, welche durch 3 Brücken mit einander verbunden werden, eine vierte iſt im Bau begriffen. Die Stadt war bis 1833 nach alter Art befeſtigt; ſeitdem ſind dieſe nutzloſen Feſtungswerke abgebrochen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 14000. Schon zur Zeit der Römer ſtand hier ein Ort Turicum. Im Mittelalter erhob ſich Turek oder Turik durch Handel und Gewerbe zum Range einer freien Reichsſtadt, bis ſie 1351 ſich dem eidgenoſſiſchen Bunde anſchloß. Erſt vom 14. Jahrhundert an erwarb Zürich theils durch Eroberung, mehr noch durch Kauf, das jetzige Gebiet des Cantons. Im Jahre 1519 begann hier Ulrich Zwingli die Schweizer Reformation; und ſeitdem iſt Zürich immer der Mittelpunkt der gelehrten Bildung der Schweiz geblieben. Der Naturforſcher Conrad Geßner, † 1565, Johann Jakob Bodmer, † 1783, Salomon Geßner der bekannte Dichter, † 1787, Johann Caspar Lavater, † 1801, und Heinrich Peſtalozzi, † 1827, gehörten zu ihren Bürgern. — Zu den wichtigſten Gebäuden der Stadt gehören: das große Münſter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, das anſehnliche Rathhaus, 1699 vollendet; die Stadtbibliothek, in der ſogenannten Waſſerkirche: ſie beſitzt an 50000 Bände viele ſehr intereſſante Manuſcripte und Briefe in Beziehung auf die Schweizergeſchichte und die Müllerſche

Reliefdarſtellung von etwa ⅓ der ganzen Schweiz; das 1765 erbaute Waiſenhaus. Die Stadt und nächſte Umgegend bieten herrliche Spaziergänge und Ausſichten über den See nach den höhern Gebirgen dar. In der Stadt ſelbſt iſt wohl der ſchönſte Punkt auf dem Walle, die Katze genannt; außerhalb der Stadt: der Schützenplatz, wo ein Denkmal Sal. Geßners ſteht; und das Sihlhölzchen. Zürich hat eine 1832 gegründete Univerſität, und eine Cantonsſchule, welche aus einem Gymnaſium und einer Induſtrieſchule beſteht. Der Canton Zürich hat nicht unbedeutende Fabriken in Baumwolle, Wolle, Seide, Leder; ein großer Theil der Arbeiter lebt auf dem Lande; auch der Handel mit Deutſchland und Italien iſt ziemlich lebhaft.

Sonſt bemerken wir noch in dieſem Canton: die freundliche kleine Stadt Winterthur, wo viel Betriebſamkeit herrſcht; in der Nähe die uralte Burg Kyburg, noch bis zum Jahre 1798 bewohnt. Das Städtchen Laufen, ½ Stunde von Schaffhauſen, bei welchem der bekannte Rheinfall. Das ehemalige Kloſter Cappel, an der Gränze des Cantons Zug; hier fiel 1531 das blutige Treffen zwiſchen 8000 katholiſchen Schweizern und 2000 Zürichern vor, in welchem letztere geſchlagen und Ulrich Zwingli, 48 Jahr alt, welcher ſeiner Pflicht gemäß mit in den Streit gezogen war, mit den Worten fiel: „ob ſie gleich den Leib tödten, mögen ſie doch die Seele nicht tödten." Er ward von den wüthenden Feinden, auf ſeine Weigerung ſich zur katholiſchen Kirche zu bekennen, erſtochen, ſein Leichnam zerſtückt und verbrannt. Einer ſeiner jüngern Freunde, Thomas Plater, welcher neben ihm geſtritten, rettete ein Stück von ſeinem Herzen aus den Flammen, und als er es ſpäterhin dem größten Verehrer Zwingli's, Oswald Myconius zu Baſel, als ein theures Heiligthum vorwies, warf dieſer es in den Rhein, „damit es nicht zu einem Gegenſtande neuen Aberglaubens werde."

2. Der Canton Bern, im N. an Frankreich, Baſel und Solothurn, im O. an Aargau, Luzern, Unterwalden und Uri, im S. an Wallis, im W. an Waadt, Freiburg, Neufchatel und Frankreich gränzend, enthält auf 121 □ M. 369000 Einw. und iſt noch jetzt der größte aller Cantone, obgleich ihm ſeit dem Jahre 1798 zwei ſehr bedeutende Ländertheile entriſſen worden ſind: im Norden der jetzige Canton Aargau und im Südweſten der Canton Waadt; wogegen er nur den größten Theil des ehemaligen Bisthums Baſel mit etwa 62000 Einw. wieder erhielt. Die Einwohner ſind reformirt, mit Ausnahme von etwa 40000 Katholiken im ehemaligen Bisthum, wo auch Franzöſiſch geſprochen wird. Dieſer Canton zeigt eine große Mannigfaltigkeit in Hinſicht auf Klima und Boden. Der ſüdliche Theil, an den Gränzen von Wallis, das ſogenannte Berner Oberland, ſteigt durch herrliche, tiefe Thäler bis zu der prächtigen Gebirgs-

kette empor, wo die Jungfrau, das Finſter-Aarhorn, das Schreckhorn, der Eiger und andre mit unzähligen Glättſchern ſich erheben. In dieſen Gegenden kann nur Viehzucht getrieben werden. Die mittleren und nördlichen Gegenden ſind weniger gebirgig, zum Theil eben, und hier gedeiht Ackerbau, Obſt- und Wein-Cultur. Das ehemalige Biſthum Baſel, von dem Jura durchzogen, iſt meiſtens wild, dürr und unfruchtbar. Der Canton Bern gehört zu den am beſten angebauten, und überall ſieht man Fröhlichkeit und Wohlſtand, die Folgen einer milden Regierung. Die Gewäſſer ſind die ſchon oben beſchriebenen Seen, der Brienzer, der Thuner, der Bieler, und die Flüſſe Aar, Emmen, Simmen, Birs und Doubs.

Ungefähr in der Mitte des Cantons, auf einer von der Aar an 3 Seiten umfloſſenen hohen Halbinſel, liegt die Hauptſtadt **Bern**, mit etwa 20000 Einw. Ihre hohe Lage, 108 F. über der Aar und 1708 F. über dem Meere, macht ſie zu einem der geſundeſten Orte in der Schweiz. Sie iſt ſchön und regelmäßig gebaut, die meiſten Straßen mit Bogengängen an den Häuſern verſehen. Dieſe Stadt ward 1191 von Berchtold V. Herzog von Zähringen gegründet und 1218 zur freien Reichsſtadt erhoben. In beſtändigem Kampfe mit dem benachbarten öſterreichiſchen Adel, nahm ſie ſchnell an Reichthum und Macht zu, trat 1353 in den eidgenoſſiſchen Bund, und erwarb in den folgenden Jahrhunderten, durch Sieg und Kauf, von den Herzögen von Savoyen das Waadtland, von den Grafen von Greierz weitläuftige Beſitzungen und von Oeſterreich das Aargau. Mitten unter dieſen Kämpfen 1405 brannte die Stadt beinahe ganz ab und ward nun viel ſchöner und regelmäßiger wieder aufgebaut, erſt im 17ten Jahrhundert ward ſie befeſtigt und jetzt ſind die Feſtungswerke in Spaziergänge verwandelt. — Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören: das herrliche alte Münſter in den Jahren 1421—1502 von Mathias Oenſinger, deſſen Vater am Straßburger Münſter gearbeitet, erbaut. Der Thurm iſt, wie bei den meiſten gothiſchen Gebäuden, leider nicht vollendet. Von der das Münſter umgebenden Teraſſe hat man eine herrliche Ausſicht, ſowohl in die Ferne als auf die am Fuß des ſchroffen Abhanges einen prächtigen Waſſerfall bildende Aar. Ferner das Bürgerſpital, ein neues, prächtiges Gebäude; die Inſel, oder das eigentliche Spital für Kranke; die Münze, das Kornmagazin, das Zeughaus, endlich die Kirche zum h. Geiſt. Bern iſt der Geburtsort des Naturforſchers und Dichters Alb. v. Haller. Die Stadt hat eine Univerſität, Akademie genannt, ein Gymnaſium, eine öffentliche Bibliothek mit vielen auf die Schweizergeſchichte bezüglichen Handſchriften, einem bedeutenden Medaillencabinet und mancherlei naturhiſtoriſchen Sammlungen verbunden; mehrere gelehrte Vereine, beſonders die Geſellſchaft ſchweizeriſcher

Geſchichtsforſcher und die naturforſchende Geſellſchaft, und einigen Handel und Fabriken in Baumwolle, Leinen, Seide, Leder u. ſ. w. Das hier verfertigte Schießpulver iſt ausgezeichnet gut. — In der Nähe der Stadt liegt das Dorf Reichenbach, wo einſt der alte Berner Held Rudolph von Erlach, der Sieger bei Laupen 1339 und Befreier ſeines Vaterlandes, von ſeinem Schwiegerſohne Rudenz, mit ſeinem eignen Siegerſchwerdte, das an der Wand hing, in hohem Alter ermordet wurde. — Zwei Stunden nördlich von Bern liegt der Ort Hofwyl, wo das bekannte landwirthſchaftliche Inſtitut von Fellenberg und in dem benachbarten Buchſee oder Münchenbuchſee eine bedeutende Erziehungsanſtalt ſich befindet.

Zu dieſem untern Theile des Cantons gehören noch: a) das Emmenthal, eine 9—10 Stunden lange, 4—5 Stunden breite, durch fette Alptriften, fleißigen Anbau und Betriebſamkeit der Bewohner ausgezeichnete Landſchaft. Der Emmenthaler Käſe iſt weit und breit berühmt; der Hauptort der Gegend iſt Burgdorf, an der Emme, mit einem Schloſſe, welches von der Regierung dem Peſtalozzi'ſchen Inſtitute überlaſſen worden war. b) Das Seeland, oder die öſtlichen Ufer des Bielerſees, wo guter Wein wächſt. Hier liegen die Orte: Nidau, an der Zihl; Aarberg, auf einer Inſel der Aar, und Erlach oder Cerlier am Bieler See, Stammort eines in der berner Geſchichte berühmten Geſchlechtes.

Das Oberland begreift den ſüdlichen Theil des Cantons und beſteht aus mehreren von Norden gegen Süden zu den höchſten Gebirgen emporſteigenden Thälern, als das Hasli-Thal, Grindelwald-Thal, Lauterbrunner-Thal, Kander-Thal, Frutingen-Thal, Simmen- und Saanen-Thal. Dieſe höchſt wilde und dabei reizende Gegend iſt von jeher von Fremden vorzugsweiſe beſucht worden. Von Bern aus gelangt man zuerſt zu dem Städtchen Thun mit 4000 Einw., am See gleiches Namens, von da nach Unterſeen mit 1500 Einw., zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See, wobei das Schloß Interlaken (inter lacus); hier, obgleich der Ort von hohen Bergen umſchloſſen iſt, wachſen noch die größten Nußbäume in der Schweiz. Von hier aus beſucht man gewöhnlich folgende 3 Thäler. Das Haslithal, 12 Stunden lang, von der Aar durchſtrömt, und von einem durch Schönheit, mildere Sprache und hohe Freiheitsliebe ausgezeichneten Volksſtamme bewohnt, welcher ſich rühmt, in uralter Zeit einſt aus Schweden, einer Hungersnoth wegen, ausgewandert zu ſeyn. Der Hauptort iſt Meiringen mit 1900 Einw. im Unter-Haslithale, bei welchem der Reichenbach einen der ſchönſten Waſſerfälle in der Schweiz bildet. Von Meiringen ſteigt man noch 7 Stunden immer an der Aar entlang bis zum Spitale auf dem Grimſel; viele

herrliche Waſſerfälle ſieht man auf dieſem Wege, der aber beſonders in den letzten Stunden höchſt ſteil und fürchterlich iſt. Das Spital liegt 5880 F. über dem Meere, 1/2 Stunde unter dem höchſten Punkte des Weges, und wird von einem Einwohner des Thales vom März bis November bewohnt. Arme werden hier unentgeldlich geſpeiſt; Wohlhabende zahlen nach Gutdünken. Von hier führt ein Weg über den Grimſel nach Obergeſteln in Wallis: ein andrer über die ſogenannte Maienwand, einen ſchroffen, aber mit Raſen und Gebüſch bewachſenen Abhang, nach dem Urſerenthale im Canton Uri. Auch gelangt man vom Spital zu den Aar-Glättſchern, und über die Maienwand zum Rhone-Glättſcher. — Das zweite, von vielen Reiſenden beſuchte Thal dieſer Gegenden iſt das Thal von Grindelwald; dies iſt der Name eines einzeln liegenden Wirthshauſes, in welchem ſich aber die Bewohner des ganzen Thals oft verſammeln. Nirgend kann man die Glättſcher leichter beſteigen, als hier. Man gelangt von Grindelwald aus zu zweien, dem Unter- und Obergrindelwald-Glättſcher, welche von dem Eiger, Mönch, Schreckhörnern und Finſteraarhorn eingeſchloſſen werden. — Das dritte, viel beſuchte Thal iſt das Lauterbrunner Thal, 6 Stunden lang und höchſtens 1/4 Stunde breit. Die Reiſenden beſuchen hier gewöhnlich den Staubbach, welcher 800 F. hoch von dem Pletſchberge hinabſtürzt und ſich in der Luft in Staubregen auflöſt. Der Anblick iſt beſonders des Morgens unbeſchreiblich ſchön. Doch giebt es noch an 20 andre Waſſerfälle in dieſem Thale, welche zum Theil an Schönheit dem Staubbach wenig nachgeben. Die weiße Lütſchine durchſtrömt dieſes Thal. Die andern, beſonders die herrlichen Saanen- und Simmenthäler, ſind mit Unrecht weniger berühmt. — In dem durch den Wiener Congreß zum Canton Bern geſchlagenen Bisthum Baſel iſt der Hauptort Bruntrut oder **Porentruy**, mit dem ehemaligen Reſidenzſchloſſe der Biſchöfe, einem Gymnaſium und einer Gewehrfabrik. Ferner das Felſenthor **Pierre pertuis**, ein 40 F. hoher Paß durch eine 15 F. dicke Felſenwand ſchon von den Römern gebrochen, wie eine darüber befindliche Inſchrift bezeugt, wurde ehemals als die natürliche Gränze und der Eingang zur Schweiz betrachtet. Endlich Biel oder **Bienne** in einer ſehr milden und fruchtbaren Ebene, am See gleiches Namens. Die Einwohner, über 2700, ſprechen Deutſch, dicht bei der Stadt beginnt aber das Franzöſiſche. Biel iſt eine ſehr alte Stadt, war ehemals reichsfrei und gehörte zu den ſogenannten zugewandten Orten der Eidgenoſſenſchaft.

Der Canton Bern enthält mehrere Heilquellen, worunter das Aarzihle-Bad, dicht bei der Stadt ſelbſt, eine Eiſenquelle; das Bad Engiſtein 2 1/2 Stunde von Bern; Blumenſtein 4 1/2 Stunde, das benachbarte Gurnigel, eine Schwefelquelle, 6 Stunden von der Stadt, an der Gränze des

Cantons Freiburg in einer hohen Gebirgsgegend, und endlich Weißenburg im Simmenthal die berühmteſten ſind.

3. Der Canton Luzern, im N. von Aargau und Zug, im O. von Schwyz und Unterwalden, im S. und W. von Bern begränzt, enthält auf 27 1/2 □ Meilen etwa 110000 katholiſche Einwohner; er iſt der größte unter den katholiſchen Cantonen. Der Luzerner- oder Vierwaldſtädter- und der Sempacher-See; die Reuß und die Wald-Emme, welche ſich in die Reuß ergießt, ſind die Gewäſſer. Das ganze Land iſt zwar gebirgig, doch findet nur im ſüdlichen Theile Alpenwirthſchaft Statt; bleibender Schnee iſt nirgend. Ackerbau und Viehzucht ſind die einzigen Nahrungsquellen; jede andre Betriebſamkeit iſt hier beinahe ganz unbekannt; wie denn überhaupt die katholiſchen Cantone hierin den proteſtantiſchen weit nachſtehen, wogegen ſie freilich aber auch mehr alterthümliche Sitte beibehalten haben. Der Getreidebau iſt ſo bedeutend, daß die benachbarten kleinen Cantone hier ihre Bedürfniſſe einkaufen können. — Die einzige Stadt von Bedeutung iſt Luzern, an der Reuß und am Vierwaldſtädter-See, mit etwa 7200 Einw. Der Handel iſt nicht unbeträchtlich, indem beinahe alle Güter aus Deutſchland und Frankreich nach Italien hier eingeſchifft werden und dann die Straße über den Gotthard nehmen. Von den 3 Brücken über die Reuß, jede mit Gemälden geziert, iſt die Hofbrücke, von welcher man die herrlichſte Ausſicht über den See und die entfernten Alpen hat, die merkwürdigſte. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Gymnaſium und ein Theater. Das ſehenswerthe Zeughaus enthält viele Beuteſtücke und Alterthümer aus den Schweizerkriegen. Das Merkwürdigſte in Luzern iſt das vom General Pfyffer von Wyher angefertigte Modell in erhabener Arbeit, von einem Theile der Schweiz. Es ſtellt in einem Raume von 20 1/2 F. Länge und 12 F. Breite 60 □ Stunden mit der außerordentlichſten Treue dar, ſo daß 1000 F. in der Natur hier 1 Zoll einnehmen. Es umfaßt den Canton Luzern und Theile der benachbarten. — Jetzt iſt Luzern der Sitz eines päpſtlichen Nunzius. An einer ſchroffen Felſenwand in der Nähe der Stadt iſt nach der Zeichnung Thorwaldſens von dem Künſtler Ahorn ein koloſſaler Löwe, zum Andenken der bei Vertheidigung der Tuilerien am 10. Aug. 1792 gefallenen Schweizer, ausgehauen. Unfern der Stadt liegen auf einem Hügel am Vierwaldſtädter-See die Ruinen von Neu-Habsburg, einem Sommerſchloſſe der Grafen von Habsburg; es ward 1352 von den Eidgenoſſen zerſtört. — Südlich von Luzern erhebt ſich der mächtige Pilatusberg, 7128 F. hoch. Lange Zeit war er ein Gegenſtand der Neugier und des Aberglaubens, ja der Zugang von der Obrigkeit verboten. Der Name (wohl eigentlich mons pileatus, der Hut- oder Haubenberg) hatte zum Volkswahn Veranlaſſung gegeben, die Seele des

Pon-

Pontius Pilatus ſey in den auf dem Gipfel befindlichen See gebannt, und errege, unwillig über die neugierigen Beſucher, Sturm und Ungewitter. In der That iſt ſein Haupt beinahe ſtets von Wolken bedeckt und plötzliche Gewitter dort ſehr häufig. — Bei dem Flecken Sempach, am See gleiches Namens, beſiegten 1400 Eidgenoſſen am 9. July 1386 den Herzog Leopold von Oeſterreich. Arnold von Winkelried gab ihnen den Sieg. — In dem Flecken Bero Münſter, im dortigen Stifte, ward 1470 die erſte Buchdruckerei in der Schweiz errichtet. — Der intereſſanteſte Theil des Landes iſt das ſogenannte Entlibuch, ein ſchönes 6 Meilen langes Thal im ſüdweſtlichen Theile des Cantons. Die Einwohner zeichnen ſich durch Fröhlichkeit, Witz, Schönheit und unbegränzten Freiheitsſinn vor allen Schweizern aus. Sie treiben blos Alpenwirthſchaft und etwas Spinnerei. Sie ſind berühmte Meiſter im Schwingen, d. h. Ringen, und halten jährlich Wettkämpfe mit ihren Nachbarn den Hasli- und Emmenthalern.

4. Der Canton Unterwalden, im N. und W. von Luzern und dem Vierwaldſtädter-See, im O. von Uri, im S. von Bern begränzt, hat 12½ □ M. und 24000 katholiſche Einwohner. Dieſer, einer der Urcantone der Schweiz, hat ſeit dem Jahre 1308 ſein Gebiet nur um die eine Gemeine Alpnach vermehrt. Dieſes Land hat ſehr hohe Gebirge mit ewigem Schnee und Glättſchern; der Titlis 10500 Fuß hoch, und die Surenen-Alpen, eine Kette, die über 7000 F. Höhe erreicht, trennen es vom Canton Uri. Die Einwohner ſind ein frommes und tapferes Volk, deſſen beinahe einzige Beſchäftigung die Viehzucht iſt, auch geſtattet der Boden keine andere Benutzung. Nur hier und da wird etwas Florettſeide geſponnen. Seit dem 12ten Jahrhundert iſt dies Land, wie noch jetzt, in 2 kleinere Staaten getheilt, welche aber gemeinſchaftlich die Tagſatzung beſchicken; durch den Kernwald wird es nemlich in das Land Ob dem Wald oder Obwalden, im Weſten, und das Land Nid dem Wald oder Nidwalden, im Oſten getheilt. Dies letztere an ſich ſchon arme Land ward, als es ſich die aufgedrungene Conſtitution von 1798 anzunehmen hartnäckig weigerte, von den Franzoſen mit beiſpielloſer Grauſamkeit verwüſtet, und alles, bis auf den Hauptort, abgebrannt. — Der Hauptort von Nidwalden iſt Stanz, mit 4500 Einw.; dieſer Flecken liegt zwiſchen Obſtbäumen in einer lachenden Wieſengegend. Das Rathhaus, das Zeughaus und eine Kirche mit marmornen Säulen ſind ſehenswerth. Neben der letztern ſteht auf dem Markte, auf einem Marmorbrunnen, die Statue Arnolds von Winkelried, deſſen Wohnort in der Nähe des Ortes liegt. Eine Stunde von Stanz liegen auf dem Rotzberge die Ruinen des Schloſſes Wolfenſchieß, deſſen nächtliche Erſteigung am 1. Januar 1308

das Signal zur Befreiung der Eidgenoſſen ward. — Stanzſtadt und Buochs, zwei Landungsplätze am Vierwaldſtädter-See, wurden 1798 gänzlich eingeäſchert.

In Obwalden, einer Landſchaft, welche ſich durch ihre herrlichen Wieſengründe und mildere Formen der Berge auszeichnet, liegt der Hauptort Sarnen, mit 3200 Einw. und einem ſchönen Rathhauſe, in welchem das treffliche Relief des ganzen Cantons, vom Ingenieur Müller, gezeigt wird. Dicht bei dem Flecken liegt der Landenberg, auf welchem einſt eine Burg ſtand, welche ebenfalls am 1. Jan. 1308 durch Liſt erobert und nachher geſchleift ward. An ihrer Stelle ſteht jetzt ein Zeughaus, das Schützenhaus und eine ſchöne Kirche; auch verſammelt ſich hier die Landesgemeinde. Alpnach am Vierwaldſtädter-See, mit einer neuen ſehr ſchönen Kirche und 1400 Einwohnern, welche zum Theil vom Schifferhandwerk leben. — Das Melchthal, der Geburtsort Aerni's (Arnold) an der Halden, eines der Stifter der Schweizer Freiheit, gehört zu dieſem Diſtricte. In einem Seitenthale ſteht noch die Hütte des Einſiedlers Bruders Klaus von der Flue. Der im ſüdlichſten Theile von Obwalden gelegene Lungern See iſt durch einen mit großer Mühe und bedeutenden Koſten zwiſchen 1788—1836 vollendeten Stollen um 120 Fuß abgelaſſen und dadurch über 500 Morgen von ſeinen Ufern gewonnen worden. In einem engen Thale, am Fuße des Titlis, liegt das 1120 geſtiftete Benedictinerkloſter Engelberg, welches eine in hiſtoriſcher Hinſicht ausgezeichnete Bibliothek von 20000 Bänden und vielen Manuſcripten beſitzt, eine Erziehungsanſtalt iſt damit verbunden. Die Aa durchfließt dieſes Thal.

5. Der Canton Uri, im N. von Schwyz, im O. von Glarus und Graubündten, im S. von Teſſin, im W. von Unterwalden, Bern und Wallis begränzt, hat 20 □ M. und über 14000 katholiſche Einwohner. Er beſteht bloß aus dem Reußthale und einigen Nebenthälern, und erſtreckt ſich vom St. Gotthard bis an den Vierwaldſtädter-See. Urſprünglich umfaßte der Canton Uri nur den Theil des Thales vom See bis zur Teufelsbrücke; ſeit dem Jahre 1410 verband ſich der obere Theil des Thales, das Urſeren-Thal genannt, mit dem Canton. Der Name des Cantons ſoll von den Ur- oder Auerochſen herkommen, welche ehemals in dieſen Wildniſſen gehauſet. Noch jetzt führt der Canton ein Stierhaupt im Wappen und an der Spitze ſeiner Mannſchaft geht ein Hornbläſer, der Stier von Uri genannt. Das ganze Land iſt durchaus nur Weide und Alpland, von den höchſten Bergen umgeben; es erhebt ſich vom See bis zum St. Gotthard, deſſen Zweige es auf beiden Seiten umſchließen. Wir werden es am beſten kennen lernen, wenn wir vom Seeufer der großen Landſtraße bis zum Gotthard fol-

gen; es iſt dies eine der Hauptſtraßen zwiſchen Deutſchland und Italien, und ſie gewährt den Einwohnern großen Vortheil. — Am linken Ufer des Sees, unweit der Gränze von Uri und Unterwalden, finden wir zuerſt am Fuße des Seelisberges die Grütli-Matte, oder das Rütli, eine ſteile Wieſe, wo unter Obſtbäumen bei drei Quellen ein Haus ſteht. Hier verſammelten ſich oft in der Nacht Werner Stauffacher von Steinen aus Schwyz, Aerni an der Halden aus dem Melchthale in Unterwalden, und Walter Fürſt von Attinghauſen aus Uri, beſprachen ſich über die Noth des Vaterlandes und beſchloſſen deſſen Rettung. Am 17. November 1307 brachte jeder 10 bewährte Männer mit und alle beſchwuren den verabredeten Plan, welcher am 1. Januar 1308 in allen 3 Cantonen zugleich glücklich ausgeführt ward und die Freiheit dieſer 3 älteſten Cantone begründete. Auf dem nemlichen Platze erneuerten die 3 Völker den Bund 1313, und znm letzten Male ward er 1713 von den Abgeordneten dieſer 3 Cantone hier beſchworen. Das Volk nennt dieſe Quellen, und mit vollem Rechte, heilige Quellen. Dem Rütli gegenüber, am öſtlichen Ufer des Sees, wo der 5340 F. hohe Arenberg ſich ſchroff erhebt, ſpringt am Ufer ein Felſenſtück weit hervor, das iſt die Tells Platte, wohin Tell, welchen der Landvogt Geßler von Altorf nach ſeiner Veſte bei Küßnacht abführen wollte, durch einen kühnen Sprung aus dem vom Sturm ergriffenen Kahne, deſſen Führung der Landvogt ihm als einem erfahrnen Schiffer anvertraut hatte, ſich mit ſeiner Armbruſt rettete, über das Gebirge nach Küßnacht zu lief und dort in der ſogenannten hohlen Gaſſe den Landvogt erwartete und erſchoß. Auf dieſer Platte ſteht eine Kapelle, an deren Wände mehrere Züge aus dem Leben Tells gemalt ſind, und welche angeblich 1388, 31 Jahr nach ſeinem Tode erbaut worden ſeyn ſoll, es wird noch alle Jahre eine Meſſe darin geleſen. — Von Flühlen oder Flüelen, dem Landungsplatze am See geht nun die Straße an der Reuß entlang in ½ Stunde nach Altorf, dem Hauptorte des Cantons, mit 1800 Einw. Der Ort brannte 1799 beinahe ganz ab, iſt aber ſeitdem wieder aufgebaut. Man zeigt hier noch die Stelle, einen Brunnen, wo Tells Kind mit dem Apfel auf dem Kopfe, und 100 Schritt davon einen andern Brunnen, wo Tell geſtanden haben ſoll, als er den Apfel herabſchoß. Dem Flecken gegenüber liegt das Dorf Attinghauſen, der Stammort des Walter Fürſt, Schwiegervater Tells, und ¼ Stunde von Altorf, am Eingange des wilden Schächen-Thals, das Dorf Bürgelen, der Wohnort Tells, wo er auch in den Fluten des Schächenbaches ertrank, als er ein Kind retten wollte. An der Stelle ſeiner Wohnung ſteht eine Kapelle, an deren Wände die Hauptzüge der Schweizer Geſchichte gemalt ſind. — Von Altorf geht der Weg in

3 Stunden nach Am Stäg, bis hierher war die alte Gotthardſtraße nur fahrbar., ſeit 1820 aber iſt die neue Straße, welche für Wagen aller Art fahrbar iſt, angelegt worden. Von hier ſind noch 5 Stunden bis zur Teufelsbrücke. Dieſer letztere Theil des Weges, wo man bald auf dem rechten, bald auf dem linken Reußufer ſich befindet, iſt einer der wildeſten in der Schweiz. Die nackten Felſen thürmen ſich immer höher zur Seite, die Reuß brauſet in immer wüthenderen Fällen, und mit Recht nennen die Einwohner dieſes Thal das Krachenthal. Der letzte Theil dieſes Weges, von Geſtinen bis zum Urner Loch, 2 Stunden, der Schöllenen Schlund genannt, führt endlich bis zur berühmten alten Teufelsbrücke, deren Bogenöffnung 55 F. beträgt und unter welcher die Reuß, in einer Tiefe von 95 F., einen ungeheuern Sturz bildet. Hier weht ein ewiger Sturm und das zerſtäubende Waſſer benetzt unaufhörlich die Brücke. Wenig oberhalb dieſer noch ſtehenden älteren Brücke iſt vor wenigen Jahren eine viel ſchönere und breitere Brücke, die jetzt allein in Gebrauch iſt, erbaut worden. Von der Brücke gelangt man bald an den Teufelsberg, welcher den Weg gänzlich verſperrt. Ehemals umging man den Berg und gelangte über eine hölzerne, in Ketten hängende Brücke, die ſtäubende genannt, ins Urſern-Thal; im Jahre 1707 ließ man aber einen 200 F. langen, 8 bis 9 F. hohen und 7 bis 8 F. breiten Stollen durch den Teufelsberg treiben, welcher 1828 bedeutend erweitert worden iſt, und dies iſt das Urner Loch, welches jetzt ins Urſern-Thal führt. Dieſes Thal, 3 Stunden lang und ¼ Stunde breit, wird ebenfalls von der Reuß durchfloſſen und iſt eins der höchſten in der Schweiz: der niedrigſte Punkt iſt 4356 F. über dem Meere, daher hier bei 8 Monate Winter kein Baumwuchs mehr und nichts als liebliche Alpenwieſen. Es enthält nur 4 Dörfer mit 1350 Einw.; das beträchtlichſte, ¼ St. vom Urner Loch, iſt Urſern- oder Andermatt; von hier geht ein Weg nach Diſentis in Graubündten. Beim Dorfe Hospital (nicht mit dem Hospiz zu verwechſeln), ½ Stunde von Andermatt, geht eine Straße über die Furka und die Maienwand nach Wallis; die Hauptſtraße nach Italien aber ſteigt nun gerade in 2½—3 Stunden auf den Rücken des Gotthard; das Hospiz aber, wo man einzukehren pflegt, liegt ſchon jenſeits des Rückens und gehört zum Canton Teſſin. Dieſe Straße über den Gotthard iſt eine der gewöhnlichſten zwiſchen Italien und Deutſchland: man rechnet, daß wöchentlich 300 Packpferde, Saumroſſe, und jährlich an 14—16000 Menſchen dieſe Straße ziehen, wovon kaum 3—4 durch Lawinen und Kälte verunglücken. Am gefährlichſten iſt die italieniſche Seite bis nach Airolo, 2 Stunden. Die Straße ſelbſt iſt etwa 12 F. breit mit Granitſtücken belegt; zu welcher Zeit ſie zuerſt eröffnet wor-

den ſey, iſt unbekannt; die Römer kannten dieſen Paß nicht, ſondern nur den über den großen Bernhard und einen durch Graubündten über den Septimer. In neuerer Zeit, wo die herrlichen Straßen über den Splügen und über das Stilfſer Joch erbaut worden ſind, hat der Waarenzug über den Gotthard ſich zwar vermindert, der Reiſeverkehr aber vermehrt.

6. Der Canton Schwyz oder Schweiz, von welchem die ganze Eidgenoſſenſchaft den Namen führt, im N. von Zug, Zürich und St. Gallen, im O. von Glarus, im S. von Uri und Unterwalden und im W. von Luzern begränzt, hat auf 16 □ M. an 38000 katholiſche Einwohner. Das Land iſt zwar ganz gebirgig, hat indeß keine Schneeberge und Glättſcher; Hirten- und Alpenwirthſchaft iſt die einzige Beſchäftigung der Einwohner. Der Flecken Schwyz, am Fuße des 5868 Fuß hohen Myten, zählt etwa 5000 Einw. Das Rathhaus, das Zeughaus, die Kirche und einige andre Gebäude ſind ſehenswerth, obgleich der Wohlſtand durch Plünderung im Kriege 1798 und 99 ſehr gelitten hat. Eine Stunde von Schwyz liegt das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte. Bei Ibach, ½ Stunde von Schwyz, verſammelte ſich ehemals alljährlich die Landesgemeinde. Schöne Wieſen und Obſtbäume bilden die freundliche Umgebung von Schwyz. Brunnen, am Vierwaldſtädter-See, iſt die Hauptniederlage für alle Waaren der Gotthardſtraße. Hier beſchwuren Schwyz, Uri und Unterwalden nach dem Siege bei Morgarten einen ewigen Bund 1315. — Nordweſtlich von Schwyz kommt man zu der Gegend, wo ein Bergſturz das Dorf Goldau u. a. verſchüttete (S. 443.), und von hier über den Rigi, einen iſolirten Berg von 5550 F. Höhe, welcher eine entzückende Ausſicht über die benachbarten Seen gewährt, nach Küßnacht, einem Dorfe, bei welchem auf einem Hügel die angeblichen Ruinen der Burg des Landvogts Geßler, welcher ¼ Stunde von Küßnacht in einem jetzt durch neuen Straßenbau unkenntlich gewordenen Hohlwege, die hohle Gaſſe, von Tell erſchoſſen wurde: eine Kapelle bezeichnet den Ort. Der Rigi, oder die Rigi, wie man im Lande häufig ſagt, wird unter allen Bergen der Schweiz von Fremden am häufigſten beſucht. Drei Punkte, in verſchiedener Höhe, bieten dem Reiſenden ein Obdach; zuerſt das Kapuziner Kloſter Maria zum Schnee, eine Stunde unterhalb des Gipfels, bei welchem einige Wirthshäuſer liegen, mit einer Badeanſtalt in der Nähe; dann das Staffelhaus, ſeit 1816 erbaut, endlich das auf dem Rigi Culm (höchſtem Gipfel) ebenfalls 1816 erbaute große Wirthshaus. — Am Fuße des Rigi und am Ufer des Vierwaldſtädter-Sees liegt der Flecken Gerſau, mit 1400 Einw. Dieſe kleine Gemeinde hatte ſich ſchon 1359 an die Eidgenoſſen angeſchloſſen und beſtand bis 1798 als die kleinſte Republik in

der Welt. Jetzt macht ſie einen Theil des Cantons aus. — Im nordöſtlichen Theile des Cantons, in einer abgeſchloſſenen Berggegend, liegt das Dorf und Kloſter Einſiedlen, mit 2400 Einw., wobei an 60 Wirthshäuſer zur Aufnahme der Pilger ſich befinden. Schon 832 ward hier eine Einſiedelei und bald ein Kloſter gegründet; das jetzige Benedictinerkloſter iſt ein prächtiges Gebäude, wovon die Kapelle mit dem heilig geachteten Marienbilde 1798 von den Franzoſen bis auf den Grund zerſtört wurde, aber wiedergeſtellt worden iſt. Die Mönche, welche ſich zerſtreut hatten, ſind zurückgekehrt und das wunderthätige Marienbild zieht noch immer unglaublich viel Wallfahrer dahin. Zwingli war bis 1519 Pfarrer in Einſiedlen und predigte ſchon hier gegen Wallfahrten, Ablaß u. ſ. w., ſo daß die Mönche ſich zerſtreuten und das Kloſter eine Zeitlang verlaſſen blieb. Auch iſt Einſiedlen der Geburtsort des berühmten Arztes und Naturforſchers Paracelſus (Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus a Hohenheim, ſein Vater hieß Hohenheim, geb. 1493, geſt. zu Salzburg 1541). Zu dieſem Canton gehört noch die oben (S. 447.) ſchon erwähnte kleine Inſel Uffnau, im Züricher See.

7. Der Canton Zug, der kleinſte von den alten Cantonen, im N. von Zürich, im O. und S. von Schwyz, im W. von Aargau und Luzern begränzt, enthält auf 4 □ M. 15000 katholiſche Einwohner; er trat 1352 in den Bund der Eidgenoſſen. Das Land iſt zwar bergig, wald- und wieſenreich, aber die höchſten Berge haben noch keine 5000 F. und die Weiden ſind hier ſchon viel magerer als in den Hochgebirgen. Etwas Ackerbau, Obſt- vorzüglich Kirſchen- und Weinbau und Viehzucht, ſind die Beſchäftigungen der Einwohner; die Induſtrie iſt nicht bedeutend, nur der Waarentransport giebt einigen Verdienſt. Der einzige bedeutende Ort im Lande iſt die Stadt Zug, am nordöſtlichen Ende des Sees, mit 3000 Einwohnern. Auf dem Rathhauſe werden viele in den Schweizer Schlachten eroberte Waffen aufbewahrt. — An der Gränze dieſes Cantons liegt zwiſchem dem kleinen, ehemals viel größern Egeri-See und dem Berge Morgarten, das Schlachtfeld, auf welchem die erſte Schlacht zur Behauptung der Schweizer Freiheit vorfiel. Auf dieſem ſumpfigen Boden, zwiſchen dem damals weiter ins Land gehenden See und dem Berge, brachten 1300 Eidgenoſſen das 20000 Mann ſtarke, aber freilich meiſt aus ſchwer geharniſchten Rittern beſtehende Heer des Herzogs Leopold von Oeſterreich am 15. November 1315 gänzlich in Unordnung und Flucht. Sie ſelbſt verloren nur 15 Mann. Die Kapelle St. Jakob iſt hier zum Andenken errichtet.

8. Der Canton Glarus im N. und O. von St. Gallen, im S. von Graubündten, im W. von Uri und Schwyz begränzt, hat auf 13 □ M. 30000 Einw., wovon etwa 3—4000

katholiſch, die übrigen reformirt ſind. Dieſer Canton iſt von allen Seiten, ausgenommen gegen Norden, von hohen mit Schnee und Glättſchern bedeckten Bergen ummauert; die Linth durchſtrömt ihn. Die Einwohner zeichnen ſich durch ihre Betriebſamkeit vortheilhaft aus. Die Glarner traten ſchon 1352 in den Bund der Eidgenoſſenſchaft. Der Hauptort **Glarus**, mit etwa 4000 Einw., liegt an der Linth, am Fuße des 8900 F. hohen Glärniſchberges. Die Stadt hat bedeutende Fabriken, beſonders in Baumwolle, und gute Bleichen. Die meiſten Handelsleute wohnen in dem nahegelegenen Dorfe **Enneda**. Hier wird auch der im Auslande bekannte grüne Käſe, **Schabzieger** genannt, vorzüglich bereitet. (Zieger iſt der allgemeine Name desjenigen minder fetten Käſes, welcher, nachdem die fetten Käſe gemacht worden, aus der im Keſſel übrig gebliebenen Milch bereitet wird.) — Etwa 1½ Stunden unterhalb Glarus, an der Linth, liegt, am Fuße des Wiggis, der bekannte Ort **Näfels**, wo die Glarner zweimal, 1352 und hauptſächlich 1388, mit geringer Macht die überlegenen Oeſterreicher ſchlugen. Damals war das Thal durch eine Mauer verſchloſſen, wovon man noch Spuren ſieht.

Die bis jetzt beſchriebenen Cantone heißen, weil ſie die älteſten Mitglieder der Eidgenoſſenſchaft ſind, die **acht alten Orte**.

9. Der **Canton St. Gallen**, im N. von Thurgau und dem Boden-See, im O. von Tyrol, im S. von Graubündten und Glarus, im W. von Zürich und Schwyz begränzt, zählt auf 35 □ Meilen 163,000 Einw. Die Religion iſt gemiſcht, doch ſind die Reformirten die etwas minder zahlreicheren. Dieſer, einer der größten Cantone, erſtreckt ſich vom Bodenſee bis zum Zürcherſee und umſchließt gänzlich den Canton Appenzell. In ſeinen ſüdlichen Theilen hat er hohe Gebirge; die nördlichen ſind nur hügelig. Er iſt aus dem Gebiet der ehemaligen Abtei und mehreren öſterreichiſchen Vogteien entſtanden, und gehörte ehemals nicht zu den Cantonen, ſondern zu den ſogenannten zugewandten Orten. Die Stadt **St. Gallen**, am Fluſſe Steinach, 2 St. vom Bodenſee, mit 9000 größtentheils reformirten Einw., gehört zu den vornehmſten Fabrik- und Handelsſtädten der Schweiz; Leinwand und baumwollene Zeuge werden vorzüglich verfertigt. Die in neuerer Zeit aufgehobene Benedictiner Abtei, aus welcher in der Folge die Stadt entſtanden, ſoll ſchon im 7ten Jahrhundert errichtet worden ſeyn. Der Schotte Gallus, von der Inſel Ikolmkill, welcher in dieſer Gegend das Chriſtenthum verbreitet, erbaute ſich hier 630 zuerſt eine Zelle in der Wildniß. Im 8—10ten Jahrhundert zeichnete ſich dieſes Kloſter durch Gelehrſamkeit aus, und aus der dabei befindlichen, ſchon im 9ten Jahrhundert angelegten Bibliothek ſind mehrere bedeutende Manuſcripte römiſcher Schriftſteller, nament-

lich Quinctilianus, Silius Italicus, Ammianus Marcellinus, Petronius, Valerius Flaccus u. a., ſo wie auch eine der beſten Handſchriften des Nibelungen-Liedes hervorgegangen. Das jetzige Gebäude iſt erſt im vorigen Jahrhundert errichtet. Die Stadtbibliothek enthält viel wichtige Manuſcripte zur Reformationsgeſchichte. Die Stadt hat ein katholiſches Lyceum und ein reformirtes Gymnaſium.

Der Theil des Cantons, welcher am linken Rheinufer ſich bis zum Bodenſee erſtreckt und das Rheinthal genannt wird, iſt ſowohl wegen ſeiner ſchönen Sandſteinbrüche, als auch durch ſeine Fruchtbarkeit und die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner ausgezeichnet. Hier wächſt der beſte Wein der deutſchen Schweiz. Rappersw yl, ein freundliches Städtchen liegt am öſtlichen Ufer des Zürcherſees, durch eine 4800 Fuß lange Brücke mit der gegenüber liegenden Landzunge verbunden, wodurch der obere See vom unteren getrennt wird.

Im ſüdlichen Theile des Cantons, in der Landſchaft Sarganz, liegt das berühmte Pfeffersbad. In einer ſo engen, von ſo hohen und ſteilen Felſen eingeſchloſſenen Schlucht, daß die Sonne in den längſten Tagen nur von 11 bis 3 Uhr den Boden erreicht, und daß man durch Sprengen der Felſen hat Raum gewinnen müſſen, liegen die Badehäuſer, zu welchen das Waſſer der Heilquelle durch Röhren geleitet wird. Dieſe Quelle ſelbſt, welche nur im Sommer fließt, entſpringt in der furchtbarſten Felsſpalte, welche vielleicht irgendwo die Natur gebildet. In der Tiefe brauſet die wüthende Tamina; an den breiteſten Stellen iſt die Schlucht kaum 30—40 F. breit, und oben in einer Höhe von 2 bis 300 F. ſchließen ſich die Felſen gänzlich. In dieſer ſchaudervollen Höhle führt ein 6—700 F. langer hölzerner Steg, 30—40 F. über dem Fluſſe ſchwebend, nach der Seitenhöhle, aus welcher die Quelle ſtrömt und wohin ehemals die Kranken mit Lebensgefahr kletterten, um dort 7 Tage und Nächte lang im Waſſer zu verweilen. Erſt im 17ten Jahrhundert wurde das Waſſer durch Röhren nach den Badehäuſern geleitet, und die jetzige Einrichtung wurde erſt 1716 vollendet. Das Waſſer, kryſtallhell und geſchmacklos, hat gewöhnlich 28 bis 30° Wärme, und die Kranken verweilen von 2 bis 10 Stunden darin. Die Wege nach dieſem Badeorte ſind noch immer höchſt beſchwerlich. — In einem Thale, am Fuße des Altmanns, in der ehemaligen Grafſchaft Toggenburg, liegt das Dorf Wildhaus, woſelbſt Zwingli am 1. Jan. 1484 geboren wurde.

10. Der Canton Appenzell ganz von St. Gallen eingeſchloſſen zählt auf 7 □M. 63000 Einw., wovon der größere Theil reformirt iſt. Der Canton beſteht aus 2 unabhängigen Freiſtaaten, das Innere oder Inner-Rhoden, mit katholi-

ſchen, und das Außer-Rhoden mit reformirten Einw. Das ganze Ländchen iſt herrlich angebaut und die Bewohner von Außer-Rhoden zeichnen ſich durch Fleiß und Betriebſamkeit aus. Die Hauptorte ſind im Inner-Rhoden: Appenzell am Fluß Sitter, eine alte, finſtere Stadt mit etwa 3000 Einw. Im Außer-Rhoden: Heriſau mit 7000 Einw. und ziemlich bedeutendem Handel. Trogen, ein freundlicher Ort, mit etwa 2500 Einw., wo ſich abwechſelnd mit Heriſau die Landesgemeinde verſammlet. Gais, ein Dorf mit einigen Mineralquellen; es wird vorzüglich ſeiner ſchönen Lage und der Molkenkur wegen beſucht. Unweit davon der Weiler der Stoß genannt, wo 1405 die Appenzeller eine zehnfach überlegene Macht der Oeſterreicher ſchlugen. Der Canton Appenzell trat 1411 in den Bund der Eidgenoſſen.

11. Der Canton Thurgau im N. u. O. vom Bodenſee und dem Rhein, im S. von S. Gallen, im W. von Zürich begränzt, zählt auf $12^1/_2$ □ M. über 86000 Einw., wovon über 66000 Reformirte ſind. Das ganze Land, von der Thur durchſtrömt und vom Bodenſee und dem Rhein begränzt, iſt eben und hügelig; Alpen finden ſich hier nicht, dagegen aber die ſchönſten Obſtwälder der deutſchen Schweiz. Er iſt der fruchtbarſte der nördlichen Cantone: Obſt und Wein, Flachs und Hanf ſind die Haupterzeugniſſe, und die hier verfertigte Leinwand iſt die feinſte und beſte in der Schweiz. Auch giebt es hier viel Fabriken in Baumwolle und Seide. Dies Land, ehemals zu den öſterreichiſchen Beſitzungen gehörig, dann aber von den Eidgenoſſen erobert, gehörte ſeit 1460 den acht alten Orten, welche es durch Landvögte regieren ließen, bis es 1798 zu einem eignen Canton erhoben ward. Der Hauptort iſt Frauenfeld mit 2000 Einw., an der Murg, nächſt dieſem iſt Arbon (Arbor Felix), am Bodenſee, durch Fabriken und Handel blühend. Im alten Schloſſe zu Gottlieben, unweit Conſtanz am Bodenſee ſaßen 1415 der Papſt Johann XXIII. und Joh. Huß gefangen.

12. Der Canton Schaffhauſen, der einzige auf dem rechten Ufer des Rheins gelegene und daher faſt ganz vom Badenſchen Gebiete umgeben und nur ſüdlich an Zürich gränzend, hat auf $5^1/_2$ □ M. 30000 reformirte Einwohner; ein einziges Dorf iſt katholiſch. Nur unbedeutende Hügel durchziehen das Land. Der Weinbau iſt anſehnlich. Der Hauptort Schaffhauſen, am Rhein, mit etwa 7000 Einw., war ſchon im 13ten Jahrhundert mit Mauern und Graben umgeben und wurde als Reichsſtadt betrachtet. Sie ſchloß ſich immer enger an die Eidgenoſſen und ward 1501 in ihren Bund aufgenommen. Ihr Gebiet hat ſie meiſtens erkauft. Sie beſitzt ein Gymnaſium, verſchiedene Bibliotheken und bedeutende Fabriken in Baumwolle, Leder und

Gußſtahl. Die ehemals berühmte ſchöne Rheinbrücke ward von den Franzoſen 1799 verbrannt, aber ſeitdem einfacher wieder erbaut. Schaffhauſen iſt der Geburtsort des berühmten Schweizer Geſchichtſchreibers Johannes von Müller. Der Rheinfall liegt ½ Stunde von der Stadt.

13. Der Canton Aargau, einer der größeren Cantone, im N. vom Rhein und Baden, im O. von Zürich und Zug, im S. von Luzern, im W. von Solothurn und Baſel begränzt, zählt auf 23½ □ M. über 158,000 Einw., deren größere Hälfte reformirt iſt. Das Land iſt hügelig ohne eigentliche Berge. Wieſenbau und mancherlei Fabriken beſchäftigen die Einwohner. Das Gebiet dieſes Cantons machte bis 1798 einen Theil des Cantons Bern aus, wozu noch das öſterreichiſche Frickthal und einige ehemals zürichſche Diſtricte gekommen ſind. — Der Hauptort Aarau, an der Aar, mit 4000 Einw., zeichnet ſich durch Betriebſamkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften aus. Sehr merkwürdig iſt das Meyerſche Modell der ganzen Schweiz, nach Art des Pfyfferſchen in Luzern; es iſt nach einem kleinern Maaßſtabe, aber zierlicher gearbeitet und hat 15 F. Länge und 5—6 F. Breite. — Aarburg, gleichfalls an der Aar, hat auf einem daneben liegenden Felſen die einzige eigentliche Feſtung in der Schweiz. — Zofingen, an der Wigger, mit 2400 Einw., hat viele Fabriken und iſt der Sitz eines Künſtlervereins. — In Zurzach, am Rhein, ſind jährlich 3 berühmte Meſſen. — Sehr intereſſant in geſchichtlicher Hinſicht iſt der Winkel zwiſchen der Aar, der Reuß und der Limmat. Hier hatten die Römer eine Hauptſtation gegen Deutſchland; hier lag an der Reuß die große berühmte Stadt **Vindonissa**, jetzt das Dorf Windiſch, und die Städte Bruck an der Aar und Baden an der Limmat waren die äußeren Punkte ihres befeſtigten Lagers. Die Bäder von Baden, die älteſten in der Schweiz, waren den Römern unter dem Namen **Thermae helveticae** wohl bekannt, und noch jetzt werden in dieſer ganzen Gegend häufig römiſche Münzen und andre Alterthümer gefunden. Die germaniſchen Völker zerſtörten **Vindonissa** und die benachbarten Oerter gänzlich im 4ten und 5ten Jahrhundert. Auch für das Mittelalter iſt dieſe Gegend höchſt merkwürdig. Baden und das feſte Schloß dabei, der Stein genannt, waren oft der Sitz der öſterreichiſchen Herzöge. Von hieraus ritt Kaiſer Albrecht (Sohn Rudolphs von Habsburg) am 1. Mai 1308 nach Rheinfelden zu, und ward, nachdem er über die Reuß geſetzt, in der Gegend von Windiſch, von ſeinem Neffen Herzog Johann, dem er das väterliche Erbe vorenthielt, ermordet. Auf dem Felde, wo dies geſchehen, gründete ſeine unmenſchliche Tochter Agnes, Königin von Ungarn, ein Kloſter, Königsfelden, jetzt eine Irrenanſtalt, in welchem ſie ſelbſt 50 Jahre als Nonne lebte, und wel-

ches ſie mit den Gütern einiger hundert adeliger Familien, welche ſie ihrer Rache geopfert, reichlich ausſtattete. Der Altar war auf der Stelle errichtet, wo der Kaiſer geſtorben: noch jetzt ſieht man die Kapelle des Kloſters und die Zelle der Königin. Albrecht fiel alſo auf dem Boden, wo einſt **Vindonissa** geſtanden, und im Angeſicht des Stammhauſes ſeines Geſchlechts, der alten $1/2$ Stunde davon auf dem Wülpelsberge gelegenen Veſte Habsburg, deren maleriſche und ſorgfältig erhaltene Ruinen noch jetzt vorhanden ſind. — Die Bäder von Baden, ein heißes Schwefelwaſſer von 37—38° R. liegen auf beiden Ufern der Limmat: es ſind ihrer zuſammen an 19 Quellen, und ſelbſt in dem Fluſſe öffnen ſich noch mehrere; die heißeſte von allen, das Verena-Bad, iſt ein öffentliches und faßt 80—100 Perſonen. Eben ſo berühmt iſt das Schinznacher Schwefelbad, am Fuße des Wülpelsberges, am rechten Ufer der Aar. Im 15ten Jahrhundert ging die Quelle durch die Verwüſtungen der Aar verloren, 1690 ward ſie auf einer Inſel des Fluſſes wieder gefunden, und der Arm des Fluſſes, der ſie vom rechten Ufer trennte, iſt ſeitdem abgeleitet worden. In keinem andern Bade der Schweiz iſt ſo gut für die Bequemlichkeit der Kurgäſte geſorgt, als hier.

14. Der Canton Baſel im N. von Baden, im O. von Aargau, im S. von Solothurn und Bern, im W. von Frankreich begränzt hat auf $8\frac{1}{2}$ □ Meilen 57000 reformirte Einwohner. Er liegt ganz im nördlichen Abhange des Jura und iſt reich an ſchönen Wieſen. Die Unruhen, welche ſeit 1830 die meiſten Cantone erſchütterten und überall mehr demokratiſche Regierungsformen herbeiführten, waren nirgend ſo heftig als in dieſem Canton, wo die Feindſchaft zwiſchen der Hauptſtadt und dem übrigen Lande 1832 und 33 blutige Gefechte veranlaßte, in Folge welcher der Canton in 2 unabhängige Staaten Baſel Stadttheil und Baſel Landſchaft ſich theilte, wobei ſogar, mit offenbarer Unbilligkeit, das Eigenthum der Baſeler Univerſität, als Gemeingut des Cantons betrachtet und als ſolches getheilt wurde. Der Hauptort von Baſel Stadttheil iſt Baſel, die bedeutendſte Handelsſtadt der Schweiz, mit 16500 Einw., liegt am linken Rheinufer, eine 700 F. lange Brücke verbindet ſie mit dem kleinern Stadttheile Klein-Baſel. Die Römer hatten hier ein Caſtell, **Basilia** genannt, daher der Name; in der Nähe, wo jetzt das Dorf Augſt, lag die unter Auguſt gegründete anſehnliche Stadt **Augusta Rauracorum**, welche im 5ten Jahrhundert zerſtört wurde und deren Einwohner ſich größtentheils nach dem heutigen Baſel flüchteten. Schon im 11ten Jahrhundert erhielt ſie feſte Mauern, und blühte in den folgenden, unter beſtändigen Kämpfen mit dem benachbarten Adel, mächtig empor. Ihre höchſte Blüthe erreichte ſie im

15ten und 16ten Jahrhundert, wo ſie doppelt ſo viel Einwohner zählte als jetzt. Längſt ſchon mit den Eidgenoſſen befreundet, trat ſie 1501 in den Bund. In den Jahren 1431—49 ward hier eine berühmte Kirchenverſammlung gehalten, welche den Huſſiten den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl geſtattete, den Papſt Eugen IV. abſetzte und viel Eifer für die Verbeſſerung der Lehre und der Kirchenzucht bewies, dafür aber auch von der päpſtlichen Partei nicht anerkannt wird. Baſel hat ſich früh durch Liebe für Wiſſenſchaften ausgezeichnet; 1459 ward hier eine Univerſität errichtet, welche lange in Verfall, jetzt trotz des obenerwähnten Verluſtes mit großem Eifer neu begründet worden iſt, und viele bedeutende Gelehrte ſind hier geboren, oder haben doch hier gelebt. Zu den erſteren gehören Oekolampadius (Hausſchein), der Freund und Gehülfe Zwingli's, der Melanchthon der Schweiz; die Gebrüder Bernouilli und Euler, berühmte Mathematiker; der Maler H. Holbein † 1554. Erasmus aus Rotterdam lebte hier und liegt in der Münſterkirche begraben. Merkwürdig ſind: die Münſterkirche aus dem 11ten Jahrhundert; in einem daranſtoßenden Saale war das Concilium verſammlet; das Rathhaus mit mehreren Gemälden von Holbein; das Zeughaus, wo die Rüſtung Carls des Kühnen aufbewahrt wird; die Univerſitäts-Bibliothek mit den beſten Gemälden Holbeins; der botaniſche Garten und mehrere anſehnliche Kunſtſammlungen. Die hieſige Bibelgeſellſchaft druckt die Bibel mit ſtehenden Lettern. Unter den Fabriken der Stadt iſt die Seidenbandfabrik die bedeutendſte; ſie beſchäftigt mehrere tauſend Hände auch auf dem Lande, nächſt dem die Papierfabriken. — Dicht bei Baſel aber ſchon zur Baſel Landſchaft gehörig, liegt der kleine Ort St. Jakob an der Birs, wo 1444 den 16. Aug. 1200 Eidgenoſſen das 30000 Mann ſtarke Heer der Franzoſen unter dem Dauphin, nachmals Ludwig XI., anzugreifen wagten und, von allen Seiten umringt, alle bis auf 12 Mann den Heldentod ſtarben: die Feinde verloren an 8000 Mann. Ein Denkmal aus Gußeiſen, bezeichnet das Schlachtfeld. Jetzt wächſt daſelbſt ein guter rother Wein, welcher Schweizerblut genannt wird. Der Hauptort von Baſellandſchaft iſt Lieſtall mit etwa 2000 Einw.

15. Der Canton Solothurn im N. von Baſel, im O. von Aargau, im S. und W. von Bern begränzt, hat auf 12 □ M. nahe an 60000 katholiſche Einwohner, nur einige Dörfer mit etwa 4000 Einw. ſind reformirt. Viehzucht, Ackerbau und Obſtzucht machen die einzige Beſchäftigung der Bewohner aus. Der Hauptort Solothurn, franz. **Soleure**, italiäniſch **Soletta**, liegt an der Aar und hat über 4000 Einw. Es ſoll an der Stelle liegen, wo einſt ein römiſches Lager **Salodurum** ſtand, von welchem noch Ueberreſte in der Gegend gefun-

den werden. Schon in ſehr früher Zeit ſtand Solothurn im Bunde mit Bern und ward 1481 in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen; das Gebiet iſt größtentheils durch Kauf erworben. Das ſchönſte Gebäude in der Stadt iſt die Kirche des h. Urſus, von 1762—72 erbaut; die alte Kirche, an deren Stelle dieſe errichtet worden, ſoll ſchon im 9ten Jahrhundert vorhanden geweſen ſeyn. Die alten ſehr feſten Mauern der Stadt werden ſeit 1835 nach und nach abgebrochen. — Auf dem drei Stunden von der Stadt liegenden Weißenſtein hat man eine der herrlichſten Ausſichten über die ganze Alpenkette vom Tyrol bis über den Montblanc hinaus. Ein ſchönes neues Wirthshaus und eine zum Gebrauch der Molkenkur eingerichtete Sennhütte locken viele Bruſtkranke hierher. Der Weißenſtein liegt 3950 F. über dem Meere; der höchſte Gipfel die Haſenmatte iſt noch 473 F. höher.

16. Der Canton Freiburg im N. und O. von Bern, im S. und W. von Waadt und dem Neuenburger See begränzt, enthält auf 26 □ M. an 87000 Einw., welche mit Ausnahme des Gebiets von Murten katholiſch ſind. Im ſüdlichen Theile ſind anſehnliche Berge und ſchöne Alpen, doch ohne Schnee im Sommer; die Saane durchſtrömt den ganzen Canton. Die Hauptſtadt Freiburg (**Fribourg**), mit dem Zunamen im Uechtlande, am Ufer der Saane, mit 8000 Einw., hat eine ſehr auffallende Lage, zum Theil im Thale am Fluſſe, zum Theil an ſehr ſteilen Felswänden. Drei Brücken und eine erſt 1834 erbaute ſchöne Kettenbrücke führen über den Fluß. Sie iſt mit Kirchen und Klöſtern angefüllt, hat aber außer dem ſehr beſuchten Jeſuiten-Penſionat, Akademie genannt, weder Bibliothek noch andre bedeutende Unterrichtsanſtalten. Im obern Theile wird Franzöſiſch, im untern Deutſch geredet, beides aber ſehr ſchlecht; es iſt eine arme und traurige Stadt. Sie ward 1179 von Berchtold IV. Herzog von Zähringen gegründet, kam dann an das Haus Oeſterreich, mit welchem ſie oft die Eidgenoſſen bekämpfte; ſeit dem 15ten Jahrhundert aber ſchloß ſie ſich an dieſe an und ward 1481 in den Bund aufgenommen. Der Dom und einige Kirchen ſind ſehenswerth: auf dem Hauptplatze ſteht eine Linde, welche 1476 zum Andenken des Sieges bei Murten gepflanzt wurde. — Zwei Stunden unterhalb der Stadt liegt die ſonderbare Einſiedelei **Ste Madeleine**, am Ufer der Saane. Ein Mann hat hier von 1670—80 eine Kapelle mit Thurm, Zimmer und Zellen in dem weichen Sandſtein ausgearbeitet; das Ganze iſt 400 F. lang und der Thurm hat 80 Fuß Höhe. Jetzt iſt der Ort verlaſſen. — **Gruyères** oder Greiers, mit nahe an 1000 Einw., ein Städtchen am Fuße der höheren Gebirge mit einem großen Schloſſe auf einem Hügel, einſt der Sitz der mächtigen Grafen v. Greiers, welche ſich bis 1554 behaupteten. Die Gegend,

von einem ſchönen Alpenvolke bewohnt, iſt wegen ihrer Käſe berühmt, welche zu den beſten in der Schweiz gehören; man redet hier ein franzöſiſches patois (Volksſprache). — Die reformirte Stadt Murten, franz. Morat, mit 1600 Einw., liegt am See gleiches Namens. In ihrer Nähe ſiegten am 22. Juny 1476 die Eidgenoſſen über das weit zahlreichere Heer Carls des Kühnen. Die Gebeine der Erſchlagenen wurden in ein Beinhaus, 1/4 Stunde von der Stadt, gelegt, deſſen ſchöne Inſchrift, von Haller, aufbewahrt zu werden verdient:

Steh ſtill, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unſrer Ahnen Zahl, nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; ſie iſt in eurer Treu.
Ach, würde ſie noch jetzt bei jedem Leſer neu!

Schöner noch die urſprüngliche lateiniſche:

D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis, exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit.

Auch dieſes Denkmal ſchweizeriſchen Heldenmuthes zerſtörten die Franzoſen 1798; an ſeiner Stelle iſt jetzt ein 60 bis 70 F. hoher Obelisk errichtet worden mit der Inſchrift: Victoriam XXII Jun. MCCCCLXXVI. patrum concordia partam novo signat lapide respublica Friburgensis MDCCCXXII.

17. Der Canton Neufchatel oder Neuenburg, im N. von Bern, im O. vom See, im S. von Waadt, im W. von Frankreich begränzt, hat 14 □ M. mit 60000 meiſt reformirten Einwohnern. Dies Ländchen, welches aus mehreren Jurathälern beſteht, hatte in älteren Zeiten ſeine eigenen Grafen, welche zugleich auch Fürſten von Oranien (Orange in Frankreich) waren. Beim Ausſterben dieſes Hauſes erkannten die Landſtände 1707 den König von Preußen als Erben des Hauſes Oranien, und Preußen beſaß dieſes Land, unter dem Titel Fürſtenthum Neufchatel, bis 1806. Napoleon verlieh es dem Marſchall Berthier, ſeit dem Jahre 1814 aber iſt es wieder unter preußiſche Hoheit zurückgekehrt. Es iſt von jeher als ein Theil der Schweiz betrachtet worden und ſtand ſchon ſeit Jahrhunderten im Bündniß mit Bern und andern Cantonen. Auch jetzt noch iſt es ein Theil der Eidgenoſſenſchaft und genießt einer freiern Verfaſſung, als kaum irgend ein anderes Land der Welt. Daher blühen auch hier Betriebſamkeit, Handel und Wiſſenſchaften und haben die zum Theil unfruchtbaren Thäler mit wohlhabenden Einwohnern bevölkert. Der Weinbau iſt ſehr bedeu-

tend, dem Burgunder ähnlich ſind die Weine von **Boudry** und **Cortaillod** am See; ungleich wichtiger aber ſind die Fabriken. Das Ländchen zerfällt in das eigentliche Fürſtenthum **Neufchatel** und die Grafſchaft **Vallengin**. In jenem liegt am Ufer des Sees der Hauptort **Neufchatel** oder **Neuenburg**, vom wilden **Seyon** durchſtrömt, mit etwa 6000 Einw. Dies iſt eine der freundlichſten Städte der Schweiz, ausgezeichnet durch die Betriebſamkeit und feine Sitten der Bewohner, zahlreiche und gute Unterrichtsanſtalten, vorzüglich aber durch den rühmlichen Gemeinſinn ihrer Bürger. Einer von dieſen, **David Pury**, ein in England und Spanien reich gewordener Kaufmann, ließ das neue Rathhaus, das ſchönſte Gebäude in der Schweiz, erbauen, und vermachte 1786 ſein ganzes Vermögen, welches über 1 Million Thaler betrug, ſeinem Vaterlande zur Verbeſſerung der Prediger = und Schullehrerſtellen, zur Unterſtützung der Armen, Verbeſſerung der Landſtraßen u. ſ. w. Ein andrer Kaufmann, **v. Pourtales**, ließ 1810 ein Krankenhaus erbauen und ſchenkte dieſer Anſtalt über 200,000 Thaler. — Das alte Schloß, jetzt den Gerichtsbehörden eingeräumt. die im 10ten Jahrhundert erbaute Hauptkirche und davor auf dem Platze das Grabmal des Reformators Wilhelm Farel, das Waiſenhaus und die Bibliothek, ſind ſehenswerth. — In der Grafſchaft Vallengin ſind beſonders die beiden Thäler **Locle** und **Chaux de Fonds** merkwürdig; beide haben nichts als Graswuchs, keine Bäume oder andre Producte, der Winter währt über 7 Monate, und doch ſind ſie gerade der Sitz der höchſten Betriebſamkeit. Im Jahre 1679 erhielt **Jean Richard** genannt **Bressel** zufällig eine Uhr zur Ausbeſſerung; er kannte den Mechanismus noch nicht, unterſuchte ihn aber ſo genau, daß er mit ſelbſt gemachten Inſtrumenten in 6 Monaten eine neue Uhr verfertigte. Dieſer Mann iſt der Gründer jener Uhrfabriken, welche in dieſem und den benachbarten Thälern Tauſende beſchäftigen und Wohlſtand und Bevölkerung in dieſe Einöden gebracht haben. Alle Arten Künſtler in Gold, Stahl, Holz, Elfenbein, Schildkröte und Glas ſind hier zu finden und ein großer Theil aller Uhren geht von hier aus. Viele Arbeiter machen zeitlebens nur einen Theil einer Uhr, ein Rad, oder die Kette u. ſ. w. und verkaufen dieſe dutzendweiſe an die Uhrmacher, die das Ganze zuſammenſetzen. In **Chaux de Fonds** ſind auch jene berühmten Automaten, d. h. ſich ſelbſt bewegende Figuren, z. B. ein Mädchen, das Klavier ſpielt, von **Jaques Droz**, Vater und Sohn, verfertigt worden. — Bei **Locle** befinden ſich ſehenswerthe unterirdiſche Mühlen, wo in einer Höhle, in welche ſich ein Bach ergießt, 3 Mühlräder eines über dem andern angebracht ſind. — Außer der Uhrmacherei beſchäftigt auch das Spitzenklöppeln mehrere tauſend Frauen in dieſen Thälern.

18. Der Canton Waadtland oder die Waadt, **Pays de Vaud** oder auch **Canton Léman**, im W. und N. von Frankreich und Neufchatel, im O. von Freiburg und Bern, im S. vom Genferſee und Wallis begränzt, zählt auf $55\frac{1}{2}$ □ M. 184,000 reformirte Einw. Hier wird durchgängig Franzöſiſch geſprochen. In älteren Zeiten von den Römern beherrſcht, gehörte die Waadt bis zum 13ten Jahrhundert bald zum fränkiſchen, bald zum burgundiſchen, bald zum deutſchen Reiche. Das Haus Savoyen beherrſchte ſie bis 1536, wo das Land von den Bernern erobert und von ihnen bis 1798 regiert ward. Seitdem bildet es einen unabhängigen Staat. Der größte Theil dieſes Cantons gehört zum Jura, wovon ein ſüdöſtlich ſtreichender Arm, der **Jorat** oder Jurten, ſich bis an den Genfer-See erſtreckt. Ein beſonders an den Ufern des Sees ſehr mildes Klima und daher großer Reichthum an Obſt und Wein zeichnen dieſen Canton aus. Die Seeufer ſind ein wahres Paradies mit freundlichen Städten und unzähligen Landhäuſern beſetzt, wovon immer viele an die hier beſonders zuſammenſtrömenden Fremden vermiethet werden. Der Hauptort **Lausanne** (**Lausona**), mit 15000 Einw., liegt auf einigen Hügeln unweit des Genfer-Sees. Dieſe Stadt iſt der Lieblingsaufenthalt der Fremden und verdient es durch ihre Lage und die gebildeten Sitten der Einwohner. Hier lebte unter andern **Gibbon**, und arbeitete den größten Theil ſeines unſterblichen Werkes: von dem Verfall des römiſchen Reichs, aus. Lauſanne hat eine ſchon 1537 geſtiftete Akademie für Theologen, Juriſten und Philoſophen, mehrere andre wiſſenſchaftliche Vereine, Bibliotheken und Sammlungen; die hieſigen Gold- und Silberarbeiter ſind berühmt. Die ſehenswerthe Hauptkirche ſoll aus dem 11ten Jahrhundert ſeyn. Von allen Seiten umgeben Lauſanne die lieblichſten Spatziergänge; beſonders reizend iſt der Weg nach **Vevay** oder Vivis (**Viviscum**); in dieſer Gegend wächſt der berühmte **Vin de la Vaux** oder Ryfwein. **Vevay** ſelbſt, ein Städtchen mit 4500 Einw. am See, iſt eben ſo von Fremden beſucht, wie Lauſanne. Auf der andern Seite, 2 Stunden von Lauſanne, liegt **Morges** oder Morſee, an einer herrlichen Bucht des Sees; zwiſchen hier und **Rolle** wächſt der ſo geſchätzte **Vin de la Côte**. Weiter nach Genf zu am See liegt **Nyon** oder Neuß (**Noviodunum**), deſſen Erbauer J. Cäſar geweſen; hier iſt eine gute Porzellanfabrik; in der Gegend giebt es ganze Kaſtanienwälder. Ganz nahe an der Gränze von Genf liegt das Städtchen **Coppet**, mit einem Schloſſe, wo der berühmte Necker ſeine letzten Jahre verlebte und hier begraben iſt; auch ſeine Tochter, die Frau v. Stael-Holſtein, hat ſich oft hier aufgehalten. — In dem nördlichen Theile des Cantons, am Neufchateller See, bemerken wir: **Yverdun** oder Iferten an der Orbe, ein kleiner freund-

freundlicher, anmuthig gelegener Ort, wo ſich viele Fremde aufhalten. In dem alten Schloſſe befand ſich von 1805 bis 25 das Erziehungsinſtitut Peſtalozzi's. Iferten iſt das Eburodunum der Römer, und in der ganzen Gegend findet man viele Alterthümer. — Der kleine Ort Granson, Granſee, ebenfalls am See, iſt in der Geſchichte denkwürdig durch die erſte Schlacht gegen Carl den Kühnen, in welcher 1476 am 3. März 20000 Eidgenoſſen 60000 Burgunder ſo gänzlich ſchlugen, daß ſie alles Geſchütz und das unermeßlich reiche Lager eroberten. Eine halbe Stunde vom Murten-See liegt das kleine Städtchen Avenche oder Wifflisburg, an der Stelle, wo einſt die große Stadt Aventicum geſtanden; man ſieht noch einige Ueberbleibſel von Theater, Waſſerleitungen u. ſ. w. — Im ſüdöſtlichen Winkel des Cantons, am Fuße der hohen Berner Alpen, befindet ſich die einzige Saline der Schweiz, in der Nähe des kleinen Ortes Bex. Sie liefert aber jährlich nicht über 20000 Centner Salz, ſo daß die Schweiz dies unentbehrliche Gewürz großentheils aus Frankreich und Deutſchland beziehen muß.

19. Der Canton Genf, der kleinſte von allen, im W. und N. von Frankreich und Waadt, im O. und S. von Savoyen begränzt, enthält auf 4½ □ M. 55000 größtentheils reformirte und franzöſiſch redende Einwohner. Das ehemals ſehr zerſtückelte Gebiet iſt ſeit 1816 durch Austauſchungen mit Frankreich und Savoyen abgerundet und hängt jetzt vollkommen mit der übrigen Schweiz zuſammen. Die befeſtigte Stadt Genf, Genève, am Genfer-See, da wo die Rhone heraustritt, welche die Stadt durchſtrömt und gleich unterhalb die aus den ſavoyiſchen Alpen kommende Arve aufnimmt, hat eine überaus reizende Lage am Fuße der hohen Savoyer Alpen und des Jura; dies, die Schönheit der Stadt und die wiſſenſchaftliche Bildung der Einwohner lockt jährlich eine große Menge Fremder hierher. Aus der Stadt und noch mehr von vielen Punkten der Umgegend hat man die entzückendſten Ausſichten über die herrlichen Ufer des Sees und die ganze Alpenkette, über welche ſich der Montblanc majeſtätiſch erhebt. Genf, zur Zeit der Römer Geneva, war der Waffenplatz der Römer gegen die Helvetier. Schon im 11ten Jahrhundert war ſie als deutſche Reichsſtadt anerkannt, hatte aber in den folgenden Jahrhunderten hartnäckige Kämpfe zu beſtehen gegen ihre Grafen und Biſchöfe, ſpäter gegen die Herzöge von Savoyen. Die Reformation fand hier ſeit 1536 Eingang und ward durch die großen Verdienſte Calvins (Chauvin, geb. zu Noyon in der Picardie 1509, arm geſtorben zu Genf 1564) befeſtigt. Noch im Jahre 1602 machten die Herzöge von Savoyen den letzten Verſuch, ſich durch nächtliche Erſteigung der Stadt zu bemeiſtern und das Andenken dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung wird noch in Genf den 12. December als fête

de l'escalade gefeiert. Seit der Reformation behauptete Genf ſeine völlige Unabhängigkeit und war durch alte Verträge den Eidgenoſſen verbunden; es gehörte zu den zugewandten Orten. Seit der nemlichen Zeit blühten hier Wiſſenſchaften, Künſte, Induſtrie, Handel und Fabriken wie in keinem andern Orte der Schweiz, und wenige Städte der Welt möchten ſich in dieſer Hinſicht, in Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, mit dem kleinen Genf meſſen können. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution entſtanden hier blutige Unruhen und ſeit 1798 ward die Stadt mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt. Das Jahr 1814 hat auch dieſem kleinen Staate ſeine alten Verhältniſſe wieder gegeben; aber Wohlſtand und Volksmenge hatten bedeutend abgenommen. Genf zählt jetzt etwa 29000 Einw. Zu den Merkwürdigkeiten Genfs gehören: die 1368 geſtifte Univerſität, auf welcher bisher alle reformirte Theologen Frankreichs ſtudiren mußten; eine bedeutende Bibliothek mit vielen Manuſcripten; die Sternwarte; die Zeichenſchule und viele gelehrte Vereine und treffliche Kunſt- und Naturalienſammlungen bei verſchiedenen Privatperſonen. Die Uhrmacherei iſt hier ſehr bedeutend, und alle Metallarbeiten, welche dazu gehören, ſo wie die Arbeiten der Goldſchmiede, Juweliere u. a. ſind ausgezeichnet. Außerdem ſind hier anſehnliche Fabriken in Wolle, Seide, goldenen Treſſen u. ſ. w. Genf iſt der Geburtsort des Philologen **J. Casaubon**, **J. J. Rousseau's**, der Naturforſcher **Bonnet**, **Saussure** und **Deluc** und andrer ausgezeichneter Männer. Zu den von Fremden häufig beſuchten, wenn auch nicht zum Genfer Gebiet gehörigen intereſſanten Umgebungen der Stadt gehören vorzüglich: das **Chamouni-Thal** in Savoyen, durch welches man zu mehreren Glättſchern und zum Montblanc gelangt; der auf franzöſiſchem Boden liegende Ort **Ferney**, wo Voltaire ſich lange aufgehalten und auch geſtorben; einige Zimmer im Schloſſe ſind noch in dem Zuſtande, wie er ſie verlaſſen. Ferner der Gipfel des **Dole**, im Jura, wo man eine unübertreffliche Ausſicht auf die ganze Alpenkette hat; endlich die **Perte du Rhone** (Verſchwinden der Rhone) 5 Stunden von Genf, in Frankreich, wo die Rhone 60 Schritte lang durch eine enge Schlucht fließt, über welcher viele herabgefallene Felſenſtücke eingeklemmt liegen und eine Art von Brücke bilden.

20. Der **Canton Wallis** oder das **Walliſer Land**, franz. **le Valais**, im N. von Waadt und Bern, im O. und S. von Uri und Italien, im W. von Savoyen begränzt, hat auf 78½ □ M. kaum 80000 kathol. Einw. Das ganze Land beſteht aus dem großen, von NO. nach SW. ſich ziehenden Rhonethal und vielen Nebenthälern, und erſtreckt ſich vom Urſprung der Rhone, am Furka- und Galenſtock bis an den Genfer-See. Die höchſten Gebirge der Schweiz umgeben es zu

beiden Seiten, und nur am weſtlichen Ende bei **St. Maurice** iſt ein ebener Eingang. Eben daher vereinigt Wallis in ſich die Producte aller Klimate, und das tiefe Rhonethal erzeugt die edelſten Weine und Südfrüchte, während die Gebirge von Glättſchern ſtarren. Dieſe eingeſchloſſene Lage macht aber auch die Luft ungeſund, und nirgend in der Schweiz findet man ſo viele Fexen oder **Cretins**, als beſonders in Unterwallis. Zwei ganz verſchiedene Völker bewohnen dieſes Land: im obern Theile ſind die Einwohner deutſcher Abkunft, kräftig und bieder; im untern wohnt ein Gemiſch galliſcher, italiäniſcher und burgundiſcher Völker, welche ſich durch Trägheit, Unwiſſenheit und Schmutz auszeichnen. Dort wird Deutſch, hier ein höchſt unverſtändliches Franzöſiſch geſprochen. Gänzlicher Mangel an Betriebſamkeit zeigt ſich überall. Weder die Metalle noch die Steinkohlen, welche vorhanden ſind, werden benutzt, und wenig oder nichts geſchieht um den Verheerungen der Rhone und der vielen Bergwaſſer Schranken zu ſetzen. Aus dieſem Lande führen nach den benachbarten, mit Ausnahme der Straße von **St. Maurice**, nur Fußpfade, oder hohe Gebirgspäſſe. Die bedeutendſten ſind: nach Italien, ein Pfad über den **Col de Balme** ins Chamouni-Thal; der Paß über den großen St. Bernhard durch das **Entremont**-Thal von **Martigny** in Wallis nach **Aosta** in Italien. Auf der Höhe des Weges, 7548 F. hoch, liegt das ſchon im 9ten Jahrhundert vorhanden geweſene Kloſter und Hospiz für Reiſende, welche hier zum Theil unentgeldlich bewirthet werden. Die Mönche halten große Hunde, womit ſie bei ſtürmiſchen Wetter den Verirrten und Verunglückten zu Hülfe eilen. Die aufgefundenen Leichname werden über der Erde, weil hier alles Felſen, aufbewahrt, wo ſie mehr austrocknen als verweſen. Im Jahre 1800 ging Napoleon vom 15—21. Mai mit einem Heere über dieſen Paß. In der Kloſterkirche ſteht ein marmornes Denkmal des bei Marengo gefallenen General **Desaix.** Dieſen Paß kannten und benutzten ſchon die Römer. — Der Paß über den **Simplon**, ital. **Sempione**, von Brieg in Wallis nach **Domo d'Ossola** in Italien; der höchſte Punkt des Weges iſt 6174 F. Das alte Spital lag auf der italiäniſchen Seite und der Weg war bis 1801 nur für Fußgänger und Reiter zugänglich; ſeitdem hat Napoleon eine ſchöne Straße hier angelegt und ein neues Hospiz auf der Höhe errichtet. — Nach der übrigen Schweiz führen: ein Pfad über den Furka; ein Paß von Ober-Geſtelen in Wallis nach dem Haslithal im Canton Bern, über den Grimſel, 6570 F. hoch; das Hospiz liegt auf der Berner Seite. — Ebenfalls nach dem Canton Bern führt eine ſchöne aber nicht fahrbare Straße über den Gemmi, ſie wurde von 1736—41 von Tyrolern an der ſteilen ſüdlichen Felſenwand eingeſprengt; der höchſte Punkt iſt 6985 F. und weicht alſo nur dem

St. Bernhardspaß an Höhe. Andre minder besuchte Wege übergehen wir. — Auch in dieſem Lande zerſtörten germaniſche Völker die römiſche Herrſchaft. Lange Zeit als Theil des deutſchen Reiches betrachtet, unter dem Joche des Biſchofs und des Adels, errang Ober-Wallis im Anfange des 15ten Jahrhunderts die Freiheit, eroberte bis zum Ende deſſelben auch das untere Wallis, und ſchloß ſich als zugewandter Ort an die Eidgenoſſenſchaft. Die Reformation fand hier anfänglich großen Eingang, ward aber gewaltſam unterdrückt, und ſeitdem iſt nichts geſchehen für den Unterricht des Volks. Seit 1798 ward Wallis zu einem Canton erhoben; als aber 1799 Ober-Wallis gegen die Franzoſen aufſtand, ward dieſes Land mit unerhörter Wuth verwüſtet und 1801 dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Seit 1814 iſt es wieder frei.

Die bedeutendſten Oerter ſind: **St. Maurice**, mit 1100 Einw. an der Rhone, wo ſich die das Wallis einſchließenden Gebirge ſo ſehr nähern, die **Dent de Morcles** im N., die **D. du Midi** im S., daß nur Raum für das Städtchen bleibt und das Brückenthor zugleich den Eingang ins Land verſchließt. Die Brücke ſoll römiſcher Bauart ſeyn. Auf dem Wege nach **Martigny** ſtürzt rechts der Bach **Sallenche** über 800 F. hohe Felſen, jedoch nur 100 F. ſenkrecht hinab, das iſt der bekannte **Pissevache**. — **Martigny** oder Martinach, mit 1000 Einw., an der **Drance**, unweit der Rhone; hier wächſt der feurigſte Wein und wird der beſte Honig gewonnen; hier iſt aber auch der Hauptſitz des Cretinismus. — **Sion** oder Sitten (**Sedunum**), der eng und finſter gebaute Hauptort des Cantons, an der Rhone und dem Bache Sitten, mit 3000 Einw. Dicht dabei liegen auf Hügeln 3 Schlöſſer, wovon eins bis 1798 der Wohnſitz des Biſchofs war. Auch hier große Hitze und Cretinismus. Gleich oberhalb der Stadt beginnt das deutſche oder Ober-Wallis. Hier liegen: Siders, franz. **Sierre**, der hübſcheſte Ort in Wallis, mit 900 Einw. und gutem Weinwuchs. Leuk, franz. **Louèche**, ein ſchlechter Flecken, aber wegen ſeiner Bäder berühmt: dieſe liegen drei Stunden weit von Leuk in einem Thale am Fuße des Gemmi; das 37—41° Wärme haltende Schwefelwaſſer entquillt in dem Umfange einer halben Stunde aus 10 bis 12 Quellen. Die Bäder gehören zu den kräftigſten und beſuchteſten in der Schweiz, obwohl der häufigen Lawinen wegen nur wenige und ſchlechte Anſtalten vorhanden ſind. Das Baden geſchieht hier für beide Geſchlechter gemeinſchaftlich. Brieg, ein freundlicher Ort an der Rhone, mit 700 Einw. und einem Jeſuitercollegium. In dem oberſten Theile von Wallis ſind nur große Dörfer, worunter Arnen oder Aernen wegen des ſchönen in der Gegend brechenden Topfſteines merkwürdig iſt.

21. Der Canton Teſſin, **Tessino (Ticino)** oder die welſche Schweiz, im N. von Uri und Graubündten, im O. von Graubündten, im S. und W. von Italien begränzt, hat an 52 □ M. mit 109,000 katholiſchen Einw. Er iſt der einzige, welcher an dem ſüdlichen Abhange der großen Alpenkette liegt. Das Land beſteht aus einigen 20 Thälern von dem **Ticino**, der **Maggia** und vielen Bächen durchſtrömt und wird von Italiänern bewohnt. Kein Theil der Schweiz kann ſich an Fruchtbarkeit und Milde des Klima's mit dieſem meſſen, aber die Einwohner, von Aberglauben, Unwiſſenheit und Trägheit niedergedrückt, lebten früher in dem entſetzlichſten Elend. Seitdem das Land frei geworden, hat ſich indeß vieles verbeſſert, namentlich die Landſtraßen. Nur das Unterrichtsweſen liegt noch ſehr im Argen. Das Land iſt reich an ſchönen Wäldern, (die Kaſtanien machen die Hauptnahrung der Einwohner aus), und an allen Getreide= und Obſtarten. Der ſüdliche Abhang der Alpen iſt ſehr ſteil und furchtbaren Gewitterregen ausgeſetzt; die Gewäſſer richten daher hier oft große Verwüſtungen an, aber niemand denkt daran ihnen Schranken zu ſetzen. Dies Land, von den Eidgenoſſen im 15ten und 16ten Jahrhundert erobert, wurde bis 1798 von den 12 alten Cantonen gemeinſchaftlich regiert; ſeit 1803 bildet es einen eigenen Canton. Der Hauptort iſt **Bellinzóna**, Bellenz (**Bilitio**), eine hübſche Stadt am Teſſin, mit 1500 Einw. und 3 feſten Schlöſſern, welche das hier enge Thal ganz ſchließen. Die Handelsſtraße über den Gotthard giebt dem Orte Nahrung. — **Lugano**, Lowis oder Lauis, am See gleiches Namens, iſt die größte Stadt dieſes Cantons, ſie zählt über 4500 Einw., welche vom Handel, Seidenbau und einigen Fabriken leben. Die Lage der Stadt am herrlichen See iſt unbeſchreiblich reizend. — **Locarno**, Luggarus, ein Städtchen mit 1700 Einw. unweit des Einfluſſes der **Maggia** in den **lago maggiore** oder langen See. **Airölo** mit 1000 Einw. iſt der erſte Ort, welchen die Gotthardſtraße auf dieſer Seite berührt.

22. Der Canton Graubündten oder Bünden, franz. **pays des Grisons**, ital. **república de' Grisoni**, in älteren Zeiten Hohen=Rhätien genannt, im N. von Glarus, St. Gallen und Tyrol, im O. von Tyrol, im S. von Italien und Teſſin, im W. von Uri und Teſſin begränzt, zählt auf 121 □ M. etwas über 100,000 Einw. Dieſer von den höchſten Gebirgen umgebene und durchſchnittene Canton iſt bis jetzt von Fremden am wenigſten beſucht und überhaupt noch wenig bekannt. Die Einwohner von 3 verſchiedenen Völkerſtämmen reden auch 3 verſchiedene Sprachen; zur deutſchen Sprache gehören etwa $^1/_3$, zur romaniſchen oder ladiniſchen (ſiehe oben die Einleitung) beinahe $^2/_3$, und die übrigen zur italiäniſchen. In religiöſer Hin=

ſicht ſind etwa $1/3$ katholiſch, die übrigen reformirt. Die Verfaſſung iſt rein demokratiſch. Das Land zerfällt in 3 Theile: der Obere oder Graue Bund; er entſtand 1424 als die Jahrhunderte lang von Adel und Geiſtlichkeit gedrückten Einwohner des nordweſtlichen Theils dieſes Joch abſchüttelten; der Gotteshausbund, welcher die mittleren und ſüdöſtlichen Gegenden umfaßt, entſtand eben ſo bald nachher, und 1436 der Bund der 10 Gerichte oder der nordöſtliche Theil; 1471 traten alle drei zuſammen in einen allgemeinen und ewigen Bund, und ſeitdem erhielt Rhätien ſeinen jetzigen Namen. Graubündten gehörte bis 1798 zu den zugewandten Orten. Im ganzen Lande kennt man außer der Alpenwirthſchaft und wenigem Ackerbau beinahe keine andre Betriebſamkeit, ausgenommen daß die Einwohner des Ober-Engadin, eines großen ſüdöſtlichen Thales, ſich in ganz Europa als Kuchenbäcker oder ſogenannte Schweizerbäcker zerſtreuen, mit dem erworbenen Gelde aber gern wieder in die Heimath zurückkehren. Im grauen Bunde liegen die Oerter: Diſentis, am Vorder-Rhein, ein Dorf und Kloſter, von den Franzoſen 1799 eingeäſchert, wobei einige unerſetzliche Handſchriften geſchichtlichen Inhalts zerſtört wurden. Ilanz, Hauptort dieſes Theils, ein elender Ort am Vorder-Rhein; der ehemalige Hauptort war Truns, ebenfalls am Vorder-Rhein, wo man noch den Stamm eines Ahorn zeigt, 52 F. im Umfange, unter welchem 1424 der Bund zum erſten Mal beſchworen wurde. Thuſis, am Hinter-Rhein, am Fuße des mit Kaſtanien und Wein lieblich bewachſenen Heinzenberges, iſt einer der beſten Oerter in Bünden. Von hier führt die große Straße über den Bernhardin und den Splügen nach Italien; der Theil derſelben, welcher 2 Stunden lang oberhalb Thuſis von dem Dorfe Rongella nach dem Dorfe Zilis im Schamſerthale führt, heißt die via mala (böſe Straße). Der Hinter-Rhein durchſtrömt hier pfeilſchnell eine ſchreckliche Felſenſchlucht, und der Weg, jetzt durch Sprengen und Anlegen dreier Brücken minder gefährlich gemacht, aber doch nur 6 bis 8 F. breit, geht immer am Rande des Abgrundes, oft 480 F. über dem Fluſſe; die mit Tannen bewachſenen Felſenwände ſind 2000 bis 2500 F. hoch, ſo daß in dem Dorfe Rongella, am Eingange dieſer Schlucht, die Sonne nur 6 Monate ſichtbar iſt. — Im Gotteshausbunde liegt die Hauptſtadt des ganzen Cantons, Chur, franz. Coire, romaniſch Coira (Curia), an der Pleſſur unweit des Rheines, mit 5000 größtentheils reformirten Einw.; eine alte, überaus ſchmutzige Stadt; ſie iſt der Hauptſtapelplatz für den Handel zwiſchen Italien und Deutſchland. Das biſchöfliche Schloß (das Bisthum ſoll ſchon im 5ten Jahrhundert gegründet worden ſeyn) und die Domkirche aus dem 8ten Jahrhundert ſind merkwürdig. Chur iſt der Geburtsort der Malerin Angelika Kauf-

mann, geb. 1741, geſt. zu Rom 1807. Das große und ſchöne 9 Meilen lange, ſelten ½ Meile breite Thal Engadin, wird vom Inn durchſtrömt und iſt durch hohe Gebirge vom übrigen Graubündten getrennt. In einer Höhe von 4800 F., alſo in einer rauhen Gegend, befindet ſich der ſtärkſte Sauerbrunnen der Schweiz beim Dorfe St. Moriz; es iſt aber nicht die geringſte Anſtalt zur Bequemlichkeit der Badegäſte vorhanden. — Der Hauptort des Bundes der 10 Gerichte iſt **Davos** in einem ſo geſchloſſenen Thale, daß es erſt im 14ten Jahrhundert entdeckt ward. Bei Mayenfeld am Rhein fängt der Weinbau wieder an; nicht weit davon iſt der Luzienſteig, ein vom Rhein durchſtrömter enger Paß, welcher bis 1799 befeſtigt war und das Land auf der nördlichen Seite gegen Deutſchland verſchloß.

Geſchichte und Litteratur.

Die älteſten Einwohner Helvetiens werden von den Alten zu dem großen Völkerſtamme der Celten gerechnet und waren mit den Galliern verwandt. Viele Jahrhunderte mögen ſie in ihren Bergen unbekannt gewohnt haben, (undurchdringliches Dunkel deckt ihre frühere Geſchichte), als um die Zeit des Julius Cäſar das ganze Volk, gereizt von der Begier, Wohnſitze in dem mildern Gallien zu erwerben, welches ſie durch die frühern Züge der Cimbern und Teutonen, woran viele von ihnen Theil genommen, kennen gelernt hatten, den einmüthigen Beſchluß faßte, ihr Land zu verlaſſen, ihre Städte und Dörfer niederzubrennen und nach Gallien auszuwandern. Es ward ausgeführt; bald aber ſtießen ſie auf die Römer, welche eben damals unter J. Cäſar Gallien unterjochten, und von dieſem Feldherrn überwunden mußten die übrig gebliebenen in ihr verheertes Vaterland zurückkehren. Seitdem verbreitete ſich die römiſche Herrſchaft auch über Helvetien; es entſtanden viele bedeutende Städte, wovon einige noch vorhanden, andre, als **Aventicum**, in der Gegend von Wifflisburg; **Augusta Rauracorum**, in der Nähe von Baſel; **Vindonissa**, wo jetzt das Dorf Windiſch an der Reuß, unweit Bruck und Baden, u. a. untergegangen ſind; das Land blühte im Frieden, aber Freiheit und Tapferkeit hatten der römiſchen Bildung weichen müſſen. Leicht ward es daher den benachbarten germaniſchen Völkern, Helvetien ſchon im 3ten Jahrhundert zu beunruhigen und viele Städte zu zerſtören; bis endlich auch hier die immer zahlreicher andringenden Germanen dieſes Land den Römern gänzlich entriſſen. Allemannen im nördlichen, Burgundier im ſüdweſtlichen, Oſtgothen im öſtlichen Theile bemächtigten ſich dieſer Provinz, und was ihrer Wuth entgangen ſeyn mochte, das zerſtörten vollends die Hunnen unter Attila. Als im 6ten Jahrhundert die Fran=

ken mächtig wurden und Burgundier und Allemannen ſich unterwarfen, kam auch Helvetien unter fränkiſche Herrſchaft. Wie in allen Ländern, wo germaniſche Völker herrſchten, entſtanden auch hier eine Unzahl kleiner Herrſcher durch das Lehnsſyſtem unter einander und mit dem Fürſten verbunden, welche aber, als Carls des Großen kraftvolle Hand nicht mehr den ungeheuern fränkiſchen Staat zuſammenhielt, unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern immer mehr zum Beſitz einer wahren Unabhängigkeit gelangten, und durch ewige Fehden unter einander das Aufkommen friedlicher bürgerlicher Ordnung und aller Bildung verhinderten. Der Schwächere, um einigen Schutz zu finden, welchen die entfernten deutſchen Kaiſer nicht zu gewähren vermochten, unterwarf ſich dem mächtigern Nachbar; ſo gelangten nach und nach einige mächtige Häuſer, als Savoyen, Zähringen, Kyburg und zuletzt Habsburg, eben ſo viele Klöſter und Abteien, zu ſehr ausgedehnten Beſitzungen, deren Bewohner ihnen zum Theil leibeigen waren. Stärkere, wie ſchon damals einige Städte, als Zürich und Baſel, und die durch unzugängliche Gebirge mehr geſchützten Bewohner der ſogenannten Waldſtädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, ſuchten ſich ſelbſt zu ſchützen und hatten ſchon in den älteſten Zeiten Eidgenoſſenſchaften zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit geſchloſſen. Sie erkannten nur den deutſchen Kaiſer als ihren Oberherrn, die Städte wurden als reichsfrei betrachtet, und beide die Städte und jene Thalbewohner erhielten vom deutſchen Reiche Vögte, meiſt Edle aus ihrer Mitte, oder von Geſchlechtern, die ihnen von Alters her freundlich geweſen, um in peinlichen Fällen in das Land zu kommen und Gericht zu halten. Von jenen mächtigen Häuſern zeigten ſich die Zähringer als die wohlthätigſten; einer von ihnen, Berchtold V., gründete ums Jahr 1173 die Stadt Bern und begabte ſie mit bedeutenden Freiheiten, ſo daß, als die Zähringer 1218 ausgeſtorben, Bern ſchon als freie Reichsſtadt anerkannt wurde. Nachdem auch Kyburg 1264 ausgeſtorben, kam der größte Theil der Güter an das Haus Habsburg, welches durch den großen Rudolph von Habsburg zur Kaiſerwürde gelangte, wodurch der erſte Grund zur jetzigen Größe des Hauſes Oeſterreich gelegt ward. Schon Rudolph, deſſen Beſitzungen die Waldſtädte beinahe von allen Seiten umgaben, hätte dieſe gern beredet, den Schutz des Reiches gegen den ſeinigen zu vertauſchen, doch ließ er ſie bei ihrer Weigerung in Frieden. Sein Sohn Albrecht, nachmals ebenfalls Kaiſer, dachte nicht ſo billig; er hoffte durch Gewalt die Waldſtädte zu nöthigen, ſich in den Schutz des öſterreichiſchen Hauſes zu begeben. Die Beſtätigung ihrer uralten Freiheit, welche alle Kaiſer ihnen gegeben, verſagte er ihnen und gab ihnen Hermann Geßler von Bruneck, Beringer von Landenberg und andre zu Vögten: Männer, deren ſtolzer Uebermuth,

Habſucht und unbillige Härte das Land zum Aufruhr reizen mußten. Lange genug ertrugen die Waldſtädte das ungewohnte Joch; als aber der freche Uebermuth ſelbſt die weibliche Zucht nicht ehrte, die freien Männer um geringer Schuld willen mit harten Bußen und Gefängniß ſtrafte, da ſahen ſelbſt die achtbarſten Männer nur Rettung in Vertreibung der Vögte. Werner Stauffacher, ein reicher Landmann in Schwyz; Walther Fürſt von Attinghauſen, aus einem geehrten Geſchlechte in Uri, und Aerni (Arnold) an der Halden, aus dem Melchthal in Unterwalden, ein Jüngling, welcher den Knecht des Vogts Landenberg, der um eine Kleinigkeit ihm ein ſchönes Geſpann Ochſen nehmen wollte, leicht geſchlagen und deshalb geflohen, worauf der Vogt dem alten Vater Aerni's die Augen ausſtechen ließ: dieſe drei, nachdem ſie oft die Noth des Vaterlandes auf dem abgelegenen Rütli (S. 467.) beſprochen, brachten in der Nacht am 7. November 1307 jeder 10 vertraute Männer ſeines Landes mit, und beſchwuren hier, die Rechte des Reichs und des Hauſes Oeſterreich zwar nicht zu ſchmälern, aber auch ihre Freiheit muthig zu behaupten. Nach genommener Abrede trennten ſie ſich. In der Zwiſchenzeit bis zur beſtimmten Ausführung ihres Plans ward der Landvogt Geßler von Wilhelm Tell in der hohlen Gaſſe bei Küßnacht erſchoſſen. Geßler hatte zu Altorf einen Hut, das herzogliche Zeichen Oeſterreichs, und vielleicht zugleich Verhöhnung des alten Sinnbildes der Freiheit, aufgeſtellt und verlangte von den Vorübergehenden deſſen Begrüßung: Wilhelm Tell verweigerte ſie und ſollte deshalb, gegen das Geſetz, von dem Vogt in einem Kahne nach Küßnacht geführt werden, als ein Sturm und ſeine Kühnheit (S. 467.) ihn retteten. Der 1. Januar 1308 brach an, und an dem nemlichen Tage fielen durch Liſt und Gewalt die Burgen der Landvögte, ſie ſelbſt wurden ungekränkt gegen einen Eid, das Land nicht wieder zu betreten, entlaſſen; nicht ein Tropfen Blut ward vergoſſen. So lautet die herkömmliche Geſchichte der Befreiung der Schweizer. Neuere Unterſuchungen haben indeß bedeutende Zweifel dagegen erhoben und namentlich ſcheint es ausgemacht, was man auch längſt vermuthete, daß die Geſchichte Tells in das Reich der Sage gehört, da kein Zeitgenoſſe die Namen Tell und Geßler erwähnt. Rache dürſtend kam der Kaiſer Albrecht nach der Schweiz, ward aber von ſeinem eigenen Neffen Johann, beim Uebergange über die Reuß (S. 474.), ermordet. Sein Nachfolger Heinrich VII., aus dem Hauſe Luxemburg, fand nichts an den Eidgenoſſen zu ſtrafen und beſtätigte ſie in ihren alten Freiheiten. Albrechts Sohn hingegen, der Herzog Leopold von Oeſterreich, gedachte den Ungehorſam der Eidgenoſſen zu züchtigen. Mit einem zahlreichen Heer, deſſen Kern aus dem ſchwer bewaffneten und berittenen Adel der ganzen Umgegend beſtand,

hoffte er „dieſe Bauern mit ſeinem Fuß zu zertreten.“ Von verſchiedenen Seiten her ſollte der Angriff geſchehen. Der Herzog ſelbſt führte die Blüthe des Adels an dem Egeriſee im Canton Zug entlang, wo am Berge Sattel, im ſogenannten Morgarten, die Eidgenoſſen, etwa 1300 Mann, ihn erwarteten. Die ſchwerbewaffneten Ritter, in einem Hohlwege zwiſchen Berg und See zuſammengedrängt, durch herabgewälzte Steine bald in Unordnung gebracht, erlitten am 6. December 1315 eine blutige Niederlage; der Herzog ſelbſt entkam mit genauer Noth. Die andern Abtheilungen ſeines Heeres, als ſie dieſe Niederlage erfuhren, flohen ohne Widerſtand. Gleich darauf erneuerten die 3 Waldſtädte ihren Bund zu Brunnen am 8. December. Andre und wichtigere Händel nöthigten den Herzog zum Frieden, und der Kaiſer Ludwig von Baiern beſtätigte die Freiheiten der Eidgenoſſen. Bald auch, 1332, trat Luzern in ihren Bund. Auch Bern, welches im Genuß der Freiheit, durch Tapferkeit, Fleiß und Handel blühte, reizte den Neid des benachbarten Adels. Viele einzelne hatten ſchon den Muth und die Macht der Berner erfahren. Ein Bund des ganzen Adels im weſtlichen Theile der Schweiz ſollte die verhaßte Stadt vertilgen, aber der Sieg, welchen ſie 1339, unter Anführung Rudolphs von Erlach, bei Laupen erfocht, rettete ihre Freiheit und begründete ihre Größe. Die Berner waren bei dieſer Gelegenheit von den Eidgenoſſen aus alter Freundſchaft, ohne daß ein Bund beſtand, unterſtützt worden und die Verbindung ward nun enger geknüpft; Bern ward ein Mitglied der Eidgenoſſenſchaft, ſo wie bis zum Jahre 1353 auch Zürich, Glarus und Zug, ſo daß nun der Bund aus 8, den ſogenannten alten, Orten beſtand. Dieſer ſchnelle Zuwachs ihrer Macht ward von dem ganzen Adel der umliegenden Gegend mit Neid betrachtet; auch Oeſterreich konnte noch nicht den alten Trotz und den Sieg der Eidgenoſſen vergeſſen. An Veranlaſſung zum Kriege konnte es bei dem damals unendlich verwickelten Beſitzſtand und den ſich durchkreuzenden Gebieten des Adels und der Eidgenoſſen nicht fehlen; der wahre Grund aber des Kriegs war allein der, daß die Herren ſowohl als die Herzöge von Oeſterreich den Anblick und das Gedeihen der Freiheit nicht ertragen mochten. So erhielten die Eidgenoſſen innerhalb 12 Tagen Abſage- oder Fehdebriefe von 167 ſowohl geiſtlichen als weltlichen Herren, und der Herzog Leopold, ein ſonſt gerechter und milder Fürſt, bereitete einen mächtigen Kriegszug gegen die Eidgenoſſen. Bei Baden im Aargau zog er ein großes Heer zuſammen, in welchem der Adel aus dem ganzen Thurgau, Aargau, Elſaß und den benachbarten Ländern glänzte; bei Sempach traf er am 9. July 1386 das kleine Heer der Eidgenoſſen, welche auf einer Höhe noch zweifelten, ob ſie gegen die Uebermacht den Angriff wagen dürften. Da geriethen

die Ritter auf den unſeligen Einfall, von den Pferden zu ſteigen und in furchtbar gedrängter Ordnung dem Feinde entgegen zu gehen. Dieſer ſtürzte von den Höhen herab; aber lange wider= ſtand gleich einer eiſernen Mauer das Heer des Herzogs; die langen vorgehaltenen Spieße, die undurchdringlichen Rüſtungen boten einen unüberwindlichen Widerſtand dar. Schon waren viele tapfere Schweizer gefallen; da rief ein Mann aus Unter= walden, Arnold Strutthan von Winkelried: „ich will euch eine Gaſſe machen; ſorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts!“ Groß und ſtark wie er war, umfaßte er mehrere Lanzen, begrub ihre Spitzen in ſeiner Bruſt und drückte ſie durch die Laſt ſeines Körpers nieder. Ueber ſeinen Leichnam drangen ſeine Kriegsge= ſellen unaufhaltbar vorwärts. Beſtürzung und unheilbare Ver= wirrung verbreitete ſich in dem gedrängten Haufen der Ritter. Viele erſtickten ohne Wunde in ihren Harniſchen; viele konnten im Gedränge ihre Waffen nicht brauchen. Da riefen ſie nach ihren Pferden, welche aber feige Knechte beim erſten Anblick des Getümmels in wilder Flucht fortgeriſſen hatten. Da fielen Tau= ſende aus den edelſten Geſchlechtern, und Herzog Leopold mochte ſie nicht überleben; er fand den Heldentod an ihrer Seite. Eben ſo ſiegreich ward bald nachher 1389 die Freiheit von den Glar= nern, ſelbſt ohne Hülfe der übrigen Eidgenoſſen, bei Näfels gegen Oeſterreich behauptet. Dieſe Siege verſchafften zwar den Eidge= noſſen Achtung und Sicherheit gegen äußere Feinde, Vergröße= rung ihrer Gebiete; auch Rhätien trat in Bündniſſe zuſammen und ſchloß ſich an die Eidgenoſſen als zugewandter Ort, aber die Eintracht ward immer ſchwerer zu erhalten, und als Zürich vollends ſich an Oeſterreich anſchloß, um ſich nach der Seite vom Thurgau zu vergrößern, da brach der Krieg aller Eidge= noſſen gegen dieſe Stadt aus. Kaiſer Friedrich III. aus dem Hauſe Oeſterreich, unvermögend die Züricher zu ſchützen, wandte ſich an Carl VII. von Frankreich, um von dort Hülfe zu er= langen. Frankreich hatte damals eben die ſchweren Kriege mit England überſtanden und war noch von zügelloſen Banden ge= plagt, welche unter dem Namen **Armagnacs** (von einem ihrer Führer), in Deutſchland auch wohl ſpottweiſe a r m e G e c k e n genannt, das Land überſchwemmten. Sehr bereitwillig ſchickte der König ſeinen Sohn, den nachmaligen Ludwig XI., mit 40000 ſtatt der begehrten 8000 Armagnacs, an welche ſich aus altem Haß gegen die Eidgenoſſen viel Adel aus dem Elſaß und Schwaben anſchloß. Die Eidgenoſſen, welche Zürich belagerten, ſchickten ihnen nur ein kleines Häuflein entgegen. Baſel war vom Feinde bedroht; das kleine Heer der Eidgenoſſen, mit Be= lagerung einer Burg beſchäftigt, ſandte am 26. Auguſt 1444 nur 1500 Mann gegen Baſel, um den Feind zu erkundigen,

aber mit dem beſtimmten Befehl ſich in keine Schlacht einzulaſſen und nicht über die Birs zu gehen. Unwiderſtehlich im Anlauf warfen die 1500 eine weit überlegene Abtheilung der Feinde, und ohne auf die Ermahnungen der Anführer zu hören, ſtürzten ſie ſich in der Hitze der Verfolgung in die Birs, auf deren entgegengeſetztem Ufer die ganze Macht des Feindes ſtand. Durch die Eile und das Durchwaten des Fluſſes in Unordnung gerathen, wurden ſie bald von der ungeheuern Uebermacht des Feindes in zwei Haufen getrennt; der eine 500 Mann ſtark fand den Tod auf einer ſumpfigen Wieſe. Der größere warf ſich in das Siechenhaus zu St. Jakob, wo die Mauern einigen Schutz gewährten. Nach 10ſtündigem Kampfe, in welchem der Feind an 8000 Mann verlor, lag auch der letzte dieſer Helden todt auf dem Kampfplatze; einige wenige früher Entronnene lebten mit Schande bedeckt. So groß war der Eindruck dieſes Rieſenkampfes auf den ſtaatsklugen Dauphin, daß er ſogleich beſchloß, mit den Eidgenoſſen Friede zu machen und ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen zu gewinnen. Seine wilden Banden führte er nach dem Elſaß, von wo ſie bis tief in Deutſchland verwüſtend ſtreiften; ſchon damals wagte man in Frankreich die Behauptung: der Rhein ſey die natürliche Gränze des Landes; Kaiſer und Reich ſchwiegen. Der Krieg der Eidgenoſſen gegen Zürich ward noch einige Jahre fortgeſetzt, bis das Gefühl gegenſeitiger Thorheit und Unrechts beide Theile 1450 zu einem billigen Frieden vermochte, welcher keine bedeutende Veränderung im Länderbeſitz hervorbrachte: Zürich entſagte dem Bündniſſe mit Oeſterreich. Größere Gefahr drohte bald darauf der geſammten Eidgenoſſenſchaft, und nur die wiederhergeſtellte Eintracht und das wieder neu erwachte Gefühl der uralten Bünde vermochte ſie ſiegreich zu beſtehen. Zwiſchen Frankreich und Deutſchland war in einer Reihe von Jahrhunderten die burgundiſche Macht entſtanden. Alles, was wir jetzt das Königreich der Niederlande und Belgien nennen, ſchon damals die reichſten und blühendſten Länder der Welt, die **Franche comté** und **Bourgogne**, waren im Beſitz der Herzöge von Burgund und jetzt in der Hand des letzten von ihnen, des ritterlich tapfern aber auch von Glück und Reichthum verblendeten Carls des Kühnen. Unermeßliche Reichthümer, wie ſie damals kein Fürſt beſaß, der glänzendſte und zahlreichſte Hofſtaat der Welt, ein zahlreiches, wohlgeübtes und herrlich gerüſtetes Heer, eine für die Zeit unglaublich ſtarke Artillerie; dies alles, einige ſchon in der Jugend erfochtene Siege gegen Frankreich und Lothringen und ein durch das Leſen der Alten entflammtes Gemüth, unter welchen Alexander, Hannibal und Jul. Cäſar ihm die ſeiner allein würdigen Vorbilder ſchienen, hatten den hochfahrenden Sinn Carls zu den kühnſten und weitausſehendſten Plänen begeiſtert. Sein Land ſollte nun bald

ein Königreich heißen: Elſaß und Lothringen hoffte er mit leichter Mühe zu gewinnen; die Alpen ſchienen ihm nicht unbezwinglich und bis tief nach Italien ſollte ſeine Herrſchaft ſich ausdehnen: wenn nicht gar vielleicht die Eroberung Deutſchlands und die Kaiſerwürde ihm vorſchwebten. Leicht ward es ſeinem argliſtigen Feinde Ludwig **XI.** von Frankreich, das ſtolze Gemüth Carls gegen die Schweizer zu entzünden und ihn in einen verderblichen Krieg zu verwickeln. Carl beherrſchte einen Theil von Elſaß, welches Oeſterreich ihm verpfändet, und ſeine Vögte, ſich nach dem Sinn ihres Herrn richtend, empörten die Unterthanen durch unerhörten Druck, Kriegsdienſte und am meiſten durch ſtolze Verachtung ihrer Rechte und Freiheiten: ſelbſt die Stadt Mühlhauſen, ſeit langer Zeit den Eidgenoſſen verbündet, ward geneckt und bedrängt. Als Oeſterreich dieſe Länder mit Geld wieder einlöſete, entbrannte der Zorn des Volks und ein burgundiſcher Vogt ward hingerichtet. Mehr bedurfte es kaum, um den Stolz Carls zur Rache zu entflammen, um ſo mehr als viele Große ſeines Hofes, in der Schweiz begütert, und in der Hoffnung durch ihn zu ihrem alten längſt verlornen Anſehen zu gelangen, ihn gegen die Eidgenoſſen als die wahren Urheber und Beſchützer jener Unruhen erbitterten. Ludwig, der ſich aus Furcht vor Carln um ſo eifriger den Eidgenoſſen anſchloß und durch Geſandtſchaften ſie unaufhörlich vor der Ländergier des Herzogs warnte, machte durch ſeine Ränke den Bruch unvermeidlich. Carl, mit einem Heere von 60000 Mann, aus Niederländern, Burgundern und gedungenen Italienern beſtehend, begann ſeinen Zug und eroberte unterwegs Lothringen nebſt der Hauptſtadt Nancy; der vertriebene Herzog René ſuchte Hülfe bei den Schweizern. Dieſe hatten indeß ſchon manche Stadt des Grafen Romont, eines Hauptanſtifters dieſes Krieges, der in der Waadt herrſchte, erobert und eine Beſatzung von 800 Mann in Granſon am Neuenburger-See gelegt. Carl zog von der **Franche comté** in die Waadt vor Granſon; ſein rechter Flügel lehnte ſich an den Neuenburger-See, der linke an das Gebirge. Granſon ward ſogleich, aber vergeblich geſtürmt, doch verleitete die Unhaltbarkeit des Orts, der Mangel, und mehr noch das Wort eines Verräthers, welcher im Namen des Herzogs Gnade anbot, die Beſatzung, ſich zu ergeben. Carl, erbittert durch den Trotz der Schweizer, welche viele ſeiner Freunde beſchädigt, auch nach dem Sinne des Adels Menſchenrechte nur in ſeines Gleichen achtend, ließ die Beſatzung theils an Bäume hängen, theils im See erſäufen: es war, nach Müller's Ausdruck, der letzte Tag ſeiner Ehre und ſeines Glücks. Es war am 3. März 1476, als das kaum ein Drittheil ſo ſtarke Heer der Eidgenoſſen, von Muth und Rache entflammt, von der Seite von Neufchatel her den Angriff auf die vortreffliche, durch 400 Büchſen (Geſchütze)

gedeckte Stellung des Feindes begann. Nach ihrer Art drangen ſie in unaufhaltbarer Eile, des Geſchützes nicht achtend, über Gräben und Bollwerke: der ungewohnte Anblick ſo wüthender Schaaren, die man bis dahin im burgundiſchen Lager als elende Bauern verachtet, kaum des ritterlichen Kampfes werth geachtet, verbreitete ein unbegreifliches Grauen, paniſches Schrecken, unter die feindlichen Haufen: vergebens waren alle Anſtrengungen Carls und mehrerer ausgezeichneten Führer; in wilder, unordentlicher Flucht wurden ſie mit dahin geriſſen, an keinen Widerſtand mehr gedacht, ſämmtliche Geſchütze und alle Schätze des Lagers dem Feinde überlaſſen. Noch denſelben Abend ward Granſon erſtürmt und die Beſatzung zur Vergeltung an eben die Bäume gehängt, wo ſie die Schweizer gemordet. Unermeßlich war die Beute, die man im Lager fand, damals ſelbſt auf 3 Millionen Gulden geſchätzt; die Pracht der Zelte, der Gewande, der Rüſtungen und Kleinodien überſtieg weit die Faſſungskraft der Schweizer: die größten noch jetzt bekannten Diamanten wurden als künſtlich geſchliffenes Glas, Silbergeſchirre als Zinn, Seide wie gemeine Zeuge betrachtet und verſchleudert. Nicht niedergeſchlagen, aber wüthend, bot Carl alles auf, den Kampf zu erneuern. Mit großer Härte erpreßte er Geld und Menſchen von ſeinen Unterthanen, und wenige Wochen nach ſeiner Niederlage erſchien er mit einem mächtigern, wenn auch weniger prächtigen Heere an dem Genfer=See. Von Lauſanne brach er auf nach Bern, dem vorzüglichen Ziele ſeiner Rache; bei Murten traf er auf die indeß wieder geſammelten Eidgenoſſen. Auch diesmal, aber vergeblich, ſollte die Einnahme von Murten das Vorſpiel des Sieges ſeyn: die heldenmüthige Beſatzung unter dem greiſen Altſchultheißen von Bern, Hadrian von Bubenberg, widerſtand allen Stürmen. Am 22. Juny früh Morgens begann die Schlacht; härter und blutiger als bei Granſon ward hier geſtritten; aber als 1500 Edle und die meiſten Anführer gefallen, das Geſchütz im wüthenden Anlauf genommen: da vermochte nichts mehr die Flucht und Zerſtreuung der Burgunder zu hemmen, und ungeheuer war ihr Verluſt auf der Flucht; der Herzog entkam mit kaum 30 Reitern, es wurden keine Gefangene gemacht. Mehrere tauſend Reiter, welche ſich an den ſchilfigen Ufern des Sees zu retten hofften, verſanken in die Tiefe; außer dieſen, deren Zahl ungewiß, blieben mindeſtens 15000 in der Schlacht. — René, Herzog von Lothringen, eilte ſogleich mit Hülfe der Schweizer ſein Land wieder zu erobern, welches ihm auch vollkommen gelang, ſo daß ſelbſt Nancy wieder in ſeine Gewalt fiel. Auch Carl, von dem wildeſten Unmuth gepeinigt, wüthend und halb wahnſinnig, betrieb neue Rüſtungen, um noch im Winter Lothringen wieder zu erobern. René begab ſich ſelbſt in die Schweiz und erhielt 8000 Mann ſtatt 6000,

die er verlangte; mit dieſen eilte er Nancy zu Hülfe. Mit einem an Zahl ſchwächern, von Kälte und Hunger geſchwächten, an Geiſt mit den Eidgenoſſen gar nicht zu vergleichenden Heere, beſtand Carl gegen den Rath und die Bitten aller ſeiner Getreuen darauf, nicht allein die Schlacht anzunehmen, ſondern auch noch in der Nacht vorher Nancy zu ſtürmen. Es war am 5. oder 6. Jan. 1477. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſeyn. Carl, von vielen verlaſſen, von einigen verrathen, ſtürzte mit blinder Wuth in die Schlacht. Vergebens erkannte er ſelbſt in dem beim Aufſitzen von ſeinem Helme herabfallenden goldnen Löwen ein göttliches Warnungszeichen. Vergebens opferten ſich ſeine getreuen Burgunder für ihn in dem ungleichen Kampfe. Bald konnte niemand länger widerſtehen, und Carl, mit ſeinem Pferde in einen ſumpfigen Graben gerathen, fand den Tod von unbekannter Hand. Erſt einige Tage nach der Schlacht fand man ſeinen von Wunden entſtellten, halb eingefrornen Leichnam. Er ward bei Nancy ehrenvoll begraben, ſpäter von ſeinem Urenkel Kaiſer Carl V. und deſſen Schweſter Maria, in der Kirche zu U. L. F. in Brügge, beigeſetzt, wo auch ſeine einzige Tochter Maria, Gemahlin Kaiſer Maximilians I., ruht. So glänzende Siege machten den Namen der Eidgenoſſen in ganz Europa berühmt, und Ludwig beeiferte ſich nicht allein ihre Freundſchaft zu bewahren, ſondern auch Truppen von ihnen in Sold zu erhalten. Von der Zeit an hat Frankreich mit wenigen Unterbrechungen immer mehrere tauſend Schweizer in ſeinen Dienſten gehabt; ſeit dieſer Zeit aber fingen auch die Vorſteher der Städte an, von verſchiedenen Fürſten Geſchenke und Penſionen anzunehmen, und die kriegsluſtige Jugend, durch Sieg und Beute gelockt, lief häufig auch ohne Bewilligung der Obrigkeit in fremde Kriege: dies nannte man das Reißlaufen oder Reiſelaufen, wozu die vielen kleinen Fehden in Italien immerdar Gelegenheit boten. — Freiburg und Solothurn, welche alle Kriege der Eidgenoſſen als treue Verbündete mitgefochten, wurden daher 1481 in den Bund aufgenommen; Baſel und Schaffhauſen erſt 1501 und zuletzt Appenzell 1513, wodurch die Zahl der 13 Cantone, wie ſie bis auf die neuere Zeit beſtanden, vollſtändig wurde. — Der burgundiſche Krieg iſt wie der Gipfel des kriegeriſchen Ruhms der Schweizer, ſo auch der letzte bedeutende, welchen ſie für ihre Unabhängkeit führten. Denn der ſogenannte Schwabenkrieg, welchen ſie gegen Kaiſer Maximilian I. führten, der ſie den deutſchen Reichsgerichten unterwerfen wollte, endigte nach einigen Siegen der Schweizer ohne große Begebenheiten mit dem Baſeler Frieden 1499. Von hier an bis in die neueſte Zeit fochten die Schweizer zwar immer mit Ruhm, aber nur immer als Söldlinge oder Bundesgenoſſen andrer Mächte. Noch einmal kämpften ſie gegen Frankreich, mit welchem ſie wegen Sol-

des=Erhöhung zerfallen waren, in der blutigen Schlacht von Marignano bei Mailand gegen Franz I., worin ſie zwar nach ungeheuerm Verluſt durch die Uebermacht beſiegt wurden, aber ihren alten Ruf ſo ſehr bewährten, daß der König eilte 1516 einen ewigen Frieden mit ihnen zu ſchließen, welchem 1521 ein Bundesvertrag folgte, nach welchem Frankreich bis auf die Revolution mehrere Schweizer=Regimenter in ſeine Dienſte nahm. — Auch für die Schweizer brach jetzt die Zeit der Reformation herein, und ſie mußte dort einen um ſo günſtigern Boden finden, als der Freiheitsſinn des Volks ſchon in älteren Zeiten ſich bei mehreren Veranlaſſungen gegen die willkührliche Gewalt der römiſchen Biſchöfe kräftig erhoben hatte. Huldreich (Ulrich) Zwingli, geboren den 1. Jannar 1484 zu Wildhaus, einem der höchſten Dörfer des Toggenburgiſchen, jetzt Canton St. Gallen, ward für die Schweiz, was Luther für Deutſchland geweſen. Ihm gleich an Frömmigkeit, Gottvertrauen und Heldenmuth, ihm vielleicht noch überlegen an gründlicher Kenntniß des Alterthums und an geiſtiger Unbefangenheit und Freiheit in Erforſchung der Wahrheit, zeichnete er ſich ſchon als Knabe durch Wißbegier und Fähigkeiten aus, ſtudirte zu Wien und nachher zu Baſel und ward 1506 Pfarrer zu Glarus, 1516 aber in dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einſiedlen. Schon hier, recht im Mittelpunkte mönchiſchen Aberglaubens, wagte er es, auf eine gründliche Kenntniß der h. Schrift geſtützt, gegen Wallfahrten, Ablaß und andre Mißbräuche zu predigen. Auch ihm gab, wie Luthern, der durch Bernhardin Samſon, einen Franziskaner aus Mailand, mit Unverſchämtheit getriebene Ablaßkram die erſte Veranlaſſung, öffentlich gegen die Mißbräuche in der Kirche zu reden. Sein Ruf verſchaffte ihm die erſte Predigerſtelle am großen Münſter in Zürich, und hier war es, wo er, vorzüglich ſeit 1519, durch Predigten, Schriften und öffentliche Disputationen gegen die Anhänger der päpſtlichen Lehre, das Reformationswerk begründete. Schon im Jahre 1524 ward die Meſſe und alle äußere Gebräuche der katholiſchen Kirche abgeſchafft, und die proteſtantiſche Lehre und Kirche ſchon beinahe ſo feſtgeſtellt und eingerichtet, wie ſie dort noch jetzt beſteht. Unglaublichen Beifall fand die gereinigte Lehre in den meiſten Cantonen, beſonders Zürich, Bern, Glarus, St. Gallen u. a.; nur die vier Waldſtädte und einige andre Cantone verwarfen ſie als gottloſe Neuerungen, und die gegenſeitige Erbitterung wuchs ſo ſehr, daß ſchon bedeutende Heere einander gegenüber ſtanden; doch wurde der Friede noch einmal 1529 vermittelt. Die Fortſchritte der Reformation reizten aber die katholiſchen Cantone bald wieder zum Kriege. Die Züricher hatten nur einen Haufen von 1200 Mann bei Cappel aufgeſtellt, welcher von mehr als 8000 bedroht wurde. Eilboten mahnten um Unterſtützung; etwa 2000

Mann,

Mann, mit ihnen Zwingli, auf Befehl der Obrigkeit und wie es von jeher die Pflicht ſeiner Stelle mit ſich gebracht, langten in Eil, ermüdet und unordentlich an, wurden aber von dem ſtärkern und ausgeruhten Heere der Feinde noch den nemlichen Abend, 11. October 1531, angegriffen und leicht in die Flucht geſchlagen. Unter den Todten befand ſich auch Zwingli (S. 460), deſſen Leichnam, als man ihn erkannt, nach den ſchändlichſten Mißhandlungen verbrannt wurde. Luther, obwohl mit ihm, beſonders wegen der Lehre vom Abendmahl, geſpannt und unzufrieden, bedauerte aufrichtig ſeinen Tod. Dieſer allzufrühe Tod hatte jedoch wenig Einfluß auf die Angelegenheit der Reformation, welche in dem Geiſte des Volks und in vielen frommen und gelehrten Männern mächtige Stützen fand. Was Zwingli zu Zürich, das hatte ſein Freund Oekolampadius (Hausſchein) zu Baſel bewirkt. Noch wirkſamer war Wilhelm Farel, welcher die Lehren der Reformation in der ganzen franzöſiſchen Schweiz, vorzüglich aber zu Neufchatel und zu Genf verbreitete. Hier fand er bald, 1536, an dem aus Frankreich fliehenden Johann Calvin, eigentlich **Cauvin** oder **Chauvin**, geboren zu Noyon in der Picardie 1509, einen geiſtvollen, gelehrten und höchſt eifrigen Mitarbeiter. Ja als Calvin, in Folge einiger Irrungen mit dem Rathe, von 1538—41 aus Genf verbannt worden, dann aber ehrenvoll von Straßburg, wohin er ſich begeben, zurückgerufen worden, fanden ſeine Lehren, ſeine Vorſchläge zur Einrichtung einer ſtrengen Kirchen- und Bürgerordnung einen ſo entſchiedenen Eingang, daß er bis an ſeinen 1564 erfolgten Tod das gemeine Weſen der Genfer ganz durch ſeine Rathſchläge leitete. So hoch er auch wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner unermüdeten Thätigkeit und ſeines uneigennützigen, redlichen Eifers zu ſchätzen iſt, ſo kann man doch den Vorwurf allzugroßer Strenge und Heftigkeit ſchwerlich von ihm ablenken, und die Hinrichtung des unglücklichen Spaniers Michael Servet, welcher wegen ketzeriſcher Meinungen 1553 zu Genf verbrannt wurde, wird ewig ſein Andenken verdunkeln. — In demſelben Jahre, als Zwingli ſtarb, errang Genf mit Hülfe Berns ſeine völlige Freiheit von dem ſavoyiſchen Drucke, und Bern erwarb bei dieſer Gelegenheit die Waadt, wodurch das Haus Savoyen gänzlich aus der Schweiz verdrängt ward. Der Streit über die gereinigte Lehre aber endigte damit, daß einige Cantone ihr ganz zugethan blieben, andre, als Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg, Solothurn und Wallis, bei der katholiſchen Lehre ausſchließlich blieben, in den übrigen aber beide Parteien neben einander beſtanden. — Von dieſer Zeit an bis auf die neueſte hat kein bedeutendes politiſches Ereigniß die Schweiz erſchüttert; ſie blieb ohne Theilnahme an den Verwüſtungen des 30jährigen Krieges und erhielt im weſtphäliſchen Frieden 1648 ihre völlige Losſpre-

chung vom deutſchen Reiche. Der franzöſiſche Einfluß blieb ſeitdem immer überwiegend in der Schweiz, doch verhinderte ſie dies nicht, die unter Ludwig **XIV.** der Religion wegen Verfolgten gaſtfrei und hülfreich aufzunehmen. Auch im ſpaniſchen Erbfolgekriege und in allen folgenden behauptete die Schweiz ihre unangefochtene Neutralität. In dieſem langen Frieden blühten Ackerbau, Gewerbe, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften herrlich empor, und beſonders im 18ten Jahrhundert kann ſich die Schweiz mehrerer ausgezeichneten Männer rühmen. Die Familie **Bernouilli** in Baſel hat mehrere bedeutende Mathematiker hervorgebracht; die Naturforſcher **Bonnet** und **Deluc** gehören zu den Zierden Genfs, und **Jean Jaques Rousseau**, geb. 1712 † 1778, Bürger von Genf, hat durch ſeine geiſtvollen Schriften, beſonders ſeinen **Emile**, über die Erziehung, ſo wie durch die Wunderlichkeiten ſeines Charakters und ſeines Lebens ſeinen Namen unſterblich gemacht. Unter den Schweizern, welche der deutſchen Litteratur angehören, verdienen vor allen genannt zu werden der Naturforſcher und Dichter Albr. v. Haller, gewöhnlich der Große genannt, geb. zu Bern 1708, geſt. 1777; ferner Bodmer und Breitinger, beide Züricher von Geburt. Bodmer von 1698—1783, Breitinger von 1701—1776, haben ſich das bedeutende Verdienſt erworben, gegen die jämmerlich wäſſerigen Anſichten Gottſched's und ſeiner Schule zuerſt aufgetreten zu ſeyn. Auch gab Bodmer zuerſt die lange vergeſſenen Lieder der Minneſinger, welche der Züricher Rüdiger Maneſſe im 14ten Jahrhundert geſammelt hatte, heraus. Der bekannte, freilich ſehr über Verdienſt geſchätzte Dichter Salomon Geßner, geb. zu Zürich 1730, geſt. 1787, als Landſchaftsmaler und Kupferſtecher wohl bedeutender denn als Dichter. Der geiſtvolle, am meiſten durch ſeine phyſiognomiſchen Fragmente bekannte Caspar Lavater, Prediger in Zürich, wo er 1741 geboren und bei der Einnahme ſeiner Vaterſtadt 1799 von einem Franzoſen auf der Straße erſchoſſen ward. Der unſterbliche Geſchichtſchreiber der Schweiz, Joh. Müller, geb. zu Schaffhauſen 1752, geſtorben zu Caſſel 1809. Endlich der für die Jugend unermündet thätig geweſene, geiſtvolle Peſtalozzi, geb. zu Zürich 1745 † 1827.

Dieſer Zuſtand des äußern Friedens und des ſteigenden Wohlſtandes im Innern erhielt ſich bei ſehr unbedeutenden inneren Zwiſtigkeiten bis auf die Zeit der franzöſiſchen Revolution. Auch die Schweiz ſollte davon ergriffen und tief erſchüttert werden. Schon ſeit lange hatte eine heimliche Unzufriedenheit in den meiſten Theilen der Schweiz gegährt; in den größeren ariſtokratiſchen Cantonen klagte man über die ausſchließlichen Vorrechte weniger Familien; in den eroberten und gemeinſam regierten Ländern, als den italiäniſchen Landvogteien, dem Thurgau

u. ſ. w., wurde über die Bedrückung der Vögte geklagt. Dieſe Keime der Unruhen, eine Zeitlang durch Gewalt zurückgehalten, entwickelten ſich bei den Siegen der Franzoſen in Italien und Deutſchland und wurden von ihnen genährt und unterhalten, ſo daß endlich 1798 die Unordnungen und Aufſtände in der Schweiz ſo überhand nahmen, daß die Franzoſen die längſt erſehnte Veranlaſſung fanden, mit einem Heere in das Land zu rücken. Uneinigkeit und Mißtrauen lähmten allen Widerſtand, und obwohl von den Bernern ſowohl als von den kleinen Cantonen auf einzelnen Punkten mit einer der Väter würdigen Tapferkeit gefochten wurde, konnten ſie es doch nicht hindern, daß die alte Verfaſſung umgeſtoßen und die Schweiz zu einer Einen und untheilbaren Republik, Helvetien, umgeſchaffen wurde, an deren Spitze ein Directorium aus 5 Mitgliedern ſtand. Das darauf folgende Jahr brachte furchtbare Verheerungen über die Schweiz, indem Oeſterreicher und Ruſſen, meiſt von den Einwohnern unterſtützt, ſich hartnäckig mit den Franzoſen ſchlugen, welche indeß durch den Sieg Maſſena's bei Zürich die Oberhand behielten. Die kleinen alten Cantone konnten ſich am wenigſten in die neue Ordnung finden, es entſtanden neue Unruhen, welche endlich dadurch beigelegt wurden, daß Napoleon als Vermittler auftrat und der Schweiz 1803 eine neue Conſtitution gab, nach welcher es fortan 19 mit einander zwar eng verbundene, übrigens aber in Hinſicht auf ihre Verfaſſung unabhängige Cantone geben ſollte. Wallis und Genf wurden mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt und Neufchatel dem Prinzen Berthier geſchenkt. Die Schweiz mußte überdies ein Contingent von 12—16000 Mann in allen Kriegen Frankreichs immer vollzählig erhalten. So blieben die Sachen bis 1813, wo, nach dem Rückzuge der Franzoſen über den Rhein, Napoleon die Schweiz für neutral erklärte, in der Hoffnung, dadurch die Gränze Frankreichs von dieſer Seite zu decken. Die Verbündeten konnten dies unmöglich gelten laſſen; ein öſterreichiſches Heer ging ohne Widerſtand durch die Schweiz und drang über Genf in Frankreich ein. Aufs neue regten ſich zwar die Anſprüche beſonders der größeren Cantone auf ehemals ihnen unterworfene Gegenden, ſie konnten aber damit nicht durchdringen, und durch den Pariſer Frieden 1814 ſowohl, als durch die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes 1815 ward die Schweiz als unabhängiger Föderativ-Staat, aus 22 Cantonen beſtehend, anerkannt, Wallis, Genf und Neufchatel kehrten zu ihren alten Verhältniſſen zurück, und die Anſprüche Berns wurden durch das Gebiet von Biel und einen Theil des ehemaligen Bisthums Baſel befriedigt. Alle Mächte Europa's haben im November 1815 die immerwährende Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes ausgeſprochen. Von den ſeit 1835 vorgefallenen Unruhen iſt ſchon oben S. 475 das nöthige erwähnt.

VI. Die Skandinaviſchen Reiche.

Unter dieſem Namen verſteht man die beiden Reiche Dänemark und Schweden mit Norwegen, und wie wir es früher mit der pyrenäiſchen Halbinſel gemacht, ſo werden wir auch hier erſt die Beſchreibung der einzelnen Länder, und dann die ſo mannigfaltig verflochtene Geſchichte beider Reiche vortragen.

A) Das Königreich Dänemark.

Der däniſche Staat beſteht aus dem zwiſchen der Oſt- und Nordſee gelegenen Königreiche Dänemark, den Färoer und der Inſel Island. Das eigentliche Dänemark, aus einer großen von Deutſchland gegen Norden ſich erſtreckenden Halbinſel (**Chersonesus cimbrica**) und vielen größeren und kleineren Inſeln beſtehend, liegt zwiſchen 53° 21′ und 57° 42′ N. Br. Gegen Süden gränzt es an die Elbe und das Hamburger Gebiet, gegen Weſten und Norden an die Nordſee, von den Dänen Weſtſee genannt, gegen Oſten an die Oſtſee und Mecklenburg. Dieſe Ländermaſſe umfaßt auf etwa 1058 □ M., wovon aber 23 auf die Färoer kommen, über 2000000 Einwohner. Das Meer, welches Dänemark umgiebt und durchſchneidet, führt folgende Namen. Der Kanal, welcher Dänemark von Norwegen und Schweden trennt, heißt im allgemeinen das Kattegat (**Sinus codanus**); der nordweſtlichſte Theil deſſelben aber, zwiſchen Jütland und Norwegen, Skager Rack; er iſt, vorzüglich in ſeinem nördlichſten Theile, wegen Stürme und Untiefen den Schiffen höchſt gefährlich. Aus dieſem Theile des Meers gelangt man in die Oſtſee durch 3 Meerengen: der kleine Belt, zwiſchen Schleswig und Fünen, an der engſten Stelle kaum 1/4 M. breit; der große Belt, zwiſchen Fünen und Seeland, 3—5 M. breit; beide werden wegen der Sandbänke, der Strömungen aus der Oſtſee in die Nordſee und der in ſolcher Enge gefährlichen Stürme von größeren Schiffen gemieden. Dieſe gehen alle durch den Sund oder Oereſund, zwiſchen Seeland und Schweden, welcher an 9 M. lang, von ſehr verſchiedener Breite, und wo er am ſchmalſten, 1/2 M. breit iſt. Alle dieſe Meerengen, beſonders die Belte, frieren nicht ſelten zu. — Ganz Dänemark iſt, mit Ausnahme einiger Hügel, ein durchaus flaches Land, welches ſelbſt an ſeiner Weſtſeite viel vom Meere gelitten und nur durch Deiche gegen die Wellen geſchützt iſt. Die Mitte der Halbinſel durchzieht in ihrer ganzen Länge ein ganz

unbedeutender ſandiger Landrücken, deſſen höchſter Punkt, in Nord-Jütland, der Himmelsberg, etwa 1200 F. hoch iſt. Auch die Inſeln ſind flach und höchſtens hügelig, nur am ſüdöſtlichen Rande von Seeland bei Stevens Klint, und auf der Küſte der benachbarten Inſel Moen erheben ſich gegen Oſten ſchroffe, über 200 Fuß hohe Kreidefelſen. Eben ſo iſt die Inſel Bornholm etwas gebirgig. — Dänemark kann vermöge ſeiner Beſchaffenheit keine bedeutenden Flüſſe haben; der anſehnlichſte iſt die Eider, welche Schleswig von Holſtein trennt, von Oſten gegen Weſten fließt und durch einen Kanal die Verbindung der Oſt- und Nordſee bewirkt. Dieſer Kanal iſt 6 Meilen lang, 100 F. breit und 10 Fuß tief und hat 6 Schleuſen; er mündet einerſeits in den Kieler Meerbuſen, geht dann durch den Flemhuder-See und mündet endlich bei Rendsburg in die Eider. Die Eider ward ſchon zu Carls des Gr. Zeiten als die Gränze des fränkiſchen und nachmals des deutſchen Reiches betrachtet. Die Elbe macht die ſüdliche Gränze des Landes und nimmt die Steckenitz auf, welche vermittelſt der Trave mit der Oſtſee in Verbindung ſteht. Die übrigen Flüſſe ſind ganz unbedeutend. An mehreren Stellen iſt das Land von langen, tief eindringenden Meerbuſen (Fiorde) durchſchnitten. So der 20 M. lange Lymfiord in Nord-Jütland, welcher bei den großen Sturmfluthen 1825 die ſchmalen Dünen durchbrochen hat, welche ihn ſonſt von der Nordſee trennten, ſo daß jetzt die nördlichſte Spitze von Jütland völlig zur Inſel geworden iſt; der Mariager und der Randers Fiord, ſüdlich vom Lymfiord; der Schlei in Schleswig; der Kieler Meerbuſen, und der Iſefiord im nördlichen Seeland. An andern Stellen, beſonders an der Weſtküſte der Halbinſel, ſind ehemalige Meerbuſen durch Sanddünen vom Meere getrennt zu Binnenſeen geworden; eben ſo der Arreſee im nördlichen Seeland. In den deutſchen Provinzen liegen der Plöner-, der Seelenter- und der Ratzeburger-See. — Der Boden Dänemarks kann in 3 Hauptarten getheilt werden. Der von Süden nach Norden gehende Höhenzug iſt ſandig, unfruchtbar und höchſtens nur mit Wald beſtanden; ein ähnlicher unfruchtbarer Strich zieht ſich auch durch die Mitte der größeren Inſeln Fünen und Seeland. Auf beiden Seiten dieſer öden Haidegegend liegen die beſſeren Landſtriche, worunter beſonders weſtlich viele herrliche Marſchländer; andre von mittlerer Beſchaffenheit werden Geeſtboden genannt und ſind ebenfalls fruchtbar. Am ergiebigſten iſt Holſtein und Schleswig, beſonders an Getreide; Jütland eignet ſich mehr zur Viehzucht. Die Inſeln ſind meiſt, einige ſogar, wie Laaland, ausgezeichnet fruchtbar. Das Klima iſt für die nördliche Lage eher gemäßigt als kalt zu nennen, ſehr feucht und beſonders häufigen Stürmen ausgeſetzt welche, wie alle Seeluft, dem Wachsthum der Bäume in man-

chen Gegenden hinderlich ſind. — Hauptprodukte ſind Vieh, Getreide und Fiſche. Holſtein und Jütland liefern das beſte Rindvieh; erſteres zugleich eine ausgezeichnete Pferderaſſe. Holſtein, Schleswig und mehrere Inſeln bauen ſo viel Getreide, daß es im Ganzen ein Ausfuhrartikel iſt. Die See liefert eine unendliche Menge von Fiſchen, beſonders wichtig iſt der Heringsfang. Vom Obſte gedeihen die feineren Sorten nicht mehr überall im Freien. Ein empfindlicher Mangel für das nördliche Land iſt der des Holzes; man iſt in früheren Jahrhunderten unverzeihlich verſchwenderiſch mit den Waldungen umgegangen, und da wo ſie einmal ausgerottet ſind, hält es unendlich ſchwer ſie in dem ſtürmiſchen Klima wieder anzupflanzen; doch hat namentlich Seeland noch ausgezeichnet ſchöne Buchenwälder. Etwas Steinkohlen von Bornholm, Torf, der an vielen Orten gegraben wird, und das Holz, welches von den Oſtſeehäfen eingeführt wird, decken den Mangel einigermaßen; Aermere behelfen ſich in manchen Gegenden mit Seegras, Stroh, Miſt u. a. Eben ſo leidet das Land Mangel an Salz; es beſitzt nur eine ſehr mittelmäßige Saline bei Oldeslohe im Holſteinſchen. An Foſſilien iſt weiter nichts als etwas Gyps bei Segeberg in Holſtein, Kalk und Kreide, Sandſtein und Steinkohlen auf Bornholm, vorhanden.

Die Dänen ſind nahe Stammverwandte der Schweden und Norweger, Völker, welche alle zum germaniſchen Stamme gehören; ſie ſind die Bewohner Jütlands und der Inſeln. In Schleswig wohnen Deutſche, Dänen und Frieſen, und in Holſtein machen die Deutſchen die Mehrzahl aus. Die Frieſen, ein altes germaniſches Volk, haben ihre alte Sprache und manches von ihren Sitten beibehalten; ſie bewohnen die ganze weſtliche Küſte von Schleswig und die davor liegenden Inſeln. Uebrigens iſt die deutſche Sprache auch in Kopenhagen bei den höheren Ständen ſehr gebräuchlich. — Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende, doch haben andre Parteien, die indeß ſehr wenig zahlreich ſind, vollkommene Freiheit; nur zu Kopenhagen, Fridericia und Altona giebt es reformirte Gemeinden. Die lutheriſche Kirche hat hier noch das Amt der Biſchöfe beibehalten, welche indeß keine andre Wirkſamkeit haben, als die der General-Superintendenten in andern Ländern, auch iſt dies der Titel des vornehmſten Geiſtlichen in Schleswig und Holſtein. — Der Bauer lebte bisher hier im Ganzen noch in ſehr gedrückten Verhältniſſen, obgleich ſchon 1788 Chriſtian **VII.** die eigentliche Leibeigenſchaft aufgehoben; und dies nebſt dem trägen phlegmatiſchen Charakter des niedern Volkes iſt ein Hauptgrund des noch immer ſehr mittelmäßigen Anbaues des Landes. Fabriken ſind außer Kopenhagen und Altona kaum vorhanden; deſto bedeuten-

der aber iſt der Handel, welcher ſich über alle Welttheile ausbreitet.

Man rechnet in Dänemark nach Reichsthalern, Marken und Schillingen: 1 Rthlr. hat 6 Mark oder 96 Schill. und iſt gleich 22 ½ Silbergroſchen. An Kupfermünzen ſind ein und zwei Schillingſtücke; in Silber Speciesthaler zu 2 Reichsthalern; ferner in Gold: Dukaten, von dem gewöhnlichen Werthe, und Chriſtiansd'or gleich unſern Friedrichsd'ors, im Umlaufe. Uebrigens ſieht man beinahe nichts als Papiergeld in Dänemark.

Die Seemacht Dänemarks war ehemals ſehr bedeutend und wegen ihrer Trefflichkeit berühmt; die Wegführung der Flotte 1807 durch die Engländer, und mehr als dies der Verluſt Norwegens, welches die beſten Matroſen lieferte, haben die däniſche Seemacht vielleicht für immer vernichtet, ſie zählt indeß noch jetzt 5 — 6 Linienſchiffe, 8 Fregatten und viele kleinere Fahrzeuge.

Dänemark war ſeit 1660, kraft der Souverainitätsacte, eine unumſchränkte Monarchie, ohne Landſtände, aus freiem Antrieb aber hat der jetzige König, Friedrich VI., 1831 Landſtände für die verſchiedenen Provinzen angeordnet, welche aus Abgeordneten aller Stände und einigen vom Könige ernannten Mitgliedern beſtehen und ſich in vier Provinzialverſammlungen, für die Inſeln, für Jütland, für Schleswig und für Holſtein und Lauenburg, theilen. Sie ſind 1835 zum erſtenmal einberufen worden. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich, doch muß der König der augsburgiſchen Confeſſion zugethan ſeyn. — Man zählt 2 Ritterorden: der Elephantenorden; der Dannebrogsorden, welcher 1808 zu den bisherigen 4 Klaſſen noch eine fünfte von Dannebrogsmännern erhalten hat.

Eintheilung.

Das eigentliche Dänemark wird in 7 Stiftsämter getheilt, wovon jedes zugleich den Sprengel eines Biſchofs ausmacht, und deren 3 auf die Inſeln, nemlich Seeland, Fünen und Laaland, kommen, und 4, nemlich: Aalborg, Wiborg, Aarhuus und Ribe oder Ripen, auf Jütland. Dazu kommen die beiden Herzogthümer Schleswig oder Süd-Jütland, und Holſtein, nebſt der Grafſchaft Lauenburg. Wegen dieſer beiden letzten zu Deutſchland gehörigen Beſitzungen iſt der König von Dänemark Mitglied des deutſchen Bundes.

Die Inſel Seeland (dän. Själland), die größte aller benachbarten Inſeln, zwiſchen dem großen Belt und dem Sunde. Sie hat einen wellenförmigen, meiſt fruchtbaren Boden und ſtellenweiſe vortreffliche Buchenwaldungen; Nadelholz iſt nicht vorhanden. An ihrer öſtlichen Küſte, unter 55° 41′ N. Br. und

zwar an der ſchmalen Meerenge, welche hier die kleine Inſel Amack (dän. Amager) von Seeland trennt, liegt die Hauptſtadt des Reichs:

Kopenhagen oder Kjöbenhavn, (Kaufhawen) zugleich die ſtärkſte Feſtung des Landes, mit 119000 Einw. Sie liegt zu beiden Seiten der Meerenge, doch ſo, daß der bei weitem größte Theil, aus der Alt- und Neuſtadt beſtehend, auf Seeland, der kleinſte Theil aber Chriſtianshafen genannt auf Amack liegt. Die Meerenge Strömmen, oder der Strom genannt, bildet den vortrefflichen, geräumigen und ſichern Hafen. Die Einfahrt iſt am nördlichen Ende, durch die beiden im Meere auf Pfahlwerk erbauten Batterieen: Pröveſteen und drei Kronen, ſo wie durch die am Ufer liegende Citadelle Friedrichshafen geſchützt; ſüdlich iſt die Meerenge durch eine Brücke geſperrt und über dieſe hinaus das Waſſer auch für größere Schiffe nicht mehr tief genug. Ueber den Hafen führen 3 Brücken: am ſüdlichen Ende die lange Brücke, 220 Ellen lang, 1686 erbaut; in der Mitte die Knüppelbrücke, 1620 erbaut, 150 Ellen lang und mit einer Zugbrücke verſehen, zwiſchen dieſen beiden Brücken ſteht mitten im Waſſer das ſogenannte Wahrzeichen der Stadt, auf einer hohen Säule eine Leda mit dem Schwane, welche 1611 in Schweden erbeutet und hierher verſetzt ward; am Eingang des Hafens eine andre nur für Fußgänger, 600 Ellen lang, ſie dient auch den Hafen zu ſchließen; alle 3 ſind von Holz. Der Hafen ſelbſt iſt der Länge nach durch ein Pfahlwerk getheilt, ſo daß die Amacker Seite für die Kriegsflotte, die andre für die Kauffahrdeiſchiffe beſtimmt iſt. — Aus dieſer Meerenge oder Hafen gehen mehrere Kanäle in die Stadt, wovon die größten mittelmäßige Seeſchiffe aufnehmen können. Dicht an der Landſeite der Stadt befindet ſich ein kleiner See, ſo daß ſie beinahe ganz vom Waſſer umgeben iſt. — Kopenhagen iſt im Ganzen vortrefflich gebaut, mit ſchönen, geraden, gut gepflaſterten Straßen und mehreren ſchönen Plätzen. Die eigentliche Stadt wird in 2 Hälften, ſüdlich die Altſtadt und nördlich die Neuſtadt, beide durch die ſchöne, gerade Gothenſtraße getrennt, eingetheilt; der ſüdöſtliche Theil der Neuſtadt wird auch wohl Friedrichſtadt oder Amalienburg genannt und enthält die ſchönſten Straßen und Gebäude. Uebrigens iſt zu merken, daß, da die Altſtadt 1728 gänzlich abbrannte, die jetzige eigentlich neuer iſt als die Neuſtadt; nur hat beim Wiederaufbau die Unregelmäßigkeit der Straßen nicht ganz vermieden werden können. — In der Altſtadt ſind zu bemerken: das königliche Schloß Chriſtiansburg, auf einem großen freien Platz rings von Kanälen umgeben. Es iſt erſt ganz kürzlich fertig geworden, nachdem 1794 eine furchtbare Feuersbrunſt das frühere Schloß größtentheils in Aſche gelegt hatte. In dem großen Ritterſaal iſt ein herrliches Basreliefs von Thorwaldſen,

Alexanders Einzug in Babylon, aufgeſtellt. Andre Säle enthalten eine reiche Sammlung nordiſcher Alterthümer. In einem nördlichen Seitengebäude iſt die Schloßkirche und in einem ſüdlich mit dem Schloſſe verbundenen Gebäude die große königliche Bibliothek von 500000 Bänden aufgeſtellt. Hinter dem Schloſſe iſt ein großer zur Reitbahn eingerichteter Hof von ſchönen Stallgebäuden umgeben. Weſtlich dem Schloſſe gegenüber liegt ein kleineres Schloß, welches theils von Prinzen, theils von hohen Staatsbeamten bewohnt wird. — Das ſeit 1805 neu erbaute ſchöne Rathhaus, an der Südſeite des neuen und alten Marktes, nachdem ein älteres 1795 abgebrannt war. Die Börſe, in der Nähe des Schloſſes, zwiſchen 2 Kanälen; dieſes ſchöne im gothiſchen Styl ausgeführte Gebäude wurde von 1622—1642 erbaut und enthält in ſeinem Erdgeſchoß viele gewölbte Keller zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern und in dem obern Geſchoß das eigentliche Börſenlocal und viele Kaufladen. Gleich daneben die Bank. — Die Frauenkirche, ſeit 1811 neu erbaut, da die ältere beim Bombardement 1807 abbrannte, ſie iſt 1829 wieder eingeweiht worden und iſt mit mehreren Meiſterwerken Thorwaldſens, namentlich einem koloſſalen Chriſtus und den Statuen der 12 Apoſtel, im Innern geſchmückt. In dieſer Kirche hat bei der dritten Sekularfeier der Reformation, am 31. October 1836 der Hauptgottesdienſt ſtattgefunden. — Die Dreieinigkeitskirche, gewöhnlich die runde Kirche genannt, wegen ihres 115 F. hohen runden Thurmes, in deſſen Innerm ein Schneckengewölbe zur Höhe führt, ſo daß man allenfalls hinauf fahren könnte. Oben befindet ſich die Sternwarte. Ueber dem Gewölbe der Kirche iſt die Univerſitäts-Bibliothek über 100,000 Bd. ſtark, und das Muſeum der nordiſchen Alterthümer aufgeſtellt. Endlich die durch die Feuersbrünſte 1795 und 1807 äußerſt beſchädigten Univerſitätsgebäude, ſtatt deren jetzt ein neues Gebäude aufgeführt worden iſt. — In der Neuſtadt liegen: der große, aber unregelmäßige, neue Königsmarkt, mit einer aus Blei gegoſſenen Statue Chriſtians V. zu Pferde; ſie ward 1688 errichtet. An dieſen Platz ſtoßen: das Schloß Charlottenburg, jetzt der Sitz der Akademie der Künſte mit ihren Sammlungen und ihrer Bibliothek; hinter demſelben befindet ſich der botaniſche Garten: das Komödienhaus, zu klein für die Größe der Stadt. Das alte 1604 erbaute Schloß Roſenburg, am nordweſtlichen Ende der Stadt, ein gothiſches Gebäude, mit Gräben umgeben; es enthält die Reichskleinodien, viele Kunſtſachen, eine treffliche Mineralienſammlung, eine Münzſammlung und andres der Art. Der große Garten, der das Schloß umgiebt, iſt ein ſchöner öffentlicher Spaziergang. — In dem öſtlichen Theile der Neuſtadt, der am ſchönſten gebaute, welcher die Friedrichsſtadt oder Amalienburg heißt, liegen: der ſchöne, von 4 gleichförmig ge-

bauten Palläſten umgebene achteckige Friedrichsplatz, mit einer ehernen Statue Friedrichs V. zu Pferde geziert. Die 1749 angefangene, aber nie vollendete, und daher ſchon ſehr verwitterte Friedrichskirche, von norwegiſchem Marmor, und das königliche Muſeum. Das große und ſchöne Friedrichshospital und das große Entbindungshaus, welches ſo zweckmäßig eingerichtet iſt, das oft Frauen aus den höheren Ständen dort ihre Wochen halten; endlich das große allgemeine Armen- und Krankenhaus. — In Chriſtianshafen, wo die meiſte auf Schiffbau und Handel ſich beziehende Thätigkeit herrſcht, liegen die Gebäude der aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft, das große Seearſenal, die Docke zur Ausbeſſerung der Schiffe, mehrere Schiffsbauplätze u. ſ. w. Das ſchönſte Gebäude aber iſt die Kirche des Erlöſers, 1682—94 erbaut, mit ihrem 144 Ellen hohen Thurme, an welchem man äußerlich auf einer ſchönen Wendeltreppe bis zur Spitze emporſteigen kann. Die Inſel Amack, auf welcher dieſer Theil der Stadt liegt, iſt etwa $1^1/_2$ M. lang, $^3/_4$ M. breit, durchaus eben, faſt ganz baumlos und hat zwar einen ſehr fruchtbaren Boden, aber Mangel an Trinkwaſſer. Die Mehrzahl ihrer 6000 Bewohner beſteht aus den Abkömmlingen der Holländer, welche 1516 hierher gerufen wurden. Sie haben noch zum Theil ihre Sprache und ihre Kleidertracht beibehalten, ſind fleißige Gärtner und verſehen die Stadt mit Küchengewächſen. Außerhalb der Feſtungswerke liegen noch einige unbedeutende Vorſtädte, nach ihrer Lage Weſterbroe, Nörrebroe und Oeſterbroe oder Amagerbroe, letztere auf der Inſel Amack, genannt. — Kopenhagen iſt für das ganze Königreich der einzige Mittelpunkt der Wiſſenſchaften, der Induſtrie und des Handels. Die hieſige Univerſität ward 1478 geſtiftet und 1539 nach der Reformation neu eingerichtet, ſie zählte in der letzten Zeit nur 200 Studirende; mit ihr iſt jetzt ein polytechniſches Inſtitut vereinigt. Außerdem giebt es in Kopenhagen eine Akademie der bildenden Künſte; eine königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften; eine andre für die nordiſche Sprache und Geſchichte und viele andre wiſſenſchaftliche Vereine und Anſtalten; zu letzteren gehört vorzüglich die ſchöne Claſſenſche Bibliothek für den ganzen Umfang der Naturwiſſenſchaften, welche ihr Stifter nebſt einem ſchönen Gebäude zum öffentlichen Gebrauche beſtimmt und anſehnlich ausgeſtattet hat. Zahlreiche Fabriken beſchäftigen 14000 Menſchen; merkwürdig iſt die trefflich eingerichtete Porzellanfabrik. Der Handel von Kopenhagen war vor den letzten Kriegen außerordentlich bedeutend, die Stadt zählte an 350 eigene Schiffe; ihre überaus günſtige Lage wird ſie ſtets zu einer der erſten Handelsſtädte machen. Dampfſchiffe gehen jetzt von hier nach Kiel, Lübeck und Dobberan. Bis ins 12te Jahrhundert war Kopenhagen ein unbedeutender Ort, vielleicht nur ein Dorf; beinahe 200 Jahre lang gehörte ſie den

Biſchöfen von Rothſchild, wo auch die Könige gewöhnlich wohnten, bis ſie endlich 1443 zur Reſidenz erwählt wurde. Wenige Städte haben durch Brand ſo außerordentlich gelitten, als Kopenhagen: 1728 brannte der größte Theil der Altſtadt ab; 1794 in der Nacht vom 26ten zum 27ten Februar brannte das königliche Schloß ab, und ein Jahr darauf am 5ten Juny wurden 943 Häuſer ein Raub der Flammen, und bei dem fürchterlichen Bombardement vom 2. bis 5. Sept. 1807 verbrannten abermals an 400 Häuſer und 2000 wurden beſchädigt, wobei an 2000 Menſchen das Leben verloren. Dieſen wiederholten Unglücksfällen iſt es zuzuſchreiben, daß Kopenhagen in Verhältniß zu ſeiner Größe ſo wenige Thürme und keine älteren Gebäude als aus dem 17ten Jahrhundert beſitzt.

In der nächſten Umgebung von Kopenhagen, etwa 1/2 St. von der Stadt nach W., liegt auf einem Hügel das königl. Luſtſchloß Friedrichsberg, mit einem großen und ſchönen Garten, der beſuchteſte Spaziergang der Kopenhagener. Auf der Straße, welche von Kopenhagen nach Helſingör führt, kommt man zuerſt nach einem angenehmen Luſtwäldchen am Meere, Charlottenlund, und 1/2 Meile weiter nach dem im Juny und July von den Kopenhagenern viel beſuchten Thiergarten, ebenfalls am Meere, wo dann Gaukler, Seiltänzer, Kunſtreiter u. ſ. w. ihr Weſen treiben. Weſtlich davon liegt das Luſtſchloß Sorgenfrei mit einem ſchönen Garten an einem Landſee. Einige Meilen weiter nördlich bei Hirſchholm lag ein vor einigen Jahren abgetragenes königliches Schloß. Nordweſtlich, 4 Meilen von Kopenhagen, liegt auf einer Inſel in einem Landſee das ſchöne gothiſche Schloß Friedrichsburg, mit einer prachtvollen Kirche, worin mehrere Könige gekrönt worden ſind; und eine Meile weiter nördlich, am Esrommer-See, das Schloß Friedensburg, mit einer Gemäldeſammlung.

Am Sunde, wo er am ſchmalſten iſt, (7611 Ellen, auf dem Eiſe gemeſſen), der ſchwediſchen Stadt Helſingborg gegenüber, liegt die kleine aber freundliche Stadt Helſingör oder Elſenör, am Fuße des hohen Ufers; ihr zur Seite, aber höher, liegt das gothiſche befeſtigte Schloß Kronenburg, von welchem man ehemals, aber fälſchlich, behauptete, daß es mit ſeinen Geſchützen einer Flotte den Durchgang durch den Sund wehren könnte. Bei dieſer Feſtung wird von allen vorbeiſegelnden Schiffen der Sundzoll entrichtet, welcher in günſtigen Jahren nahe an 1 Million einbringt. Die Ausſicht von Helſingör und noch beſſer vom Kronenburger Schloß über den oft mit Hunderten von Schiffen bedeckten Sund und die nahe ſchwediſche Küſte iſt vielleicht einzig in der Welt. Die kleine Stadt von etwa 7000 Einw. iſt außerordentlich belebt, nur im Winter, wo der Sund mit Eis belegt iſt, aber doch ſelten ganz zufriert, tritt

hier Stille ein. Vor kurzem iſt hier ein Seebad angelegt worden. Rothſchild oder vielmehr Roeſkilde, d. h. Ruhequelle, 4 M. weſtlich von Kopenhagen, unfern des Roeſkildeſiords, welcher den öſtlichen Zweig des großen Iſeſiords ausmacht, die älteſte Stadt Seelands, einſt bis 1443 der Sitz mächtiger Biſchöfe und Reſidenz der Könige; ſeitdem aber Kopenhagen aufgeblüht, iſt ſie ſo herabgekommen, daß ſie kaum mehr als 2000 Einw. zählt. Sie hat ein gutes Gymnaſium und es verſammlen ſich hier die Landſtände der Inſeln. Merkwürdig iſt ſie durch die ſchöne Dreifaltigkeitskirche oder den Dom, welcher eine große Zahl ſchöner Denkmäler däniſcher Könige enthält. Die Kirche ſoll ſchon im 10ten Jahrhundert vorhanden geweſen ſeyn, iſt aber 3 Mal, 1282, 1443 und 1525 abgebrannt, und ſoll jetzt nicht mehr ſo prächtig ſeyn, als ſie ehemals war; 2 ſchöne Thürme zieren ſie.

Außerdem ſind auf Seeland nur noch zu merken: die Feſtung Korſöer am großen Belt, die gewöhnliche Ueberfahrt nach Nyeborg in Fünen, und die kleine Stadt Soröe, in der Mitte der Inſel an einem See, wo 1586 aus einem aufgehobenen Kloſter eine Schulanſtalt gegründet ward, welche ſpäter in eine Ritterakademie für Adelige umgewandelt, mehrere Male eingegangen, wieder hergeſtellt und endlich 1821 aufs neue als gelehrte Schulanſtalt für die gebildeten Stände eingerichtet worden iſt.

Die Inſel Fünen oder Fyen, die größte nach Seeland, hat zwar einen fruchtbaren Boden und ſchönen Getreide- und Obſtbau, ſonſt aber wenig Merkwürdiges. Der Hauptort Odenſe, an einem Kanal, unweit des Meerbuſens Stegeſtrand, mit über 8000 Einw. und einem Schloſſe, beſitzt eine Sammlung aller ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt in Dänemark und außerhalb gedruckter däniſcher Bücher.

Um dieſe größeren Inſeln herum liegen mehrere von mittler Größe und kleinere, ſo ſüdlich Langeland, Laaland (looland), Falſter und Moen; nördlich Samſoe und einige kleinere, welche ſämmtlich beinahe ganz flach, zum Theil baumlos ſind, aber meiſt guten Getreideboden haben. Unter den darauf liegenden Städtchen iſt keine von Bedeutung. — Weit öſtlich, zwiſchen der ſchwediſchen und pommerſchen Küſte, liegt die etwas bergige Inſel Bornholm, 18 □ M. groß, wo Sand- und Kalkſteine, auch Mühlſteine gebrochen werden und wo ſich Steinkohlen finden. Der etwas befeſtigte Hauptort Rönne oder Rottum hat 3900 Einw. Nordöſtlich von Bornholm liegen drei ganz kleine Inſeln und auf der größten Chriſtiansöe, eine kleine Feſtung gleiches Namens, mit einem Leuchtthurm, die zum Staatsgefängniß dient.

Das däniſche feſte Land, oder die Halbinſel, wird getheilt in Jütland und die beiden Herzogthümer Schleswig und Holſtein; oder wie es in Dänemark gewöhnlicher iſt, in Nord-Jylland (Jütland), Söder-Jylland (Schleswig) und Holſtein. In Nord-Jylland ſind bloß die durch einigen Handel und Fiſchfang belebten Städtchen Aalborg am Lymfiord, mit einem Schloſſe, einem Gymnaſium, einigen Fabriken und 7500 Einw.; Wiborg, im Innern des Landes am Asmilder-See; Aarhuus (oorhuus), am Kattegat, mit 7000 Einw. und lebhaftem Handel; Ripe oder Ripen, unweit der Nordſee, zugleich die Hauptörter der 4 Stiftsämter, und die Feſtung Fridericia, am kleinen Belt, wo der Zoll entrichtet wird und die gewöhnliche Ueberfahrt nach Fünen iſt, zu merken. Die äußerſte nördliche Spitze von Jütland, Skagenshorn, mit dem Städtchen Skagen, iſt ein den Schiffern höchſt furchtbarer Punkt. Die mächtige Strömung aus der Oſtſee begegnet hier den heftigen Wellen und den Nordweſtſtürmen der Nordſee, und weit und breit bietet die flache ſandige Küſte keinen Hafen und keine Zuflucht; auch ſieht man hier am Skager Rack (Riff oder Sandbank von Skagen) auf einer Strecke von 16 Meilen oft eine unabſehliche Reihe, gleich einer Allee oder Palliſaden, von Maſten und Gerippen der geſtrandeten Schiffe. Viele, wenn ſie dem Sturme nicht länger widerſtehen können, treiben abſichtlich mit vollen Segeln aufs Land, wo das Schiff ſich tief in den Sand einſchneidet und zwar auf die Seite fällt, aber doch die Mannſchaft und ein Theil des Schiffsgutes gerettet wird. Der Rumpf eines ſolchen Schiffes bleibt oft noch viele Jahrzehende ſtehen.

In Süd-Jütland (Söder-Jylland) oder dem Herzogthum Schleswig liegen: die Hauptſtadt Schleswig (Sleswig), eine wohlgebaute Stadt an dem langen aber wenig tiefen Meerbuſen Schlei, ſie zählt an 11000 Einw. und iſt der Sitz des Statthalters über Schleswig und Holſtein, ſowie der höchſten Behörden. Sie hat ein Gymnaſium und einige Fabriken. Der Handel iſt unbedeutend. In der Nähe liegt das Schloß Gottorp. Der wichtigſte Ort der Provinz iſt Flensburg, am Meerbuſen gleiches Namens, mit einem guten Hafen, einigen Fabriken, beſonders großen Branntweinbrennereien, und 12400 Einw. Zwiſchen Flensburg und Schleswig liegt das 4 M. lange und breite Land der Angeln, von wo einſt die Bewohner, in Verbindung mit Sachſen, nach Britannien übergegangen und dieſem Lande den Namen England gegeben haben. Apenrade und Hadersleben, jede an einem aus dem kleinen Belt ins Land tretenden Meerbuſen, haben ebenfalls lebhaften Handel. Die kleine Feſtung Friedrichsort, ſonſt Chriſtianspreis, beſchützt den Eingang zum Kieler Meerbuſen. — Die

weſtliche Küſte von Schleswig, meiſt von Frieſen bewohnt, iſt ein ſehr fruchtbares, aber tiefes Marſchland, welches nur an wenigen Stellen durch natürliche Dünen gegen die Gewalt der Springfluthen geſichert iſt, an den meiſten durch künſtliche Deiche geſchützt wird. Die davor liegenden Inſeln Röm, Sylt, Föhr u. a. haben weder Bau= noch Brennholz, nicht einmal Torf, und müſſen ſich des mit Stroh vermiſchten Kuhmiſtes zur Feuerung bedienen; Quellwaſſer fehlt gänzlich, das Regenwaſſer muß es erſetzen. Die ehemals größte und blühendſte, Nordſtrand, hatte zwar ſchon im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert zu verſchiedenen Malen durch Ueberſchwemmungen gelitten, zuletzt aber ward ſie 1634 ſo fürchterlich überſchwemmt, daß über 6000 Menſchen und 50000 Stück Vieh in den Wellen umkamen. Die Ueberbleibſel dieſer ſchönen Inſel ſind die jetzige Inſel Pelworm, die kleine Inſel Nordſtrand und einige unbedeutende Holme. Auch bei der großen Sturmfluth am 3 — 4. Februar 1825 haben dieſe Inſeln wieder ſehr gelitten. Zwiſchen dieſen Inſeln und der Küſte werden viel Auſtern gefangen. Auf der Küſte ſelbſt, beſonders in der Gegend von Tondern oder Tundern beſchäftigen ſich 10—12000 Menſchen mit der Spitzenverfertigung. — Zu Schleswig gehört noch die weit öſtlich davon, an der Holſteinſchen Küſte gelegene Inſel Femern, ſie iſt durchaus eben und baumlos; die Einwohner machen viel Gerſtengrütze und Graupen und verfertigen wollene Strümpfe.

Das Herzogthum Holſtein iſt von den älteſten Zeiten her und jetzt wieder als ein Theil des deutſchen Reiches betrachtet worden; nur auf kurze Zeit, nach Auflöſung des Reichs 1806, ward es dem Königreiche Dänemark einverleibt, iſt aber ſeit 1814 wieder in ſeine alten Verhältniſſe zu Deutſchland getreten. Hier wie in Schleswig und Jütland zieht ſich durch die Mitte des Landes ein öder ſandiger Haidezug, welcher weſtwärts ſehr ſanft in die herrlichſten Marſchländer ſich verliert; der öſtliche kleinere Abhang iſt hügelig, mit vielen kleinen Seen und ſchönen Buchenwäldern bedeckt und gehört zu den lieblichſten Gegenden des nördlichen Deutſchlands, beſonders iſt die Gegend bei Ploen dafür bekannt. Die weſtlichen Marſchgegenden haben keine Städte, aber ſchöne Dörfer und Flecken; ihre Bewohner, die Dithmarſen, ein altſächſiſcher Stamm, vertheidigten ihre Freiheit lange hartnäckig und wurden erſt 1559 von den Dänen überwunden. — Die Hauptſtadt Holſteins iſt Glückſtadt, ein ehemals feſter Ort in einer tiefen, ungeſunden Marſchgegend, ohne Trinkwaſſer, an der Elbe, mit 6000 Einw. und einigem Handel. Ungleich bedeutender und die zweite Stadt im Reiche iſt

Altona, an der Elbe, in einer ſo geringen Entfernung von Hamburg, daß ihr dieſe Nähe ihren Namen (Allzunah) gegeben, mit über 26400 Einwohnern von allen chriſtlichen Con=

feſſionen; auch die Juden können das Bürgerrecht erwerben. Sie war bis 1500 ein unbedeutendes Fiſcherdorf, und erhielt erſt ſtädtiſche Rechte 1664; 1713 ward ſie von den Schweden in Aſche gelegt; ſeitdem aber hat ſie ſich durch Betriebſamkeit, Fabriken und durch den Antheil, welchen ihr die Nähe an Hamburgs Handel verſchafft, zu einer ſehr wohlhabenden Stadt erhoben. Der Hafen iſt zwar nur mittelmäßig, genießt aber die Rechte eines Freihafens. Die Tabaks=Fabriken und Brauereien ſind wichtig. Sie iſt freundlich und ſchön, amphitheatraliſch am Ufer erbaut, mit breiten und geraden Straßen, unter welchen ſich beſonders die Palmaille, die zugleich ein mit 4 Reihen Bäumen bepflanzter Spatziergang iſt, auszeichnet. Die lutheriſche Kirche, die katholiſche Kirche, die Münze, das Rathhaus und das Waiſenhaus ſind die ſchönſten Gebäude. Altona beſitzt ein akademiſches Gymnaſium, mit einer Bibliothek und eine bedeutende Sternwarte. In dem nahe bei der Stadt liegenden Dorfe Ottenſen ſtarb 1806 der Herzog von Braunſchweig an den in der Schlacht von Jena erhaltenen Wunden. Ein kleines Denkmal bezeichnet das Grab des 1803 zu Hamburg geſtorbenen und hier begrabenen Klopſtock. Ein andres Denkmal bezeichnet die Stelle, wo 1134 von den im Winter 1813—14 von den Franzoſen aus Hamburg vertriebenen und hier und in Altona geſtorbenen armen Hamburger Einwohnern begraben liegen. In der Nähe liegt der von Hamburgern viel beſuchte ſchöne Rainvilleſche Garten, am hohen Elbufer. Eine Stunde weiter am hier hohen Elbufer liegt das von Fiſchern, Schiffern und Lootſen bewohnte Dorf Blankeneſe, mit vielen herrlichen Gärten und Landhäuſern. Die Blankeneſer beſitzen an 200 eigne kleine Fahrzeuge. — Nordöſtlich von Hamburg liegt der kleine Fabrikort Wandsbeck, mit Kattunfabriken und Bleichen und 1000 Einw. Der Ort iſt durch Claudius, der ſich in ſeinen Schriften den Wandsbecker Boten nennt, bekannt geworden. — In dem öſtlichen Theile des Landes liegt das Städtchen Oldeslohe mit der einzigen Saline im Däniſchen, und einige Meilen nördlicher der ganz iſolirte und dadurch wie durch ſeine Aehnlichkeit mit dem Lüneburger merkwürdige Gypsberg bei Segeberg. Im nördlichen, an einem Meerbuſen der Oſtſee, der Kieler Fiord genannt, und in einer ſchönen Gegend die Stadt Kiel, mit nahe an 12000 Einw. Die hieſige 1665 geſtiftete Univerſität beſitzt eine ſchöne Bibliothek, einen botaniſchen Garten u. ſ. w.; die Zahl der Studirenden beträgt ſelten über 300. Der vortreffliche Hafen und die Verbindung mit Hamburg und Kopenhagen begünſtigt den Handel ſehr; die jährliche Meſſe, der Umſchlag genannt, iſt berühmt. — Die Feſtung Rendsburg, an der Eider, wo der Kanal mündet, mit 10000 Einw., in einer öden Haidegegend.

In dem ſeit 1814 erworbenen Herzogthum Sachſen-Lauenburg liegen: die Stadt Ratzeburg mit 2000 Einw., auf einer Inſel im gleichnamigen See, wovon ein Theil zu Mecklenburg-Strelitz gehört; und die Stadt Lauenburg, mit 3500 Einw. an der Elbe und Steckenitz, auf welcher die Waaren nach Lübeck geſchafft werden. Hier wird ein Zoll von den Elbſchiffen erhoben.

Die Färoer, d. h. die Schaf-Inſeln. 23 □ M. Sie bilden, zwiſchen dem 61° 15′ und 62° 20′ N. Br. im NW. von Schottland, eine Gruppe von 25 größeren und kleineren Inſeln, wovon indeß nur 17 bewohnt ſind. Sie ſind durchaus kahl und baumlos, weil die häufigen außerordentlich heftigen Stürme keinen Baumwuchs geſtatten. Dagegen haben ſie Torf und Steinkohlen. Ihr Felſenboden iſt nur ſpärlich mit einer fruchtbaren Dammerde bedeckt und der Ackerbau, obwohl ihn das Klima noch erlaubt, iſt ſehr unbedeutend; deſto beſſer gedeiht die Vieh- und vorzüglich die Schafzucht: dieſe ſo wie der Vögel- und Fiſchfang ſind der Gegenſtand einiges Handels. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 7600. — Der Hauptort Thorshavn, mit 800 Einw., einem guten Hafen und einer lateiniſchen Schule, iſt der Sitz des Landvogts und der Hauptmarktplatz dieſer Inſeln. Der Ort liegt auf der größten der Färoer, Strömöe. In der Nähe dieſer Inſeln, beſonders an der ſüdlichen Spitze von Süderöe, ſind einige höchſt gefährliche Strömungen und Strudel im Meere.

Die Inſel Island.

Dieſe wenig bewohnte, im hohen Norden gelegene Inſel iſt dennoch einer der intereſſanteſten Punkte der Erde. Sie liegt zwiſchen dem 63° 35′ und 66° 30′ N. Br. und dem 353° und 3° O. L.; ihrer Lage nach gehört ſie freilich mehr zu Amerika, da aber ihre Geſchichte ſie mit Europa verknüpft, ſo wollen wir ihr die ihr gewöhnlich angewieſene Stelle laſſen. Sie enthält jetzt auf 1800 □ M. nicht viel über 50000 Einw. Die ganze Inſel gewährt einen höchſt wilden, Schauder erregenden Anblick, überall iſt ſie von hohen, kahlen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgen durchſchnitten; überall zeigen ſich ſchroffe Felſen und ungeheure Lavaſtröme, die oft mehrere Meilen bedecken, hier Hraune genannt; überall zeigen ſich die Spuren von fürchterlichen Erdbeben und verwüſtenden Revolutionen. Kein Baum erfreut das Auge, nur niederes Birkengeſtripp erhält ſich kümmerlich an den günſtigſten Stellen, und doch iſt dieſe Inſel einſt ungleich bewohnter und blühender geweſen, hat eine ſchöne Zeit der Wiſſenſchaften und der Poeſie gehabt und zahlreiche Dich-

Dichter und ausgezeichnete Geſchichtſchreiber hervorgebracht. Die meiſten Gebirge der Inſel ſind mit ewigem Schnee bedeckt, und Lawinen, Sniófliod, ſind hier gewöhnliche Erſcheinungen; ſolche Schneeberge heißen hier Jökull. Viele dieſer Berge aber ſind zugleich feuerſpeiende; von dieſen iſt der Hekla, etwa 4300 F. hoch, wohl nur darum der berühmteſte, theils weil er an der von europäiſchen Schiffen beſuchteſten Südküſte liegt, theils auch weil ſeine häufigen Ausbrüche ſchon ſeit 1004 bekannt ſind, während viele andre isländiſche Vulkane erſt ſpäter thätig oder bekannt geworden; ſo der Krabla unweit der nördlichen Küſte, deſſen erſter Ausbruch 1724 geſchah; worauf bald die benachbarten Berge Leirniukur, Biarnaflag und Hitzool ebenfalls Eruptionen hatten. Um dieſelbe Zeit entzündeten ſich die Berge Kötligiau und Deraifa an der ſüdlichen Küſte, und eben ſo giebt es noch mehrere in den verſchiedenen Theilen der Inſel. In der genaueſten Verbindung mit den Vulkanen ſtehen ohne Zweifel die in Island unendlich häufigen heißen Quellen, welche man an allen Küſten, vorzugsweiſe aber an der ſüdweſtlichen findet. Man unterſcheidet ſie in ſolche, welche ruhig fließen, und dann heißen ſie Laugar oder Bäder, und in ſolche, welche emporwallen und oft die herrlichſten Springbrunnen bilden, dieſe heißen Huer oder Kittel, d. h. Keſſel. Die Temperatur und die Beſchaffenheit des Waſſers iſt ſehr verſchieden, einige haben nur lauwarmes, andre ſiedendheißes; einige gewöhnliches und wohlſchmeckendes, andre ſchwefeliges, weißlich, gelblich und röthlich gefärbtes trübes Waſſer. Ueberall bereitet man ſich in ihrer Nähe mit leichter Mühe warme Bäder, deren Temperatur man durch Hinzulaſſen kalter Bäche nach Willkühr verändert. Der berühmteſte von den unzähligen Huern auf Island iſt der bekannte Geiſer, 6—8 Meilen nördlich vom Hekla, in der Nähe vom Skalholt, beim Hofe Haukadal. Hier befinden ſich in einem Umfange von etwa 900 Schritten vier größere und mehrere kleinere heiße Quellen, nemlich der große und der kleine Geiſer und der große und kleine Strock, jeder von mehreren kleineren Quellen umgeben. Die kleineren treiben das Waſſer nur auf etwa 4 Fuß, die größeren zu einer ungeheuern Höhe. Die beiden Strocks kochen und toben beſtändig; die beiden Geiſer ſind meiſt ganz ruhig und treiben das Waſſer nur in langen Zwiſchenräumen empor. Beim großen Geiſer erfolgen etwa alle halbe Stunden ſtarke unterirdiſche Donnerſchläge, die den Boden erſchüttern, aber die Ausbrüche ſelbſt ſind ganz unbeſtimmt, oft an Einem Tage nur einer; bei naſſer und kalter Witterung ſollen ſie am häufigſten und heftigſten ſeyn. Die Waſſerſäule des Geiſers hat etwa 19 F. im Durchmeſſer und erreicht zuweilen eine Höhe von 60—100 F. Das Waſſer erhebt ſich aus einer Röhre von 50—60 F. im

Umkreiſe, der Stand des Waſſers in der Röhre iſt ſehr verſchieden, zuweilen braucht ein hineingeworfener Stein einige Secunden, ehe er das Waſſer erreicht; zuweilen wieder fließt es über, ohne höher zu ſteigen. Die Röhre öffnet ſich in einem runden Becken von etwa 60—70 F. im Durchmeſſer, deſſen Rand ſich um 9 Fuß über den Mittelpunkt, wo die Röhre iſt, erhebt. Röhre und Becken beſtehen aus einem ſchönen, dem ſchaligen Opal ähnlichen Kieſelſinter, welchen der Geiſer ſelbſt bildet; alle Gegenſtände, die man der Einwirkung dieſes Waſſers ausſetzt, Gräſer, Zweige, Blätter werden in kurzer Zeit mit Kieſelſinter inkruſtirt. Alle dieſe heißen und ſpringenden Quellen ſind mannigfaltigen Veränderungen unterworfen; oft verſiegen einige, und an andern Orten entſtehen neue. Mehrere befinden ſich auf dem Boden des Meers, an der Küſte, wo das Wallen des Waſſers und der aufſteigende Dampf ſie verräth. Daß bei einer ſolchen Beſchaffenheit des Landes Erdbeben häufig ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt; die Verwüſtungen, die dadurch angerichtet werden, ſind zuweilen fürchterlich, und haben ſchon oft, namentlich 1755 (wo Liſſabon unterging) und 1783, Hungersnoth und Krankheiten zur Folge gehabt. Gewitter ſind ſelten, Nordlichter deſto häufiger. Ueberhaupt ſcheint es ausgemacht, daß das Klima der Inſel ſich durch mehrere zuſammenwirkende Urſachen verſchlimmert hat. In älteren Schriften findet man die deutlichſten Beweiſe, daß Holz und Getreide hier wuchſen; beides iſt jetzt verſchwunden. Das Treibeis, welches regelmäßig alle Jahre vom Norden her, in den Monaten Januar bis März, alle Buchten und Küſten beſonders an der Nordweſtſeite erfüllt, iſt in neueren Zeiten oft bis mitten in den Sommer liegen geblieben; die dadurch verbreitete Kälte vernichtet allen Baumwuchs und hindert oft ſelbſt das Gedeihen des Graſes, woraus denn fürchterliche Hungersnoth entſteht, indem ſelbſt das Vieh der Nahrung entbehrt und die See verſchloſſen iſt. Eben dies und die fürchterlichen Stürme machen auch den Getreidebau unmöglich; doch findet man wohl bei den Häuſern kleine Gärten, worin Kartoffeln, Rüben, Kohl, Spinat, Flachs und Peterſilie, ganz vorzüglich aber Rettig, Senf und Kreſſe gedeihen. Den Mangel des Holzes erſetzt man durch Torf, Steinkohlen und eine Art foſſilen Holzes, Surturbrand genannt, welches nach den Beſchreibungen nichts anders als unſre Braunkohle ſeyn kann. Die nördliche und öſtliche Küſte hat Ueberfluß an Treibholz, welches meiſt aus friſchen Lärchenbäumen und Tannen beſteht, welche das Meer dort ans Land ſpült. Der Urſprung dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt noch keinesweges ganz im Klaren. Bei dem Mangel an Getreide iſt Brod ein Leckerbiſſen, den ſich nur Wohlhabende und zwar in geringer Menge verſchaffen können. Die Hauptnahrung der Isländer beſteht in getrockneten Fiſchen,

welche das Meer in großer Menge liefert. Außerdem genießen ſie viel Milch von ihren Heerden, welche in Rindvieh, 30—40000 Stück, jedoch meiſt ohne Hörner, und noch mehr in Schafen, an 500000 Stück, oft mit 4 bis 5 Hörnern, beſtehen; ſie geben eine nicht ganz ſchlechte Wolle, wovon man hier zur gewöhnlichen Kleidung ein grobes Tuch, Wadmal genannt, verfertigt. Im Winter und in ſchlimmen Jahren muß das Vieh oft zerſtoßene Fiſchgräten ſtatt des Futters freſſen. Die hieſigen Pferde ſind klein, aber kräftig. Aus dem isländiſchen Mooſe, welches wir nur als Heilmittel genießen, wird auch ein Mehl bereitet, und ſolches auf mancherlei Weiſe geſpeiſt. An wilden Thieren hat das Land außer wilden Katzen und Füchſen keine ſchädlichen; mit dem Treibeiſe kommen zwar oft Bären an die Küſte, ſie werden aber bald getödtet. Einen deſto größern Vortheil gewähren die unzähligen Seevögel, welche die Küſten und die nahe gelegenen Inſeln beſuchen; ihr Fleiſch und ihre Eier ſind eine gewöhnliche Speiſe, und unter ihnen befindet ſich auch der Eidervogel, deſſen koſtbare Daunen, womit er ſein Neſt ausfüttert, ſorgfältig aufgeſucht werden. Die Binnenſeen ernähren viel Schwäne, und die isländiſchen Falken, wovon die weißen die ſeltenſten und geſchätzteſten ſind, werden häufig gefangen. Der Handel Islands könnte der Inſel viel wohlthätiger werden, wenn er nicht auf däniſche Schiffe allein beſchränkt wäre. Die Isländer haben alſo in gewöhnlichen Jahren keinen Mangel zu fürchten; deſto fürchterlicher tritt er ein, wenn vulkaniſche Ausbrüche die Wieſen verſchütten, oder das bleibende Treibeis zugleich den Fiſchfang und die Ankunft europäiſcher Schiffe verhindert. Da brechen dann oft Hungersnoth und verheerende Seuchen aus. Der Skorbut und die Gicht gehören zu den gewöhnlichſten Krankheiten, und überhaupt erreichen die Isländer ſelten ein hohes Alter. Merkwürdig iſt aber die große Fruchtbarkeit der Frauen: Mütter mit 12—15 Kindern ſind eben nichts ungewöhnliches. — In ganz Island giebt es eigentlich keine Stadt, und was man Dörfer und Flecken nennt, ſind nur wenige benachbarte Häuſer. Gewöhnlich liegen die Bauerhöfe ganz einzeln und zerſtreut, wo gute Wieſen und Quellen den Anbau möglich machen. Die Küſten, und vor allen die ſüdweſtliche, ſind die bevölkerteſten; im Innern giebt es nur äußerſt wenige Wohnungen. Die Häuſer ſind außerordentlich klein und niedrig; gewöhnlich von Torf oder von Lavaſtücken aufgeführt, mit Moos ausgeſtopft und mit Raſen gedeckt. Als Balken und Sparren dienen oft Wallfiſchrippen. Die Isländer ſind weder groß noch kräftig; gewöhnlich ernſt; haben eine große Liebe zu ihrem Lande; ſind ſehr genau mit ihrer älteren, in vielen Sagen und Gedichten aufbewahrten Geſchichte bekannt, und im Ganzen genommen ein treues Volk von reinen Sitten und nicht gemeiner

Ausbildung; äußerſt ſelten findet man einen, der nicht leſen oder ſchreiben könnte. Ihre Sprache iſt die alte ſkandinaviſche, welche ſich hier ziemlich rein erhalten hat, ſo daß ſie von der heutigen däniſchen, welche daraus entſtanden, bedeutend abweicht. An der Küſte verſtehen indeß die meiſten das Däniſche.

Ein norwegiſcher Abenteurer, Nadoddr, ſoll der erſte geweſen ſeyn, welcher vom Sturme verſchlagen (861) hier landete; er nannte das Land Sniolaud, wegen des vielen Schnees. Ein andrer, ein Schwede, Flake, verſuchte bald nachher die Reiſe, überwinterte auf der Inſel und nannte ſie Island, wegen des Treibeiſes. Im Jahre 874 unternahmen es zwei andre Abenteurer, Ingolfr und Leifr, ſich hier ordentlich niederzulaſſen, und in Zeit von 60 Jahren war die ganze Inſel bewohnt. Spuren einer früheren und zwar chriſtlichen, aus Schottland und Irland ſtammenden, Anſiedelung ſind zwar vorhanden, doch ſcheinen dieſe erſten Bewohner den Normännern bald unterlegen zu ſeyn. Die neuen Ankömmlinge, meiſtens Norweger, aber auch Schweden und Dänen, ſetzten ihre frühere Lebensweiſe, die in Ackerbau, Viehzucht, Fiſchfang, Krieg und Seeräuberei beſtand, fort. Das Chriſtenthum, welches ums Jahr 1000 auch hier eindrang, vermochte kaum die alte Wildheit zu bändigen, bis es endlich den norwegiſchen Königen gelang, die einheimiſchen Zerrüttungen zu benutzen und die Inſel ſich zu unterwerfen. Dies geſchah 1261, und ſeitdem hat Island einen Theil des norwegiſchen und ſeit 1387 des däniſchen Reiches ausgemacht. Wie häufig in der Geſchichte, ſo war auch hier die Zeit des Krieges und der abenteuerlichen Züge (die Isländer nahmen ſelbſt Theil an den Kreuzzügen) zugleich die, wo die Poeſie blühte, und mit dem Chriſtenthume kam auch wiſſenſchaftliche Bildung nach Island. Es läßt ſich wohl kaum bezweifeln, daß Isländer ſchon ums Jahr 932 Grönland, und ums Jahr 1000 einen Theil von Amerika entdeckt haben, welchen ſie Winland, d. h. wegen der ſchönen Vegetation Weinland nannten. Die älteſten Gedichte, welche die nordiſche Mythologie enthalten, und viele Heldenſagen, ſind in 2 Sammlungen aufbewahrt, welche unter dem Namen der Edda bekannt ſind. Die erſte, oder die Sämundiſche Edda, ſoll von Sämund Sigfuſſon und von Are Frode, dem älteſten nordiſchen Geſchichtſchreiber, er lebte von 1056—1133, geſammelt worden ſeyn. Die jüngere Edda, ein proſaiſcher Auszug der frühern, ſoll von Snorro Sturleſon ums Jahr 1200 herrühren. Dieſer Snorro, geboren 1179 aus einem alten edlen Geſchlechte, als Dichter und Geſchichtſchreiber ſo wie als Staatsmann berühmt, war zuletzt Lagmann (dies war die höchſte Würde in Island), und ward, weil man ihn in Verdacht hatte, er begünſtige die Abſichten der norwegiſchen Könige, 1241 in Island enthauptet. Er hat unter dem Titel: **Heims Kringla**

Saga, d. h. Geſchichte des Erdkreiſes, wovon wir ſeit kurzem zwei deutſche Ueberſetzungen beſitzen, eins der herrlichſten geſchichtlichen Werke hinterlaſſen. Außerdem beſitzen die Isländer noch viele andre einheimiſche Sagen, theils ſolche, welche Familiengeſchichten enthalten, wie die **Gunnlaugasaga**; theils Erzählungen über die Bevölkerung einzelner Gegenden, wie die **Laxdälasaga** und **Eyrbyggiasaga**, theils über die Coloniſation der Inſel überhaupt wie das **Landnamabok**, und es gehört zu ihrem Lieblingsvergnügen, ſie im geſelligen Kreiſe einander vorzuleſen. Auch ein ſehr ausgebildetes Rechtsbuch, unter dem wunderlichen Namen **Gragas** (die graue Gans) hat ſich erhalten. — Mit der Einführung der norwegiſchen Herrſchaft verfiel der Heldenſinn und die Poeſie. Eine fürchterliche Peſt, welche ganz Europa im 14ten und 15ten Jahrh. verwüſtete, verſchonte auch Island nicht, und Bevölkerung und Wohlſtand ſanken von Jahr zu Jahr. Die Kenntniſſe verloren ſich, und die Unwiſſenheit war endlich ſo weit gekommen, daß ein Biſchof, der des Lateins und vielleicht des Schreibens unkundig war, 1530 eine Buchdruckerei kommen ließ, um mit fremder Hülfe ſeine Geſchäfte zu beſorgen. Die Reformation ward nicht ohne Widerſtand, doch ohne Blutvergießen, 1541—50 eingeführt.

Die ganze Inſel wird nach den 4 Weltgegenden in 4 Aemter oder in Nord-, Oſt-, Weſt- und Südland getheilt; jedes Amt wieder in verſchiedene Syſſel oder Diſtricte. Der einzige ſtadtähnliche Ort auf der Inſel iſt Reikiawik am Farefiord, an der Weſtküſte, der Sitz des Stiftsamtmanns und des Biſchofs, mit 5—600 Einw. und einer Apotheke, einer Sternwarte und einer Bibliothek von 4—5000 Bänden. Havnefiord, ein guter Hafen, in deſſen Nähe der Ort Beßeſtedr, einſt der Wohnſitz Sturleſons und der beſte Hafen der Inſel, hier iſt eine gelehrte Schule mit einer kleinen Bibliothek, ſie zählt etwa 40 Schüler und 3 Lehrer, welche im Hebräiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen, in der Geſchichte, Mathematik, im Däniſchen und Deutſchen unterrichten. — Zu Leirar, nördlich von Reikiawik, befindet ſich die einzige Buchdruckerei auf Island.

Die außereuropäiſchen Beſitzungen Dänemarks ſind:

1. In Aſien, die Stadt Trankebar auf der Küſte Koromandel; einige Factoreien auf der Küſte Malabar und in Bengalen, und 3 von den nikobariſchen Inſeln.

2. In Afrika, 2 Forts, Chriſtiansburg und Friedensburg in Guinea.

3. In Amerika, und zwar in Grönland, mehrere Niederlaſſungen, und in Weſtindien die Inſeln St. Thomas, Ste Croix und St. Jean, nebſt einem Antheil an der Krabbeninſel.

Alles dies zuſammen etwa 340 □ M. mit 96000 Einw.

B) Das Königreich Schweden (Swerige) und Norwegen (Norge).

Beide jetzt unter einem Scepter vereinigte Reiche bilden eine ungeheure von Norden nach Süden ſich erſtreckende Halbinſel, welche nördlich vom Eismeer, weſtlich von der Nordſee und öſtlich und ſüdlich von der Oſtſee, und zwar vornehmlich von einem großen, tief nach Norden hinaufdringenden Buſen derſelben, dem bottniſchen, umfloſſen wird. Von Dänemark trennen ſie der Sund und das Kattegat; von Rußland eine Linie, welche ſich vom bottniſchen Meerbuſen bis ans Eismeer erſtreckt und größtentheils durch den Lauf der Torneå-, Muonio- und Tana-Elf beſtimmt wird. Die ganze Halbinſel liegt zwiſchen dem 22° 50′ bis 49° O. L. und dem 55° 22′ bis 71° 10′ N. B. Beide Länder zuſammen enthalten 13890 □ M. mit mehr als 4 Millionen Einw., wovon auf Schweden 7900 □ M. und 3 Millionen Einwohner, auf Norwegen aber 5990 □ M. und 1120000 Einwohner kommen.*) Dieſe Bevölkerung, wie unbedeutend ſie auch im Verhältniß zum Flächenraum erſcheint, iſt dennoch nach der Beſchaffenheit des Landes nicht gering zu nennen; ſie iſt zuſammengedrängt in den ſüdlicheren Provinzen, aber ſehr dünn zerſtreut in dem hohen Norden, wo oft kaum 16—17 Menſchen auf die □ M. kommen; dazu kommt, daß von dem ganzen Flächeninhalt 1/10 aus Seen, Sümpfen und Flüſſen beſteht, faſt 1/3 mehr als 2000 Fuß über das Meer ſich erhebt und 336 □ M., wovon 64 auf Schweden, die übrigen auf Norwegen kommen, ganz mit ewigem Schnee bedeckt ſind, welcher hier im Durchſchnitt bei einer Erhebung von 5000 Fuß beginnt.

Gebirge und Gewäſſer.

Die ganze Halbinſel durchzieht von Norden nach Süden ein langer, ununterbrochener Gebirgszug, welcher vom Nordcap bis etwa zum 63° den Namen Severyggen, d. h. Seve-Rükken, führt, im gemeinen Leben werden dieſe Berge bloß **Norska Fjallarne**, norwegiſche Eisgebirge, genannt. Vom 63° theilt er ſich in 2 Hauptarme, wovon der ſüdweſtlich laufende, welcher Norwegen in das nordweſtliche und ſüdöſtliche theilt, den Namen

*) Nach Forſells vortrefflicher Statiſtik von Schweden enthält die ganze Halbinſel 6652 ſchwediſche □ M., wovon 3868 auf Schweden und 2784 auf Norwegen kommen.

Dovrefield führt, etwa 86 M. lang iſt und den höchſten Rücken dieſes ganzen Gebirges ausmacht; nachher wendet er ſich mehr ſüdlich, heißt nun Langfield, wird unbedeutender und endigt ſich in dem Vorgebirge Lindesnäs. Ein ſüdlicher Arm des Seve=Rückens läuft eine Zeitlang zwiſchen Norwegen und den Provinzen Herjedalen und Dalarne, und verliert ſich theils öſtlich nach dem bottniſchen Buſen zu, theils reicht er ſüdlich bis in die ſüdlichſten Provinzen Schwedens, erreicht aber in Schweden nirgend die Küſte. Der Gebirgsknoten zwiſchen Dovrefield und dem Hauptrücken wird Helagsfjäll genannt. Von dieſem Hauptgebirge ziehen viele Arme ſüdöſtlich und ſüdweſtlich durch alle Theile Schwedens und Norwegens, doch ſo, daß in Norwegen das Gebirge faſt unmittelbar aus dem Meere aufſteigt, in Schweden dagegen ſich in unbedeutende Hügel und Ebenen verliert, ehe es die Oſtſee erreicht; dort bilden die Gebirge tiefe und ſteile Thäler mit unzähligen hohen Vorgebirgen an der Nordſee; auch iſt der Hauptrücken oft nur wenige Meilen von der Nordſee entfernt, während er 40—50 Meilen von der Oſtſee entfernt iſt. Dies Gebirge macht den größten Theil der Gränze zwiſchen Norwegen und Schweden aus, und dieſe Gränze iſt bei der ehemaligen Eiferſucht beider Reiche, ſelbſt im höchſten Norden, in den wildeſten Einöden, mit mathematiſcher Genauigkeit bezeichnet. Wo das Gebirge kahl iſt, da ſind in geringen Entfernungen Steinpyramiden von 6 F. Höhe, ſogenannte Röſen aufgeführt; wo es bewaldet, da iſt der Wald in einer Breite von 32 F. ausgehauen. Der nördliche Theil dieſer Gebirgskette beſteht beinahe ganz aus Schneebergen, Fjällar, deren kahle Gipfel von ewigem Schnee und Eis bedeckt ſind, nicht ſowohl in Folge ihrer Höhe, die gerade in den nördlichſten Breiten ſehr unbedeutend wird, als wegen des hier herrſchenden Klima. Das Dovrefieldgebirge iſt das höchſte von allen, und doch erreichen die höchſten Gipfel dieſer Kette, der Snoehättan, nur 7620 F. und der Skageſtöl Tind 7900 F. Nur wenige Päſſe durchſchneiden dieſe Kette und auch dieſe ſind den größten Theil des Jahres nur mit äußerſter Mühe und Gefahr zu bereiſen, obgleich an den höchſten Punkten ſchon 1120 durch König Eyſtein mehrere Häuſer, Fieldſtuer, zum Obdach der Reiſenden angelegt worden.

Schweden und Norwegen ſind von einem beinahe überall gefährlichen und ſtürmiſchen Meere umgeben; von den Gefahren des Kattegat iſt ſchon (S. 500 u. 509) geſprochen. Die ganze Weſtküſte Norwegens iſt den Stürmen ſehr ausgeſetzt und im höhern Norden iſt das Meer beinahe nie ruhig. Dazu kommt, daß dieſe ganze Küſte, beſonders vom 59° bis zum Nordcap, aus ſteil gegen die See abfallenden Gebirgen beſteht, welche theils überall tief ins Land eindringende Buchten (Fiorde) bilden,

theils jene ununterbrochene Inſel- und Klippenreihe, welche die ganze Küſte in geringer Entfernung begleitet. Hieraus entſtehen zwar unzählige und treffliche Häfen und Landungsplätze, aber das Meer bildet auch an ſo zerſchnittenen Küſten und zwiſchen den Inſeln höchſt gefährliche Strömungen, wo Ebbe und Fluth die gewaltigſten Brandungen verurſachen. Nicht minder gefährlich iſt der bottniſche Meerbuſen wegen ſeiner Enge und ſeiner vielen Inſeln, welche oft nur durch ſeichte Kanäle von einander getrennt ſind. Höchſt merkwürdig iſt die Beobachtung, daß beſonders in dem nördlichen Theile dieſes Buſens das Meer immer mehr zurücktritt: Meerbuſen, welche noch vor weniger als 100 Jahren beſchifft wurden, ſind jetzt Moräſte; zwiſchen manchen Inſeln, wo ſonſt Kriegsſchiffe gefahrlos durchſegelten, können jetzt nur leichte Böte noch durchkommen; früher nie geſehene Felſen treten über die Waſſerfläche heraus, und mehrere Seeſtädte in Weſterbotten haben eine volle Meile gegen das ſich von ihnen zurückziehende Meer vorgerückt werden müſſen, um nicht zu Binnenſtädten zu werden. Ob dieſe unzweifelhafte Erſcheinung einer wirklichen Abnahme des Waſſers, oder wie von andern behauptet wird, einer allmähligen Erhebung des Bodens zuzuſchreiben ſey, muß hier unentſchieden gelaſſen werden. Auch hier iſt die Küſte mit Inſeln beſäet, und dieſe ſo wie die vielen ſcharfen Vorgebirge mit den dazwiſchen gleich Landſeen tief einſchneidenden Fiorden werden mit den treffenden Namen Scheeren bezeichnet (Skär, von ſkära, zerſchneiden) und haben einer Abtheilung der ſchwediſchen Flotte den Urſprung gegeben, welche Scheerenflotte genannt wird und aus kleinen Kanonenböten beſteht, welche mit Hülfe der Ruder ſich leicht zwiſchen dieſen, größeren Fahrzeugen gefährlichen, Klippen bewegen. Beide Länder ſind von unzähligen Seen und Flüſſen trefflich bewäſſert. In Schweden, wo die größeren Flüſſe alle Elfen genannt werden, ſind die bedeutendſten: die Götha-Elf, welche ins Kattegat, der Motala-Fluß, welcher in die Oſtſee, die Dal-Elf, die Angermanna-Elf, die Umeå-Elf, die Piteå-Elf, die Luleå-Elf und die Torneå-Elf, welche ſich in den bottniſchen Meerbuſen ergießen. Sie bilden theils in den Erweiterungen der Thäler viele langgeſtreckte Seen, theils unzählige herrliche Waſſerfälle; unter dieſen ſind die berühmteſten und ſchönſten die Trollhättan-Fälle in der Götha-Elf; der Elfkarleby-Fall in der Dal-Elf, die 4 prächtigen Fälle des Husqwarn, eines kleinen Fluſſes, der ſich in geringer Entfernung von Jönkoping in den Wetterſee ergießt, der 350 F. hohe Fall der Handöls-Elf im nördlichen Jämtland, an der norwegiſchen Gränze, und viele andre. Zu den vielen, zum Theil ſehr großen, durch herrliche Berg- und Waldufer und viele Inſeln ausgezeichneten Seen in Schweden gehören vorzüglich: der Mälar, an 40 □ M.

groß; er erſtreckt ſich in einer höchſt unregelmäßigen Geſtalt von Weſten nach Oſten, wo er ſich mit einer Bucht des bottniſchen Buſens vereinigt, zählt an 1300 Inſeln oder Holme, iſt mit vielen Städten und Dörfern beſetzt und gehört zu den reizendſten Punkten in Schweden, deſſen Hauptſtadt an ſeinen Ufern liegt. Durch einen Kanal iſt er mit dem viel kleinern Hjelmarſee verbunden. Der Wenerſee, der größte von allen, 20 M. lang und 10 M. breit; die Götha-Elf war bisher ſein einziger Abfluß, jetzt aber ſteht er durch den Götha-Kanal mit der Oſtſee in Verbindung. Der Wetterſee, öſtlich vom vorigen, erſtreckt ſich 22 Meilen lang von Norden nach Süden und iſt 5—6 Meilen breit; der Motalaſtröm (wie die kleineren Flüſſe genannt werden) und der eben erwähnte Kanal verbinden ihn mit der Oſtſee; er enthält nur eine bedeutende Inſel. Ferner der Siljan in Dalarne; der Stor Sjö (ſpr. ſchö) (große See) in Jämtland; der Windala- und Umeå-Träsk, der Stor Afwan und andre in Nord- und Weſterbotten und in Lappland. Norwegen hat nur in ſeinem ſüdlichen Theile bedeutende Ströme; dahin gehören: der Glommen, welcher die LougenElf aufnimmt und der größte Fluß Norwegens iſt, er ergießt ſich ins Kattegat; nicht weit von ſeinem Ausfluſſe ins Meer bildet er den dreifachen, überaus herrlichen Sarpenfall bei Haſslund, den größten Waſſerfall Norwegens. Der Drammen, weiter unten Stor-Elf genannt; in ſeiner Nähe der Hougfoß, wo der Simoefluß 66 F. hoch ſenkrecht hinabſtürzt. Ein andrer höchſt bedeutender Waſſerfall, der Fiscum-Foß, befindet ſich in der Mamſen-Elf in der Gegend von Drontheim. Von den unzähligen Seen Norwegens ſind die größten der Mjöſenſee und der Fämundſee in den ſüdlicheren Gegenden; die nördlicheren, wo die Gebirge nahe an die Küſte treten, haben zwar keine ſo bedeutende Seen, dafür aber ſo tief ins Land gehende Fiorde, daß ſie vollkommen das Bild von Landſeen darſtellen. — Die bedeutendſten Kanäle ſind: der Trollhättankanal, wodurch die Götha-Elf, welche aus dem Wenerſee in herrlichen Kataraken ſtrömt, ſchiffbar gemacht worden. Dieſes in Felſen geſprengte Rieſenwerk begleitet den Fluß in geringer Entfernung und führt die Schiffe aus der Götha-Elf erſt 3300 Ellen lang in den Åkerſee und aus dieſem noch 1200 Ellen weiter und 56 Ellen tiefer in die nun ruhig fließende Elf. Im Jahre 1794 ward die Arbeit begonnen und 1800 beendigt. Ein andrer, der 1810 angefangen und 1832 beendigte Götha-Kanal, verbindet den Wenerſee mit dem Wetterſee und dieſen vermittelſt andrer kleiner Seen mit der Oſtſee bei Norrköping; der 1½ M. lange Arboga-Kanal verbindet den Hjelmarſee mit dem Mälar; der Strömsholms-Kanal, welcher die Bergwerks-Diſtrikte von Dalarne mit dem Mälar in Verbindung

ſetzt, und endlich der Södertelge-Kanal, welcher eine tiefe Bucht der Oſtſee mit dem Mälar verbindet.

Boden. Klima. Producte.

Schweden und Norwegen ſind im Ganzen genommen gebirgig; nur die ſüdlichſten Provinzen Schwedens und die Küſten des bottniſchen Meerbuſens haben ziemlich ausgedehnte Ebenen. Die inneren Provinzen ſind theils bergig, theils mit unzähligen Felſentrümmmern bedeckt; ganz Norwegen iſt Berg und Thal. Der Boden iſt zwar hin und wieder fruchtbar, aber doch im Ganzen ſteinig, ſandig und moraſtig; beſonders gefährlich ſind dem Reiſenden ſolche Strecken in Norwegen, wo der im Winter tief gefrorne Boden zum Theil wieder aufgethaut und die obere Rinde deſſelben wieder feſt und hart geworden iſt. Kommt man mit einem Wagen darauf, ſo geräth der Boden weit umher in eine ſchwankende, wellenförmige Bewegung, und nicht ſelten geſchieht es, daß er durchbricht und Pferde und Wagen in tiefe Moraſtgründe verſinken. Ein ſolcher Boden wird Tellegröd genannt. Daher gedeiht der Ackerbau nur vorzüglich in den ſüdlichen Ebenen, Viehzucht mehr in den nördlicheren Gegenden, obgleich der Ackerbau im Kleinen noch ſehr hoch gegen Norden hinauf getrieben wird. Das Klima iſt bei der großen Ausdehnung des Landes natürlich ſehr verſchieden, keineswegs aber ſo unangenehm, als man es ſich gewöhnlich vorſtellt. Jene unerträglichen Nebel und Regen, der häufige Wechſel von Kälte und Milde, was unſre Winter unangenehm macht, alles dies reicht nicht über den 56° hinaus. Von hier an beginnt ein zwar ſtrenger, aber gleichförmiger Winter, mit beinahe ſtets heiterm Himmel und feſtem Schnee, welcher, indem er die Wege ebnet und die Seen bahnt, das Reiſen außerordentlich erleichtert. Die Nordlichter (allg. Einl. S. 63.) waren ſeit den letzten 30 Jahren viel ſeltener erſchienen, als ehemals; von 1808—1810 hatte man keins geſehen, 1811 nur eins, ſollen aber, wie auch bei uns in der letzten Zeit, wieder häufiger erſchienen ſeyn. Die Sommer ſind zwar kurz, aber eben ſo heiß als die unſrigen und viel gleichförmiger; der Uebergang von Winter zu Sommer iſt hier außerordentlich ſchnell, und die Hitze, welche durch die außerordentlich langen Tage verſtärkt wird, treibt die Vegetation unglaublich ſchnell und kräftig zur Reife. Nur einige Wochen im April und Mai, wo Winter und Sommer mit einander kämpfen, noch mehr aber der Herbſt und beſonders der October, ſind unangenehm und das Reiſen dann beinahe unmöglich. Wie in den meiſten Ländern Europa's will man ſeit einem Jahrzehend etwa eine bedeutende Veränderung im Klima auch in Schweden bemerkt haben, und namentlich ſollen die Winter dieſſeits des 60°

bei weitem nicht mehr ſo gleichförmig und ſo angenehm ſeyn als früher. Ueber den Polarkreis hinaus ſieht man bekanntlich mehrere Tage und Wochen die Sonne Tag und Nacht am Horizonte; auch hier iſt die Hitze dann, wenn auch kurz, doch drückend, und die unzähligen, beinahe unſichtbaren, aber viel giftigeren Mücken als die unſrigen, werden zu einer beinahe unerträglichen Plage, vorzüglich in Wald- und Sumpfgegenden. In den mittleren und ſüdlicheren mehr angebauten Gegenden iſt auch dieſe Plage viel geringer. Im äußerſten Norden, wie bei Alten, am Eismeer, ſind die Stürme ſo furchtbar, daß die Häuſer mehr unter als über der Erde gebaut werden; ſolche mit Erde bedeckte und im Sommer wie blumige Hügel ausſehende Häuſer werden Gammer genannt. Eine andre Verſchiedenheit des Klimas entſteht aus dem Verhältniß der Lage zum Meere und zum Gebirge. Daß die höher liegenden Gegenden die kälteren ſind, verſteht ſich von ſelbſt, aber die Nähe des Meers macht einen bedeutenden Unterſchied. Die ganze Weſtküſte Norwegens iſt rauh und ſtürmiſch; ungleich milder ſind die tiefer im Lande beſonders an den Fiorden liegenden Gegenden; hier ſieht man noch ſchöne Wälder, ja Kornfelder und Fruchtbäume, wo wenige Meilen davon an der Küſte kein Baum mehr fortkommt. Im Ganzen hat Norwegen unter gleicher Breite ein etwas milderes Klima, weil es durch die Gebirge gegen die über unendliche Landſtrecken Aſiens fortſtreichenden und daher ſehr kalten Oſtwinde mehr geſchützt iſt, als Schweden. Den ſicherſten Maaßſtab für das Klima eines Landes giebt die Vegetation, in ſo fern man auf ſolche Pflanzen achtet, welche freiwillig und ohne große Pflege wachſen. Nur an dem ſüdlichen Rande von Schweden und Norwegen gedeihen noch fröhlich Buchen und Eichen; an einigen begünſtigten Punkten ſogar edle Kaſtanien und Nußbäume; hier reifen auch noch Kirſchen, und Roſen blühen. Bis zum 62° findet man noch Eſchen, Linden, Ahorn und Rüſtern, und eben ſo weit gehen noch Aepfel, Kirſchen, ja ſelbſt einige Arten Birnen: Pfirſichen und Pflaumen aber ſind verſchwunden, und von Wein kann hier nicht die Rede ſeyn. Am gedeihlichſten aber iſt dieſe Breite für die Tannen, Eſpen und Birken, welche hier ungleich ſchöner ſind als bei uns. Weiter hinauf verdrängt das Nadelholz die Laubwälder; Tannen und Fichten herrſchen überall und bilden ungeheure Waldungen, in welchen die Wohnungen der Menſchen nur ſehr dünn zerſtreut liegen. Nur die Birke übertrifft ſie noch; ſie gedeiht noch ſchön, wo ſelbſt die Fichten verſchwinden, bis auch ſie endlich über den Polarkreis hinaus zum Strauch und endlich zum kriechenden Geſtrüpp wird: doch verſchönert ſie noch als Gebüſch die geſchützten Buchten unter 70°. Neben der herrlichen Baumvegetation gedeihen die Wieſen im Norden in einer Pracht, die man bei uns nicht kennt.

weil dort der ſchnell einbrechende Sommer alle Gräſer und Blumen beinahe zu gleicher Zeit zum Blühen bringt. Zugleich mit den Wieſen finden ſich in den nördlicheren Gegenden eine unendliche Menge von wildwachſenden Beeren, wovon einige Arten bei uns unbekannt ſind. In den Polargegenden endlich ſind Fels und Ebene mit üppig emporwachſenden Mooſen bedeckt, welche theils als Farbeſtoffe benutzt werden, theils wie das bekannte Rennthiermoos die Hauptnahrung einiger Thiere ausmachen, theils ſelbſt in Hungerjahren den Menſchen zur Speiſe dienen, und in dieſer Hinſicht gewiß in der Folge noch unendlich wichtiger werden können. Eine Hauptzierde fehlt indeſſen Schwedens Wäldern, der Vogelgeſang; nur am ſüdlichſten Rande findet ſich noch die Nachtigall, nördlicher wird ſie durch einen Vogel vom Amſelgeſchlecht, Tolltraſt oder Tannendroſſel genannt, einigermaßen erſetzt.

Die wichtigſten Producte beider Länder ſind: a) aus dem Pflanzenreiche: das Getreide. Nur die ſüdlichſten Provinzen Schwedens, Schonen, Blekingen und Oſt-Gothland, erbauen vollkommen ihren Bedarf und haben ſelbſt Ueberfluß; die übrigen und ganz Norwegen können nicht immer der fremden Zufuhr entbehren. Beſonders in dieſer Hinſicht iſt der Verluſt des kornreichen Finnlands für Schweden höchſt empfindlich und wird ihm durch das am gleichen Bedürfniſſe leidende Norwegen nicht erſetzt. Die nördlicheren Provinzen haben zu viel Wald und Sumpf, und zu wenig Bewohner; meiſt können auch hier nur Sommerfrüchte gebaut werden, doch gedeihen Gerſte und Hafer in Norwegen noch bis zum 70°, in Schweden nicht ſo weit, und dieſe Erndten werden noch oft durch einzelne Nachtfröſte im Juny, vor Johannis, (eiſerne Nächte genannt) vernichtet. Nach einem Durchſchnitt im Großen und Ganzen rechnet man für Schweden auf 7 Jahre 3 gute, 3 mittelmäßige und eine Mißerndte. Der Ackerbau, früher ſehr unvollkommen, hat ſich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, die allgemeiner gewordene Cultur der Kartoffeln läßt ſo leicht keine Hungersnoth mehr eintreten und ausnahmsweiſe hat Schweden 1834 ſogar Getreide ausgeführt. Ein gewöhnliches, aber höchſt verderbliches Mittel, dem waldigen Felſenboden etwas abzugewinnen, iſt das ſogenannte Swedjen: man fället nemlich im Herbſte eine Strecke des Waldes, zündet die Stämme im Juny oder July an; ſobald die Aſche abgekühlt iſt, ſäet man Roggen hinein und erhält ſo eine gute Erndte, worauf man den Fleck wieder der Natur überläßt. Jetzt entbehren nur noch die Lappländer des Brodtes gänzlich. In ganz Schweden und Norwegen hat man vorzüglich zweierlei Arten Brodt: unſer gewöhnliches weiches Brodt, Limpa, und wenn es ſüß gebacken iſt, Kriddlimpa, findet ſich meiſt nur in den Städten und bei Wohlhabenderen; dann

ein hartgebackenes, welches, wenn es dick iſt, Spisbröd heißt, und nur von geringen Leuten genoſſen wird; dünn gebacken heißt es Knäckebröd und kommt auch auf die beſten Tafeln. Es iſt zirkelrund, mehr oder weniger dünn und in der Mitte durchbohrt; ſo wird es auf Stangen um den Ofen gereiht und verdirbt nie. Nur in ungewöhnlichen Hunger- oder Kriegsjahren muß man in einigen entlegenen und rauhen Gegenden ſich mit Rinden- oder Barkbröd helfen. Man fället junge und kräftige Fichtenbäume, ſchält ſie ab und ſondert ſorgfältig die äußere rauhe und innere grüne Rinde; nur die mittlere weiße und weiche Rinde kann benützt werden. Sie wird getrocknet, gedörrt, zerſtampft und zermahlen, und ſo im günſtigen Falle mit etwas Mehl, im ſchlimmſten mit Spreu, Häckſel, Spitzen von ausgedroſchenen Aehren zu einem äußerſt widerlichen Brodte verbacken. Nur die äußerſte Noth kann es genießbar machen, und meiſt dient es auch nur für das Vieh. Sonſt wird aus dem Getreide noch viel Branntwein bereitet, welchen der gemeine Mann außerordentlich liebt, und ein vortreffliches ſtarkes Bier, Oel genannt. Der Anbau der Kartoffeln reicht ziemlich hoch nach Norden, und hat in den letzten Jahren ungeheuer zugenommen. — Obſt gehört natürlich zu den Seltenheiten in den nördlicheren Provinzen, dafür aber hat die Natur ihnen einen großen Reichthum an trefflichen Beeren gegeben, welche auf mannigfaltige Weiſe zubereitet werden. Außer den auch bei uns gewöhnlichen Arten der Erdbeeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren u. ſ. w. hat Schweden noch zwei ihm eigenthümliche Arten: die Åkerbär oder Feldbeere (**Rubus arcticus**), nur in den nördlichſten Gegenden vorhanden und köſtlich an Geſchmack; und das Hjortron oder die Multbeere (**Rubus chamaemorus**), ſie wächſt in ganz Schweden an ſumpfigen Stellen. — Das Holz gehört zu den Hauptproducten beider Länder; aus Schweden und noch mehr aus Norwegen werden unermeßlich viel Bretter und Balken ausgeführt; aber wie höchſt bedeutend auch die Waldungen ſind, doch tritt ſchon hin und wieder Mangel ein. Schonen und Blekingen, meiſt Ackerland, haben daran keinen Ueberfluß; die ſtarke Ausfuhr, das Schwedjen, der ganz allgemeine Häuſerbau von Balken, noch mehr aber der Berg- und Hüttenbetrieb, haben die zugänglichſten Wälder ſchon ſehr gelichtet, und der Mangel kann bald gefährlich werden, wenn nicht einige Aufſicht der Holzverſchwendung ſteuert. Sehr traurig kann dieſer Mangel beſonders für die nördlichſten Gegenden werden, wo man eben ſo verſchwendet und die Natur den Abgang nur äußerſt langſam, zum Theil gar nicht erſetzt. — In den nördlichen Provinzen Schwedens wird auch viel Hanf und Flachs erbaut und die Leinwandfabrikation hat ſich dort in der neuern Zeit ſehr ausgebreitet. — Taback wird nicht in hinreichender Menge

gebaut, da man in Schweden ſtärker raucht, als ſelbſt im nördlichen Deutſchland, und außerdem noch viel Taback kaut. — b) Das Thierreich liefert Rindvieh, doch nur in einigen Gegenden von ſchöner Art, meiſtens fehlt es an hinreichender Weide; die Schafzucht fängt an ſich zu verbeſſern; nur in den Berggegenden hält man Ziegen. Die ſchwediſchen und norwegiſchen Pferde ſind nicht groß und ſchön, aber äußerſt munter und dauerhaft; man fährt daher dort ungleich ſchneller als bei uns. In den Polargegenden erſetzt das Rennthier zugleich das Pferd und den Ochſen. Es lebt faſt einzig von dem nach ihm benannten Mooſe und giebt dabei zwar nur wenig, aber eine äußerſt fette und nahrhafte Milch; man läßt ſie gewöhnlich als Wintervorrath gefrieren nnd ſchabt von den Klumpen jedesmal ſo viel ab, als man braucht; dieſe Milch und das Fleiſch der Rennthiere ſind die gewöhnlichen Speiſen der dortigen Einwohner. Das Rennthier liefert außerdem ſeinem Herrn eine dauerhafte Kleidung, eine warme Lagerſtelle und aus den Sehnen des Thiers wird ein feiner und ſtarker Zwirn bereitet. Man benutzt das Rennthier zum Tragen und Ziehen, aber in keiner Hinſicht iſt es dem Pferde vergleichbar; zwar läuft es anfänglich ſehr ſchnell, ermattet aber bald, trägt wenig und iſt überdies tückiſch und ſehr ſchwer zu behandeln; ſelbſt das Melken der Rennkühe iſt ſchwierig; man muß dem Thiere eine Schlinge über das Geweihe werfen und es ſo an einen Baum binden. Merkwürdig iſt die Abneigung des Rindviehes gegen die Rennthiere; Kühe rühren Monate lang eine Weide nicht an, über welche eine Rennthierheerde auch nur einmal getrieben worden. — An wilden Thieren ſind vorhanden: Elennthiere in den großen nordiſchen Waldungen, doch nur noch in geringer Zahl; Bären und Wölfe in den Gebirgen; eben ſo Hirſche, wilde Schweine u. ſ. w. Vorzüglich hat Schweden einen großen Reichthum an wildem Geflügel, als Auerhähne, Birk- und Schneehühner, wilde Gänſe u. ſ. w. An Fiſchen iſt großer Ueberfluß; manche der nördlichſten Gegenden kennen beinahe kein andres Nahrungsmittel. Die Nordſee liefert eine ungeheure Menge Dorſche und Kabliau, vorzüglich bei den Loffoddiſchen Inſeln, wovon nachher. Heringe werden in beiden Meeren gefangen; dem bottniſchen Meerbuſen mehr eigenthümlich iſt der Strömling, eine kleinere Art von Hering, wovon über 100000 Tonnen jährlich gefangen werden. In den nördlichen Flüſſen, beſonders der Oſtſee, iſt der Lachsfang höchſt bedeutend. An der ſüdnorwegiſchen Küſte findet man Hummer in unbeſchreiblicher Menge; auch an Auſtern iſt die Küſte reich. Leider fehlt es beiden Ländern gänzlich an Salz zum Einpökeln der Fiſche, ſie können daher nur getrocknet verſendet werden. Die Binnenſeen und Flüſſe ſind ebenfalls ſehr reich an Fiſchen aller Art. — c) Das Mineralreich macht den

Hauptreichthum Skandinaviens aus; kein Land der Welt beſitzt ſo viel und ſo treffliches Eiſen als Schweden; es findet ſich in der ganzen Ausdehnung von Schweden, vorzüglich aber in einem Gürtel, welcher von W. nach O. die Provinzen Wärmeland, Dalarne, Nerike, Weſtmanland und Upland umfaßt; freilich aber könnte es durch Verarbeitung ſehr veredelt werden, ſtatt daß es jetzt meiſt als Stabeiſen nach allen Ländern ausgeführt wird. Das meiſte und beſte liefern die Gruben von Dannemora. Nächſt dem Eiſen iſt das Kupfer das wichtigſte Product, vorzüglich auf den Hauptgruben von Falun in Schweden und von Röraas in Norwegen. Gold und Silber wird nur in ſehr geringer Menge gefunden, wie auch die übrigen Metalle nicht gegen jene beiden in Betracht kommen. Leider fehlt es beinahe gänzlich an Steinkohlen: Schweden hat deren nur auf einem einzigen Punkte, zu Höganäs in Schonen; Norwegen hat gar keine, und die Art der Gebirge läßt auch gar keine Hoffnung, welche zu finden. Marmor, jedoch kein edler weißer, findet ſich häufig genug, und ein ausgezeichnet ſchöner Porphyr bei Elfdalen in Dalarne, wovon mancherlei Kunſtſachen gefertigt werden. — Den empfindlichſten Mangel leidet Skandinavien an Salz; vergebens hat man bisher nach Salzquellen geſucht, und das Klima erſchwert die Gewinnung des Seeſalzes ungemein; das einzige Salzwerk, zu Wallö in Norwegen, wo das Seewaſſer verſotten wird, kann ſich nur durch den Zuſatz von engliſchem Steinſalz erhalten; dazu fehlen noch dem Norden die zu den Gradirwerken nöthigen Dornen. — An Mineralquellen iſt zwar kein Mangel, allein es findet ſich darunter nicht eine einzige heiße und keine, welche ſich einen auswärtigen Ruf erworben hätte.

Einwohner. Sprache. Religion.

Die Hauptbewohner der ganzen Halbinſel ſind zwei germaniſche nahe verwandte Stämme, die Schweden und die Norweger. Geſtalt, Charakter, natürliche Anlagen und Sprache beurkunden unwiderſprechlich ihre nahe Verwandtſchaft, aber die Trennung durch Gebirge und lange alte Fehden haben ſie bis auf die neueſte Zeit in bittern Haß entzweit. Der Norweger redet einen Dialect der däniſchen Sprache, die aber ſelbſt nur als Mundart von der ſchwediſchen verſchieden iſt, und in manchen Gränzprovinzen, welche lange zwiſchen beiden Reichen ſtreitig geweſen, fließen beide Dialecte zuſammen. Beide Sprachen ſind der deutſchen verwandt, doch ſo, daß ſie alle von einer nicht mehr vorhandenen Urſprache als Schweſtern abgeleitet werden müſſen, und dieſer Mutter ſtehen wahrſcheinlich die ſkandinaviſchen Mundarten viel näher als die deutſche. Der Norweger haßt den Schweden und verachtet den Dänen, den er Jüte

(Jütländer) nennt. Der Däne haßt den Schweden als Feind, den Deutſchen, weil ihm die Ueberlegenheit der Bildung drückend iſt. Der Schwede verachtet den Dänen und hatte in früheren Zeiten, wenigſtens die höhern Stände, eine entſchiedene Vorliebe für alles Franzöſiſche, welches den Schweden wohl ſchon den Namen der nordiſchen Franzoſen zugezogen. Beide Völker, Schweden und Norweger, ſind meiſt von hohem, kräftigem Wuchſe, tapfer, fromm, von reinen Sitten und durch edle Gaſtfreiheit ausgezeichnet. Beide, wie meiſt alle iſolirt lebende Menſchen, zeigen viel Anlagen zu mechaniſchen Künſten. — Im höchſten Norden, im Innern des Landes und der Gebirge, in Schweden vom 64° an, wohnt ein von Norwegern und Schweden gleich tief verachtetes Volk, die Lappen oder Finnen, wahrſcheinlich verwandt mit dem tüchtigen Volke, welches die jetzt ruſſiſche Provinz Finnland bewohnt, wenigſtens ſind die Sprachen verwandt. In Norwegen werden ſie durchaus Finnen, in Schweden Lappen genannt; letztern Namen achten ſie für eine Beleidigung; am liebſten hören ſie ſich Finnen nennen, in der edleren Sprache nennt man ſie Fjällman, d. h. Gebirgsvolk; ſie ſelbſt ſollen ſich den Namen Same geben. Dieſe Finnen ſind ein kleines, ſchwächliches Volk, von unglaublicher Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit der Glieder, ſchmutzig gelb von Farbe und ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Cultur. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen eine gleichförmige, anſtrengende Beſchäftigung, daher auch gegen den Ackerbau und feſte Wohnſitze; wenn ſie nicht arbeiten müſſen, liegen ſie am liebſten thieriſch zuſammengerollt und ſchlafen; der Genuß des Branntweins iſt ihr höchſtes Vergnügen und dieſe Unmäßigkeit richtet große Verheerungen unter ihnen an. Dabei aber ſind ſie nicht ungeſchickt in Anfertigung von allerlei kleinem Hausrath, und gutmüthig, nur freilich auch leicht zum Jähzorn gereizt. Sie ſind zwar jetzt alle zum Chriſtenthum bekehrt, aber bei ihrer unſtäten Lebensart und der Unbekanntſchaft der meiſten ſchwediſchen Prediger mit ihrer Sprache mag ihr Chriſtenglaube wohl nur eine andre Art von heidniſchem Aberglauben ſeyn. Nach der Art ihrer Beſchäftigung unterſcheidet man ſie in 3 Klaſſen. 1) Die Fjälllappen, welche den ächten Grundſtamm und die größte Zahl dieſes Volkes ausmachen. Sie führen ein wanderndes Leben und ziehen unaufhörlich mit ihren Rennthierheerden umher. Im Frühjahre ſteigen ſie die Gebirge empor, kommen häufig nach Norwegen herüber und laſſen ihre Thiere vom Meerwaſſer ſaufen; gegen den Herbſt ziehen ſie wieder zurück, und den Winter bringen ſie gewöhnlich in der Nähe einer Kirche zu, wo ſie am längſten wohnen und gleichſam ihre Heimath haben. Ihre Hütten beſtehen aus koniſch zuſammengeſtellten und verflochtenen Stangen, mit

mit Raſen oder grobem Tuche bedeckt; der Eingang iſt ein niedriges Loch, durch welches man kriechen muß. In der Mitte brennt ein immerwährendes Feuer, ſchon der Mücken wegen, und um dieſes herum liegen ſie auf Rennthierfellen, Kinder und Hunde, alles unter einander. Ihre Rennthiere ſind ihnen alles; wer nur 60—70 Stück beſitzt, iſt ein armer Mann; mit 2—300 Thieren lebt eine Familie gemächlich; reichere haben wohl an 2000. Sie lieben das Geld, aber bei ihrer Lebensart müſſen ſie es, um es zu ſichern, vergraben, und ſo ſterben viele, von denen man wußte, daß ſie mehrere tauſend Thaler beſaßen, ohne daß ihre Erben dieſe ihnen allein bekannten Schätze heben könnten. Die Fjälllappen leben übrigens von dem Fleiſche und der Milch ihrer Thiere, von den Beeren und was die Jagd ungeſucht liefert, im Ganzen beſſer als manche ärmere ſchwediſche Bauern. 2) Die Wald- und Fiſchlappen führen ein minder unſtätes Leben; ſie wohnen in Hütten, die noch etwas ſchlechter ſind als die der Fjälllappen, und jeder beſitzt deren mehrere, theils in den Wäldern zum Winteraufenthalt, theils an Flüſſen und Seen für den Sommer. Sie beſitzen außer einigen wenigen Rennthieren gewöhnlich einige Kühe, Ziegen und Schafe; Fiſche aber, deren Fang ſie den Sommer über beſchäftigt, ſind ihre Hauptnahrung; es iſt unglaublich, welche Menge getrockneter Fiſche ſie ſtatt des Brodtes auf einmal genießen können. Dabei ſind ſie fleißigere Jäger als die Fjälllappen. Mancher verarmte Fjälllappe wird aus Noth zum Fiſchlappen; ſobald er aber nur ſo viel erübrigt, um ſich wieder mehrere Rennthiere anzuſchaffen, kehrt er zu dem Nomadenleben zurück. 3) Die Kirchſpiellappen odee Socknelappar ſind ſolche, die einzeln unter den Schweden leben. Sie ſind die ärmſten und elendeſten von allen; von den Schweden verachtet und nur aus Mitleid geduldet und zu den ſchmutzigſten Arbeiten gebraucht, werden ſie von ihrem eigenen Volke als der Auswurf der Menſchheit betrachtet. — Alle Lappen zuſammen werden nicht viel über 7000 Seelen betragen; ſie ſchmelzen vorzüglich durch die Unmäßigkeit im Branntweintrinken immer mehr zuſammen, und werden wahrſcheinlich einſt ganz verſchwinden. Schon jetzt beklagen ſie ſich, daß ſie von den Quänern in immer engere Gränzen eingeſchloſſen werden. Dieſe Quäner ſind Auswanderer aus Finnland, welche ſchon vor mehr als einem Jahrhundert, von den Ruſſen gedrängt, ihr Vaterland verlaſſen und ſich nach dem höhern Norden zurückgezogen. Sie ſind wie ihre Landsleute, die Finnländer, ein wohlgebautes, fleißiges Volk; ſie haben den Ackerbau mit Glück in Gegenden verſucht, wo man früher nie daran dachte; ſchon jetzt machen ſie die größere Volkszahl in den norwegiſchen und ſchwediſchen Finnmarken aus, und werden vielleicht einſt nicht allein die Lappen, ſondern auch die Norweger daraus verdrängen. —

Die in Schweden und Norwegen allein herrſchende Religion iſt die Lutheriſche, doch haben andre chriſtliche Parteien freie Uebung ihres Gottesdienſtes. Einige wenige Juden leben gegen Schutzgeld in Schweden; in Norwegen werden ſie nicht geduldet. Die Landeskirche hat hier wie in Dänemark Biſchöfe, und an der Spitze der ganzen Geiſtlichkeit ſteht der Erzbiſchof von Upſala. Die ſchwediſchen Prediger werden theils vom Könige oder von Privatperſonen, wie in Deutſchland, ernannt, theils auch von den Gemeinden nach den Vorſchlägen der Conſiſtorien erwählt; die Beſoldungen, welche ganz in Getreide und Natural-Einkünften beſtehen, ſind meiſtens ſehr anſehnlich; die beſten Stellen ſind in den mittleren und nördlichen Provinzen; in den ſüdlicheren ſind ſie geringer. Der Umfang aber der nördlichen Kirchſprengel iſt meiſtens ſo groß, daß Ein Menſch unmöglich zu ihrer Bedienung hinreicht; daher giebt es beinahe überall Gehülfsprediger oder Comminiſtri, mit feſtſtehendem Gehalte, und außerdem noch Adjuncten, welche der Prediger nach einem willkührlichen Contract annimmt. Im Ganzen genießt die Geiſtlichkeit in Schweden einer großen Achtung, und viele Prediger haben ſich auch theils als Gelehrte, theils um Verbeſſerung der Cultur ſehr verdient gemacht. Die Biſchöfe werden von der Geiſtlichkeit im ganzen Lande gewählt, und der König ernennt unter drei ihm vorgeſchlagenen einen.

Verfaſſung. Militair. Orden.

Schweden iſt eine eingeſchränkte Monarchie, die Krone nur in der männlichen Linie erblich. Alle Geſetze und Abgaben muß der König mit den Reichsſtänden berathen und ohne ihre Einwilligung ſind ſie nicht gültig. Die Reichsſtände beſtehen aus 4 Abtheilungen: der Adel, und zwar iſt jedes Oberhaupt einer adeligen Familie dazu berechtigt, ſo daß in allen etwa 1200 adelige Reichsſtände ſeyn können; es erſcheinen aber niemals ſo viele: die Geiſtlichkeit, etwa 70 oder 80 an der Zahl; der Erzbiſchof und die 11 Biſchöfe ſind ſtete Mitglieder, die andern werden gewählt: der Bürgerſtand, oder die Abgeordneten aller Städte, in Verhältniß ihrer Größe, etwa 100 bis 200: endlich die von den freien Bauern erwählten Abgeordneten, gewöhnlich etwas über 100. Jeder Stand muß ſeine Abgeordneten auf ſeine Koſten unterhalten; geſtimmt wird nach Ständen, innerhalb der Stände aber entſcheidet die Stimmenmehrheit; geſetzlich verſammelt ſich der Reichstag alle 5 Jahre, doch kann der König ihn auch außerdem berufen; der geſetzliche Verſammlungsort iſt Stockholm. Der Adel genießt in Schweden noch mancherlei Vorrechte und Befreiungen, und hat ſich in früheren Zeiten oft durch einen entſchiedenen Hang zu Intriguen und Staatsumwälzungen

ausgezeichnet; ſein früherer Einfluß und ſeine Macht haben bedeutend abgenommen, ſeitdem es jedem erlaubt iſt Güter mit adligen Vorrechten zu beſitzen. Der Bauer iſt in ganz Schweden perſönlich frei; Leibeigenſchaft hat man hier nie gekannt; doch unterſcheidet man 3 Arten von Gütern oder Hemmans. Ein Skattehemman iſt ein freies Bauergut, womit der Eigenthümer ſchalten kann wie er will: ein Kronohemman iſt ein urſprünglich der Krone gehörendes Gut, worauf der Bauer nur als Erbpächter zu betrachten iſt: ein Frälſehemman iſt ein Gut mit Adelsrechten, deſſen Eigenthümer mancherlei Handdienſte von den Bewohnern zu fordern hat, und welches von manchen Abgaben befreit iſt. Auch hierin giebt es noch verſchiedene Abſtufungen, die beſten und am wenigſten beſteuerten Güter heißen Säteri; die meiſten Laſten ruhen aber auf den Skatte- und Kronohemmans. — Die Militairverfaſſung Schwedens iſt ſehr eigenthümlich und wohl die vorzüglichſte in Europa. Zuerſt giebt es in Schweden ein kleines ſtehendes Heer, welches aus angeworbenen Leuten zuſammengeſetzt iſt und außer der Garde und einiger Kavallerie meiſt aus Artillerie beſteht, welche den Dienſt in den Feſtungen verſieht. Der rechte Kern der ſchwediſchen Kriegsmacht aber beruht auf den ſogenannten eingetheilten (indelte) Regimentern, die eine wahre National-Miliz, die rechte Landwehr, bilden. Ein großes oder eine Anzahl kleiner Güter müſſen Einen Mann ſtellen und ihm zu ſeinem Unterhalt ein Häuschen, etwas Acker und Vieh, auch wohl Korn geben. Die Offiziere haben jeder eine ſogenannte Boſtälle, ein Gut, welches von den Kronengütern genommen und von deſſen Ertrag ſie leben. Jeder, der zu einem ſolchem Amte gelangt, muß dem Vorgänger vergüten, was er an Verbeſſerungen und Bauten aufgewendet. Die Güte dieſer Boſtällen iſt natürlich ſehr verſchieden, und oft trifft ſich's, daß ein Lieutenant in einer Provinz eine beſſere Boſtälle hat, als ein Major in einer andern. Sold erhalten ſie nur, ſobald ſie in wirklichen Dienſt treten, oder im Kriege. Alle Jahre aber verſammelt ſich das Regiment auf eigens dazu beſtimmten Möte- oder Uebungsplätzen, auf 3 bis 4 Wochen. Dieſe vortreffliche Einrichtung, wodurch ein dem Staate beinahe nichts koſtendes, körperlich und geiſtig geſundes Heer unterhalten wird, verdankt Schweden ſeinem oft als Tyrannen verſchrienen Carl XI. Seit 1811 iſt noch eine Art von Conſcription hinzugekommen, wovon der König im Fall der Noth Gebrauch machen darf. — Die ſchwediſche Seemacht beſteht aus etwa 10 Linienſchiffen, 13 Fregatten und über 500 kleineren bewaffneten Fahrzeugen, worunter an 400 Kanonierboote die ſogenannte Scherenflotte bilden, auf welcher, nach der Lage der Dinge, ganz vorzüglich die Sicherheit des Landes beruht. Außerdem ſind noch wenigſtens 25 Dampf-

ſchiffe an den Küſten, auf den Seen und in den Kanälen in Thätigkeit. Schweden hat 4 Ritterorden: 1) den Seraphinenorden, für hohe Staatsbeamte, geſtiftet 1334; 2) den militairiſchen Schwerdtorden in 4 Klaſſen; 3) den Nordſternorden in 2 Klaſſen, für Civilverdienſt; 4) den Waſaorden in 3 Klaſſen, für bürgerliche Verdienſte, von Guſtav **III.** geſtiftet. Außerdem giebt es hier noch den in ſeiner Art einzigen Orden Carls **XIII.**, 1811 für ausgezeichnete Mitglieder des Freimaurerordens geſtiftet. Ueberhaupt ſind die höheren Stände in Schweden ſehr orden- und titelſüchtig. — Norwegen hat ſeit 1814 eine viel freiere Verfaſſung als Schweden; es giebt ſeit 1821 gar keinen Adel in Norwegen. Die Geſetze, Abgaben und andre öffentliche Angelegenheiten berathet und beſtimmt der Storthing oder die Verſammlung aller erwählten Abgeordneten der Städte und des Landes; ihre Zahl darf nicht unter 75 und nicht über 100 ſeyn. Der Storthing erwählt 1/3 ſeiner Mitglieder und dieſe bilden den Lagthing oder die erſte Kammer; die übrigen 2/3 bilden den Odelsthing oder die zweite berathende Kammer. Sind beide Kammern einig, ſo kann der König einen Geſetzvorſchlag nur zweimal verwerfen; wird er ihm von einem dritten Storthing ohne Veränderung wieder vorgelegt, ſo iſt er auch ohne des Königs Einwilligung gültig. Das norwegiſche Militair darf nicht ohne Bewilligung des Storthings außerhalb Landes gebraucht, eben ſo wenig fremdes eingeführt werden. — Man rechnet in Schweden nach Reichsthalern zu 48 Schilling, der Schilling hat 12 Runſtücke. 31 Schillinge und 2 Runſtücke ſind gleich einem preußiſchen Thaler. Uebrigens ſieht man faſt nichts als Papiergeld, deſſen Werth von den politiſchen Verhältniſſen abhängt.

Fabriken. Handel. Lebensweiſe u. ſ. w.

Obgleich die Einwohner Skandinaviens viel Geſchick zu mechaniſchen Arbeiten haben, ſo ſetzen doch das Klima und die geringe Bevölkerung dem Fabrikweſen große Hinderniſſe entgegen; ſelbſt die herrlichen Producte der Bergwerke erhalten im Lande nur die erſte Bearbeitung. Der Handel iſt bedeutend und kann es durch die Verbindung mit Norwegen in der Folge noch mehr werden; trauriger iſt die Lage des Buchhandels. Bei der geringen Zahl der wiſſenſchaftlich Gebildeten und der ebendeshalb geringeren Leſeluſt im allgemeinen, iſt es beinahe unmöglich, daß ein Verleger auf die Koſten ſeiner Unternehmung komme, und der frühere gänzliche Mangel der fahrenden Poſten erſchwerte die Vertheilung der Bücher außerordentlich. Sonſt iſt die Verbindung im Innern des Landes und das Reiſen nichts weniger als unbequem. Die meiſten Landſtraßen, bis in die entlegenſten

Provinzen, ſind vortrefflich, und im Winter reiſt man in Schlitten mit unglaublicher Schnelligkeit über Flüſſe und Seen in gerader Richtung; überall werden mit Hülfe ſogenannter Schneeſchlitten die Wege nach tief gefallenem Schnee gebahnt. Fahrende Poſten gab es früher nicht. Seit 1821 ſind mehrere eingerichtet worden; ſo gehen jetzt Eilwagen von Yſtadt nach Stockholm, eben ſo von Gothenburg und von Upſala nach Stockholm und im Sommer verſchaffen die immer zahlreicher werdenden Dampfböte eine leichte Verbindung aller Landestheile, auch durch die Kanäle und Binnenſeen. Außerdem aber reiſt man wohlfeil und ſchnell vermittelſt einer unſrer Extrapoſt gleichenden Einrichtung. Auf allen Wegen ſind in gewiſſen Entfernungen Wirthshäuſer, Gäſtgifwaregårdar, deren Inhaber die Reiſenden aufnehmen und befördern muß; nicht aber mit eigenen Pferden, ſondern die nahe gelegenen Dorfſchaften müſſen die Pferde theils täglich nach der Reihe im Wirthshauſe ſtellen, theils bereit halten, wenn ſie gerufen werden. Die Taxe iſt äußerſt billig und man fährt mit dieſen Skjutsböndern, ſo heißt der fahrende Bauer, eben ſo ſchnell als ſicher; hat man aber keinen eignen Wagen oder Schlitten, ſo wird man freilich auf den ſchlechten Bauerkarren übel zerſtoßen. Von Diebſtahl und Räuberei weiß man auf den ſchwediſchen Landſtraßen nichts, und der reiſende Deutſche, der ſeinen Koffer ängſtlich mit in die Stube nimmt, wird nur verlacht. Die ſchwediſchen Meilen verhalten ſich übrigens zu den deutſchen beinahe wie 2 zu 3; 10 bis 10½ machen 15 deutſche aus. — Bei der Jagd auf beſchneiten Bergen und Feldern bedient man ſich im nördlichen Skandinavien zweierlei Arten von Schneeſchuhen. Die einen, Trygar genannt, beſtehen aus einem hölzernen tellerartigen Flechtwerk von etwa 1 Fuß Durchmeſſer, welches man unter den Füßen befeſtigt, um nicht einzuſinken und ſteile Abhänge beſteigen zu können. Auch die Pferde gewöhnen ſich mit ſolchen Trygs zu laufen. Die andre Art heißt Skid und beſteht aus einem langen, ſchmalen, etwas gebogenen Stück Tannenholz, welches unter dem Fuße befeſtigt wird; der linke Skid iſt wohl 4 Ellen lang; der rechte nur die Hälfte; auf dem erſtern ruht der Läufer vorzüglich, der rechte dient mehr zum Fortſtoßen, zum Klimmen, auch wohl den zu ſchnellen Lauf zu mäßigen, weshalb er gewöhnlich unterhalb mit einem Stück Rennthierfell beſetzt iſt. Man kann ſich damit ſo ſchnell als der geübteſte Schlittſchuhläufer bewegen. — Steinerne Häuſer mit Ziegeldächern gehören zu den Seltenheiten in Skandinavien, nur Stockholm, Gothenburg und Chriſtiania ſind größtentheils maſſiv gebaut; auf dem Lande aber und in kleineren Städten findet man faſt durchaus nur hölzerne Häuſer, mit Ausnahme verſteht ſich der Schlöſſer mancher reichen Gutsbeſitzer und der ſtattlichen Häuſer wohlhabender Bauern und Bür-

ger. Sie beſtehen meiſt aus über einander gelegten, an den Ecken zuſammengefugten Balken; alle Fugen werden mit Moos oder Lehm ausgeſtopft und das Ganze gewöhnlich in- und auswendig mit Brettern beſchlagen und mit einer aus Eiſen bereiteten braunrothen Farbe angeſtrichen. Gewöhnlich hat ein ſolches Haus nur Ein Stockwerk und iſt mehr in die Länge als in die Höhe gebaut. Das Dach iſt ſeltner mit Schindeln, häufiger, auf dem Lande ganz allgemein, mit Raſen belegt. Zu dem Ende wird das Dach mit Brettern beſchlagen, darauf wird Birkenrinde gelegt und auf dieſe der Raſen, der in den Frühlingswochen oft einen recht freundlichen Anblick gewährt: die Birkenrinde hält die Feuchtigkeit ab und ſoll oft 50—80 Jahre dauern. Strohdächer ſind ein Luxus, den nur das ſüdliche Schweden und Norwegen kennt; weiter nördlich würde man ſie für eine ſündliche Verſchwendung halten. Im Innern der meiſten Häuſer herrſcht große Reinlichkeit; in den Städten heizt man gern mehrere Stuben neben einander, auch die Schlafzimmer, und ſchläft unter leichten Decken. — Die mittleren und höheren Stände leben ſehr gut, und ſelbſt der Bauer, vorzüglich in Norwegen und in den weniger bevölkerten Provinzen Schwedens. Fiſche, Vögel, Wildpret, Milch und köſtliche Beeren ſind in Ueberfluß vorhanden, und die ſchwediſche Küche iſt im Auslande mit Recht wegen der Kraft und der Mannigfaltigkeit der Speiſen berühmt. Man trinkt weniger Wein als bei uns, dagegen aber hat man das treffliche doppelte Oel und genießt ſehr allgemein viel Branntwein. Eigenthümlichkeiten des ſchwediſchen Tiſches ſind, daß die Suppe erſt als zweites oder drittes Gericht erſcheint, und daß man, ehe man zu Tiſche geht, einen kleinen Anbiß von Brodt, Käſe, geräucherten Sachen u. ſ. w. nimmt, worauf immer, ſelbſt bei Vornehmeren, ein Glas Branntwein genoſſen wird; nur für die Frauen ſind feinere Liqueurs oder ſüßer Wein beſtimmt. Durch ganz Skandinavien herrſcht eine Gaſtfreiheit, wovon man bei uns keinen Begriff hat. — Im Innern und in den nördlichen Gegenden giebt es wenig eigentliche Dörfer, ſondern die Höfe liegen ſehr einzeln.

I. Das Königreich Schweden.

In adminiſtrativer Hinſicht wird Schweden jetzt in 24 Läne oder Höfdingdöme (Hauptmannſchaften) eingetheilt; daneben aber beſteht die alte hiſtoriſche Eintheilung in vier Hauptländer, welche von Süden nach Norden ſo auf einander folgen:

I. Gothland oder das gothiſche Reich (Göta-Land), welches aus den Provinzen Oſt- und Weſt-Gothland, Småland, Dalsland, Wärmland, Bohus Län, Halland, Skåne,

Bleking und den beiden Oſtſee-Inſeln Gottland und Oeland beſteht. Nur Skåne (Schonen) und Oſt- und Weſt-Gothland haben meiſt ebenen und fruchtbaren Boden; die übrigen ſind großentheils mit Seen, Bergen und Wäldern bedeckt. Dieſer Theil von Schweden, 2100 □M. groß, iſt auch der bevölkertſte und enthält über 1900000 Einwohner.

Die wichtigſten Oerter ſind:

Götaborg oder Gothenburg, die zweite Stadt im Reiche. Sie liegt von Felſen umgeben am linken Ufer der Götha-Elf, etwa 2 Meilen von ihrer Mündung, der Inſel Hiſingen gegenüber, und zählt über 28000 Einw. Oeſtlich und weſtlich von der Stadt liegen die in Verfall gerathenen Schanzen Göta Lejon und Kronan; im Fluſſe ſelbſt, auf einer Inſel, die bedeutende Citadelle Elfsborg und in der Nähe die Feſtung Nya Elfsborg. Der kleine Fluß Mölndal, welcher hier in die Götha-Elf fließt, iſt zu mehreren Kanälen benutzt, welche die Stadt durchſchneiden, mit vielen ſchönen Brücken verſehen und kleineren Fahrzeugen zugänglich ſind; der eigentliche Hafen aber liegt nebſt den Schiffswerften unterhalb der Stadt, und eine lange, an ſchroffe Felſen ſich lehnende Gaſſe oder Vorſtadt führt dahin. Die Stadt iſt, nachdem ſie oftmals von großen Feuersbrünſten gelitten, jetzt größtentheils maſſiv wieder auferbaut, mit ſchönen breiten Straßen; doch haben die Vorſtädte noch meiſt hölzerne Häuſer. Urſprünglich war Gothenburg auf der Inſel Hiſingen angelegt worden; nachdem ſie aber 1611 von den Dänen verbrannt, ward ſie unter Guſtav II. Adolph an der jetzigen Stelle wieder auferbaut. Gothenburg iſt nächſt Stockholm die bedeutendſte Handelsſtadt Schwedens, ja ſie verdankt dem Handel ihren Urſprung und iſt erſt im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Carl IX. entſtanden. Der Kanal von Trollhättan, 8 M. von hier, erleichtert ſehr die Verbindung mit dem Innern des Landes: Eiſen, Holz, Bretter, Nägel, Theer und Pech, Alaun, und Fiſche, vorzüglich Heringe, machen die Hauptgegenſtände der Ausfuhr, ſo wie Salz, Getreide, Wein und Taback der Einfuhr aus. Gothenburgs Schiffe gehen nach Oſt- und Weſtindien. Seit vielen Jahren klagt man indeß ſehr über die Abnahme der Herings-Fiſcherei an der benachbarten Küſte. — Gothenburg hat einen Biſchof, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ein Gymnaſium und mehrere treffliche Wohlthätigkeitsanſtalten.

Helſingborg, ein kleiner unbedeutender Ort mit 3000 Einw., der gewöhnliche Ueberfahrtspunkt nach Seeland. Eine Viertelmeile davon liegt in einem angenehmen Thale, mit ſchönen Umgebungen, der Geſundbrunnen von Ramlöſa, deſſen Waſſer ein ſchwacher Säuerling iſt. Zwei Meilen nördlich von Helſingborg, bei Höganäs, befindet ſich das einzige Steinkohlenwerk Schwedens. Die Gruben haben immer viel mit dem

Waſſer zu kämpfen gehabt und ſollen nach den neueſten Nachrichten gänzlich erſoffen ſeyn. Weiter nördlich, bei Uddewalla, an einer tiefen Bucht, iſt ein vielbeſuchtes Seebad angelegt.

Landskrona, am Sunde, iſt eine neu angelegte, ſtark befeſtigte Stadt mit einem guten Hafen und an 3600 Einwohnern. Viel bedeutender iſt Malmö, mit nahe an 9000 Einw., eine der älteſten und wohlhabendſten Städte Schonens, in der fruchtbarſten Gegend des Landes, daher auch der Getreidehandel hier ſehr bedeutend. Sie gleicht in der Bauart ganz einer deutſchen Stadt, beſonders iſt der mit vielen Bäumen und guten Gebäuden umgebene Marktplatz ſehr ſchön. Die alten Wälle und das alte Schloß weſtlich von der Stadt ſind ſehr verfallen. Der Hafen iſt ganz unbedeutend und kaum mehr als eine offene Rhede. Guſtav IV. Adolph, unzufrieden mit dem Aufenthalte in Stockholm, wollte Malmö zur Reſidenz machen: viele neue Anlagen und unvollendet gebliebene Gebäude zeigen die Spuren dieſes Verſuchs.

Lund, mit 4000 Einw., in einer baumloſen aber fruchtbaren Gegend. Die Stadt iſt unbedeutend aber nett gebaut. Die hieſige Univerſität ward 1668 geſtiftet und beſitzt zwei ſchöne Gebäude, worin die Bibliothek, die Sammlungen und mehrere Hörſäle, eine Sternwarte und einen botaniſchen Garten. Die Zahl der Studenten beträgt etwa 5—600. Die älteren Profeſſoren ſind hier beſſer beſoldet als in Upſala. Lund war in älteren Zeiten der Sitz ſehr mächtiger Erzbiſchöfe, daher beſitzt ſie auch noch an ihrer Domkirche, aus dem 11ten Jahrhundert, eins der größten und prächtigſten Gebäude der Art in Skandinavien; ſie iſt höchſt ſolide, nicht eigentlich gothiſch, ſondern altſächſiſch, mit runden Bogen gebaut. Oeſtlich von Lund, unweit der Küſte, befindet ſich bei dem Dorfe Andrarum das bedeutendſte Alaunwerk Schwedens. Yſtadt, an der Südküſte, mit 4000 Einw., ſteht jetzt durch Dampfſchiffe in regelmäßiger Verbindung mit Stralſund und Stockholm. — Verfolgen wir die Küſte weiter nach Oſten und Norden, ſo finden wir:

Carlskrona, eine der neueſten aber auch der netteſten Städte Schwedens, beſonders hat ſie ſich ſeit dem großen Brande 1790 ſehr verſchönert und viele ſteinerne Häuſer bekommen. Sie liegt auf mehreren durch Brücken verbundenen Inſeln, wovon die bedeutendſte Troſſö heißt. Carl XI. erkannte die Trefflichkeit ihrer Lage und legte hier eine Hauptſtation der ſchwediſchen Kriegsflotte an, wozu ſie durch die Tiefe ihres Hafens, welcher durch Inſeln wie ein Teich eingeſchloſſen und ruhig, ganz vorzüglich geeignet iſt. Die Stadt ruhet beinahe überall auf Felſen; alle Werke, und vorzüglich die herrlichen Becken und Schiffsdocken, ſind ganz in Felſen geſprengt. Hier befindet ſich alles, was zur Ausrüſtung und Aufbewahrung einer anſehnlichen Flotte

gehört; 20 Linienſchiffe werden, wenn alles fertig, hier unter bedeckten Schuppen liegen können. Die Stadt zählt 11500 Einw. Einige Meilen öſtlich davon, beim betriebſamen Flecken Ronneby, iſt ein berühmter Geſundbrunnen. — Die alte Stadt Calmar, mit einem ehemals feſten Schloſſe auf einer Inſel und 5300 Einw., liegt an dem durch die gegenüber liegende Inſel Oeland gebildeten Calmarſchen Sund. Sie iſt durch die 1397 hier geſchloſſene Vereinigung (Union) der 3 ſkandinaviſchen Reiche bekannt. — Norrköping mit 11500 Einw. an dem Motala-Fluß, bei ſeiner Mündung in den Meerbuſen Bråwiken, in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend, iſt eine der anſehnlichſten Städte Schwedens. Sie zeichnet ſich durch Betriebſamkeit aus, hat die beſten Tuchfabriken des Landes, Zuckerſiedereien, Handel, mehrere gute Schulen und gute Wohlthätigkeitsanſtalten. Neuerdings hat man auch hier glückliche Verſuche gemacht, verſchiedene Moosarten zum Färben zu benutzen, da ſchon längſt dieſe Mooſe von den Holländern und Engländern zu gleichem Behufe ausgeführt wurden. Dicht bei der Stadt ſind die freundlichen Anlagen des Geſundbrunnens von Himmelſtalund. Weſtlich davon, im Innern von Oſtgothland, liegt die berühmte Kanonengießerei und Eiſenfabrik Finspång, deren Erzeugniſſe, beſonders Geſchütze, häufig ins Ausland gehen.

Im Innern des Landes liegen wenig bedeutende Oerter; wir bemerken nur: Linköping, am Roxenſee, mit 4000 Einw., einer ſchönen großen Domkirche und dem größten Gymnaſium in Schweden. Jönköping, an der ſüdlichen Spitze des Wetterſees, eine alte, aber ſeit dem großen Brande von 1790 freundlich wieder erbaute Stadt; ſie iſt eine der anſehnlichſten Städte in Småland und zählt über 4000 Einw. Nahe dabei, an den ſchönen Waſſerfällen des Husqwarn, liegt eine Gewehrfabrik, und $1^1/_2$ M. ſüdlich von der Stadt der durch ſeinen ungeheuern Eiſenreichthum berühmte Taberg, welcher beinahe ganz aus einem mächtigen Magnet-Eiſenſtein-Lager beſteht, nur iſt das Erz zu arm und enthält nur 25 Procent Eiſen. Am nordöſtlichen Ende des Sees liegt der berühmte Geſundbrunnen Medewi. — Mehrere Meilen ſüdöſtlich von Jönköping lag das einzige Goldbergwerk Schwedens, Ädelfors, welches 1738 entdeckt, jetzt aber verlaſſen iſt. Der kleine Ort Chriſtianshamm am nördlichen Ende des Wenerſees iſt der Hauptmarktplatz des ſchwediſchen Eiſenhandels.

Zu dieſem Theile Schwedens gehören noch: die kleine Inſel Hween, im Sunde, auf welcher man noch die Trümmer des Schloſſes Uranienburg ſieht, welches Tycho Brahe hier zum Behuf ſeiner aſtronomiſchen Beobachtung erbaute. Ferner die, Calmar gegenüber in der Oſtſee ſich längs der Küſte erſtreckende, Inſel Oeland, mit 30000 Einw. und der Stadt

Borgholm, der einzigen auf der Inſel, in der Nähe des abgebrannten feſten Schloſſes gleiches Namens, und die große und fruchtbare Inſel Gottland (d. h. gut Land) mit 40000 Einw., wo die Handelsſtadt Wisby, mit 4000 Einw.

2. Das eigentliche Schweden, **Swea Land** oder **Swea Rike**, welches die Provinzen Upland, Weſtmanland, Dalarne, Nerike und Södermanland, und auf 1220 □ M. über 730000 Einw. enthält. Alle dieſe Provinzen, mit Ausnahme des nördlichſten Theils von Dalarne, haben noch guten Ackerbau, enthalten aber auch ſehr viel Berge, Wälder, Seen und Moräſte.

Hier liegen:

Stockholm, zum Theil in Upland, zum Theil in Södermanland, unter 59° 20′ N. Br. Sie liegt an beiden Ufern des hier in zwei Armen, welche eine Inſel umſchließen, in eine Bucht der Oſtſee ausfließenden Mälarſees und auf mehreren dazwiſchen liegenden Inſeln oder Holmen, und beſteht weſentlich aus 3 Haupttheilen: dem Nordermalm, dem Södermalm und der auf einer Inſel dazwiſchen liegenden eigentlichen Stadt Staden. Dieſe Theile und mehrere zur Stadt gehörige kleinere Holme ſind unter einander durch Brücken verbunden. Das Waſſer oberhalb der eigentlichen Stadt wird zum Mälar, das unterhalb oder öſtlich derſelben, Salt-Sjön (ſpr. Schön) d. h. Salzſee genannt, zur Oſtſee gerechnet. Das Klima iſt, wegen der niedrigen Lage am Meere, milder als man erwarten ſollte. Betrachtet man die Stadt im Ganzen, ſo gehört ſie zu den ſchönſten in der Welt; die vielen Inſeln, die mannigfaltigen Buchten und Waſſermaſſen dazwiſchen, der überall aus Berg und Thal beſtehende Boden, theils mit herrlichen Straßen und ſchönen Häuſern, theils noch mitten zwiſchen den Häuſern mit nackten, oder bewachſenen Felſen bedeckt, dies alles zuſammengenommen bietet einen eben ſo überraſchenden als mannigfaltigen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt hat ſchöne regelmäßige Straßen, ſteinerne zum Theil mit Kupfer oder Eiſen gedeckte Häuſer. Höchſt überraſchend wird der erſte Anblick auch dadurch, daß nichts in der Nähe Stockholms die große Hauptſtadt verkündigt und man beinahe unmittelbar aus Fels und Wald in die Straßen tritt. Wir wollen nun die einzelnen Theile genauer betrachten. Die eigentliche Stadt, Staden, liegt im Mittelpunkt des Ganzen auf einer in Verhältniß zu den andern Stadttheilen kleinen Inſel; hier ſind die Straßen am engſten, die Häuſer am höchſten und es iſt der unfreundlichſte und ſchmutzigſte Theil. Doch liegt hier, am nordöſtlichen Ende, das ſchönſte Gebäude Stockholms, das prächtige Reſidenzſchloß. Das alte Schloß brannte unter Chriſtina 1642 ab; das neue ward 1692

nach Teſſin's Plan aufgeführt, brannte aber 1697 größtentheils wieder ab, wurde erſt 1728 wieder angefangen und 1753 vollendet. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen großen Hof einſchließt; zwei Flügel nach Oſten vorſpringend umſchließen einen kleinen Garten (Logården), und vor der weſtlichen Front zieht ſich ein halbkreisförmiger Säulengang hin, worin die Hauptwache ſich befindet. Das Ganze liegt auf einem Hügel, am Ufer der See, und hat die Ausſicht auf den mit Schiffen bedeckten Hafen. Am Ufer, öſtlich vom Schloſſe, ſteht die treffliche eherne Statue Guſtavs III., welche die Bürger ihm 1790 zu errichten beſchloſſen; ſie ward aber erſt 1808 aufgeſtellt. Vor der ſüdlichen Front ſteht ein ſchöner Obelisk von Granit, welchen Guſtav III. der Bürgerſchaft widmete; er ward aber erſt nach ſeinem Tode 1799 errichtet. An der nördlichen Seite ſtand ein Monument, welches Guſtad IV. Adolph zum Andenken des neuen Brückenbaues hatte errichten laſſen; man hat es aber, wie alles, was an den unglücklichen Fürſten erinnerte, abgebrochen. Im Innern des Schloſſes befindet ſich eine Kapelle, der prächtige Reichsſaal, eine nicht ſehr bedeutende Bibliothek von etwa 40000 Bänden und das königliche Muſeum, welches eine Bildergallerie und Sammlungen von Statuen, ſowohl antike, als auch treffliche neuere von Sergel († 1814), Münzen, Kupferſtichen u. ſ. w. enthält. Am Fuße des Schloßberges iſt der ſehr große und vollkommen ſichere Hafen, für die größten Seeſchiffe geeignet. Außerdem enthält Staden noch an ſchönen Gebäuden: die Hauptkirche, in welcher die Könige gekrönt werden; die Börſe, das Rathhaus und das Ritterhaus, wo ſich der Adel zu den Reichstagen verſammelt, und vor dieſem Hauſe die eherne aber ziemlich ſchlechte Statue Guſtavs Waſa, 1773 errichtet. Weſtlich dicht an Staden und mit ihm durch eine Brücke verbunden liegt die kleine Inſel Ritterholm, Riddar-Holmen, wo auf einem freien Platze die alte Ritterkirche mit den Begräbniſſen vieler ſchwediſchen Könige. Am 6. Nov. 1832 iſt der Sarg Guſtav Adolphs aus dem Gewölbe dieſer Kirche in ein marmornes Denkmal, im Chor der Kirche, verſetzt und die große Reichsfahne, welche ſonſt in der Hauptkirche war, dabei aufgepflanzt worden. Die Kirche iſt 1835 durch eine Feuersbrunſt ſtark beſchädigt worden. — Von Staden führt nördlich die herrliche von Granit erbaute, 1787 angefangene und erſt in 20 Jahren vollendete Norder-Brücke **Norrbro**, über die kleine Heilige-Geiſtinſel, Helge-Ands-Holm, nach dem ſchönſten Theile der Stadt, Norr-Malm. Von der Brücke tritt man auf den ſchönen Guſtav-Adolphs-Markt, worauf die eherne Reiterſtatue dieſes Königs, 1779 gegoſſen und 1796 aufgeſtellt. Rechts an dieſem Markte ſteht das ſchöne Opernhaus, wo man aber meiſt nur Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke giebt.

Nicht weit davon, wo ehemals das dramatiſche Theater ſtand, welches abgebrannt, iſt jetzt ein ſchöner mit Alleen und mit der ehernen Statue Carls XIII. geſchmückter Platz, Carls XIII. Torg, oder Markt entſtanden. Hinter demſelben liegt der Königsgarten, und ein dabei befindliches Gebäude, das ehemalige Zeughaus, iſt jetzt zu einem Brunnenhauſe eingerichtet, worin künſtliche Mineralwaſſer bereitet und verkauft werden. — Norrmalm hängt ſüdöſtlich durch Brücken zuſammen mit dem Schiffsholm, Skeppsholmen, und dem Caſtellholmen, wo ſich ein Schiffswerft, die Admiralitätsgebäude und ein Zeughaus befinden. — Oeſtlich ſtößt an Normalm die Vorſtadt Ladugårdslandet, und von dieſer führt ſüdöſtlich eine Brücke nach einer Halbinſel, worauf der ſchöne königliche Thiergarten, ein vielbeſuchter Vergnügungsort, mit einem Geſundbrunnen liegt, worin die eherne Statue des Dichters Bellmann ſteht. Weſtlich von Norrmalm führen ſchöne Alleen, am Ufer des Mälar, zuerſt nach der trefflichen Porzellanfabrik Rörſtrand, und weiter nach dem Land- und Seekadettenhauſe im Schloſſe Carlsberg, wobei ein großer und ſchöner Garten. Von Norrmalm weſtlich führen mehrere Brücken nach einem der ſchönſten Stadttheile, auf die nur zum Theil bebaute Inſel Königsholm, Kungsholmen, woſelbſt eine Glasfabrik, eine Gießerei und eine Dampfmühle. Am äußerſten nördlichen Ende von Norrmalm liegt, auf einem Felſenhügel, das ſtattliche Gebäude der Sternwarte. — Dies alles zuſammen macht die nördliche Hälfte der Stadt aus. Zu der ſüdlichen, Söder-Malm, gelangt man von Staden über eine Zugbrücke und ein Schleuſenwerk, durch welches die Hauptverbindung zwiſchen dem Mälar und der See geht. Die Schleuſe ward 1753 angelegt. Man ſagt, hier ſey ehemals eine Landzunge geweſen, welche König Oluf der Heilige 1008 durchſtechen laſſen. Södermalm iſt, bis auf eine ganz ſchmale Landzunge, wodurch es ſüdlich mit dem feſten Lande zuſammenhängt, ganz vom Waſſer umfloſſen. Dieſer Theil der Stadt iſt nicht ganz ſo ſchön als Norrmalm; er iſt ſehr uneben und enthält noch viele Klippen und Grasplätze, doch auch ſchöne Straßen und den größten Platz der Stadt, den Adolph Friedrichs-Markt. Von dem hier liegenden Moſesberge Moſe Bake hat man die ſchönſte Ueberſicht der ganzen Stadt. In Södermalm, zu beiden Seiten der großen Schleuſe, befinden ſich die beiden großen Eiſen-Waagen und Magazine, Jern Wägen, in welchen alles zum Ausſchiffen von Stockholm beſtimmte Eiſen aufgeſtapelt wird; dicht dabei liegt das ſogenannte Stadthaus, worin eine katholiſche und eine griechiſche Kirche, ein Gefängniß und das Lokal einiger Behörden iſt. Auch mit Södermalm hängen einige unbedeutendere Stadttheile auf Inſeln und Halbinſeln zuſammen. — Die Bevölkerung des Ganzen mag an 80000 Seelen

betragen. Doch hat ſie durch die Verheerungen der Cholera ſich vielleicht um einige tauſend Seelen vermindert. Staden, der älteſte Theil, iſt zwiſchen den J. 1250—1260 unter dem Reichsvorſteher Birger Jarl entſtanden; Norrmalm ward erſt im 16ten Jahrhundert bebaut, und Södermalm, 1457 mit der Stadt vereinigt, hob ſich beſonders unter Guſtav Waſa. — Im Oſten der Stadt wird der Eingang zum Hafen durch das Caſtell Waxholm gedeckt. — Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten Stockholms gehören: die Akademie der Wiſſenſchaften, auf Carls XII. Befehl geſtiftet, welche aber erſt nach ſeinem Tode 1739 zu Stande kam und 1786 ihren jetzigen Namen, Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, Geſchichte und Alterthümer, erhielt; die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und der Geſchichte, eine Nachahmung der Académie des inscriptions et belles lettres, 1753 geſtiftet; die Akademie für Malerei und Bildhauerei, 1735 geſtiftet, aber erſt 1773 in Thätigkeit getreten; die ſchwediſche Akademie für die Cultur der Sprache, nach dem Muſter der Académie française 1786 gegründet; eine muſikaliſche Akademie und mehrere Schulen für Seekunde, Kriegswiſſenſchaften u. ſ. w. — Der Winter iſt die angenehmſte Jahrszeit in Stockholm, weil ſich dann hier Gebildete und Vornehme aus allen Theilen des Reichs zuſammenfinden, während der Sommer eine große Anzahl Familien aufs Land, oft in großer Entfernung von der Hauptſtadt lockt. Man lebt im Ganzen hier ſehr geſellig, nur iſt eine Nachahmung des franzöſiſchen Tons, verbunden mit einer den Schweden eignen Umſtändlichkeit und Feierlichkeit des Umgangs, in den höheren Ständen vorherrſchend. Das Theater, der Tanz, der hier viel kunſtmäßiger als bei uns geübt wird, Muſik, beſonders Geſang, und Kartenſpiel ſind die gewöhnlichſten Winterbeluſtigungen. — Stockholm hat einige nicht unbedeutende Fabriken; unter dieſen nimmt, was man am wenigſten erwarten ſollte, die Seidenfabrik den erſten Rang ein: ſehr bedeutend ſind auch die Tuchfabriken; ferner die Fabriken in Leinen, Baumwolle, Eiſen, Glas, Gold und Silber, Leder, Taback, und der Schiffbau. Höchſt merkwürdig iſt die im Münzgebäude befindliche Niederlage von Elfdaler Porphyrarbeiten. Sie beſtehen vorzüglich in Vaſen bis 30 Zoll Höhe, Tiſchplatten, Leuchtern, Salzfäſſern u. ſ. w. und zeichnen ſich eben ſo ſehr durch die Schönheit des Steins, ein dunkelbrauner Hornſteinporphyr mit fleiſchrothen Feldſpathprismen, von bedeutender Härte, als durch die Trefflichkeit der Formen und der Arbeit aus. Dieſer Stein bricht in dem wildeſten Theile von Dalarne, und ſeine Bearbeitung, welche den mechaniſchen Talenten des ſchwediſchen Volkes viel Ehre macht, verſchafft jetzt den armen Bewohnern jener Gegend einen ſehr erwünſchten Verdienſt. Stockholm iſt zugleich die erſte Handelsſtadt Schwedens und beſitzt an

225 eigene Schiffe; Eiſen, Kupfer, Holz, Pech und Theer, und Fiſche machen die Hauptgegenſtände der Ausfuhr aus.

Der Målar mit ſeinen höchſt maleriſchen Ufern, ſeinen vielen mit Dörfern, Schlöſſern und Landhäuſern bedeckten Inſeln, macht die Umgebungen von Stockholm vorzüglich reizend. Die bedeutendſten königlichen Luſtſchlöſſer in der Nähe der Hauptſtadt ſind: Haga, dicht beim Norderthor, an einer Bucht der Oſtſee, die Schöpfung und der Lieblingsaufenthalt Guſtavs III. Ulriksdal, etwa ½ Meile weiter, an der nemlichen Bucht, mit einem größern Schloſſe, aber minder ſchönem Garten, dieſes Schloß iſt 1821 in ein Invalidenhaus verwandelt worden. Drottningholm, auf der Inſel Lofön im Målar, mit einem ſchönen Schloſſe und 2 herrlichen Gärten. Gripsholm, am Målar, ein altes gothiſches Schloß von Guſtav III. erneuert, hat oft als Staatsgefängniß gedient; auch König Guſtav IV. Adolph ward hier nach ſeiner Abſetzung eine Zeitlang gefangen gehalten. — In geringer Entfernung ſüdlich von Stockholm liegt die kleine Stadt Söder-telge mit kaum 1000 Einwohnern. Sie liegt auf einem unbedeutenden Landrücken, welcher hier den Målar von einer tiefen Bucht der Oſtſee trennt. In den Jahren 1806—7 hat man, um dem Målar mehr Abfluß zu verſchaffen, dieſen Landrücken durchgraben, und dieſer Kanal begünſtigt jetzt ſehr die Verbindung der ſüdlichen Provinzen mit der Hauptſtadt. Weſtlicher, an der Verbindung des Hjelmar mit dem Målar liegt die kleine Stadt Eſkilſtuna, welche ſich durch vortreffliche Stahlmanufacturen auszeichnet.

Sieben und ¼ ſchwediſche oder beinahe 11 deutſche Meilen nördlich von Stockholm, am Fluſſe Fyris-ån, liegt die erſte und berühmteſte ſchwediſche Univerſität Upſala. Die Stadt liegt in einer unintereſſanten Ebene und hat eher das Anſehen eines großen Dorfes, ſo ſehr liegen die meiſt hölzernen Häuſer zerſtreut zwiſchen Gärten. Die wenigen ſteinernen Gebäude gehören meiſt zur Univerſität. Ueber alle Gebäude der Stadt ragt die hochliegende herrliche Domkirche empor, die ſchönſte und größte in Skandinavien. Sie ward im 13ten Jahrhundert, wie man ſagt, nach dem Muſter der Notre Dame zu Paris erbaut, aber erſt 1435 eingeweiht. Sie zeichnet ſich durch edle Einfachheit aus; nichts ſtört den majeſtätiſchen Eindruck; alle Denkmäler ſind in Seitenkapellen verwieſen. Hier ruhen Guſtav Waſa und Johann III. und viele Glieder der alten Familien Sture und Banner; hier iſt auch Linné ein Denkmal errichtet, eine einfache, porphyrne Ara (Altar), mit ſeinem Bruſtbilde als Medaillon. Zu den Merkwürdigkeiten der Kirche gehört auch ein ſilberner Schrein, welcher die Gebeine des ehemaligen Schutzpatrons von Schweden, Eriks des Heiligen, enthält. Das ehemalige alte Schloß auf einem Hügel bei der Stadt iſt 1702 größtentheils abgebrannt

und nur ein Flügel iſt wieder erbaut. Die Univerſität ward 1477 von dem Reichsverweſer Sten Sture geſtiftet und von Guſtav Adolph erneuert. Sie beſitzt die größte Bibliothek in Schweden, von 80000 Bänden: zu ihren Merkwürdigkeiten gehören der ſogenannte **Codex argenteus**, die ſilberne Handſchrift, ein auf röthliches Pergament mit ſilbernen und goldenen Buchſtaben geſchriebenes Exemplar der gothiſchen Ueberſetzung der Evangelien von Ulfilas. Dieſe Handſchrift kam früher aus dem Kloſter Verden in Weſtphalen nach Prag, dort eroberten ſie die Schweden im 30jährigen Kriege. Die Königin Chriſtine ſchenkte ſie dem Gelehrten Voſſius, und durch den Grafen La Gardie ward ſie in Holland wieder erkauft und hierher verſchenkt. Außerdem beſitzt die Univerſität eine Sternwarte und mehrere ausgezeichnete Kunſt- und Naturalienſammlungen. Der jetzige botaniſche Garten, früher Schloßgarten, ward der Univerſität von Guſtav III. geſchenkt, welcher auch dazu ein prächtiges Gewächshaus erbauen ließ, in welchem ſich zugleich der Hörſaal befindet mit Linné's Büſte geſchmückt. Dieſer große Naturforſcher war einſt die Zierde Upſala's; ſein ehemaliger botaniſcher Garten iſt jetzt verlaſſen. Die Zahl der Studirenden beträgt zwiſchen 14—1500, wovon aber bei weitem nicht alle zugleich anweſend zu ſeyn pflegen. Uebrigens iſt Upſala der Sitz des einzigen ſchwediſchen Erzbiſchofs, Primas des Reichs, und zählt an 4500 Einwohner. Eine $1/2$ Meile nördlich liegt Gamle (Alt) Upſala, in der älteſten Zeit Sitz ſchwediſcher Könige, wo man noch Grundmauern des größten heidniſchen Tempels im Norden findet. Eine Meile ſüdöſtlich von der Stadt liegen die berühmten Moraſteine, alte Steine mit verloſchenen Inſchriften, Kronen und andern Zeichen, wovon man vermuthet, daß ſie den Ort alter Königswahlen bezeichneten. An einer Bucht des Mälar liegt das ehemalige Kloſter, jetzt Schloß Skokloſter; Guſtav Adolph ſchenkte es 1611 ſeinem Feldherrn Wrangel, und dieſer führte das ſchöne Gebäude auf, welches außer vielen ſchönen Gemälden und einer herrlichen Rüſtkammer eine anſehnliche Bibliothek enthält, worin ſich beſonders viele noch unbenutzte Handſchriften über den 30jährigen Krieg befinden. — Etwa 6 Meilen nördlich von Upſala befindet ſich das größte Eiſenwerk Schwedens, Dannemora. Der Anblick der Grube iſt höchſt überraſchend, es iſt eine ſogenannte offene Pinge, ein Abgrund von mehr als 500 F. Tiefe, mit ſenkrechten ſchwarzen Wänden, in deſſen Tiefe ſich erſt die Gruben und Schächte befinden. Das Erz wird meiſtens durch Sprengen gewonnen und täglich um Mittag werden alle Schüſſe zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Der Ertrag des Werks iſt jährlich etwa 270000 Centner. Eine Viertelmeile davon, zu Oeſterby, iſt eins der größten und beſten Eiſenhüttenwerke

Schwedens. Noch bedeutender iſt das Hammerwerk von Leufſta oder Löfſtad, einige Meilen nördlicher. Nicht weit davon an den Ufern der Dalelf liegt das große Ankerſchmiedewerk von Söderfors.

Etwa 6 Meilen weſtlich von Upſala, in der Provinz Weſtmanland, liegt die freundliche kleine Stadt Sala mit 3000 Einwohnern, wobei das bedeutendſte Silberbergwerk Schwedens. Es iſt ſeit dem 13ten Jahrhundert benutzt, hat im 15ten und 16ten die ſtärkſte Ausbeute gegeben, die bis auf 18000 Thaler ſtieg, jetzt aber beläuft ſie ſich kaum über 2000, es ſoll indeß in der letzten Zeit ſich wieder etwas gehoben haben. Eine Meile davon liegt der ziemlich berühmte Geſundbrunnen Sätra.

Die Provinz Dalarne, oder Dalekarlien, iſt in der ſchwediſchen Geſchichte berühmt durch die Tapferkeit und Treue ihrer Bewohner, welche ſich noch jetzt durch großen ſchlanken Körperbau, ein freies und dabei freundliches Weſen und eine eigenthümliche Tracht auszeichnen. Hier zeigt man dem Reiſenden noch mit Ehrfurcht im Dorfe Ornäs das Häuschen, worin Guſtav Waſa auf ſeiner Flucht verborgen, von einem falſchen Freunde ſollte verrathen werden, aber durch die Treue eines Weibes gerettet ward; eben ſo bei Mora den kleinen Hügel, von wo aus er die treuen Dalekarlier zum Kampfe gegen den Tyrannen Chriſtian II. aufrief, und mehrere andre durch ſeinen Aufenthalt in dieſer Provinz dem Volke merkwürdig gewordene Stellen. — Wenig Ackerbau, mehr Viehzucht und vorzüglich Bergbau ernähren die arme Provinz. Hier liegt denn auch das größte Kupferbergwerk Schwedens bei der Stadt Falun. Die Grube iſt wie bei Dannemora eine ungeheure offene Pinge, deren Länge an 1200 F., die Breite an 600 F. und die Tiefe an 200 Klafter beträgt Dieſer Abgrund iſt im 17ten Jahrhundert und vorzüglich 1687 durch den Einſturz vieler alten Grubenbaue entſtanden. Das Werk war gewiß ſchon vor dem 13ten Jahrhundert im Betrieb. Man gewinnt jetzt jährlich an 15000 Centner Kupfer, woraus noch etwas Gold und Silber abgeſchieden wird. Die Stadt ſelbſt, von etwa 4000 Einw., liegt zwiſchen den Seen Runn und Warpan, in einer öden felſigen Gegend; ſie iſt zwar regelmäßig, aber ganz von Holz gebaut und liegt beſtändig in einem dicken ſchwefeligen Hüttenrauch begraben, welcher allen Häuſern ein halbverkohltes Anſehen giebt. — Oerebro, in der Provinz Nerike, am Hjelmarſee, mit über 4000 Einw., treibt einen nicht unbedeutenden Handel vermittelſt des Arbogakanals.

3. Norrland oder Nordland, erſtreckt ſich nördlich von den früher erwähnten Provinzen bis an die Torneå-Elf und die ruſſiſche Gränze und umfaßt die Provinzen Gäſtrikland, Helſingland, Herjedalen, Medelpad, Jämtland, Angermanland und Weſterbotten. Der größte Theil dieſes weit-

weitläuftigen Landes beſteht in Bergen, Wäldern und Seen; im mittleren Theile derſelben giebt es wenig Dörfer, aber viele zerſtreute Wohnungen; in Weſterbotten dagegen befinden ſich Dörfer, welche kleinen Städten gleichen. Der Ackerbau gedeiht hier nur noch in den ſüdlicheren Gegenden, dagegen iſt die Viehzucht hier beſſer, die Weiden trefflich; auch der Flachs- und Hanfbau iſt ſehr bedeutend und die Weberei allgemein verbreitet. Das Volk iſt ernſt, aber brav und um ſo rühriger und wackerer, je weiter nach Norden. Jagd und Fiſchfang ſind ſeine wichtigſten Nebenbeſchäftigungen. Dieſe wenig bevölkerten Gegenden gehören indeß gerade zu den wohlhabenderen Schwedens, weil hier der Menſch noch vollauf Raum hat, ſeine Bedürfniſſe zu gewinnen; ſo findet man unter beinahe 65° am Meeresufer zu Skelefteå eine Kirche von griechiſcher Bauart, mit einer prächtigen Kuppel, und dies herrliche Gebäude hat die Gemeinde auf ihre Koſten errichtet. — Große Städte muß man hier freilich nicht erwarten; die anſehnlichſte iſt Gefle in Gäſtrikland, am Meere; ſie hat mehrere ſchöne Gebäude, ein Schloß, ein Rathhaus, einige Fabriken in Leinen, Taback, Zucker, Fiſcherei und ſehr bedeutenden Handel, auch zählt ſie über 8000 Einw. — Die ganze lange Küſte von Weſterbotten iſt ein beinahe ununterbrochener Wald mit wenigen Feldern und Wieſen dazwiſchen. Hier liegen indeß noch mehrere kleine Seeſtädte, welche den Theilen von Lappmarken, deren Producte ſie gegen andre Bedürfniſſe eintauſchen, den Namen geben, als: Umeå, Piteå, Luleå, jede an einer Elf gleiches Namens, welche die Landſtraße aus dem Innern des Landes zu dieſen Häfen andeuten.

4. Lappland, begreift den innern Landſtrich zwiſchen dem Severücken und Weſterbotten, und wird in Jemtlands-, Åſele-, Umeå-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmarken abgetheilt. Das Ganze iſt noch eine öde Wüſte von wenigen finniſchen und ſchwediſchen Coloniſten oder Quänern angebaut und von nomadiſchen Lappen durchzogen, daher auch die Bevölkerung äußerſt gering, vielleicht nicht über 4 bis 5000 Lappen auf beinahe 2000 □ M. Die Natur hat hier zwar unermeßliche Schätze an Eiſen niedergelegt, wovon aber nur wenig benutzt werden kann, theils weil das Erz zu ſtrengflüſſig iſt, theils weil hier die Waldungen, beſonders in den nördlichſten und metallreichſten Gegenden, anfangen auszugehen. Der nördlichſte Hoheofen in der Welt, unter 67½ Grad, befindet ſich zu Kengis in Torneå-Lappmark, und die Gruben, die ihn mit Erz verſehen, liegen noch 8 Meilen nördlicher, am Berge Gelliwara; das Eiſen iſt vortrefflich.

An Colonien beſitzt Schweden nur die einzige kleine Inſel St. Barthelemy, eine der kleinen Antillen, mit 2½ □ M. und mehr als 8000 Einw.

II. Das Königreich Norwegen.

Es wird in die vier Stifter Aggerhuus oder Chriſtiania, Chriſtianſand, Bergen und Drontheim und das Nordland eingetheilt.

1. Das Stift Aggerhuus oder Chriſtiania, welches auf 1580 □ Meilen über 500000 Einw. enthält, umfaßt den fruchtbarſten und bevölkertſten Theil Norwegens. Hier liegt die bedeutendſte Stadt des Landes, Chriſtiania, unter 59° 53′, mit 21000 Einw., am nördlichen Ende des an 12 Meilen langen Chriſtiansfiord, deſſen Ufer mit mehreren netten und betriebſamen Städten beſetzt ſind. Chriſtiania liegt ſehr ſchön, am Fuße des Egeberges, von deſſen Höhe man eine herrliche Ueberſicht der ganzen durch ſchroffe Berge, tiefe Thäler, maleriſche von Schiffen bedeckte Meerbuſen, Inſeln und liebliche Landhäuſer und Wieſen ausgezeichneten Lage der Stadt erhält. Sie iſt gut, regelmäßig und meiſtens ganz von Steinen erbaut: eine Folge der ſchrecklichen Feuersbrünſte, welche ſo oft die nordiſchen Städte und auch Chriſtiania verwüſtet haben. Der ſchönſte Theil der Stadt, am Hafen, heißt die Quartale. Nach dem Lande zu werden die Häuſer kleiner, aber die Straßen ſind durch den Verkehr mit den Landbewohnern lebhafter. Die Stadt zeichnet ſich ſowohl durch Reichthum als durch geſellige Bildung aus; merkwürdig iſt es, daß es hier 2 Liebhabertheater giebt, und daß dies Vergnügen in ganz Norwegen herrſchend iſt. Die 1811 geſtiftete Univerſität (Fridericia) iſt durch die patriotiſchen Bemühungen und Opfer der Norweger gegründet und reichlich ausgeſtattet. Sie beſitzt mehrere Güter und Capitalvermögen. Die Geſammteinkünfte belaufen ſich auf 64000 Speciesthaler, wovon 17 Profeſſoren und 10 Lectoren beſoldet werden und ein Bedeutendes für die Bibliothek und andre Inſtitute, wie Anatomie, Laboratorium, botaniſcher Garten, Obſervatorium u. ſ. w. wie auch für gelehrte Reiſen der Docenten ausgeſetzt iſt. Honorare werden nicht gezahlt. Die Bibliothek zählt ſchon über 112000 Bände. Die Zahl der Studirenden beträgt an 600. Außerdem iſt hier noch ein gutes Gymnaſium, ein Landcadetten- und ein Handelsinſtitut und andre Lehranſtalten. Die beſten Gebäude ſind das neu erbaute königliche Schloß, die eben ſo neue Börſe und das Haus, worin ſich der Storthing verſammelt. Die Stadt hat einige Fabriken in Tuch, Taback, Glas, Eiſen, Seife, und 20 Branntweinbrennereien. Ihr ausgebreiteter Handel, mit 50 eigenen Schiffen, verſieht einen großen Theil des inneren Landes; die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Brettern, welche aus allen Thälern des Innern hierher gebracht werden, in Eiſen und Alaun, welcher in der Nähe der Stadt, bei Opslo am Fuße des Egeberges, gewonnen wird. Die Gegend von Chriſtiania wird noch durch viele Landhäuſer der Wohlhabenderen, hier

Lücken genannt, verſchönert, welche, wenn ſie auch nur aus einem Hauſe und einer Wieſe beſtehen, doch immer ſich durch ihre reizende Lage auszeichnen. — Einige Meilen unterhalb Chriſtiania am Fiorde liegt die nahrhafte kleine Stadt Moß, mit einer Kanonengießerei, Eiſenwerken, Sägemühlen und 3000 Einw. Südweſtlich an einem andren Arm deſſelben Fiordes liegt Drammen, aus mehreren verbundenen Ortſchaften beſtehend, mit 8000 Einw., einem Gymnaſium und einigen Fabriken. Es iſt der Hauptplatz für den norwegiſchen Holzhandel. Einige Meilen nördlich davon, am Simon-Fluß, welcher den ſchönen Hougfoss oder Fall bildet, iſt neuerdings eine blühende Smaltefabrik angelegt; der Kobalt dazu bricht nahe dabei. — An der ſchwediſchen Gränze, welche hier durch den tiefen Swineſund bezeichnet wird, liegen dicht neben einander: die Feſtungen Friedrichshall mit 5000 Einw., Friedrichsſtein, vor welcher am 11. December 1718 Carl XII. erſchoſſen ward, und Friedrichsſtadt mit 3000 Einw. an der Mündung des Glommen. — Am weſtlichen Ufer des Fiordes, nicht weit von ſeiner Mündung, liegt auf einer Halbinſel das einzige Seeſalzwerk des Landes, Wallö; man macht hier mit Hülfe des engliſchen Steinſalzes jährlich über 67000 Centner Salz. Weiter ſüdweſtlich, an der Küſte, liegt der freundliche Ort Laurwig mit 3400 Einw., deſſen große Eiſenſchmelzereien die Erze von Arendal zu gut machen. Das Innere dieſer Provinz iſt, wie es die Natur des Landes mit ſich bringt, nach Thälern eingetheilt, deren Bewohner ſich oft von ihren nächſten Nachbarn in einem andern Thale durch Sprache, Kleidung und eigenthümlichen Charakter und Sitten auszeichnen. Das Thal Hedemarken zeichnet ſich vor allen durch trefflichen Anbau und große Fruchtbarkeit aus. Das Aeußerſte in Nordweſt, Guldbrandsdalen, ebenfalls fruchtbar, iſt durch die Tapferkeit ſeiner Bewohner, welche ſich alle für adelig und Abkömmlinge alter nordiſcher Häuptlinge halten, berühmt. Die kernhafteſten Menſchen hat das weſtliche Ober-Tellemarken. In Nummedalen liegt die ehemals berühmte Bergſtadt Kongsberg; die 1623 hier entdeckten Silbergruben gaben anfänglich eine ſo bedeutende Ausbeute, daß die Stadt ſich ſchnell bevölkerte; ſpäter ſank der Ertrag, ſoll ſich aber jetzt wieder gehoben haben. Die Stadt zählt 1500 Häuſer, aber nicht verhältnißmäßig ſo viel Einwohner; ſie hat außer dem Grubenbetrieb noch eine Pulvermühle und eine Gewehrfabrik.

2. Das Stift Chriſtianſand, enthält auf 470 □ M. 162000 Einwohner.

Hier liegen: die Hauptſtadt Chriſtianſand, im Hintergrunde einer weiten und ſichern Bucht, welche die größten Flotten aufnehmen kann. Die Stadt iſt zwar gut und regelmäßig, aber äußerſt weitläuftig gebaut und zählt etwas über 8000 Einw. Sie iſt der gewöhnliche Zufluchtsort für die vielen, durch Stürme

im Kattegat beſchädigten Schiffe, welche hier alles zu ihrer Ausbeſſerung Nöthige finden. Außerdem hat ſie noch bedeutenden Holz- und Getreidehandel. — Arendal, durch ihre in der Nachbarſchaft befindlichen trefflichen Eiſengruben berühmt, liegt auf einem ſo ſchmalen Ufer am Fuße ſchroffer Felſen, daß ein großer Thal der Stadt auf Pfahlwerk im Meere erbaut iſt und die Straßen Brücken ſind. Die vorliegende Inſel Tromö beſchützt den trefflichen Hafen. Die Stadt zählt 2000 Einwohner, welche vom Bergbau, Holzhandel und Schiffbau leben.

3. Das Stift Bergen, enthält auf 640 □ M. 190000 Einwohner.

Die Hauptſtadt Bergen, die größte Stadt in Norwegen, zählt an 23000 Einw.; ſie iſt meiſt ganz von Steinen nett und gut gebaut, nur iſt das Pflaſter ſehr ſchlecht. Höchſt auffallend iſt der hier beinahe unaufhörliche Regen, der zwar an dieſer ganzen Küſte häufig iſt, nirgend aber doch ſo ſehr als hier; eben daher aber genießt ſie auch eines auffallend milden Klimas für ihre Lage. Der Handel mit über 100 eigenen Schiffen iſt ſehr bedeutend, dafür herrſcht hier aber auch ungleich weniger Bildung, als in dem noch mit Deutſchland in Verbindung ſtehenden Chriſtania. — Im Allgemeinen ſind die Bewohner dieſer Küſte, welche beinahe nur vom Fiſchfang leben, weniger kräftig gebaut, als die des inneren Landes.

4. Das Stift Drontheim, welches auf 1000 □ M. an 200000 Einw. enthält.

Die Hauptſtadt Drontheim, eigentlich Tronhiem, am ſüdlichen Ufer eines mächtigen Fiordes und an der Nid-Elf, zählt an 12000 Einw., eine ſtarke Bevölkerung für eine ſo nördliche Stadt, 63½° N. B. Sie iſt zwar ganz von Holz, aber überaus nett und gefällig gebaut, und alles zeigt den Wohlſtand ihrer Bewohner. Selbſt das prächtige und große Schloß, worin der Stiftsamtmann wohnt, iſt ganz von Holz. Nur 2 ſteinerne Gebäude zeichnen ſich aus: der alte ſehr große Dom aus dem 11ten Jahrhundert, wovon aber nur noch das Chor, jetzt die Hauptkirche der Stadt ſteht; es iſt noch jetzt das größte Gebäude in Norwegen und ehemals weit berühmt als Wallfahrtsort zu dem Grabe des heiligen Oluf. Das zweite ſteinerne Gebäude iſt das Haus der Drontheimer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und der dortigen Kathedralſchule, d. h. Gymnaſium. Drontheim genießt eines bedeutenden Wohlſtandes, welchen ſie theils dem großen Handel, beſonders mit Fiſchen, theils dem großen Kupferbergwerk zu Roeraas verdankt. Dies hat die Anlage von mancherlei Werken, als Kupferhütten, Walzwerke, Drahtziehereien, Eiſengießereien in der Umgegend veranlaßt; namentlich wird zu Leerfoß, wo ſich die meiſten dieſer Werke befinden, auch das bei Roeraas entdeckte Chromeiſen zu einer bei der Porzellanmalerei anwendbaren Farbe verarbeitet. Die Einwohner von Dront-

heim zeichnen ſich durch Gaſtfreiheit, feine und edle Geſelligkeit und lebendigen Sinn für alles Vaterländiſche höchſt vortheilhaft aus. Der Stadt gegenüber auf einer Inſel im Fiorde liegt das Fort Munkholm. — Drontheim und die benachbarten Thäler, beſonders Guledal, ſind die Wiege der alten nordiſchen Geſchichte und der Sitz vieler alten Herrſcher und Könige geweſen. — Sechszehn nordiſche Meilen ſüdöſtlich von Drontheim liegt die Bergſtadt Roeraas, mit 1500 Einw., welche einzig von den dortigen reichen Kupfergruben leben. Sie liegt an der Hitter-Elf, unweit des Glommen, in einer überaus öden und rauhen Gegend, zwiſchen Bergen, welche beinahe ewig mit Schnee bedeckt ſind. Hier gedeiht, beſonders ſeitdem die umliegenden Wälder ausgerottet worden, kein Getreide mehr, und ſelbſt Birken kommen nur kümmerlich im Schutz der Thäler fort. Selbſt Kartoffeln gedeihen nur mühſam und ſelten. Furchtbare Schneeſtürme ſind hier gewöhnlich. Die Stadt iſt übrigens doch nicht unfreundlich und hat eine hübſche ſteinerne Kirche. Die Kupfergruben wurden 1646 entdeckt und liefern jetzt jährlich etwa 7 bis 8000 Centner. — Ein von hier aus neugebahnter Weg nach Jämtland befördert den Verkehr mit Schweden.

5. Die Nordlande mit Finnmarken. Dieſer lange Küſtenſtrich, vom 65° bis zum 71° und zur ruſſiſchen Gränze, enthält auf 3326 □ M. etwa 78000 Einw., wovon alſo etwa 24 auf die □ M. kommen. Der größte Theil der Einwohner und alle Küſtenbewohner ſind Norweger; im Innern treiben ſich einige Lappen umher. Der beinahe einzige Nahrungszweig der Bewohner iſt der Fiſchfang, beſonders bei den Loffodiſchen Inſeln. Dies iſt eine lange Inſelreihe, welche ſich vom $67^1/_2$ bis zum 71° der Küſte parallel hinzieht. Alle dieſe Inſeln, wovon Mosköe, Waagen, Hindöe, Langöe, Sennjen, Hwalöe und im äußerſten Norden Mageröe die bekannteſten ſind, beſtehen aus kahlen Bergen, auf welchen die Gewalt der Stürme und die Strenge der Witterung keinen Baum aufkommen läßt. Sie umgiebt ein beinahe ewig ſtürmender Ocean; beſonders furchtbar toben die Wellen in einigen Stunden, wo die ſtarke Strömung von Nordweſt der Fluth entgegenwirkt; dann entſtehen an vielen Stellen ſolche gefährliche Wirbel, wovon der Moskøe- oder Malſtrom nur der berühmteſte iſt. Und gerade in dieſen gefährlichen Gewäſſern, zwiſchen den Inſeln und der Küſte, drängen ſich in einigen Monaten die Fiſche in unausſprechlicher Menge zuſammen, wo ſie von den kundigen Fiſchern in tauſenden von dort verſammelten Böten erwartet werden. Der Hauptſitz der großen Fiſcherei iſt bei den Inſeln Oſt- und Weſt-Waagen. Hier und bei den benachbarten Inſeln verſammeln ſich im Februar und März an 3 bis 4000 Böte, mit nahe an 20000 Menſchen, und jedes Boot fängt im Durchſchnitt in den wenigen Wochen der Fiſcherei an 3000 Stück

größtentheils Dorſche und Kabliau; manche auch wohl 7 bis 10000 Stück, zuſammen oft an 16 Millionen großer Fiſche. Mit dem April iſt die Fiſcherei beendigt, die Fiſche ſind wieder verſchwunden. Man fängt die Fiſche auf dreierlei Art: mit Garnen, mit Leinen und mit Handſchnüren. Die Garne beſtehen aus wohl 20 Klafter langen, aber nur 7 bis 8 F. hohen Netzen, welche man, einer Wand gleich, in die aus Erfahrung bekannte Tiefe aufrecht verſenkt und in deren Maſchen der ſtets in einer Richtung ziehende Fiſch ſich feſt einrennt. Man ſetzt ſie Abends und zieht ſie am Morgen heraus. Dieſe jetzt beinahe allgemeine Art iſt erſt ſeit 1685 eingeführt. Eine viel ſchlechtere iſt die mit Leinen. Eine Leine iſt ein ſtarkes oft einige hundert Klafter langes Tau, welches der Länge nach auf den Grund des Meeres hinabgelaſſen wird; an dieſem Tau ſind etwa alle anderthalb Klafter ſtarke Angeln befeſtigt, ſo daß man mit einem Zuge auch wohl mehrere hundert Fiſche fangen kann. Die Leine bleibt übrigens einen Tag oder eine Nacht lang auf dem Boden des Meeres liegen. Die Fiſcherei mit Handſchnüren oder einzelnen Leinen iſt ganz unbedeutend und wird nur als Nebenwerk betrieben. Da das Salz im Norden fehlt, ſo iſt man genöthigt, die Fiſche zu trocknen, wobei dennoch oft viele verfaulen; die getrockneten heißen Stockfiſch; die eingeſalzenen, was aber hier nicht üblich iſt, Klippfiſch. Die bei den ſüdlichen Loffoden gefangenen Fiſche werden alle nach Bergen verkauft, von wo ſie vorzüglich nach Spanien gehen. Die Anwohner von Mageröe und weiter öſtlich haben es bequemer und können an Ort und Stelle ihre Fiſche den aus Archangel mit Getreide, Branntwein, Taback u. ſ. w. dahin kommenden ruſſiſchen Schiffen verkaufen. — Außer den größeren noch bewohnten Inſeln giebt es noch unzählige kleine in ihrer Nähe, welche den Nordländern auf andre Weiſe nützlich werden. Die hohen und felſigen nennt man Holme, die flachen und niedrigen Wäre. Sie werden von einer ungeheuern Menge Seevögel, beſonders Mewen, beſucht, welche hier ihre Eier legen. Die Beſitzer einer ſolchen Inſel kommen dann und nehmen die Eier, doch laſſen ſie wenigſtens eins in jedem Neſte, um die Vögel nicht zu vertreiben. Sehr einträglich, aber auch äußerſt gefährlich iſt die Jagd nach Eiderdunen. Der Eidervogel, eine Entenart, baut ſein Neſt auf den unzugänglichſten Klippen, wohin man nur vermittelſt Leitern und Stricken mit Lebensgefahr kommen kann, und futtert es mit ſeinen feinſten Bruſtfedern aus, die er ſich ausrupft. Er brütet 2 bis 3 Mal hinter einander, und auch hier beobachtet man die Vorſicht, ihn nicht allzuſehr zu ſtören. Ein einziges Neſt liefert in einem Jahre etwa $\frac{1}{2}$ Pfund Federn. — Um den armen Einwohnern die gefährliche Fahrt nach Bergen, wobei immer einige Böte verunglücken, zu erſparen, hat man unter $67\frac{1}{4}°$ ſeit einigen Jahren den mit einem trefflichen Hafen verſehenen Handelsort

Hundholm, angelegt, welcher aber freilich nur noch aus wenigen Häuſern beſteht. Eben ſo hatte man früher, aber vergebens verſucht, auf der kleinen Inſel Tromſöe, unter $69^3/_4$°, einen Handelsplatz anzulegen, aber die Gefahren der dortigen Gewäſſer und die Kleinheit des Hafens widerſetzten ſich dem Gelingen. In neuerer Zeit hat ſich der Handel mit Rußland außerordentlich gehoben. Der Mittelpunkt deſſelben iſt jetzt der kleine Ort Hammerfeſt, auf der Inſel Qualöe, unter 70° 38′, mit einem trefflichen, vollkommen geſchützten Hafen und an 3 bis 400 Einw., worunter auch ſchon engliſche Handelshäuſer ſind. Es kommen hier jährlich im July an 200 kleine ruſſiſche Fahrzeuge an mit Mehl, Hanf, Flachs u. ſ. w., wogegen ſie Fiſche eintauſchen, welche ſie bis Moskwa, ja bis China verfahren. Auch mehrere engliſche und deutſche Schiffe kommen hier regelmäßig an, und man hat ſchon den Fall erlebt, daß dem Getreidemangel in Bergen auf dieſem Wege abgeholfen worden iſt. — Auf der öſtlichſten dieſer Inſeln, Wardöe, unter $70^1/_2$°, befindet ſich ebenfalls ein kleiner Handelsplatz gleiches Namens. Die ehemalige kleine Feſtung auf dieſer Inſel, Wardöehuus, die nördlichſte in der Welt, iſt in neuerer Zeit aufgegeben worden. — Uebrigens wird dieſe ganze Küſte Nordlands von Süden nach Norden noch eingetheilt in Helgeland, Salten, Sennjen und Tromſöe, und Oſt- und Weſt-Finnmarken.

Geſchichte und Litteratur.

Auf der älteſten Geſchichte der ſkandinaviſchen Reiche ruht tiefes Dunkel, welches ſich erſt völlig mit der Einführung des Chriſtenthums im Anfange des 11ten Jahrhunderts erhellt. Unausgemacht muß es bleiben bis jetzt, ob die noch im äußerſten Norden vorhandenen finniſchen Stämme einſt die Bewohner der ganzen Halbinſel geweſen und nur von den germaniſchen Einwanderern zurückgetrieben worden, oder ob ſie ſelbſt erſt von Oſten her ſpäter eingewandert: eben ſo ungewiß iſt der Zeitpunkt, wann die Germanen ſich hier niedergelaſſen. Ziemlich allgemein werden die Cimbern, welche etwa 100 Jahre v. Chr. in Verbindung mit den Teutonen einen Einfall in Gallien und Italien verſuchten, für Einwohner des jetzigen Schleswig und Jütland, bei den Alten die cimbriſche Halbinſel genannt, gehalten. Später, und zwar vorzüglich ſeit 520, erſcheinen die Einwohner Skandinaviens als kühne Abenteurer, welche in kleinen Schiffen die Küſten Deutſchlands, Frankreichs, Englands, ja ſelbſt Spaniens und Italiens in verheerenden Raubzügen heimſuchten; eine Lebensweiſe, wozu ſie eben ſo ſehr der angeſtammte Heldenſinn, als ihr rauhes unfruchtbares Land antrieb. So erſcheinen ſie als die Geißel vieler Länder unter verſchiedenen Namen, als Normannen oder Normänner in Frankreich ſeit dem 8ten Jahrhundert, wo ſie ſpäter unter Carls d. Gr. ſchwa-

chen Nachfolgern die Normandie eroberten; als Dänen oder Eaſterlinge, ſeit 787 in England, welches ſie ſelbſt längere Zeit beherrſchten; als Waragi oder Wäringer im heutigen Rußland; als Madſchu in dem arabiſchen Spanien: wobei es gänzlich unausgemacht bleiben muß, welchem der 3 heutigen ſkandinaviſchen Völker dieſe Thaten im Einzelnen zuzuſchreiben ſind. Alle dieſe Völker waren Heiden, ihre dunkle Mythologie iſt uns in der Edda aufbewahrt; aber noch iſt es nicht gelungen den wirklichen geſchichtlichen Inhalt der fabelhaften Sagen vom Odin, Othin oder Wodan auszumitteln, welcher kurz vor, oder bald nach Chr. Geb. eine große Veränderung in den religiöſen Anſichten der Skandinavier hervorbrachte und ſelbſt als höchſte Gottheit verehrt wurde. Wahrſcheinlich hatten die Sitten und Einrichtungen jener Völker viel Aehnlichkeit mit denen der Germanen: Jagd, Viehzucht und Seeräuberei waren ihre einzigen Beſchäftigungen; in viele Stämme, nach der Natur ihres Landes getheilt, hatten ſie viel Oberhäupter mit ſehr unbedeutender Gewalt, und wohl nur vorübergehend erkannten ſie einen gemeinſamen Ober-König an. Die Namen Sueonen und Gothen, welche ſchon die Römer kannten, erinnern zugleich an Schweden und Gothen und auch an ſolche Verbindungen mehrerer Stämme, wie in Germanien der Suevenbund war. — Norwegen, welches ſchon Plinius unter dem Namen der Inſel Nerigon kannte, ward wahrſcheinlich von Schweden aus bevölkert. Es tritt zum erſten Mal aus der Dunkelheit, als das ganze Land unter dem tapfern Harald Haarfagri, d. h. Schönhaar, 875 vereinigt ward, welcher auch die Hebriden, die Inſel Man und die Orkney-Inſeln unterwarf. Das Mißvergnügen mit ſeiner Herrſchaft veranlaßte viele Norweger ſich in Island niederzulaſſen. Sein Urenkel Olav Trygvaſon 995—1000 unterjochte die vielen Stammoberhäupter und führte das Chriſtenthum ein. Von hier drang es auch nach Schweden ein, wo die früheren Verſuche Ansgars, aus dem Kloſter Corvey, 829 und 853 nicht gelungen waren, und König Olav Skautkonung, d. h. Schooßkönig, weil er als Kind auf dem Schooße der Mutter gekrönt worden, ließ ſich 1001 taufen. Indeß verging doch beinahe noch 1½ Jahrhundert, ehe das ganze Land ſich zum Chriſtenthume bekehrte. Einführung des Ackerbaues, des Handels, der Schreibekunſt, Milderung der rohen kriegeriſchen Sitten, aber auch Entſtehung der verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, waren hier wie überall die Folgen dieſer Bekehrung. Dänemarks heidniſche Bewohner lernten das Chriſtenthum durch ihre Kriege mit Carl d. Gr. ſchon früher kennen; doch aber faßte es auch hier erſt allgemein und dauernd Wurzel ſeit der Regierung Kanuts oder Knuts d. Gr., 1014—36. Unter ihm erreichte Dänemark zum erſten Male eine ausgezeichnete Höhe. Von ſeinem Vater Sven, dem Eroberer Englands, erbte er dieſes Reich und fügte ſelbſt noch durch

Eroberung Norwegen hinzu. Allein dieſe Größe verſchwand wieder unter ſeinen Nachfolgern bis auf die Zeiten Waldemars des Gr. Mit dieſem König beginnt eine neue Periode des Glanzes für Dänemark; Waldemar, 1157—82, dehnte ſeine Eroberungen über Holſtein, Mecklenburg und Pommern aus; ſein Sohn Kanut VI., 1182—1202, ſetzte ſie über die Weichſel bis Ehſtland fort; aber unter deſſen Sohne Waldemar II., 1202—41, zerfiel dieſe unnatürliche Größe ſehr ſchnell: Holſtein und die ganze Südküſte der Oſtſee warfen das däniſche Joch ab, und es folgte nun für Dänemark eine ſehr traurige Zeit, wo die Anmaßungen der Geiſtlichkeit und des Adels den Königen kaum etwas mehr als einen Schatten von Gewalt ließen, alſo daß dieſe durch gemeinſamen Vortheil verbundenen Stände von 1333—40 ſelbſt den Thron ganz unbeſetzt ließen. Auch die jetzt ſchwediſchen Provinzen, Halland, Schonen und Blekingen gingen verloren; zwar eroberte ſie Waldemar III. 1340—75 wieder, aber mit ihm erloſch der Mannsſtamm des königl. Hauſes. Seine Tochter Margaretha war mit Hakon von Norwegen vermählt, doch nicht ſie, ſondern ihren Sohn Olav IV. wählten die Stände, und erſt als ihr Gemahl und Olav 1387 geſtorben, ward ſie, das erſte Beiſpiel einer weiblichen Regierung, als Königin von Dänemark und Norwegen anerkannt. Sie war beſtimmt, auch noch die dritte Krone, von Schweden, zu tragen. Norwegen hatte indeß, wie Dänemark, im 12ten Jahrh. eine Zeit der Theilungen, Parteiungen und Unruhen durchlebt, während welcher auch hier die Geiſtlichkeit und der Adel übermächtig geworden. Hakon V., 1217—62, hatte zwar das Ganze wieder vereinigt und ſelbſt Island erworben, aber mit Hakon VII. ſtarb auch hier 1319 der Mannsſtamm aus, und Norwegen trat nun für einige Zeit in engere Verbindung mit Schweden. Magnus Smek nemlich, Tochter-Sohn Hakons, als Kind ſchon zum König von Schweden erwählt, beherrſchte eine Zeitlang beide Reiche, bis er endlich Norwegen ſeinem Sohne Hakon abtreten mußte, welcher mit Margaretha von Dänemark ſich verehelichte. In keinem der 3 Reiche waren jedoch die durch den Kampf der Geiſtlichkeit und des Adels mit der königl. Macht veranlaßten Unruhen dauernder und gefährlicher, als in Schweden, wo noch die Eiferſucht der beiden Volksſtämme der Gothen und Schweden die Uebel vervielfältigte. Die Macht der Könige ward dadurch immer mehr geſchwächt, und ſelbſt als ein mächtiges Geſchlecht, die Folkunger, mit Waldemar I. 1250 den Thron beſtieg, vermochten die kräftigen Regenten dieſes Stammes nicht zu hindern, daß die Krone gänzlich von der Wahl der Edlen abhängig wurde. Magnus Smek, Tochter-Sohn des letzten norwegiſchen Hakons, als Kind ſchon zum König ausgerufen, erregte in der Folge das Mißfallen der Großen; ſie ſetzten ihn ab und wählten ſtatt ſeiner (1363) ſeiner Schweſter Sohn Albrecht von Mecklenburg, aber auch die-

ſer, der Vorliebe für ſeine deutſchen Landsleute beſchuldigt, genügte den unruhigen Ariſtokraten nicht; ſie empörten ſich 1388 und wählten Margaretha, ſchon Königin von Dänemark und Norwegen, zu ihrer Beherrſcherin, welche nach einigen Jahren des Kampfes endlich 1397 die Calmarſche Union zu Stande brachte, wodurch alle 3 Reiche vereinigt wurden. Aber auch dadurch ward die Ruhe nur auf kurze Zeit hergeſtellt. Nach Margarethens Tode 1412 wurden nun ſogenannte Unionskönige erwählt, aus verſchiedenen Häuſern, als Pommern, Baiern und Oldenburg, welches letztere ſich bis auf unſere Tage auf dem däniſchen und ruſſiſchen Throne erhalten hat, ſelten aber wurden ſie in allen 3 Reichen auf gleiche Weiſe anerkannt. In Schweden beſonders, wo die von Dänemark ausgehende Wahl ſtets Mißvergnügen und Eiferſucht erregte, übten die Reichsverweſer, aus ſchwediſchen Geſchlechtern, eine ungleich größere Macht als die Könige, und vor allen zeichnete ſich das Heldengeſchlecht der Sture aus, welches bis zur Auflöſung der Union dieſe Würde bekleidete. So war Chriſtian der II., ein Oldenburger, auf den Thron erhoben worden; aber nicht zufrieden mit dem Scheine der Macht, welchen er in Schweden beſaß, ſuchte er durch die grauſamſten und treuloſeſten Mittel ſeine Gewalt zu befeſtigen. Der edle Sten Sture fiel in der Vertheidigung der Freiheit ſeines Landes, und Chriſtian II., nach harten Kämpfen und vielen treuloſen Verſprechungen endlich zum Beſitz von Stockholm gelangt, ließ hier 1520 unter den nichtigſten Vorwänden 94 Männer aus den edelſten Familien enthaupten; ähnliche Hinrichtungen verbreiteten das Schrecken in andre Provinzen, und Schweden ſchien rettungslos dem däniſchen Tyrannen unterworfen. Unter den Jünglingen aus den edelſten Geſchlechtern, welche Chriſtian auf treuloſe Weiſe als Geißel nach Kopenhagen entführt hatte, befand ſich Guſtav Erichſon aus dem Geſchlechte Waſa, mit dem alten Königsſtamme verwandt. Er entfloh, kam nach Lübeck, und fand in dieſer Hauptſtadt der Hanſa bereitwillige Unterſtützung. In Schweden ſelbſt, wohin er ſich wagte, fand er anfänglich nur Anhänger von Dänen und verzagte Freunde; unter tauſend Gefahren, in mancherlei Verkleidungen irrte er umher; von einem falſchen Freunde in Dalekarlien verrathen, von deſſen Frau und einem Prieſter gerettet, gelang es ihm endlich durch Beredtſamkeit und eignen kühnen Muth die tapferen Dalekarlier zu jedem Unternehmen zu entflammen. Die erſten Wagniſſe gelangen, und bald ſah Guſtav ſich an der Spitze eines kleinen Heers, dem überall die Dänen weichen mußten. Im Jahre 1519 war er aus Kopenhagen entflohen, und ſchon 1521 ward er auf dem Reichstage zu Wadſtena als Reichsverweſer, und 1523 zu Strengnäs als König ausgerufen. Auch in Dänemark hatten Chriſtians Grauſamkeiten den Aufruhr angefacht; er floh nach den Niederlanden und ſein Oheim Friedrich von Hol-

ſtein=Oldenburg ward ſtatt ſeiner erwählt. Als er ſpäter wieder in Schweden landete, ward er geſchlagen und bei Opslo von den Dänen gefangen, worauf er, einſt König dreier Reiche, Schwager Carls V., 36 Jahre bis zu ſeinem Tode in einem elenden Kerker zubrachte. Der Friede zu Malmö 1524 löſte die Union für immer auf. Guſtav regierte noch bis 1560, wo er im 70ſten Jahre ſtarb. Schweden verdankt dieſem großen König außerordentlich viel. Vorſichtig und weiſe führte er die Reformation ein, alſo daß ſchon auf dem Reichstage zu Westerås 1527 das Predigen der reinen evangeliſchen Lehre freigegeben wurde, wodurch ſie ſich ſo verbreitete und befeſtigte, daß ſie 1593 auf dem Concilio zu Upſala zur Staatsreligion erhoben wurde. Zugleich ſicherte er ſeiner Familie die Thronfolge und ſchaffte die großen Vorrechte ab, wodurch die Hanſa, beſonders ſeit der Calmarſchen Union, die nordiſchen Reiche gedrückt hatte. Die däniſchen Könige blieben auch nach glücklich eingeführter Kirchenverbeſſerung noch lange Zeit in großer Abhängigkeit von dem Adel. Unter Guſtavs Nachfolgern herrſchten noch mancherlei Unruhen, zumal da einer von ihnen, Sigismund, zugleich König von Polen, ſelbſt katholiſch erzogen, die Wiedereinführung des Katholicismus beabſichtigte. Er ward abgeſetzt und ſein Oheim Carl IX. an ſeine Stelle geſetzt. Seinem Sohne, dem großen Guſtav II. Adolph, 1611—32, dem Retter Deutſchlands, war es vorbehalten, dem ſchwediſchen Namen auch im Auslande Ehrfurcht zu erwerben. Nach Beendigung ſeiner Streitigkeiten mit Polen ſchiffte Guſtav 1630 nach Deutſchland und fand nach mehreren Siegen den Heldentod bei Lützen, 1632. Von ſeinen Thaten und dem Antheil der Schweden am 30jährigen Kriege ſoll in der deutſchen Geſchichte geredet werden. Er hinterließ eine unmündige Tochter, Chriſtine, 1632—54; welche aber in der Folge aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und einem freiern Leben den Thron ihrem Vetter Carl Guſtav von Zweibrücken abtrat und 1689 als Katholikin zu Rom ſtarb. Carl Guſtav, 1654—60, war einer der wackerſten und thätigſten Könige von Schweden: er erhielt nicht allein die auswärtigen Eroberungen ſeiner Vorgänger, Liefland und Pommern, ſondern vereinigte auch für immer mit Schweden die lange ſtreitig geweſenen Provinzen Schonen, Blekingen und Halland. Sein Sohn Carl XI., 1660—1697, iſt zwar als habſüchtig und tyranniſch verſchrien; aber er that viel zur Wiederherſtellung der Ordnung im Lande; zog die vom Adel an ſich geriſſenen Krongüter, freilich nicht ohne Härte, wieder ein und gründete mit ihrer Hülfe die noch jetzt im Weſentlichen beſtehende treffliche Militair=Einrichtung Schwedens, und erhob die königl. Würde bis zur beinahe unumſchränkten Souverainität. Sein Sohn Carl XII., 1697—1718, von Ausländern ſo oft als Tyrann und Tollkopf beurtheilt, iſt dennoch der Lieblingsheld ſeines Volkes geblieben.

Seine Nachbarn, Dänen, Polen und Ruſſen, glaubten mit leichter Mühe dem unerfahrnen Jüngling von 15 Jahren die ihnen früher entriſſenen Provinzen wieder abnehmen zu können. Dänemark begann die Feindſeligkeiten gegen Carls Schwager, den Herzog von Holſtein-Gottorp, und fühlte auch zuerſt ſeine Macht. Im Mai 1700 ſchiffte Carl ſich ein, landete bei Kopenhagen und nöthigte in 6 Wochen Friedrich IV. von Dänemark, im Frieden von Travendal ſeinen Entwürfen zu entſagen. Hierauf wandte ſich Carl gegen ſeinen zweiten und mächtigſten Gegner, den Czar Peter d. Gr. von Rußland, welcher Ingermannland angegriffen hatte und ſo eben Narva belagerte. Mit 8000 Schweden ſchlug er noch am 20. Novbr. ein freilich ſehr ungeübtes ruſſiſches Heer von 80000 Mann, und dieſen Feind fürs erſte verlaſſend richtete er ſeine Waffen gegen den dritten, Auguſt II. König von Polen. Er vertrieb ihn aus Liefland und Curland, drang in Polen ein, nöthigte Auguſt ſein Königreich zu verlaſſen, und ließ an deſſen Stelle Stanislaus Lesczinsky 1704 zum König wählen. Hiermit noch nicht zufrieden, dringt er durch das neutrale öſterreichiſche Schleſien tief in Sachſen ein, und nöthigt endlich den König Auguſt zum Altranſtädter Frieden 1706, wodurch dieſer der Krone Polen entſagt. Indeß hatte Peter ſeine Abweſenheit benutzt und nicht allein Ingermannland wieder erobert, ſondern auch, im ſichern Vorgefühl ſeiner Größe, ſeine künftige Reſidenz Petersburg 1703 auf dem noch ſtreitigen Boden angelegt. Leicht hätte Carl jetzt von dem Czar einen vortheilhaften Frieden erhalten, aber verblendet durch ſein bisheriges Glück, wies er alle Vorſchläge zurück und wollte nur in Moskwa unterhandeln. 1707 reinigte er Polen und Litthauen wieder von den eingedrungenen Ruſſen, ließ ſich aber durch die Vorſpiegelungen des Koſaken-Hetmann Mazeppa, welcher ihm ſein ganzes Volk gegen Peter aufzuwiegeln verſprach, verleiten, ſtatt gerade auf Moskwa nach den menſchenleeren Steppen der Ukraine zu ziehen. Der harte Winter 1709, Mangel und Anſtrengungen hatten ihm ſchon viele Menſchen gekoſtet, und der General Löwenhaupt, welcher ihm bedeutende Verſtärkungen zuführen ſollte, hatte ſich nur mit Mühe und geringer Mannſchaft zu ihm durchgeſchlagen. Auch Mazeppa's Verſprechungen gingen nicht in Erfüllung. So erreichte Carl von keinem Hinderniß gebeugt die kleine Feſtung Pultawa im ſüdlichen Rußland, welche er einzunehmen beſchloß. Hier aber ſtellte ſich ihm Peter am 8. July mit einem durch den langen Krieg geübteren Heere von 70000 Mann entgegen. Carl, einige Tage vorher am Fuße verwundet, konnte nicht wie ſonſt überall gegenwärtig ſeyn; die Schweden wurden übermannt, gänzlich aufgerieben, und nur mit einer kleinen Bedeckung gelang es Carl, die Ufer des Dnieſtr zu erreichen und beinahe allein ſich in den türkiſchen Ort Bender zu werfen. Der Ruf ſeiner Thaten verſchaffte ihm anfänglich eine günſtige Aufnahme; ja es gelang ihm,

ſelbſt die Türken zum Kriege gegen die Ruſſen zu bewegen und ſeinen Feind Peter dem Untergange nahe zu bringen. Als aber der beſtochene Großvezier Frieden ſchloß, ohne Carls dabei zu gedenken, verſuchte er vergebens den Krieg aufs neue zu entzünden. Die Türken, ſeiner überdrüſſig, wünſchten ſeine Entfernung und brauchten endlich Gewalt, der er ſich bis aufs äußerſte widerſetzte, und nur dann erſt gefangen wurde, als er zufällig zu Boden gefallen war. Er ward nach Demotika bei Adrianopel gebracht, wo er 2 Monate ſich krank ſtellend im Bette zubrachte. Indeß waren alle ſeine früher gedemüthigten Feinde wieder aufgeſtanden: August II. nöthigte Lescinzky, Polen zu räumen; die Dänen landeten in Schonen, wo ſie zwar zurückgetrieben wurden, dagegen aber die deutſchen Provinzen Carls überſchwemmten. Nun erſt, 1714, beſchloß Carl zu ſeinen Unterthanen zurückzukehren. Beinahe allein und meiſt zu Pferde legte er den ungeheuern Weg bis Stralſund in unglaublich kurzer Zeit zurück und ward mit Jubel empfangen; aber die anrückenden Dänen, Sachſen, Ruſſen und Preußen nöthigten ihn, nach Schweden ſich zu retten. Unermüdet und ungebeugt ſann er nur auf Mittel, ſeine Feinde zu bekämpfen: ſchon war eine freundſchaftliche Verbindung zwiſchen ihm und Rußland angeknüpft, ſchon war ein ſchwediſches Corps in das nördliche Norwegen eingedrungen, und er ſelbſt belagerte mitten im Winter die Gränzfeſtung Friedrichshall, als er am 11. Decbr. 1718 ſpät Abends in den Laufgräben erſchoſſen ward, und noch iſt es zweifelhaft, ob eine feindliche Kugel ihn getroffen. Sein Tod führte bald einen allgemeinen Frieden, zuletzt mit Rußland 1721 herbei, in welchem Schweden aber mit Ausnahme eines kleinen Theils von Pommern alle ſeine auswärtigen Beſitzungen verlor. Die Reichsſtände, eingedenk ihrer alten Macht, wählten zwar die jüngere Schweſter Carls, Ulrike Eleonore und ihren Gemahl Friedrich, Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, aber unter großen Einſchränkungen, welche unter ſeinem Nachfolger Adolph Friedrich von Holſtein-Gottorp und deſſen Sohn Guſtav III. immer drückender wurden. Eben dieſe unbillige Macht der Stände und der immerwährenden Reichsräthe erleichterte Guſtav III. 1771—92 die durch ihn bewirkte Revolution. Er gewann die Liebe des Volks und eines großen Theils des Heeres durch ſeine Tapferkeit und ſein männlich offenes Weſen, und hierauf geſtützt nahm er 1772 die Reichsräthe gefangen und führte eine neue, den König weniger bindende, doch billige Verfaſſung ein. Der empörte, in ſeiner Macht und ſeinem Stolze gekränkte Adel rächte ſich durch Meuchelmord. Guſtav III. ward am 16. März 1792 im Opernhauſe, während eines Maskenballes, von Ankerſtröm durch einen Piſtolenſchuß tödtlich verwundet und ſtarb am 29ſten. Sein unmündiger Sohn Guſtav IV. Adolph ſtand bis 1796 unter der Vormundſchaft ſeines Oheims des Herzogs von Südermannland. Seine Regierung wird durch große Unglücksfälle bezeichnet. Als

Theilnehmer des Krieges gegen Frankreich verlor er Schwediſch-Pommern und die für Schweden ſo wichtige, kornreiche Provinz Finnland an Rußland. Eine Verſchwörung der Großen nöthigte ihn, 1809 für ſich und ſeine Nachkommen dem Throne zu entſagen und Schweden zu verlaſſen *). Sein Oheim Carl XIII. trat in ſeine Stelle. Der erwählte Kronprinz, der junge Herzog Chriſtian Auguſt von Auguſtenburg, ſtarb plötzlich 1810, und nun ward der ehemalige Marſchall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, zum Kronprinzen erwählt, welcher als ſolcher einigen Antheil an dem Befreiungskriege 1813 in Deutſchland genommen und ſeit 1818 unter dem Namen Carl XIV. Johann den Thron beſtiegen hat.

Die däniſche Geſchichte bietet ſeit der Reformation wenig Merkwürdiges dar. Die unwürdige Abhängigkeit, worin der Adel lange Zeit die Könige gehalten, und die daraus folgende Ohnmacht des Staats, veranlaßten endlich 1660 die bürgerlichen und geiſtlichen Stände, die bisherige Verfaſſung umzuſtürzen und dem König eine ſo gänzlich unumſchränkte Macht zu bewilligen, wie ſie kein andrer europäiſcher Fürſt rechtlich beſitzt. Auch ſeitdem hat Dänemark nur eine untergeordnete Rolle geſpielt und, namentlich in der neueſten Zeit in eine gefährliche Lage zwiſchen England und Frankreich gebracht, großen Verluſt erlitten. Am 2. April 1801 litten die Dänen viel durch einen wiewohl heldenmüthig abgeſchlagenen Angriff der mächtigen engliſchen Flotte unter Nelſon und Parker, und 1807 eroberten die Engländer nach einer viertägigen Beſchießung Kopenhagen und entführten die ganze däniſche Kriegsflotte. Nach der Schlacht bei Leipzig drangen die ſiegenden Schweden bis über die Eider vor, und Dänemark ſah ſich genöthigt, Norwegen 1814 an Schweden abzutreten, wogegen es nur Lauenburg gegen das ihm überlaſſene Schwediſch-Pommern eintauſchte.

Die Litteratur der ſkandinaviſchen Völker iſt bei weitem nicht ſo reich, als die ihrer ſüdlichen Nachbarn; doch aber zählen Dänemark wie Schweden einige ausgezeichnete Namen in den Wiſſenſchaften und Künſten. Die Ueberbleibſel der älteſten däniſchen Poeſie, meiſt aus dem 11ten bis 13ten Jahrhundert, ſind geſammelt und auch bei uns in einer Ueberſetzung von W. C. Grimm, unter dem Titel: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, bekannt geworden. Aus derſelben Zeit haben ſich auch die geſchichtlichen Werke des Sweno Aageſen, der gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, und des **Saxo grammaticus** (eigentlich Lang), † 1204, erhalten. Des Isländers Snorro Sturleſon iſt ſchon bei Island (S. 516) gedacht worden. In neueren Zeiten hat der Name Holberg

*) Anmerk. Er iſt 1837 in St. Gallen, wo er zuletzt in beinahe dürftigen Umſtänden lebte, geſtorben.

alle übrige verdunkelt; er ward 1684 zu Bergen in Norwegen geboren und ſtarb 1754. Erſt in ſpäteren Jahren erwachte in ihm die Liebe zur Poeſie. Sein erſtes Werk war das komiſche Heldengedicht Peter Paars; ſpäter ſchrieb er lateiniſch: Nik. Klimms unterirdiſche Reiſe, ein ſatyriſch-komiſcher Roman. Was aber ſeinen Ruhm im Vaterlande und auswärts am meiſten begründete, ſind ſeine Luſtſpiele, welche wir in einer überaus ungeſchickten deutſchen Ueberſetzung, unter dem Titel „die däniſche Schaubühne" und jetzt neu überſetzt von Oehlenſchläger beſitzen. Unter den neueren Dichtern verdienen Erwähnung Johann Ewald, als Tragiker und Lyriker; Rahbeck, welcher ebenfalls für die Bühne geſchrieben, ſo wie auch Johann Herrman Weſſel, † 1786. Ferner Thaarup, Jens Baggeſen, † 1826, welcher auch zum Theil deutſch geſchrieben, und die noch lebenden Oehlenſchläger und Ingemann. Der bedeutendſte däniſche Name in den Wiſſenſchaften iſt der des Tycho de Brahe, geboren 1546 in dem damals däniſchen Schonen, und geſtorben zu Prag 1601; er nimmt einen bedeutenden Rang unter den neueren Aſtronomen ein. Der größte noch lebende däniſche Künſtler iſt der Bildhauer Thorwaldſen, ſein Vater war ein isländiſcher Bildhauer in Holz; er ſelbſt iſt in Kopenhagen geboren und lebt ſeit vielen Jahren in Rom.

In Schweden ward zuerſt durch die Königin Chriſtine die Liebe zu den Wiſſenſchaften geweckt, doch ſchränkte ſie ſich beinahe ganz auf die Philologie ein. Das achtzehnte Jahrhundert war für Schweden reich an ausgezeichneten Männern, beſonders in den Naturwiſſenſchaften. Hier nimmt unſtreitig den erſten Rang ein der unſterbliche Carl von Linné, 1707—1778, der Schöpfer der neuern Naturkunde und vorzüglich der Botanik, welcher ſowohl durch ſeine Schriften als durch ſeinen geiſtvollen Vortrag viele treffliche Schüler in allen Ländern gezogen hat. Gleichzeitig mit ihm lebten Wallerius, Profeſſor zu Upſala, und Cronſtadt, ein Bergwerksbeamter, beide um den erſten Anbau der Mineralogie hoch verdient. Ihnen zur Seite ſtanden der Chemiker Bergmann und der noch ausgezeichnetere Scheele. Ueberhaupt werden auch ſeitdem die Naturwiſſenſchaften vorzugsweiſe in Schweden begünſtigt, und der noch lebende Berzelius gehört zu den größten Chemikern unſrer Zeit. Ihnen gehörte auch einer der außerordentlichſten Männer aller Zeiten an, der als theoſophiſcher Schwärmer berühmte Emanuel von Swedenborg. Er war 1689 zu Stockholm geboren und zeichnete ſich ſchon früh durch naturwiſſenſchaftliche und mathematiſche Arbeiten aus. Seit dem Jahre 1743 glaubte er ſich beſonderer göttlicher Offenbarungen zu erfreuen, und hat eine große Anzahl lateiniſcher Werke geſchrieben, worin er ſeine meiſt tiefen und geiſtvollen Anſichten der Natur, des Geiſterreiches und der Religion niedergelegt hat. Er ſtarb als Menſch allgemein

geachtet, von vielen als ein neuer Prophet hoch verehrt, 1772 zu London. Seine zahlreichen Anhänger haben in Schweden, England, Amerika u. a. eigene Gemeinden geſtiftet, welche noch jetzt, beſonders in Schweden, viele Mitglieder zählen. Auch ſeine Gegner müſſen der Reinheit ſeines Lebens und ſeiner Lehre Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Weniger bedeutend ſind die poetiſchen Verſuche der Schweden, wovon der Grund vielleicht in der ſeit vielen Jahren herrſchend geweſenen Vorliebe für das Franzöſiſche zu ſuchen iſt, welche nothwendig hemmend auf die eigenthümliche Ausbildung des ſchwediſchen Geiſtes wirken mußte. Am meiſten wurde dieſe falſche Richtung von der ſchwediſchen Akademie begünſtigt, und König Guſtav III., welcher ſelbſt als dramatiſcher Dichter aufgetreten iſt, ſo wie ſein Lehrer Olof von Dalin, † 1763, ſind als die Repräſentanten jener Zeit zu betrachten. Auch Kellgrén, † 1795, ein Vertrauter des Königs, folgte dieſer Richtung, von welcher ſich nur der geniale Bellmann, † 1795, der ausgezeichnetſte Lyriker ſeines Vaterlandes, frei erhielt. Seit 1803 hat ſich aber, beſonders in Upſala, eine neuere ächt nationale Schule gebildet, welche auf der Bahn deutſcher wiſſenſchaftlicher Anſichten, der Vorliebe für das Franzöſiſche kräftig entgegenarbeitet. Zu den Beförderern dieſer beſſern Richtung gehören Atterbom, Geijer, auch als Geſchichtsſchreiber Schwedens ehrenvoll berühmt, und vor allen Eſaias Tegnér, Biſchof von Weriö. Andre Dichter der neueren Zeit ſind der als Lyriker und Epiker ausgezeichnete Biſchof Franzén; der zu früh geſtorbene Stagnelius und der Biſchof Wallin, Dichter vieler ſchönen Kirchenlieder. — Noch ſind hier zwei vorzügliche Künſtler zu erwähnen: der durch Kraft und Anmuth gleich ausgezeichnete Bildhauer Sergell, † 1814; ſeine Gruppe des Amor und der Pſyche, und eine andre des Mars und der Venus, werden für ſeine Meiſterſtücke gehalten; auch hat er die Statue Guſtavs III. modellirt. Eben ſo bedeutend in ſeiner Art iſt der Maler Hörberg. Seine Eltern waren arme Bauern, er ſelbſt blieb arm und Bauer bis an ſeinen 1816 erfolgten Tod, und kam erſt im 30ſten Jahre auf kurze Zeit nach Stockholm, wo ſich Sergell ſeiner annahm. Trotz dieſer ungünſtigen Umſtände zeichnen ſich ſeine Gemälde, deren es viele in den Kirchen Schwedens, beſonders zu Norköping, giebt, durch treffliche Zeichnung, ſchöne Compoſition und einen kräftigen Charakter aus. Unter den jetzt lebenden Künſtlern verdienen die Bildhauer Byſtröm und Fågelberg genannt zu werden.

Druckfehler.

S. 170.	Z. 3.	v. o.	Escualdunac	lies	Escualdunac
— 199.	— 4.	— u.	Nuys	—	Nuits
— 208.	— 4.	— o.	Primedi	—	Primidi
— 270.	— 3.	— u.	Hugenots	—	Huguenots.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fig. 5.

Sturm sc. Halle.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanc, Ludwig Gottfried,

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien ...

Bd.: 1. Die allgemeine Einleitung, die Pyrenäische Halbinsel, Frankreich, d
as Britische Reich, die Nieder

Halle 1837

Geo.u. 507 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430452-0